Novellen

Von

L. Kruſe.

Wien,

bei Anton Pichler.

1816.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

An Herrn

Joseph Friedrich

Freyherrn von Retzer

in Wien.

Darf an der Donau liederreichem Strande
Der Dichter die gewöhnten Saiten ſchlagen?
Darf er, ein Fremder, fremde Töne wagen,
Gefeſſelt in der nord'ſchen Sprachen Bande?

Ihm ward gereicht, der Muſen Gunſt zum Pfande,
Die Laut', auf daß an's Licht er, ohne Zagen,
Was ſie im Geiſt erregen, kühn ſoll ſagen:
Gehört er ſonſt des Schönen Vaterlande?

Wohlan! Er wird doch unbekannt im Schwarme
Nicht untergehn, steht auch an seiner Seite
Nicht Fürstengunst, um seinen Flug zu heben:

So wirft er sich der Freundschaft in die Arme!
Gibt dein geschätzter Nahm' ihm das Geleite,
Dann wird in Retzers Ruhm sein eigner leben!

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Coeur Dame. 1

II. Anna Capri 63

III. Die mähriſchen Brüder. 151

I.

Coeur-Dame,

Eine Novelle.

Beyer

August war bis zu seinem neunzehnten Jahre in einer fast klösterlichen Einsamkeit erzogen; denn sein Vater, welcher wohl ein Mann von Vermögen, zugleich aber sehr hypochondrisch war, wurde auf seinem alten Landgute, welches nahe am Strande, in einer sehr hübschen Gegend von Wäldern und einzelnen Dörfern umgeben lag, sehr selten von Fremden besucht. Indessen war er unter der Sorge einer guten Mutter und an der Seite eines braven Lehrers aufgewachsen, und seine lange, so wie genaue Bekanntschaft mit der reichen Natur und dem grosen Meere ersetzte ihm den Mangel der menschlichen, welche ihm stets früh genug zu machen bevorstand. Die Welt, die ihn umgab, war ihm sehr wenig bekannt; doch Geschichte und Poesie hatten bereits eine weit herrlichere in seiner Brust erweckt, und nie gab er sich den Träumen seiner Phantasie froher hin, als wenn der Vater ihm, wiewohl selten, kleine Reisen nach den angrenzenden Oertern, mit einem Schiffsherrn,

welcher seine Ladungen unweit des Guts einnahm, zu machen erlaubte. Diese Träume wurden sehr schnell von einer genußreichen Wirklichkeit verdrängt, wenn er sich bei stürmischem Wetter die Erlaubniß, das Ruder zu steuern, und den Segeln ihre Richtung zu geben, erbeten hatte; denn dieses Geschäft ließ er sich so angelegen seyn, als ob es sein eigentlicher Zweck gewesen wäre; doch strebte er sorgfältig, diese Freude dem Vater zu verbergen, wohl wissend, daß dieser ihn zu seinem Nachfolger in der Landwirthschaft bestimmt hatte.

Allein es war ihm in der dunkeln, altväterischen Behausung, bei trocknen Berechnungen über Getreide und Ackerland, welche nur zu sehr mit seinen lebhaften glänzenden Träumen abstachen, unmöglich, diesem Leben einigen Geschmack abzugewinnen; er begann die Welt zu vermissen, die ihm seine Bücher in der Ferne zeigten, und in seiner Brust wurde die zweifache Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft wach, welche sich immer in einem jungen und warmen Herzen regt.

Wie groß war daher seine Freude, als der Vater eines Tages ganz unerwartet zu ihm sagte, daß die Zeit endlich da wäre, wo er sich mit der Welt bekannt machen und in einem größeren Kreise, wissenschaftliche Kenntnisse in dem Fache, wozu er bestimmt war, erwerben müßte; er fügte hinzu: daß er selbst ihn nach der Hauptstadt begleiten, und in den Häusern, mit welchen er in Verbindung stünde,

einführen wollte; auch würde er auf dem Wege dahin, einen Besuch bei einem vertrauten Freunde, den er mehrere Jahre nicht gesehen habe, abstatten, und schloß damit, daß sich der Sohn den folgenden Morgen reisefertig halten sollte.

Welche frohe Träume schwebten der Seele des Jünglings in dieser schlaflosen Nacht vor! Mit welchen Hoffnungen sah er den Morgen hervorbrechen, und ach! mit wie geringem Kummer riß er sich aus den geliebten mütterlichen Armen, die er jetzt zum ersten Male für eine ungewisse Zukunft, zugleich mit dem so lieben Geburtsorte verließ; aber das mächtige Gestirn der Hoffnung leuchtete ihm vor, und er sah nur ihren Glanz; nicht einmal die neuen immer abwechselnden Umgebungen zogen seine Aufmerksamkeit an, und er erwachte, wie aus einem langen Traume, als sie den folgenden Tag unter dem prächtigen Portal eines neu aufgebauten Landgutes, das dem Freunde gehörte, den der Vater besuchen wollte, durchfuhren.

Die Pracht und Eleganz, die ihnen von allen Seiten entgegen schimmerten, ließen August einen Empfang, dem das Aeußere entsprach, vermuthen; allein schon hier sollte seine erste Erwartung getäuscht werden; ein ernsthafter, nicht mehr junger Mann, dessen Antlitz deutliche Spuren des Kummers trug, kam ihnen entgegen, und, wiewohl er mit inniger Herzlichkeit seinen alten Freund umarmte, verrieth er doch eine Aengstlichkeit, die anzudeuten schien, daß der Besuch ihm, wenigstens

für gegenwärtigen Augenblick, nicht angenehm sey; auch waren sie kaum in einen zierlichen Gartensal hineingetreten, als er ihnen erzählte, daß sie ihn unter den Zubereitungen einer schnellen Reise nach der Hauptstadt antreffen, wo seine Frau, die sich daselbst einige Zeit aufgehalten, plötzlich sehr krank geworden sey; und indem die Bedienten in sichtbarer Eile das Frühstück auftrugen, führte er seinen Freund, mit welchem er einige Geschäfte hatte, in sein Cabinett, nachdem er sich bevor bei August entschuldigte, daß er ihn allein ließ, und sich gezwungen sah, eine andere und bessere Zeit zu wählen, um ihn seiner Familie vorzustellen; indessen bat er ihn zu thun, als ob er zu Hause wäre, und die Zeit mit allem, was ihm umgab, so gut wie er nur konnte, zu vertreiben.

Ungeachtet dieser augenblicklichen Verstimmung befand sich August in diesen neuen Umgebungen recht wohl. Eine Reihe Zimmer, mit Bildern geschmückt und auf das geschmackvollste meublirt, stand ihm offen. Vorhänge und Stühle waren mit Stickereien geziert, die von einem kunstreichen Frauenzimmer in der Familie herrühren mußten, wovon doch keines sich sehen ließ. Ein Blick aus den verschiedenen Fenstern zeigte ihm jedesmal eine neue Aussicht über einen schönen Garten und eine reiche Gegend, und nachdem er alles ziemlich flüchtig besehen, hatte er Zeit genug übrig, um sich seinen eigenen Betrachtungen hinzugeben.

Er konnte nicht umhin, weil doch einmal die

Landwirthschaft seine Bestimmung war, sich im Besitze eines so herrlichen Eigenthums, das etwas ganz anderes als die väterliche Behausung war, zu wünschen, und als er von solchen Gedanken erfüllt, sich einem abgelegenen Fenster nahte, welches auf einen grünen Platz hinausging, wo ein junges elegant gekleidetes Frauenzimmer, in welcher er gleich die Tochter des Hauses zu erkennen glaubte, mit Aengstlichkeit und Verwirrung Befehle ertheilte, wurde sie plötzlich mit seinen Träumen verwebt; doch, indem er es für recht wünschens- und dankenswerth hielt, die artige Unbekannte, deren frommes blaues Auge schon ein paarmal so betrübt gegen den lichteren Himmel ihm vorbei hinaufgeblickt hatte, trösten zu können, ward seine Seele zugleich von dem Gedanken ergriffen, daß er so zu sagen, bei dem ersten Schritt in der neuen Welt, schon Unglück und Kummer angetroffen hatte. In dem nämlichen Augenblicke schlug die Glocke, und eine kleine niedliche Flöten-Uhr, die im Zimmer stand, fing an eine Melodie zu spielen, die ihm aus dem Vaterhause genau bekannt war, und die er oft von seiner Mutter gehört hatte, nämlich: ou peut on être mieux qu'au sein de sa famille. Diese Töne flößten seiner Brust noch wehmüthigere Gefühle ein; es regte sich eine Art von ängstlicher Furcht wegen der Zukunft, und ein Vertrauen zu seinem bisherigen beschränkten Zustande in ihm; es war, als rief eine unbekannte Stimme ihm zu: daß er nicht weiter gehen sollte;

er wußte selbst nicht, wie der Wunsch: mit diesem Mädchen, das er kaum gesehen hatte, in einem abgelegenen und fröhlichen Besitze seine Tage zu durchleben, auf einmal so lebendig in ihm geworden war, daß er sich wenigstens an dem Traum ergötzte, einmal als Herr dieses Gutes, auf die Welt, die ihn jetzt lockte, ruhig zurücksehen zu können.

In diesem Spiel der Phantasie ward er durch die Zurückkunft der Alten gestört, und nachdem sehr kurz gefrühstückt und ein Zusammentreffen in der Stadt verabredet war, fuhren die Reisenden weiter: der Vater stillschweigend und verstimmt, August träumend, wie vorher; allein seine Gedanken eilten nicht mehr voraus, vielmehr zogen sie ihn zurück nach dem Gute, welches er verlassen, und zu den Wünschen, die solches ihm eingeflößt hatten.

Die Hauptstadt schwächte indessen bald diese Eindrücke. Der Vater hatte vor seiner Zurückreise dafür gesorgt, daß die besten Häuser und die ersten Zirkel dem Sohne offen standen; ein junger, recht liebenswürdiger Mensch, ein Vetter vom August, den wir Hartwig nennen wollen, zog diesen mit aller der Herzlichkeit, worauf sein warmes Herz und seine Träume von Freundschaft Anspruch machten, an sich. Sie waren unzertrennlich, bestanden viele fröhliche Abentheuer zusammen, und August wurde bald in den Besitz vieler kleiner Geheimnisse gesetzt, obschon er nicht Gleiches mit Gleichem vergelten konnte; auch war es ihm nicht ver-

borgen, daß der fremde, wiewohl höhere Blick, womit er seine neuen Umgebungen betrachtete, gar nichts bei seinem Freunde statt fand, der vielleicht mehr als billig darin zu Hause war, und, anstatt wie August mit dem Anschauen des Gegenwärtigen sich begnügen zu lassen, es vielmehr begierig im Fluge ergriff; diese Verschiedenheit band sie jedoch noch fester an einander, indem sie einen gegenseitigen Streit erweckte, worin ein jeder seine Gesichtspuncte geltend zu machen, und die des andern zu widerlegen suchte; doch, trotz aller Mühe, die sich Hartwig gab, unterließ August nicht zu behaupten, daß die Meinungen seines Freundes, ungeachtet seines guten Willens, sich selbige eigen zu machen, doch immer eine Leerheit in seinen Gefühlen zurück ließen, die nicht sein Freund, wohl aber der erste Ball, dem er beiwohnte, endlich ausfüllte.

Hartwig war, wie immer, sein treuer Begleiter; und als dieser schon bei dem ersten Eintritt im Saale ihn seinem Versprechen nach der schönen Emmy, die seiner warmen Behauptung gemäß eigentlich die Königinn des Balles war, vorstellte, ließ sie sich nicht allein sehr höflich mit ihm ein, sondern ein artiges kleines Mädchen, das bei ihr stand, und nur an der Seite dieser schlanken prachtvollen Gestalt nicht gleich ins Auge fiel, hatte kaum seinen Namen gehört, als es sich auf einmal zu ihm hinwandte und äußerte: wie sehr es sich freue, ihn noch früher, als er sie kannte, eine Entschuldi-

gung über die unhöfliche Art, womit ihr Vater ihn kurz vorher empfangen hatte, machen zu können; allein, fügte sie hinzu, Sie werden uns entweder entschuldigen oder noch böser auf uns werden, wenn Sie erfahren, daß Sie keiner der unsrigen als einen Fremden ansieht, obgleich wir Sie nie vorher gesehen haben, und mein Vater hat sich eben in diesen Tagen, da die Genesung der Mutter uns unsere Freunde wieder bei uns zu sehen vergönnt, sehr emsig nach ihrer Wohnung erkundiget, um Sie persönlich einzuladen, weil Sie gar nicht von selbst kommen! Es freut mich recht, daß ich ihm zuvorgekommen bin.

Natürlicher Weise leitete dieser Anfang eine längere Unterredung ein, wozu die Verlegenheit jenes Tages, die Thränen der hübschen Maria, und die bis jetzt vergessenen Empfindungen Augusts dabei, Stoff genug hergaben. Sie waren auch bei weitem nicht fertig, als Emmy, die an Hartwigs Hand die lange Reihe heruntergeschwebt, und deren Abwesenheit August noch nicht bemerkt hatte, in der Figurirung vor ihnen inne hielt und ihnen scherzhaft zuflüsterte: aber mein Gott! Kinder! Ihr vergesset ja ganz zu tanzen; wie werden Sie durch die Welt kommen, junger Herr! wenn der erste Feind Sie schon desarmirt?

August sprang erröthend auf und bot Marien seine Hand; sie bemerkte aber sehr richtig, daß der Tanz schon halb aus war, stellte ihm dagegen ih-

ren Vater vor, der sich eben nahete, und ihn mit Artigkeiten überhäufte.

Emmy hatte Recht gehabt; August war schon gefangen. Als er den nächsten Morgen, unter der Begleitung seines Freundes, Emmy seine Aufwartung machte, konnte das ausgelassene Mädchen sich nicht enthalten, ihren Scherz zu erneuern: Armer junger Mensch! sagte sie: Sie haben sich in ein gefährliches Labyrinth verwickelt; Sirenenstimmen von allen Seiten, und eine Circe in jedem Auge, das ihnen entgegen strahlt! Hören Sie, fuhr sie fort, indem sie von ihrem Stickrahmen, wober sie saß, ihm einen kleinen Wickel mit Seide zuwarf: Ich will ihre Ariadne seyn; an diesem grunen Faden, der ihre Gedanken an die Hoffnung allein heften soll, werden Sie durch alle die Bälle der Stadt, die Conzerte, Schauspiele, ja selbst die Straßen unangefochten schreiten können, so wie ihr Freund, der schon lange unter meiner Aegide steht; aber Sie müßen meine Gabe nicht mißbrauchen, nicht meinen Faden schnöde abrollen, denn forschen Sie den Talismann, den er umschlingt, nach, so stehe ich für nichts mehr. Sie sind von jetzt an unter meiner mächtigen Regierung, seyn Sie denn auch hübsch folgsam.

August empfing lächelnd ihr Geschenk, indem er ihr die Versicherung gab, daß es Werth und Bedeutung für ihn habe, eben nicht, weil er sich fürchtete auf gefährliche Abwege zu gerathen, sondern weil er fühlte, daß seine Beschützerinn ihm keine

bessere Gabe, als die Hoffnung gewähren könnte. Indessen verschloß er sie doch ziemlich gleichgültig in seinem Pulte, und eilte dahin, wo eine lebendigere Hoffnung ihm von Mariens Auge entgegen strohlte.

Jedoch vermißte August mitten in seiner neuen Welt seine liebende Mutter und die Beschäftigungen seiner Jugend; er bereuete, daß er von diesen mit so vielem Leichtsinn geschieden war. Hartwig verletzte ihn oft mit dem leichten Lächeln, womit er ihn von seinen Erinnerungen sprechen hörte; dagegen fand er in der schuldlosen Brust seiner Marie einen Wiederklang der Töne, die in ihrer Nähe, muthig und belohnt aus der seinigen heraufstiegen. Täglich kam sie dem Ideale näher, welches die erste Liebe schnell in seiner Seele aufgestellt hatte, und in sehr kurzer Zeit nahm es so ganz ihr Bild an, daß es meine Leser gar nicht wundern wird zu erfahren, daß vor dem Ende des Winters, Emmy, ihr Seiden-Wikel, und alle übrigen Umgebungen, ganz aus dem Herzen Augusts getilgt waren, welchem es genug kostete, seinen geheimen Triumph über Mariens geheimes Ja zu verschweigen.

Bei der Ankunft des Frühjahres verließ sie sammt ihren Aeltern die Hauptstadt, und wiewohl sie beide, mit ziemlicher Gewißheit, von der Freundschaft und beynahe gleichen Lage ihrer Familien ihre Beistimmung hatten muthmassen können, war es doch zweien so jungen Herzen zu natürlich und süß

sich zu fürchten, daß sie nicht beschlossen haben sollten, ihr Einverständniß recht verborgen zu halten, bis Maria Gelegenheit gefunden, die Gesinnungen ihrer Aeltern zu erforschen. Allein nach ihrer Abreise warf auf einmal August einen stolzeren und freieren Blick um sich her. Die vorige zärtliche Beschränkung, worin er den Winter hindurch an der Seite der Geliebten gelebt hatte, war jetzt mit ihrer Abwesenheit verschwunden, und, wie er damals sein Daseyn nur in dem ihrigen gefunden hatte, erkannte er es wieder in der eigenen Kraft, die ihm jetzt mächtig seiner Bestimmung entgegen trieb.

Diese Umwechselung entging nicht den Augen seiner Freunde, und Emmy, die wohl seine Neigung zu Marien bemerkt hatte, aber doch kein eigentliches Einverständniß unter ihnen vermuthete, konnte sich nicht enthalten, ihm zu seiner wieder erworbenen Freiheit Glück zu wünschen; — August dagegen versicherte sie, ein wenig gekränkt, daß er nie weniger, als jetzt, im Besitz derselben gewesen wäre, und vertraute ihr in Hartwigs Gegenwart mit Triumph seine Verbindung an.

Schwätzer' antwortete ihm Emmy etwas ungehalten, dann muß ich Ihnen wohl Glück wünschen! im Ernst! Ich hätte, wiewohl keine anderen Plane mit Ihnen, doch Ihretwegen gewünscht, daß Sie mehrere liebenswürdige Mädchen kennen gelernt, bevor Sie so schlechthin das erste, das Sie gesehen, und welches Sie noch sehr wenig kennen,

als das einzige und würdigste erklärt hatten. Jedoch, fuhr sie mit Herzlichkeit fort: ich wünsche aufrichtig Glück dazu; denn das Glück war in diesem Stücke besser als der Verstand. Maria ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen.

August dankte für diese Empfehlung, indem er ein wenig empfindlich hinzufügte, daß sie überflüssig wäre.

Ich hoffe es, antwortete Emmy, ich hoffe, ja ich bitte Sie vielmehr, wofern hier eine Bitte hinreichend ist, daß Sie nie meine gute unschuldige Marie weniger liebenswürdig finden mögen; verstehen Sie meine unzeitige Bedenklichkeit nicht unrecht; allein ich habe von so vielem Unglück in der Welt gehört, daß ich nicht gern auf den Wunsch Verzicht leiste, daß meine Freunde in so wichtige Verbindungen nur mit einem recht freien Ueberblick derselben eintreten möchten. Zwar glaube ich nicht, daß die Ihrige von irgend einem Hindernisse wird bedroht werden; sind Sie aber überzeugt, daß Ihre Freundinn in allen Verhältnissen des Lebens Ihren Erwartungen entsprechen wird? Und wenn dies nun nicht geschähe, werden Sie dann nicht, indem Sie größere Talente bei Andern entdeckten, unbillig gegen sie werden, weil Sie selbst einmal es nicht für nöthig hielten e r s t zu prüfen? Doch, fuhr sie lächelnd fort, wir predigen und moralisiren und sind vielleicht in gleiches Verhängniß gerathen. Ich bin Ihrer freundlichen Offenheit einen

Ersatz schuldig, und eile, Sie meines Zutrauens zu überzeugen: Ihr Freund Hartwig ist mein Bräutigam.

O! Emmy! sagte Hartwig, Sie heftig umarmend, wie herzlich danke ich Dir, daß Du selbst die Verschwiegenheit gebrochen, die Du mir empfohlen hattest; Du weißt nicht, was es mir gekostet hat, sein redliches Vertrauen nicht vergelten zu dürfen; mithin siehst Du August, daß ich Dir doch etwas verschweigen kann.

In der That, rief dieser, beider Hände ergreifend: Ihr habt mein Glück durch das Eurige vermehrt, und ich gebe Euch eure eigenen Wünsche zurück.

Es that auch Noth, mein Freund! erwiederte Emmy ernsthaft, denn viele dunkle Wolken drohen unserer Zukunft. Mein Vater hat, obschon der Sohn eines armen Seemannes, wie Sie wohl wissen, sich durch seinen Handel einen beträchtlichen Reichthum erworben, dem ungeachtet vermeidet er sehr vernünftig Alle, die so sehr über seinen Stand erhoben sind, daß er leicht begreifen kann, daß sie seinen Umgang nur wegen seines Vermögens suchen, daher ist auch Hartwigs Hofjunkerschaft in seinem Auge ein so tiefer Dorn, daß ich beinahe fürchte, wir werden ihn schwerlich herausziehen; indessen trösten wir uns damit: kommt Zeit, kommt Rath! ohne dem theilt meine Mutter unser Geheimniß! Es sind überall ihre Gesinnungen, wie sie leicht hören können, die ich heute

im Schilde geführt habe, allein von diesem Augenblicke an ist Emmy nur die Freundinn Mariens und die Braut ihres Freundes.

Die Wendung, die diese Unterredung genommen und die innige Freude Augusts über dieses wechselseitige Glück, schwächten zum Theil den Eindruck, den Emmys erste Worte auf ihn gemacht hatten, doch mußte er sich selbst gestehen, daß sie in vielen nicht so ganz Unrecht hatte, indem er zugleich fühlte, daß kein Wesen Marien ihren Platz in seinem Herzen streitig zu machen vermochte. Ihre herzliche Güte und Ergebenheit kenne ich ja, sagte er zu sich selbst, dies wird gewiß die wenigen schwachen Seiten, die ihr vielleicht eigen und meinem Auge entgangen sind, überwiegen; das versteht sich: Emmys umfassenden Blick besitzt sie nicht. Emmy ist auch ein sehr seltenes Mädchen, allein Marien fehlt nichts von dem, was zu meinem Glücke nothwendig ist.

Wenige Wochen nach diesem Vorfalle wurde August durch einen Brief von Marien nahe an das Ziel seiner Wünsche gebracht. Sie benachrichtigte ihn, daß ihre Furcht ungegründet gewesen war, denn sie hatte kaum nach vielen Vorbereitungen ihre Liebe der Mutter anvertraut, als diese den Vater hinzurief, und Beide ihr mit Freudenthränen erklärten, daß ihr liebster Wunsch jetzt in Erfüllung gegangen sey, daß diese Verbindung schon sehr oft unter den Aeltern als wünschenswerth erwähnt worden, und daß August nur ihnen und

seinem Vater zu schreiben brauchte, um sein Glück und das ihrige bestätigt zu sehen. Mit Freuden eilte August an sein Schreibpult, und in sehr kurzer Zeit empfing er eine schriftliche Zusicherung der Hand seiner Geliebten und ihrer baldigen Verbindung, wenn er nur die Prüfung in den Forstwissenschaften, wozu er sich vorbereitete, erst bestanden hätte.

Allein indem das Glück so im vollen Mittagsglanze seinen Himmel bestrahlte, fieng es gewaltig an, an dem seines Freundes sich zu verdunkeln. Ein fremder Kaufmann, der sich schon lange in der Hauptstadt aufgehalten, und wiewohl ziemlich unbemerkt sich unter die Zahl der jungen Herrn, die Emmys Verdiensten huldigten, begeben hatte, hielt ganz unerwartet, begünstigt von seinem Vermögen, seinen Verhältnissen und der Genehmigung des alten Vaters, um ihre Hand an. Beide wurden daher nicht wenig bestürzt, als sie ihm ein höfliches aber bestimmtes Nein sagte. Die Folge war, daß die Aufmerksamkeit des Vaters sich, so gut wie zum ersten Male, auf den männlichen Kreis, der seine Tochter umgab, richtete. Weil nun die Entdeckung von Emmys heimlicher Zuneigung in einem so kritischen Zeitpunkte doppelt gefährlich und der Vater mehr als sonst aufgeregt war, darüber erbittert zu werden, beschloß das geheime Triumvirat, daß Hartwig sich beinahe ganz von dem Hause zurückziehen sollte, bis der Verdacht des Alten sich gelegt hatte, zumal da die Freundschaft Augusts

den Liebenden ein unbetrügliches Vereinigungsmittel eröffnete, welches um so weniger fehlschlagen konnte, da er als ein junger öffentlich erklärter Bräutigam das Vertrauen jedes Vaters besaß.

August, der recht innig froh war, doch einmal seinen Freunden nützlich seyn zu können, besorgte auf dieser Art beinahe ein ganzes Jahr hindurch viele geheime Briefgen, aber noch mehrere vertrauliche mündliche Aufträge zwischen Beiden. Bei dieser Gelegenheit wurde er so viele kleine und verschiedene Züge von Emmys Herz gewahr, welches zwar stets im ersten Augenblicke ungestüm, doch bald Herr über sich selbst zu werden wußte, daß es ihn zu einer unwillkührlichen Ehrfurcht hinriß, und es ward ihm immer deutlicher, daß ungeachtet Emmys Frohsinn, welcher mitunter selbst an Ausgelassenheit gränzte, Hartwig doch zu viel Leichtsinn, selbst Mangel an Kraft und Umfang des Geistes besaß, als daß ein fortdauerndes Glück unter ihnen zu erwarten wäre. Er sah ein, daß die Tiefe, welche er in seinem eigenen Wesen zu entdecken glaubte, ihm ihr ganzes Zutrauen erworben hatte, indem er sich selbst nicht verhehlen konnte, daß die anspruchslose Ergebenheit Mariens, und ihr gefühlvolles Herz, wovon sie ihm täglich neue Beweise gab, da sie jetzt wieder den Winter bei ihm in der Stadt zubrachte, zu der Zufriedenheit seines Freundes völlig hinreichen würde, welcher, seiner Meinung nach, die geduldige Fassung im Unglücke, und die muthigen Maßregeln um demselben vorzubeugen,

die Emmy eigen waren und August schätzen gelernt hatte, nicht hinlänglich erkannte. Er mußte sich sogar einige Male selbst gestehen, daß Mariens Geist ihrem untergeordnet sey, und als jene nach ihrer Rückkehr auf das Land ihn scherzhaft ermunterte, mit der bevorstehenden Prüfung, die sich ins Weite zog, ein wenig zu eilen, glaubte er in diesem Wunsche eine beschränkte Eigenliebe zu finden, die ihn zu der Antwort bewog: daß er es wegen seiner eigenen Bildung für zuträglicher hielt, die Menschen in der großen Welt eine zeitlang zu studieren, bevor er sie ganz verlassen müßte, um sich nur mit der Welt der Bäume zu beschäftigen. Ja, es kam ihm sogar wie eine Art Unrecht vor, eine Abreise zu beschleunigen, die, wiewohl zu seinem Zwecke führend, doch Menschen, die er schätzte und liebte, in Unruhe und Verlegenheit setzen würde. Was wird aus ihrer Verbindung werden, sagte er oft mit Heftigkeit bei sich selbst — Hartwig zaudert und thut für die Zukunft nichts, ist vielleicht selbst zu leichtsinnig, um daran zu denken. Emmy ist zwar ruhig und munter, doch müßte ich mich sehr irren, wenn es nicht eine Maske wäre, worunter sie ihren heimlichen Kummer verbirgt; ich habe sie oft ernsthaft, in Gedanken versunken angetroffen, doch kaum hatte sie bemerkt, daß sich mein Blick auf sie richtete, als sie wieder Herr ihres süßen Lächelns, ihres himmlischen Frohsinns wurde.

Denselben Tag, als August endlich die Prüfung

bestanden hatte, und nicht sehr aufgeräumt, vielmehr ein wenig mißmuthig Hartwigen die Nachricht davon überbringen wollte, fand er diesen im Bette. Er war mit dem Pferde gestürzt, wodurch er sich eine schmerzhafte Contusion zugezogen, war sehr übellaunig, und ersuchte August, seine Braut unverzüglich von seinem Unfalle zu benachrichtigen. Er ging gleich hin, und fing damit an, ihr den Erfolg seiner Prüfung zu erzählen.

Sie reisen denn bald ab? sagte Emmy schnell, und es schien ihm ein wenig betroffen.

Erst dann, antwortete er, wenn meine Gegenwart hier nicht länger nothwendig ist; er theilte ihr hernach seinen Auftrag mit, indem er hinzufügte: Hartwig ist heute ungewöhnlich niedergeschlagen, mir ist's, als habe ich ihn nie so muthlos gesehen! mein Gott! wie wird das alles enden?

Enden? erwiederte Emmy, das ist mir freilich unbekannt, mein Freund! mit Ruhe und Verstand können wir nur die Gegenwart beherrschen! jedoch Hartwig ist krank und mißmuthig, sonst ist es mir immer gelungen ihn zu erheitern. Es ist recht dunkel heute Abends, fuhr sie fort; hören Sie! ich werde einige Kleinigkeiten für die nächste Redoute einkaufen. Sie bieten sich an, mich zu begleiten, und wir besuchen Hartwig.

Sie trafen ihn an, so wie August ihn beschrieben hatte. Emmy war unbeschreiblich liebenswürdig, so gutmüthig froh, daß Hartwig gezwungen wurde sich besser zu fühlen, und indem August seine

Freundinn wieder nach Hause begleitete, konnte er sich nicht enthalten, dies Verzichtthun ihrer inneren Stimmung, die unmöglich so ruhig und froh hätte seyn können, zu bewundern.

Habe ich Ihnen nicht oft genug gesagt, daß wir Frauenzimmer alles können, was wir nur wollen.

Ja, Sie! erwiderte August kurz, und schwieg. Emmy schwieg auch; er bemerkte nicht, daß sie lächelte.

Den Morgen darauf fand August seinen Freund aufs neue sehr unruhig; dieser fragte ihn, ob er Emmy schon heute gesehen, und als er es verneinte, bat er ihn sehr dringend, um alles in der Welt, je früher je lieber dahin zu gehen, ihm genau, wie ihre Stimmung sey, zu berichten, und jedes Wort, das sie fallen ließ, aufzufangen.

August fragte ihn mit Verwunderung, was vorgefallen sey. Du wirst es früh genug erfahren! antwortete er, geh jetzt.

Emmy kam ihm ungewöhnlich ernsthaft und zerstreut vor. Indessen als sie merkte, daß er sie scharf ins Auge faßte, schien es, als nähme sie plötzlich einen innern Entschluß, indem sie das angefangene gleichgültige Gespräch schnell mit der Frage endigte: Hat Hartwig Ihnen kein Geheimniß, das mir verborgen seyn soll, anvertraut?

Nein, liebe Freundinn!

So lesen Sie denn, fuhr sie fort, indem sie

ihm einen kleinen, schlecht geschriebenen Zettel, ungefähr folgenden Inhalts reichte:

„Ich habe unlängst meinen Dienst verlassen „müssen, und bin schon Mutter. Sie haben mich „durch keine Versprechungen betrogen, und sind „schon so gut gegen mich gewesen, daß Sie mir „gewiß auch nicht ihre Unterstützung entziehen wer„den; denn ich kann und darf beeidigen, daß Sie, „und kein anderer, die Ursache meines jetzigen Zu„standes sind. Ich wohne u. s. w.“

Die Aufschrift war an Hartwig.

Sie sehen mich eben so erstaunt und aufgebracht, wie Sie es selbst sind! rief August heftig.

Aufgebracht bin ich gar nicht, guter August! nur, warum es läugnen, — ein wenig betrübt, und vielleicht auch das nicht einmal mit Recht! was ich, fuhr sie lächelnd fort, bei ihrem Charakter und ihrer Strenge Ihnen nicht so leicht vergeben würde, bringen Sie mich selbst beinahe in Versuchung, an Hartwig zu entschuldigen, bei welchem es, wenn ich seine Erziehung, Flüchtigkeit und sein so ziemlich müßiges Leben recht erwäge, so zu sagen nur in der Regel ist. Bald könnte Ihre strenge Miene mich mein Vertrauen bereuen machen; ich brauche aber ein wenig Beistand in dieser Sache und fordere von Ihnen, daß Sie nicht strenger gegen Hartwig sind, als ich es selbst bin. Ich möchte nur wissen, ob es ihm gar nicht eingefallen sey, daß der Brief in meinen Händen ist!

„Ohne Zweifel!“ August erzählte ihr Hartwigs sonderbare Verwirrung.

Nun also! Sagen Sie ihm dann, daß seine Unruhe mich wieder mit ihm versöhnt, und ich verzeihe ihm von ganzem Herzen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keines von uns Allen je mit einer Silbe dieser Sache mehr erwähnt. Sonderbar, fuhr Emmy fort, wie uns doch der Zufall auf dieser Welt beherrscht; da hatte ich gestern Abends mein Taschentuch auf Hartwigs Bette geworfen, im Gehen fiel es mir ein, und ich steckte es schnell zu mir; ich hatte auch ganz richtig mein eigenes wieder bekommen, allein wohl zu merken, eins, das sich schon lange unter den Sachen Hartwigs befunden hatte, und er hat, weil er vielleicht den Zettel im Bette bekommen, und in der Eile nicht gewußt, wo er ihn aufbewahren sollte, ihn in den Zipfel des Tuches in einen Knoten eingebunden; dieser gab mir Anlaß meinen Irrthum zu bemerken, und diese Entdeckung zu machen; allein jetzt müssen Sie mir den Gefallen thun, sich recht genau wegen dieser Person zu erkundigen! Wenn es ein nicht ganz verdorbenes Geschöpf ist, was der Zettel zu vermuthen giebt, müssen wir uns ein wenig um sie annehmen; in allen Fällen will und muß ich für das Kind meines Freundes sorgen.

August bewunderte schweigend ihre Mäßigung und Fassung. Doch indem er ihr seltenes Betragen gegen Hartwig würdigte, welchem er im Her-

zen sehr gram war, wurde dieser in so wunderbaren wehmüthigen Gefühlen gleichsam aufgelöst, so daß er nicht im Stande war, jenem nur ein halbes Wort zu sagen. Hartwig im Gegentheil, welchen er durch den einfachen Bericht allein schon zernichten zu können glaubte, nahm die Sache ziemlich leicht, und bei Emmys Bedingung, dieser Begebenheit gar nicht mehr zu erwähnen, rief er entzückt aus: Emmy ist doch ein herrliches Mädchen! in der That, viel zu gut für mich; es ist mir aber unbegreiflich, auf welche Art sie den verhaßten Brief bekommen hat!

August berichtete ihm, wie es zugegangen war.

Unmöglich! rief Hartwig nachdenkend; es kommt mir ganz bestimmt vor, als hätte ich ihn in meinem Pulte eingeschlossen gehabt. Ich habe ihn freilich nicht vermißt.

Woher schreibt sich denn deine Unruhe diesen Morgen?

Aus etlichen sehr bittern Worten, welche Emmy Gestern mitten in ihrer guten Laune fallen ließ; doch sey es wie es will, mir ist jetzt eine große Last vom Herzen gewälzt. Komm einmal her Brüderchen! hier ist Geld genug; eile jetzt das arme Mädchen zu beruhigen! Ich habe dich schon seit zwei Tagen darum ersuchen wollen, ich konnte es aber nicht über die Zunge bringen; jetzt ist es von sich selbst gekommen; doch, was du auch thust, entziehe Emmy die Freude nicht, für den Jungen zu sorgen.

August verrichtete seinen Auftrag, ohne sich weiter mit Hartwigen einzulassen, dessen Leichtsinn sein Innerstes empörte. Es war nicht seine Schuld gegen Emmy, sondern die frühe Nichtwürdigung ihrer Verdienste, die jetzt seinen Unwillen reizte. Wie ganz anders erkannte er ihre himmlische Güte! wie viele Sorgfalt verwendete er auf das arme Kind, dessen Schicksal ihm beneidenswerth schien, weil Emmy sich seiner annahm! Wie bald mußte er verreisen! Er hatte keinen Vorwand mehr zu einem längeren Aufschub; er durfte nicht länger der Schutzengel ihrer Liebe seyn, konnte nicht täglich und gegenwärtig dem Hartwig alles, was er ihr schuldig war, vorhalten, nicht persönlich seinen leichtsinnigen, ihrer so unwürdigen Freund beobachten! doch, er nahm sich indessen vor, recht offenherzig mit ihm zu reden; er wollte jede weitere Untreue oder bloß Leichtsinn gegen sie als eine Niederträchtigkeit, die er mit der Pistole in der Hand rächen würde, gerade aus erklären; Emmy nur sollte nicht erfahren, wie nahe und wichtig ihr Wohl seinem Herzen war.

Er brauchte aber diese Strenge nicht. Sein finsterer Blick schien Hartwig angesteckt zu haben; dieser war wenigstens eben so ernst, wie er.

Ich bin recht in mich selbst gegangen, lieber August! sagte er, und lehnte sich vertraulich an seinen Arm. Ich habe es beschlossen: ich will meinen verdammten Leichtsinn fahren lassen. Du sollst jetzt einen Plan anhören, den ich schon lange im

Kopfe herumgetragen habe; aber ich muß es Dir gestehen, ich hatte nicht Festigkeit genug, und nicht einmal recht Lust ihn auszuführen, weil er meiner Neigung entgegen steht, allein ich bin Emmy dies Opfer schuldig, und seit ihrer letzten schönen Nachsicht darf nichts mir zu schwer seyn. Es ist eigentlich nur meine Aufwartung bei Hofe, die mir bey Emmys Vater im Wege steht; ich will meinen Abschied nehmen, mein Vermögen auf ein Gut anlegen, welches mir mein Oheim überlassen will, und ich zweifle gar nicht, daß ich als Gutsbesitzer das Ja des Vaters erhalten werde; aber, kann auch Emmy mir die Langeweile ersetzen, die mich auf dem Lande erwartet?

Sie kann eine Welt ersetzen, antwortete August. Ich stimme ganz deinem Plane bei; ich will mit Emmy darüber sprechen, und hat er ihren Beifall, so ziehe ich ruhig fort, denn dann bist Du unter der Obhut eines Engels.

Emmy hörte diesen Plan mit Verwunderung, allein sie billigte ihn nicht.

Ich läugne zwar nicht, sagte sie, daß dieser Tausch genug wäre, uns die Beistimmung des Vaters zu verschaffen; allein das Leben am Hofe ist nun einmal Hartwigs Welt, es macht einen Theil seines Daseyns aus; es sind nur wir arme Frauenzimmer, die im Stande sind, eine solche Verläugnung unseres eigenen Wesens zu übernehmen, die gar nicht in der Natur des Mannes liegt, oder sich für die gesellschaftliche Einrichtung schickt, und

welche er gewiß auch bereuen würde; ich vermag die Folgen dieses Schrittes nicht zu berechnen, und sehe ihn darum höchst ungern; es kommt ja nicht allein auf mein Glück an.

August schwieg; Emmy's Selbstverläugnung verfehlte seine Wirkung auf ihn nicht; mit lebendiger Begeisterung überbrachte er Hartwigen ihre Antwort; er beschwor ihn, nicht auf dem halben Wege inne zu halten und seinen Vorsatz mit Eifer zu betreiben.

Emmy aber wünscht es nicht, erwiederte Hartwig bedeutend!

Ihr Bedenken, betheuerte August, wird wie ein Nebel der schönen Wirklichkeit weichen. Dich kenne ich auch, Hartwig! fuhr er fort; Du bildest Dir nur ein, daß Du ein Opfer bringest; binnen acht Tagen bist Du in jeder neuen Umgebung zu Hause; und, als Du täglich Emmys Gegenwart genieſſen konntest, hast Du nichts Besseres verlangt. Ich darf meine Rückkehr in die Heimath nicht länger aufschieben. Dein Plan hat mir den Muth eingeflößt, sie zu bestimmen; ich reise ab, ich muß schon Morgen abreisen; gieb mir Dein Wort, so wahr als Du mein Freund bist! ihn durchzusetzen, eilig und verschwiegen, so gehe ich ruhig fort.

Seine Begeisterung hatte sich dem Hartwig mitgetheilt, er versprach alles; August umarmte ihn heftig, ließ ihn sein Versprechen noch einmal wiederholen, verabredete, was noch nicht ins Reine gebracht war, und verließ ihn. Er eilte zu Hause,

befahl seinem Bedienten zu packen, gab ihm Abschieds-Karten zum Herumbringen, und eilte zu Emmy.

Nun, was macht Hartwig? fragte sie schnell.

Was er schon seit lange hätte thun sollen, alles, um Sie zu besitzen.

Mein Gott! und sein unbedachtsamer Plan?

Er folgt jetzt dem meinigen, Emmy! Fragen Sie mich nicht, und verbittern Sie mir nicht mit Zweifeln die letzte Stunde, die ich, vielleicht auf lange Zeit! bei Ihnen zubringe. Lassen Sie mich mit der Ueberzeugung abreisen, daß ich zu Ihrem Wohl beigetragen habe; ohne dieses kann das meinige nie vollkommen werden.

Sie reisen denn? rief Emmy erschrocken!

Ja, Morgen! Ich muß; nur Sie liegen mir auf dem Herzen, ich hoffe aber, daß Ihr Glück nicht mehr weit entfernt ist.

Ich verliere denn, sagte Emmy leise und mit bebender Stimme, meinen einzigen Freund!

Was ist denn Hartwig? fragte August, eben so leise.

Ach! Hartwig hat das gute Herz seines Freundes, aber seinen Geist nicht.

Mein Geist, rief August begeistert und gerührt, flammt jetzt in dem seinigen! Beide sind in diesem Augenblicke nur mit Ihnen beschäftiget. Doch noch einmal: fragen Sie mich nicht. Vertrauen Sie ihrem Freunde, meine geliebte Freundinn! wenn Sie sich auch nicht ganz dem Hartwig vertrauen

dürfen; und sollte das, was wir gethan haben, nicht völlig Ihren Beifall gewinnen, wenn Sie es erfahren, so schieben Sie nur dreist die Schuld auf mich, der ich euch beide kenne, und bin überzeugt, daß die Zukunft unser Unternehmen rechtfertigen wird. Um Hartwigs Glück bin ich nicht besorgt, nur um das Ihrige. Möchte er Ihrer nur stets würdig seyn!

Wollten Sie ihm nur stets Ihre Freundschaft aufbewahren?

So lange er Sie glücklich macht, ja! Aber versprechen Sie mir auch jetzt uns zu vertrauen, und ohne Unruhe den Ausgang zu erwarten?

Ich verspreche es.

Zum ersten Male kam es August vor, als ob Emmy so ganz ihre Fassung verloren hätte, so daß er zitterte, als in dem nämlichen Augenblicke mehrere Personen in den Saal traten. Er konnte diesen Abend keine Gelegenheit mehr finden mit ihr allein zu sprechen; es schien, als vermiede sie ihm das Lebewohl zu sagen; doch, indem er das Zimmer verließ, bemerkte er, daß sie sich schnell zu dem Fenster herumkehren mußte.

August war kaum auf der Straße, als das heftigste, zerreissendste Gefühl sich seiner bemächtigte. Auf einmal fühlte er sich allein, fürchterlich allein in der ganzen Natur. Wohl stellten sich die Bilder seiner Aeltern und seiner Marie vor seine Seele, sie stunden aber fern, wie bleiche Schatten ohne Leben und Kraft, ihn an sich zu ziehen. Mit

Schrecken vernahm er nun, daß er nur in Emmys Daseyn lebte, und jetzt war nicht allein sie, sondern ihre geistreiche Gegenwart, ihr freundliches Lächeln, ihr heller Verstand auf immer für ihn verloren. Und nicht einmal ein Andenken ihrer Freundschaft besitze ich, sagte er bei sich selbst; er war schon in Versuchung umzukehren, um sich solches zu erbitten, damit er ihr doch noch einmal ein paar recht herzliche Worte, die ihr seinen Verlust, seine Verzweiflung ahnen ließen, zum Abschied sagen könnte, da fiel ihm plötzlich der vergessene Wickel mit Seide aufs neue ein, und er eilte zu Hause mit einer Sehnsucht, einer Freude, als sey es Emmy selbst, die er da anzutreffen erwartete. Mit Wehmuth betrachtete er die früher verschmähte jetzt so theure Gabe. Die Hoffnung wolltest du mir geben, seufzete er, und jetzt beraubest du mich ihrer auf immer! Nun erinnerte er sich, in welcher Stimmung er sie empfangen hatte, sammt jenen früheren Unterredungen, und er erröthete vor sich selbst; ja! seufzte er leise, ich will noch hoffen, hoffen aus diesem schweren Traume zu erwachen; denn meine gute unschuldige Marie ist ein liebenswürdiges Mädchen.

Ohne Ruhe und Schlaf brachte August eine fürchterliche lange Nacht zu; bleich wie ein Sterbender warf er sich den folgenden Morgen in den Wagen, der ihn zu seinem Glücke in Mariens Heimath führen sollte; es kam ihm vor, als führte er ihn zum Grabe. Halb ohne Bewußtseyn fuhr

er wieder durch das prächtige Portal; allein wie ganz anders war die Aufnahme! Marie flog ihm entgegen fast in den Wagen selbst; auf der Treppe standen ihre Aeltern, so wie sein eigener Vater, seine heißgeliebte Mutter, und Alle empfingen ihn wie im Triumphe. So viele Liebe konnte von seinem weichen Herzen nicht abgleiten; sein Kummer zerfloß in Thränen. Sie umarmten ihn aufs neue, denn sie hielten diese für Freuden-Thränen. So verging der Tag ziemlich gut, besser als er erwartet hatte; allein, als sein Schwiegervater ihn des Abends in das kleine Cabinett, das für ihn bestimmt war, hineinführte, und auf dem Wege dahin durch die lange Reihe von Zimmern, mit welchen er sich schon vorher bekannt gemacht, ihm erklärte, daß die Schwäche seiner Frau, welche die Gegenwart geschickter Aerzte forderte, ihn zu dem Entschlusse gebracht hätte, sich in die Hauptstadt niederzulassen und gleich am Hochzeitstage ihm dieses Gut mit seiner Tochter zu übergeben, da bewegten sich fürchterliche Erinnerungen in seiner Seele. Er saß nun wieder ganz allein auf demselben Sopha, wo er vor wenigen Jahren mit kindlicher Phantasie geträumt hatte, dies Haus und Mariens Herz zu besitzen. Seinen damals so plötzlichen Wunsch sah er jetzt von selbst erfüllt; das Glück, was ihm damals so beneidenswerth schien, besaß er nun, und eine finstere Nacht umwölkte seine Seele. Die Hoffnung hatte ihre Fackel gelöscht. Wer war die Ursache dieser inneren Ver-

wirrung, wenn nicht er selbst? Er konnte Mariens anspruchslosen Werth nicht verkennen, nur an Emmys Seite fühlte er sich gezwungen, sie weniger bedeutend zu finden. Ach! er hatte dies nicht immer gethan.

So saß er in fast bewußtlosen Betrachtungen versunken, bis die Morgensonne mit ihren rothen Strahlen ihm die Augen blendete; bestürzt sprang er auf und warf sich auf sein Lager, wo er endlich aus Ermüdung in einen kurzen und unruhigen Schlummer fiel, doch war dieser mehr wohlthätig, als sein Erwachen in der für ihn so leeren Wirklichkeit; er wünschte, daß er nie mehr erwacht wäre.

Mariens nie argwöhnische Zärtlichkeit und die Liebe seiner Aeltern machte doch endlich den wilden Sturm in seiner Seele sich legen. Er fing an sich in seine Lage zu schicken, er erlaubte sogar, daß der Hochzeitstag bestimmt wurde.

Eines Abends, als mehrere Personen aus der umliegenden Gegend auf dem Schlosse versammelt waren, und August so eben eine Spielparthie beendiget hatte, trat er an einen großen Tisch hin, von jungen Leuten umgeben, die auch schon mit einem Commerzspiele fertig waren und sich mit verschiedenen zeitverkürzenden Künsten unterhielten.

Indem er sich nahete sagte Marie zu einer bejahrten Dame, die ein Spiel Karten in der Hand hatte: Sieh da August! er mag auch seinen Theil haben!

Was will das sagen? fragte er.

Man ſagt uns hier wahr' riefen ein paar junge Mädchen, und wir ſind alle mit unſerm Schickſale ſehr zufrieden; nun werden ſie hören, wie es Ihnen gehen wird! Seyn Sie ſo gütig, gnädige Frau!

Es geht nicht; ich weisſage nie verlobten Leuten! nahm die Dame das Wort.

Und warum nicht?

Gewöhnlich geht meine Wahrſagergabe nicht weiter, als bis zum Altare. Wenn ich jedem Mädchen einen Bräutigam, ſo gut als die Karten es wollen, verſchafft habe, dann hört ihre Neugierde gern auf, und folglich auch meine Kunſt. Ueberall ſtehen Sie, mein Herr, Ihrem Glücke zu nahe, um nicht berechnen zu können, wie weit meine Kenntniſſe reichen.

Wer kann die Zukunft berechnen? antwortete Auguſt. Ich bitte Sie, laſſen Sie mich nicht den Einzigen ſeyn, dem Sie das Verlangen, einen Blick in ſie zu werfen, entziehen!

Alle beſtürmten ſie jetzt mit Bitten, und ſie muſte nachgeben. Wohlan denn, rief ſie, wählen Sie eine Karte, welche Sie wollen, die Sie ſelbſt bedeuten ſoll; die Dame in derſelben Farbe ſtellt Ihre Braut vor, und dann geben Sie acht, wie das Schickſal waltet.

Auguſt wählte, und die Karten wurden gelegt. Als ſie fertig damit war, betrachtete ſie dieſe nachdenkend. Aller Augen hingen in ſtummer Erwartung auf ihren Lippen.

Habe ich es nicht bei mir gedacht, sagte sie endlich, daß ich nicht ihren Bitten hätte nachgeben sollen: da bin ich gezwungen, die Unzuverlässigkeit meiner Kunst der ganzen Gesellschaft zu offenbaren. Der Hochzeitstag ist ja schon festgesetzt?

Ja wohl! riefen Alle.

Und doch haben die Karten zu meiner Schande es anders beschlossen, fuhr sie scherzend mit geschwätziger Zunge fort; ich darf ja, was sie verkünden nicht verschweigen! Sieh einmal wie verlassen und einsam die arme Braut da liegt in der ersten Reihe, von lauter schwarzen Karten umgeben, lauter Noth und Widerwärtigkeit, indem der leichtsinnige Bräutigam weit — weit von hier herumschwärmt; da ist er in die fünfte Reihe heruntergeschlüpft; es scheint, als nahe er sich der unverschämten Coeur-Dame, die ihn mit tausend Künsten, mit schmeichlerischen süßen Worten zu berücken sucht; zwar ist sie reich und prachtvoll, aber falsch, sehr falsch, bei weitem nicht so gut, wie die arme Braut, die ihn von ganzem Herzen liebt, und ein besseres Schicksal werth ist, als die vielen Thränen, die sie umgeben! Nun, endigte sie lächelnd, indem sie die Karten schnell durcheinander schob: da habe ich mir schön gebettet; alle meine Kunden werden mich von heute an verlassen, wenn es sich offenbart, wie lügenhaft sich die Karten diesen Abend gelegt haben; ich bitte Sie Alle, fügte sie noch hinzu mit einer komischen Verneigung: sagen Sie es doch nicht weiter!

August fühlte die Gluth seiner Wangen; er mußte schnell aus dem Zimmer eilen, um seine Verwirrung zu verbergen. Ein Verdacht gegen Marie und ihre Freundinn fuhr durch seine Seele, allein solcher verschwand gleich wieder, denn er wußte wie sehr er Herr seines Aeussern war, und wie sorgfältig er sein Geheimniß verbarg; indessen konnte er doch nicht umhin diese Weissagung als eine Warnung anzusehen. Seine Vernunft sagte ihm laut und deutlich genug, daß er Emmy vergessen sollte und müßte: selbst Hartwigs sonderbares Stillschweigen, wiewohl es ihn beunruhigte, stärkte ihn darin. Ja! er faßte sogar in seiner frommen Begeisterung den festen Entschluß, den ihm so lieben Wickel mit Seide zu vernichten, um kein sichtbares Andenken seiner thörichten Träume übrig zu lassen.

Allein, als er diesen den folgenden Morgen hervorholte, ergriff dessen Anblick ihn aufs neue mit solcher Gewalt, daß es ihm nicht möglich war seinen Vorsatz auszuführen. Das theure Geschenk lag vor ihm auf dem Tische, und er betrachtete es tiefsinnig und mit Wehmuth. Maria trat in das Zimmer, und als sie den Wickel gewahr wurde, dessen erste Geschichte ihr bekannt war, sagte sie lächelnd: Ach, Ariadnens Faden! und den bewahrest Du noch auf?

Ja! antwortete August, der in diesem Augenblicke ein Geschick in Allem sah; und ich gebe ihn jetzt Dir, als meine wahre und einzige Ariadne, die Du nicht an einem betrüglichen Faden, son-

dern an Deiner liebreichen Hand mich durch das Leben leiten wirst; laß ihn aber nicht fallen, fügte er gleichsam warnend hinzu, damit ein gewaltiges Schicksal Dir nicht deinen Theseus entziehe.

O! erwiederte sie lustig, Theseus war ein Treuloser, und Ariadne hat bei dem Tausche gewonnen. Was der Verblendete verschmähte, dessen Werth hat ein Gott erkannt, und jetzt funkelt sie unter den himmlischen Sternen: indessen ist es recht klug und schön von Dir, daß Du dich und dein Schicksal so gutmüthig meiner Hand ergiebst (fuhr sie fort, indem sie die Seide ergriff und hinaus hüpfte) denn sie versteht recht kunstreich das zu benutzen, was du nicht zu brauchen weißt.

August blieb verstummt zurück; ihre Lustigkeit, die sich so schlecht für die Wehmuth schickte, die seine unbemerkte Begeisterung hervorbrachte, erweckte in ihm den Gedanken: vermag sie so leicht mit meinem Verluste zu scherzen? Doch ließ er ihn nicht Wurzel in sich schlagen, sondern strebte vielmehr sich der Kraft zu freuen, womit er diese Heldenthat ausgeübt hatte, die Marie gar nicht zu ahnen schien, und bei welcher er sich damit tröstete, daß die letzte Brücke zwischen ihm und Emmy abgebrochen wäre.

Eines Morgens, wenige Tage vor der Hochzeit, bekam endlich August einen Brief von Hartwig. Als er den Umschlag öffnete, fand er zugleich ein Blatt von Emmy geschrieben, und las mit Erstaunen folgendes von Hartwigs Hand:

„Es ist vorbei, August, doch nicht mit dem

„Leben, Gott seys gedankt! und auch nicht mit „dem Glücke, will ich hoffen, ungeachtet dies heute „gegen mich sehr karg gewesen ist. Kurz, Emmy „hat mir meinen Abschied gegeben. Ich verstehe „mich selbst nicht recht; ich habe geweint wie ein „Kind, und doch bin ich so zu Muthe, wie ich es „mir einbilde, daß ein junges Mädchen seyn muß, „dem es erlaubt wurde eine Schnürbrust abzule„gen, woran sie sich nie recht gewöhnen konnte. „Da stehe ich nun mit meinem Gute, und — „doch ich will Dir alles in der Ordnung erzählen. „Unsrer Abrede gemäß wurde der Kauf recht ge„heim abgeschlossen; meine Entlassung von dem „Hofdienste war ausgefertiget. Emmy selbst hatte „ich seit Deiner Abreise sehr wenig gesehen, und „kein Wort mit ihr allein gesprochen; indessen schrieb „ich doch dem Alten mit ziemlichen Muth und vie„ler Kraft, (denn die Kornpreise steigen tüchtig, „und ich machte eine Berechnung meiner Einkünfte) „einen demüthigen Brief, voll vernünftiger Vor„stellungen. Allein vierzehn Tage vergiengen und „ich erhielt keine Antwort, doch erfuhr ich, daß „er krank war; nach anderen vierzehn Tagen machte „ich einen Besuch, und wurde nicht angenommen; „diesen Morgen endlich bekomme ich eingeschlosse„nen Brief von Emmy, den ich Dir verabfolgen „lasse, da ich nicht im Stande bin ihn abzuschreiben, „und auch noch nicht darüber zu commentiren; al„lein August, er kommt nicht aus einem warmen „Herzen; und bin ich auch leichtsinnig gewesen,

„kalt war ich doch wenigstens nie. Ich — ich bin „auf einmal betrübt und leicht; bedaure — nicht „Deinen Freund!“

Emmys Brief lautet also:

„Was haben Sie gethan? ach! — Ich glaubte, „daß meine Freunde meinen Wunsch besser geehrt „hätten; doch ich versprach, mich nach dem Wil„len Ihres Freundes zu fügen und muß mich un„ter das Schicksal beugen. Er, das weiß ich, hat „es gut mit mir gemeint. Mein Vater bekam Ih„ren Brief in seiner Krankheit, er zeigte mir ihn, „und erkundigte sich nach unseren Verhältnissen. „Ich habe sie ihm nicht vorher gesagt, aber ich „habe sie auch nie verläugnen wollen. Er drehte „sich von mir und schwieg. Heute, da sein Zu„stand so bedenklich ist, daß wir sein Leben beinahe „nach Minuten berechnen können, verlangte er al„lein mit mir zu seyn, und nahm mir das eidliche „Versprechen ab, Ihnen nie meine Hand zu ge„ben. Er führte Gründe an, die ich zwar nicht „billigen, aber auch nicht wiederlegen konnte; wir „sind auf immer geschieden, mein Freund! Das „Wort, das ich dem Sterbenden habe geben müs„sen, ist mir auch nach sein m Tode heilig. Warum „hat man nicht meinen Rath befolgt? Ein kurzes „Stillschweigen, und es wäre uns von selbst ver„gönnt, was uns jetzt für immer verweigert ist. „Doch, es ist vielleicht besser so. Ich kenne Sie „so genau, Hartwig! und ich glaube mich darauf „vertrösten zu dürfen, daß Sie meinen Verlust

„verschmerzen werden. Was mich betrifft, so hat „freilich mein Blick auf das Leben im Allgemeinen „mich schon lange vergessen gemacht, ihn auf mein „eigenes hinzuwenden; auch dies ist in dieser Zeit „geschehen, und ich will Ihnen offen gestehen, daß „ich eine Beruhigung wegen dieses Schrittes in mir „selbst gefunden habe, die mir vorher unbekannt „war. Sagen Sie unserem gemeinschaftlichen „Freunde Dank wegen seiner guten Absicht. In „so fern er uns beide, so genau wie er es behaup„tet, kennt, wird der Ausgang ihn weniger betrü„ben. Leben Sie wohl! vergessen Sie ihre Freun„dinn nicht. Suchen Sie sich eine Frau, froh „und liebenswürdig, wie Sie selbst, die aber nicht „in ihrem inneren Wesen eine verborgene Tiefe „hegt, derjenigen ähnlich, die ich bei mir selbst zu „fürchten gelernt habe.“

Wer vermag alle die Gefühle, welche diese beiden verschiedenen Briefe in seinem Busen erweckten, und die streitenden Empfindungen, die darin kämpften, zu beschreiben? Erstaunen, beinahe könnte man sagen: Schrecken war das vorherrschende Gefühl. Unzählige Mahle durchlas er sie beide, am öftersten Emmys; es ward ihm immer deutlicher, daß Hartwig sie nicht verdiene, daß er sie nie begriffen hatte. Ich verstehe sie! rief er schaudernd, indem seine Augen den Schluß ihres Briefes aufs neue durchliefen, nur zu spät haben wir beide einen Blick in unsere Herzen geworfen. Dich aber, Emmy! riß ein Zufall, den du mir zu danken

haſt, von den Unwürdigen loß, der deinen Werth nicht zu ſchätzen wußte! Du biſt glücklich und frei! Ich bin gebunden — gebunden durch Unſchuld und Frömmigkeit!

Auguſt mußte endlich hinunter gehen. Er war ſchon Herr über ſeine Empfindungen geworden, doch kämpften ſie gewaltig in ſeiner Bruſt. Er fand Maria bei ihrem Stickrahmen und ſetzte ſich ſchweigend an ihre Seite. Sie erkundigte ſich, als ſie ſeine düſtre Stimmung bemerkte, um die Urſache.

„Emmy hat mit Hartwig gebrochen.“

„Endlich!“ antwortete Maria.

„Ihr Vater hat ſie dazu gezwungen; Du weißt es, Bitten iſt öfters der härteſte Zwang!“

„Traust Du denn Emmy nicht Verſtand genug zu, ſolcher Bitte auszuweichen, wenn ſie ihr nicht zu Statten gekommen wäre?“

„O!“ rief Auguſt, „immer beurtheilſt Du Emmy falſch! Wenn du, ſo wie ich, geſehen hätteſt, mit welcher Zärtlichkeit und Nachſicht ſie den Leichtſinn Hartwigs entgegen kam, wie ſie liebte! —“ Er hielt plötzlich inne, denn ſein eigenes Bild ſchwebte vor ſeiner Seele.

„Emmy,“ ſagte Maria ruhig, „liebt nur ſich ſelbſt!“

„Es iſt doch ſonderbar mit Euch Frauenzimmern! Ihr erkennet höchſt ungern, daß Jemand von Euerm Geſchlechte auf einer höhern Stufe ſtehet, als Ihr ſelbſt, und will man auch einmal mitun-

ter Euch dazu bereden, verwandelt Ihr, wie Taschenspieler, gleich ihre Vollkommenheiten in Gebrechen!"

„Es ist eben so sonderbar," fuhr Maria fort, „daß selbst die Vollkommensten unsers Geschlechtes, in so fern sie gewahr werden, daß andere Frauenzimmer unter Ihnen in Rücksicht der Talente und Einsichten stehen, wenn auch die Stufe nur um einen Strohhalm tiefer ist, sie gleich als Gänse betrachten."

„Soll dies Emmy gelten?"

„Emmy steht ja auf einer höheren Stufe!"

„Doch macht sie am wenigsten eine Ausnahme! Sie nennt Maria ein unschuldiges und liebenswürdiges Mädchen!"

„Unschuldig! — ja wohl; und liebenswürdig? — Nun Dir mag sie es wohl gesagt haben."

August erhob sich beleidigt und erbittert; sein Auge fiel auf den Stickrahmen. Maria wickelte so eben den letzten Faden grüner Seide von einer zusammengerollten Karte, welche sie leicht hin vor sich warf; sein Blick suchte ahnend den mystischen Wickel; Maria, die es bemerkte, sagte unbedachtsam und lustig, in der Meinung, das Gespräch von dem früheren Gegenstand abzulenken: „Siehst Du, lieber August! Deine Seide ist mir recht zu Statten gekommen; hier auf dem Lande muß man hübsch alles benützen!"

„Was stickest Du da?" fragte August, um doch nur nach Etwas zu fragen, indem er schnell

und unbemerkt ſich des letzten Reſtes ſeines miſsgebrauchten Heiligthumes bemächtigte.

„Eine Ridicule für meinen Hochzeitstag!“ antwortete Maria gar zu unſchuldig.

„Für mich!“ murmelte Auguſt bitter und halb in ſich; ohne ihre Antwort zu erwarten, ſtürzte er aus der Thüre in ſein Zimmer hinein und drückte den Wickel an ſeine Lippen. „Gott ſey's gedankt, daſs ich dich wieder habe!“ rief er, „jetzt ſoll nichts mehr dich von mir trennen; deine Fäden ſind gedankenlos und gegen meinen Willen aufgewickelt worden; dein Geheimniſs iſt entſchleiert, du biſt nur ein Kartenblatt!“ fuhr er fort, indem er es öffnete, und ſtand wie verſteinert, als er die Coeur-Dame gewahr wurde.

In dieſem Augenblicke ſchwebte die Weisſagung jenes Abends wieder vor ſeiner Seele; der Geſichtspunkt aber war jetzt verrückt und umgekehrt; jetzt, als Marie ſo gleichgültig ſein Geſchenk gemiſsbraucht, ſo ſehr Emmy beleidigt hatte, als er bei ſeiner fürchterlichen Stimmung eine verächtliche Plattheit in ihrer unbefangenen Antwort finden muſste, ſo kam es ihm vor, als ſtehe ſie im Wechſel-Verhältniſſe mit dem leichtſinnigen Hartwig.

„Jetzt,“ rief er heftig, „habe auch ich Recht zur Freiheit. Dieſe Karte hat mir meine Beſtimmung gezeigt; jetzt erſt ſehe ich ein, daſs das Glück meines Lebens darauf ſtehet. Du hatteſt Recht, meine Emmy! daſs: wenn jene erſt entſchleiert wäre, du für nichts mehr verbürgen konnteſt; fromm und

ahnungsvoll hast du sie in den Wickel der Hoffnung gehüllt, damit ich sie getrost und geduldig bis in das Grab bei mir aufbewahren sollte; aber der Leichtsinn hat sie aufgewickelt und nicht ich; doch habe ich dein mächtiges Zeichen ersehen; dies hat mir meine Freiheit zurückgegeben, und sie habe ich auch dir zu verdanken. Sey es auch, wie man behauptet, daß das Versprechen, welches du deinem Vater hingabst, nur eine List war, so hast du mir doch am wenigsten gezeigt, daß du Muth genug hattest deine Fesseln zu brechen, damit du für dein Ideal leben könntest. Ich will mich dir nicht nahern, allein ich will frei seyn, wie du!"

Dieser gewaltige Sturm in seiner Seele beschleunigte seinen Entschluß; allein er wußte nicht mehr, was um ihn herum vorging; als er wieder im Stande war einen Blick auf seinen Zustand zu werfen, fand er sich im Bette, von seinen bekümmerten Verwandten umgeben. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihn an den Rand des Grabes geführt; vierzehn Tage hatte er ohne Bewußtseyn zugebracht, allein sein fester Vorsatz kehrte mit diesem zurück, und er sah seine Krankheit als eine Wohlthat an, die ihm leicht, ohne daß er es wußte über die ersten und schwersten Hindernisse hinweg geholfen hatte. Es war von einem Hochzeitstage gar keine Rede mehr, und er vertröstete sich auf Emmys Spruch: kommt Zeit, kommt Rath; ja man konnte sogar sagen, daß die Hoffnung, die ihm seine Krankheit gab, seine Gesundheit zurück-

führte. Ein junger Arzt, dessen redlicher Charakter so bekannt war, daß August es wagte, sich ihm zum Theil anzuvertrauen, war aus der Hauptstadt geholt worden; dieser, den heimlichen Wünschen des Kranken gemäß, rieth eine Reise an, und als August sein alte Liebe zu dem Meere, welches seine Hoffnung noch nie getäuscht hatte, erwacht fühlte, wurde es beschlossen, daß jene auf diese Art beginnen sollte. Die Aeltern beider und die Braut selbst sahen allein eine strenge Nothwendigkeit in dieser Entfernung, deren Zweck nur Aufschub und die Hoffnung einer ewigen Trennung war. Sein Herz war zerrissen, allein sein Entschluß stand fest! Es schien, als gäbe ihm selbst Mariens Gegenwart die Kraft zum Abschiede.

Er war kaum von dem Gute abgereiset, als der Krieg plötzlich und unerwartet ausbrach; alle diejenigen, die in keiner solchen Lage standen, wodurch ihr Wille beschränkt wurde, eilten zu den Waffen. August, der, wie natürlich in einem äusseren Sturme eine Linderung für den inneren zu finden meinte, war einer der Ersten, der zu streiten bereit war; allein er blieb seiner Liebe zu dem Meere treu, und weil die Kenntnisse seiner frühesten Jugend ihm jetzt ganz unerwartet zu Hülfe kamen, wurde ihm der ehrenvolle Platz unter den Seekriegern seines Vaterlandes ertheilt. Aber schon in seinem ersten Zuge, mit einem kleinen armirten Fahrzeuge, welches auffer ihm nur einen Offizier hatte, wurde es von einem überlegenen Feinde an-

gegriffen und nach einem kurzen Gefechte, worin mehrere von der Mannschaft und sein Mitoffizier fielen, erobert.

Indem die Leute nach und nach an Bord des feindlichen Schiffes abgingen, stand er noch immer zurück bei der Leiche seines Gefährten. Er hatte diesen nahe genug gekannt, um zu wissen, daß er keine Verbindungen hinterließ, die seinen Tod beweinten. Seine Lage war ganz umgekehrt, und doch, wie glücklich wurde er sich geschätzt haben, wenn er an seiner Stelle wäre! Es deuchte ihn, daß der Tod allein im Stande wäre, ihm seine Freiheit zurück zu geben, oder, bloß das Gerücht von seinem Tode! fiel ihm plötzlich ein. Maria empfand ja nicht so tief und so anhaltend, daß er wohl hoffen durfte, daß sie ja bald durch eine andere Verbindung das Band auflösen würde, welches, um zu zernichten er nicht einmal einen annehmlichen Grund hatte; und, fügte er gerührt hinzu: Emmy wird mich beweinen, vielleicht auch mit der Zeit ihr krankes Herz hergestellt fühlen, oder, — welche lächelnde Hoffnung warf plötzlich in diesen Nebel ihre hellen Strahlen! — noch die meinige werden!

In diesem Augenblicke ward er aufgefordert das Schiff zu verlassen, und um den Namen des gefallenen Offiziers gefragt. Er gab ohne zu säumen den seinigen an, und bei dem Umstande, daß die Bemannung den Tag vorher umgewechselt war, fiel dieser Namentausch, mit einiger List und Vorsicht

bewerkstelliget, ihm gar nicht schwer. Er landete bald, und indem er als Gefangener den Fuß auf feindlichen Boden setzte, war es ihm, als begann erst so seine eigentliche Freiheit.

Sein Aufenthalt dort dauerte mehrere Jahre; verschiedene Gelegenheiten zur Rückkehr bothen sich ihm öfters dar, allein ungeachtet seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande, ungeachtet der Gedanke an seine alten bekümmerten Aeltern, ihm nicht selten blutend auf die Seele fiel; obschon sein angeblicher Tod, der wie begreiflich ihm jede Unterstützung aus seiner Heimath und Verbindung damit abgeschnitten hatte, ihm oft unangenehmen Verlegenheiten aussetzte, und ihn nöthigte ein Leben zu führen, das er nie vorher gekannt hatte; obschon Emmys Ruf immer stärker in seiner Brust tönte, machte ihn doch seine Unbekanntschaft mit Mariens jetziger Lage zittern und säumen. Die wenigen Nachrichten, die sehr sparsam von der Heimath anlangten, nannten ihm nie solche Namen, die er zu hören wünschte; endlich vermochte er allen den Stimmen, die ihn riefen, nicht länger zu widerstehen. Er kehrte zurück.

In einem sonderbaren Wechsel von Sehnsucht und Angst betrat er den väterlichen Boden wieder. Er bemühte sich jetzt das Gerücht von seinem Tode recht wahrscheinlich zu machen und eilte unbekannt nach der Hauptstadt. Er war so glücklich noch denselben Abend auf Hartwig zu stoßen, dessen plötzliches Erschrecken, indem er ein Gespenst zu sehen

meinte, eben so schnell zur ausgelassensten Freude überging.

Jetzt stürmten Fragen auf Fragen!

„Wie geht es Dir? Hartwig!“

„Vortrefflich! komm, Du sollst meine Frau sehen!“

„Und Emmy?“

„Hätte jetzt Kammerherrinn seyn können, und hat sich vielleicht aus Aerger über seine falsche Rechnung, noch nicht in irgend eine öffentliche Verbindung eingelassen!“

Schwebend zwischen Hoffnung und tödtender Furcht überhörte August jetzt alles, um nach Maria zu fragen.

„O! mein Freund!“ antwortete Hartwig ernst, „Maria ist verheirathet!“

„Verheirathet?!“ rief August triumphirend, und umarmte seinen Freund; allein in dem nächsten Augenblicke stellte sich schon die Rache über seine thörichte Freude ein: er erfuhr den Tod seiner geliebten ehrwürdigen Mutter. Diese unerwartete Nachricht rückte ihn plötzlich in die leere Wirklichkeit zurück; zum ersten Male empfand er, daß selbst der Gedanke an Emmys Liebe ihm keinen Ersatz both; er that keine Frage mehr; dieser unvermuthete Schlag hatte alle seine Hoffnungen zernichtet.

Er nahm Hartwigs Anerbiethen, bei ihm einzuziehen, dankbar an; allein ungeachtet seines Wunsches, unbekannt und vergessen zu leben, verbreitete

sich doch das Gerücht seiner Rückkehr, wie ein Laufseuer, unter seinen alten Freunden und Bekannten. Jeder Glückwunsch, alle Besuche, die er empfangen mußte, zerstörten immer mehr seine liebsten Träume. Maria war verheirathet, aber wie es schien nicht glücklich. Sie hatte den Wünschen ihrer Aeltern, die auf solche Art ihren stillen Kummer zu hemmen meinten, nachgegeben, und einen ziemlich jungen, interessanten Manne ihre Hand gereicht; allein nach Verlauf eines Jahres wurde dieser von einer Krankheit, die mit anhaltenden und unheilbaren Schmerzen drohte, angefallen. Emmy ward auf eine höchst verschiedene Art genannt; einige sprachen von ihr mit Wärme und Begeisterung, mehrere wie von einer halb vergessenen unbedeutenden Sache, wenige, aber eben die achtungswürdigsten, mit einer gewissen Zurückhaltung; Hartwig wich immer diesem Gegenstande aus. Solche Lage und Ungewißheit wurde bald August peinlich. Er verhehlte seinem Freunde nicht länger, wie nothwendig es seiner Ruhe war sich Emmy zu nähern, und ließ ihm einen ziemlich tiefen Blick in sein Herz thun.

Dieser schüttelte schweigend den Kopf. „O!“ rief er endlich mit solcher Heftigkeit, als hätte er sich vergebens bemüht, sein Gefühl nicht zu äussern. „So muß ich denn meinen Leichtsinn segnen, weil Du mit deinem tiefen Gefühl und festen Charakter in Schlingen, die ihren Zweck bei mir verfehlten,

gefangen wurdeſt. Welches Glück haſt Du verſcherzt? Emmy war nicht einmal mir gut genug.“

Auguſt hatte ſchon den Muth, aufgebracht zu werden, verloren. „Du thuſt ihr Unrecht!“ ſagte er kurz, „ich kenne ſie beſſer.“

„Warum habe ich Dich nicht geſehen,“ fuhr Hartwig fort, „vor deiner unglücklichen Reiſe? Ihr Brief hat mich nicht betrogen; ich hatte ſchon Verdacht. Jener Zettel, der in meinem Taſchentuche gefunden ſeyn ſollte, und welchen ich mich beſtimmt erinnerte in meinem Pult aufbewahrt zu haben, führte mich auf die Spur. Kurz, mein Bedienter war Emmys Spion. Erſt kam ihr ein ſolcher zu ſtatten aus Eiferſucht, nachher aus Gewohnheit, und um eine bequeme Gelegenheit zu finden, ſich von mir zu trennen. Dieſer hatte ihr jenen Zettel zugeſteckt, noch früher als ſie mich beſuchte; alles war auf das genaueſte berechnet.“

„Da hatte ſie doch damals,“ fiel Auguſt ein, „Anlaß genug zum brechen!“

„Aber die Verſuchung, die edle, groſsmüthige Beleidigte zu ſpielen, war gröſser; Du warſt ihr nicht ganz gleichgültig, mein Freund! und ſie wollte bewundert ſeyn, an der Seite der ländlichen Unſchuld, ſo nannte ſie immer Deine Braut, recht glänzen!“

Mariens frühere Bemerkungen fielen jetzt brennend auf Auguſts Seele, doch ergriff er hoffend Hartwigs Worte:

„Ich war ihr nicht gleichgültig?“ wiederholte er.

„Auf keine Weise,“ fuhr jener fort; „O! meine Frau, die eben damals Emmys Vertraute war, hat mir vortreffliche Aufschlüsse gegeben; es verdroß sie, daß ein kleines unbedeutendes Mädchen vom Lande, so in einem Augenblicke mitten in der Hauptstadt und an ihrer Seite dein Herz zu fesseln vermochte. Sie beschloß ganz ruhig es wieder zu erobern und die übrigen ihres Geschlechts zu rächen. Aus Scherz wurde Ernst. Deine Bewunderung und Verehrung schmeichelte und zog sie an. Sie hat Dich endlich wirklich geliebt, und unser Verständniß wurde nur ein Vorwand um deinen Umgang zu genießen; als dieser aufhören mußte, und sie sich fürchtete den entschiedenen Schritt Dir entgegen zu thun, zog sie sich zurück, besonders als mein Plan, mich vom Hofe zu entfernen, ganz das Gegentheil von dem ihrigen war!“

Nicht möglich!

„Indessen hat sie sich doch recht bald über deine Abreise getröstet, oder vielmehr war sie vorsichtig gewesen für einen Trost zu sorgen; denn wenige Tage früher, als ich meinen Abschied erhielt, hat sie heimlich, in der Gegenwart des Vaters, der noch den heutigen Tag frisch und gesund erlebt, ihre Hand einem anderen Hofjunker v. Fors zugesagt, unter der Bedingung, daß ihre Verlobung nicht eher öffentlich kund gemacht werden sollte, als er zum Kammerherrn ernannt wurde.

Nur ein kleiner Beweis alles dessen, was Du mir erzählst, Du langsamer Mörder! rief August kalt.

„Den sollst Du erhalten; möchtest Du nur dadurch ganz genesen," antwortete Hartwig, der das Gemüth seines Freundes nach seinen eigenen Gefühlen beurtheilte, welche in kurzer Zeit die heftigsten Eindrücke zu verschmerzen im Stande waren; er wußte nicht, daß er jenem unheilbare Wunden geschlagen hatte. Hartwig legte ihm jetzt eine ganze Menge kleine Billeten von Emmys Hand an seine Frau vor, die, obschon sie keine eigentlichen Beweise abgaben, doch flüchtige Bemerkungen, einzelne Winke, deren Bedeutung einem geübten Blicke nicht entgehen konnte, enthielten, und August nur zu deutlich zeigten, daß, wiewohl jetzt sein Freund Emmy vielleicht zu bitter und strenge beurtheilte, doch ein listiger Vorbehalt und ein Hang zu Intriguen in ihrem Charakter verborgen lag, welche auf einmal die Zauber-Glorie, worin sie bis jetzt vor seinem Blicke erschienen war, auslöschte. Er beschloß, sie nie mehr zu sehen.

Eines Morgens brachte ihm Hartwig die tägliche Zeitung mit den Worten: hier ist deine letzte Medicin.

Ich brauche keine mehr, antwortete August, denn ich habe mich aufgegeben! doch las er: Erklärte Mariage beym Hofe zwischen dem Herrn Kammerherrn v. Fors und Fräulein Emmy u. s. w.

Er legte die Zeitung hin und sagte ruhig: „Ich

verdiene mein Geschick; ich hatte mein ganzes Glück auf eine Karte gesetzt.“ Erst jetzt war er dahin gekommen, daß er einen freien und hellen Blick auf seinen Zustand zu werfen vermochte; jedes Unglück, das er früher erlebte, schien ihm nur gering gegen das gegenwärtige, welches er selbst über sich zusammen gezogen hatte. Er war höchst unglücklich, weil er keinen Trost in sich selbst finden konnte. Eine Linderung, die ihm gar nicht ahnete, erwartete ihn da, wo es ihm am wenigsten vermuthend war.

Sein alter Vater war nach der Stadt gekommen; ein Brief von seinem Sohne hatte seine Kräfte wieder belebt. August stand eben im Begriff, die Hauptstadt auf immer zu verlassen und in der väterlichen Heimath eine Zuflucht vor seiner Verzweiflung zu suchen; aber die Ankunft des Vaters verlängerte seinen Aufenthalt. Dieser, der seinen zerrütteten Zustand als Kummer über Mariens Verlust ansah, erwähnte sie mit Vorsicht, fragte, ob er sie gesehen, ob er sie zu sehen wünschte? August aber verneinte es kurz und bestimmt; indessen strebte der kluge Vater den Sohn, wiewohl gegen seinen Willen, in verschiedene Geschäfte, welchen er sich nicht entziehen konnte, zu verwickeln. Eines Tages, als er einen Auftrag in einem, ihm völlig unbekannten Hause hatte, und in ein offenes Vorzimmer, wo sich kein Bedienter befand, hineintrat, klopfte er an die nächste Thür.

Eine noch jugendliche, aber bleiche und ernste Frau, mit einem Kinde auf dem Arme, trat ihm

entgegen. Er kannte sie nicht, allein das holde blaue Auge, das freundliche gutmüthige Lächeln, welches ihn auf dem ersten Ball in der Hauptstadt so unwiderstehlich angezogen hatten, standen wieder vor ihm da, jedoch auf einem Gesichte, wovon die Rosen der ersten Jugend und des fröhlichen Gemüthes verschwunden waren. Er stand bestürzt.

„O! August!" rief sie laut auf, ihm die Hand reichend, „so besuchen Sie uns doch endlich! Ich bin so erkenntlich dafür, daß ich gar nicht fragen will, warum Sie nicht früher gekommen sind."

August zerfloß unwillkührlich in einen Strom von Thränen, er verbarg sein Angesicht in ihre Hand.

„Ich muß Sie in ein Krankenzimmer führen," fuhr sie fort, nachdem er sich gefaßt hatte, „denn wir dürfen nicht meinem Manne einer Freude, wonach er sich so lange gesehnt hat, berauben." Sie brachte ihn zu dem Kranken hinein mit dem Aufruf: „Hier ist August! Ich wußte wohl, daß er so gütig seyn würde uns zu besuchen."

Ihr Mann reichte ihm seine Hand und erbat sich seine Freundschaft; „obwohl" fügte er hinzu, „ich ein schlimmer Räuber gewesen bin, nicht allein gegen Sie, aber auch gegen die blühende Jugend meiner Marie, die unter der Pflege eines armen Kranken hinwelkt."

„Wir wollen nicht von dem Vergangenen reden," fiel Maria ihm ins Wort, „sondern unsere

Bestimmung erfüllen, und uns der Gegenwart freuen. Es liegen viele Zeiten und viele Ereignisse zwischen uns, August! ich bin aber der Hoffnung, daß wir uns nicht fremd geworden sind.“

„Nein!“ antwortete August mit Bedeutung; „vielleicht noch genauer bekannt.“ Jedes ihrer Worte fiel glühend auf sein Herz, das aber dadurch erweichte und in Wehmuth zerfloß.

Noch eine Wohlthat erwies ihm Maria den nämlichen Tag; sie erzählte ihm, was er bis hieher nicht zu fragen gewagt hatte, nämlich: daß seine Mutter gestorben wäre, ohne das Gerücht von seinem Tode zu erfahren. „Sie starb in meinen Armen,“ fügte sie hinzu, „ich drückte ihr die Augen zu.“

Wie viele neue Verpflichtungen knüpften ihn aufs neue an Maria. Ihr Vertrauen zu ihm war unverändert, und abgerechnet die scherzende Zärtlichkeit der Liebe, welche nie mehr wiederkehrte, war sie so ganz dieselbe, wie vorher, so, daß es ihm vorkam, als gehörte sie ihm noch an; aber in seinem Betragen gegen sie trat jetzt eine Ehrfurcht hervor, die vorher nie statt gefunden hatte; er nahete sich ihr, wie einer Verklärten, bei welcher er täglich neue und größere Wunder entdeckte, und er mußte bald erkennen, daß, wiewohl er das höchste Glück der Jugend und der Liebe verscherzt hatte, waren es doch nur ihr Umgang und ihre Liebe, die ihn an das Leben knüpften.

Ihre Liebe zu ihren zwei Kindern, die zärtliche

Sorgfalt, die sie dem Kranken bezeigte, den August auch recht lieb gewonnen hatte, erfüllte seine Brust mit Sehnsucht und Schmerz, aber er betrachtete diese als eine gelinde, ja als eine wohlthätige Strafe seiner Thorheit. Maria erwähnte Emmy's nie; und August nahm sich wohl in Acht ihr Andenken hervor zu rufen; auch Mariens Vater sah er recht oft; dieser behandelte ihn, wie einen lieben Sohn; es war in dem Betragen aller dieser Leute eine Schonung und Zärtlichkeit, als ob sie sich heimlich gestanden, daß die Heirath Mariens ein Verstoß gegen ihn war! Ach er wußte es besser und anders! Er fühlte sich ihrer Güte und Mariens Vertrauen unwürdig; oft nahm er sich vor, sich selbst dadurch zu bestrafen, daß er sich aus ihrem geliebten Kreise losreissen und in einem fernen Winkel der Erde sein reuevolles Leben hinseufzen wollte; doch es fehlte ihm indessen an Kraft dazu; er sah, wie sehr er sie alle dadurch betrüben würde; doch verbarg er geflissentlich seinen inneren Kummer, und thätig bekämpfte er dessen bittre Gefühle; auf diese Art verfloß eine geraume Zeit.

Eines Morgens, als er nach der Abwesenheit von einigen Tagen in Mariens Wohnung hineintrat, kam sie ihm mit Heftigkeit entgegen und umarmte ihn; „Jetzt bin ich wieder Dein," sagte sie leise und feierlich, „der Vorhang, der zwischen uns herabgefallen war, ist zerrissen; er ist gestorben — plötzlich, aber leicht. Er war mir ein theurer Freund, und mein Glück lag ihm auf dem Herzen; ich er-

fülle in diesem Augenblicke seinen täglichen Wunsch; wir wollen ihn als einen guten Bruder betrauern.“

„Ich verdiene Dich nicht Maria,“ erwiederte August, gerührt aber ruhig.

„Meinst Du denn nicht, daß ich bemerkt habe, was in deiner Seele vorgegangen ist? Armer August! Du hast auch hart gebüßt.“

„Ja! aber nicht genug für meine schreckliche Verblendung. Maria! solltest Du in mein Herz gesehen haben?“

„Der Krampf, womit Du den unglückseligen Wickel zusammendrücktest, erschreckte mich und öffnete mir die Augen; zu spät erkannte ich meine unvorsichtige Einfalt!“

„O, Maria! jetzt sollst Du alles wissen, Du sollst den Thoren, der deine Liebe aufopferte, kennen lernen!“

Maria weigerte sich, sie mußte ihn aber anhören; erst nach ihrer herzlichen Verzeihung kehrte sein Glück zurück.

Das Trauerjahr ging bald vorüber; noch schneller das folgende, das erste ihrer Ehe. An Mariens Seite gewann sein Herz aufs neue Ruhe und Muth, den Ort wieder zu sehen, welcher der Schauplatz seiner unangenehmsten Verirrungen gewesen war. Sie beschlossen, sich dahin zurückzuziehen, und August legte auf einmal seine Geschäfte in der Residenz nieder; doch behielt sich Maria einen Aufenthalt von vierzehn Tagen auf dem Gute, vor seiner Ankunft bevor. Während ihrer ersten Ehe wa-

ren viele kleine Veränderungen dort vorgenommen, die sie heimlich in ihren alten Zustand zurückbringen wollte.

Mit welchen Gefühlen folgte er ihr endlich nach; nicht von der bunten Hoffnung der Jugend hingerissen, nicht in den blinden Träumen einer verzehrenden Leidenschaft versunken, sondern mit klarem Bewußtseyn, mit voller Anerkennung seines späten Glückes fuhr er jetzt wieder durch das Portal seines prächtigen Schlosses. Noch einmal erwartete ihm daselbst ein neuer Empfang, zwar nicht ganz dem früheren gleich, denn die Zeit und die Erde hatten ihre Rechte geltend gemacht; allein zwei liebliche Engel jubelten ihm entgegen, und der dritte, der an Mariens Brust lächelte, machte ihn den Verlust der Blüthe der ersten belohnten Liebe auf ihren Wangen vergessen; die holde Mutter kam ihm langsamer, aber nicht minder liebevoll entgegen, und es schien ihm, indem er die Treppe hinaufstieg und ihn alle gleichsam huldigend umgaben, daß er erst jetzt als der rechtmäßige Herr dieses Gutes erklärt würde; nun war er es wenigstens zum ersten Mahle über sich selbst.

Noch denselben Abend, als die vertraulichen Wände sie umfaßten, und sie selbst noch enger um den kleinen runden Tisch zusammenrückten, der eben groß genug war, ihnen allen einen Platz zu gönnen, mußten die alten Erinnerungen, aber zum letzten Mahle, sich schmerzlich in ihm bewegen.

Augusts Vater, der ihnen hinaus gefolgt war,

erkundigte sich bei ihm wegen eines gewissen Papiers. Er holte die Brieftasche hervor, worin es seiner Meinung nach liegen müßte, fand es nicht, durchsuchte sie wieder, und stieß sodann auf eine verborgene Abtheilung, in welche er lange nicht gesehen hatte; er öffnete sie, und die fatale Karte lag vor seinem Auge. „O, Maria!“ rief er mit Wehmuth, „die Weissagung ist jetzt erfüllt — Kummer und Widerwärtigkeiten haben uns beide umgeben; die dunkeln Wogen der Leidenschaften warfen mich weit von Dir; aber genesen bin ich zurückgekehrt, geläutert zur Erkennung durch die betrügerischen Flammen und die rothe Pracht dieses Bildes; es ist aus meinem Herzen vertilgt; ich will es nicht mehr besitzen; allein du mußt es zerreissen, ich habe keinen Muth dazu.“

„Nein!“ erwiederte Maria, indem sie es ergriff und an das Licht hinhielt, „es muß sich in seinen eigenen Flammen verzehren!“ Als es verbrannt war, sagte sie: Es läßt nur einen kleinen Rauch zurück; glaubst du nicht, daß ich ihn wohl ganz hinweg zu hauchen vermöchte?“

„Ohne Zweifel!“ rief August, und drückte sie an seine Brust.

In eben diesem Augenblicke schlug die Uhr, und mit dem letzten Schlage fing das Flötenspiel, welches zufälliger Weise wieder in diesem Zimmer aufgestellt war, die Melodie an: on peut on être mieux qu'au sein de sa famille.

„Alter Freund!“ rief August, „warum befolgte

der flüchtige Jüngling deine treue Stimme nicht? Doch, wäre uns nicht so viel Kummer aufbewahrt worden, so würde vielleicht die Erkenntniß nicht so früh erwacht seyn; mehrere Jahre meines Lebens, und den auf immer verschwundenen Frühling der Liebe und des Lebens mußte ich der Welt und meiner Thorheit opfern; aber jetzt bin ich meiner selbst gewiß. Unsre übrigen Tage sollen uns allein, und einem stillen Glücke gehören.

II.

Anna-Kapri;

Eine südliche Novelle.

Zwei feurige schön ausstaffirte Hengste trugen Don Ricciardo Canori, einen zwar nicht reichen, doch vornehmen neapolitanischen Edelmann, mit seinem einzigen Sohne, Gennaro, einem schlanken siebzehnjährigen Jüngling nach dem schönen Florenz. Es war ein lieblicher Frühlingstag, hell spiegelte sich die Sonne in den breiten kaum bemerkbar hinfliessenden Gewässern des Arno, und warf ihren freundlichen belebenden Schein auf die muntern Häuser und festen Palläste, die ihr Ufer schmücken. Don Ricciardo liess das Pferd in seinem gewöhnlichen Schritte gehen, während er schweigend und lächelnd die kurze glückliche Zeit, die er in früheren Tagen in dieser Stadt zugebracht hatte, in seine Erinnerung zurückrief, bis sie endlich bei der Herberge still hielten. Kaum hatte er dort nebst dem Sohne seine Reisetracht abgelegt und ein lebhaftes prachtvolles Kleid angezogen, als er Gennaro bei der Hand faßte und ihn in diese weltberühmte Stadt hinausführte, indem er sich mit herz-

sicher Freude der halbvergessenen Strassen zu entsinnen suchte, die sie nach dem Hause der Donna Olivia führen sollten, einer reichen Frau, deren Geschlecht in frühern Tagen mit dem des Don Ricciardo sehr genau verbunden, und welcher er einst so glücklich war bedeutende Dienste zu leisten. Als Witwe und Mutter einer jungen unversorgten Tochter glaubte Donna Olivia nicht besser ihre Dankbarkeit ausdrücken und das Glück ihres Hauses befestigen zu können, als durch die Verbindung mit dem ihres Wohlthäters. Sie hatte Don Ricciardo dies Anerbiethen schriftlich gemacht, und dieser war jetzt mit dem Sohne nach Florenz geeilt, um es mündlich zu beantworten und anzunehmen.

Als sie nun beide auf den Platz Santa Maria Novella, einen der größten und ansehnlichsten, kamen, stand der Vater auf einmal still; es war ihm, als ob eine vergessene Erinnerung plötzlich aufs neue in seiner Seele lebendig würde; indessen faßte er sich doch bald, schüttelte den Kopf und wollte eben seinen Gang fortsetzen, als sein Blick auf einen alten schwachen Geistlichen fiel, der sich mit niedergeschlagenen Augen und langsamen Schritten gegen das weitläufige Kloster, von welchem der Platz den Namen trägt, hinbewegte. Bestürzt eilte Don Ricciardo zu diesem hin, und ergriff seine Hand indem er rief: „Sehe ich auch recht! Pater Anselmo Ihr lebt noch und befindet Euch wohl?“

Der Mönch erhob langsam seinen ungewissen

Blick auf ihn und sagte: Wer seyd Ihr? Ich kenne Euch nicht.

„Da habt Ihr mich doch einmal gekannt, und mich für mich selbst fürchten gemacht, doch bei der heiligen Mutter Gottes, Ihr habt mir nicht wahr geweissagt!“

„Laßt hören!“ fuhr der Pater verwundert und lächelnd fort, „denn mein Gedächtniß hat mich beinahe ganz verlassen; ich bin alt und schwach, und werde bald vor einen Richterstuhl treten, wo jedes Wort gewogen und jede Lüge geahndet wird.“

„Ich bin Ricciardo Caneri; der Jüngling, dessen Vater, Ihr, hier an diesem Orte, wo wir jetzt stehen, auf seiner Frage: was euch von dem jungen Knaben dünke, den er in Eure Messe zu begleiten im Begriffe stand, zur Antwort gabt: ihr führt ein Lamm in Gottes Haus hinein, aber ein wilder Löwe, der in seiner Raserei die Klauen am grausamsten gegen sein eigenes Fleisch strecken wird, wird wieder hinaus gehen, und als mein Vater darauf betroffen und mißmuthig rief: vermag denn nichts diese rohe Unbändigkeit zu zähmen? erwiedertet Ihr mit Bedachtsamkeit, indem Ihr gen Himmel zeigtet: nur Gott! wonach Ihr uns, ohne ein Wort weiter zu sagen, verließt. Aber, der Herr sey gelobt! Ihr habt Euch geirrt! mein seliger Vater, daß ihn Gott in seinem Himmel erfreue, war ein eben so strenger, als rechtschaffener Mann, er erzog in mir einen gehorsamen und gesitteten Sohn; er verheirathete mich mit einer frommen Ehefrau, die

ich liebe und schätze, sie hat mir diesen schlanken Jungen geschenkt, den Ihr vor Euch sehet, und der in die Fußtappen des Vaters tritt. Ich bin nur Herr über wenig, allein die Meinigen und meine Unterthanen erkennen in mir einen Vater, und fürchten keinen Tyrannen.“

„Ricciardo,“ erwiederte der Mönch ruhig: „Ihr werdet ja unsere Kirche wieder besuchen?“

„Ich führe so eben meinen Sohn dort hinein. Ist der vielleicht der Löwe, der davon zurückkehren wird? denn an mir hat Ihre Wahrsagung gefehlt.“

„Der artet vom Vater nicht aus,“ sagte der Mönch, indem er Gennaro aufmerksam betrachtete. „Don Ricciardo!“ fuhr er fort, „jetzt erkenne ich Euch wieder und steige ohne eine Lüge in das Grab! Lebt wohl. Möge mein Andenken Euch nützlich seyn! weil es mein Leben Euch nicht seyn konnte.“

Ruhig, ohne zurück zu sehen, setzte der Pater seinen langsamen Gang fort, Ricciardo sah ihm betroffen nach, denn auch er hatte wahr geredet. In dem frommen Glauben erzogen, daß nächst dem Willen Gottes, der eines Vaters der heiligste auf Erden ist, hatte er es immer als seine angelegentlichste Pflicht angesehen, jenem blind zu befolgen; auch hatte sich sein innerstes Wesen nie gegen denselben gesträubt, den sein Vater, der ein kluger Mann war, und die Bedeutung jener Wahrsagung klar einsah, und dadurch gerührt wurde, hatte, indem er sich fürchtete die schlummernden Leiden-

schaften des Jünglings zu erwecken, ihn sowohl dem Kriegsstande, in welchem diese am leichtesten zum Ausbruch kommen, und wozu der freundliche Knabe auch keine Neigung zu empfinden schien, als dem geistlichen Stande, wo, wenn sie einmal erweckt, nur um so wüthender ins geheim rasen, entzogen, und ihn schon in seiner ersten Jugend durch die Heirath mit Anna di Montegiglio in ein stilles abgelegenes Privatleben versetzt. Sie war die Tochter eines seiner besten Freunde, ein liebenswürdiges Wesen, von eben so alter Abkunft, aber auch eben so unvermögend, wie er selbst. Sterbend hatte der Vater es dem Sohne zur Pflicht gemacht, nie ohne besondere Umstände das einsam liegende Gut, welches er ihm hinterließ, zu verlassen, um so mehr, weil es seine ganze Sorgfalt und Streben erforderte, damit es die Seinigen ernähren konnte; auch fühlte sich Ricciardo in dem Umgange seiner Frau und seines aufwachsenden Sohnes zufrieden. Die drohende Weissagung hatte er vergessen; nichts erinnerte ihn daran, nicht einmal eine augenblickliche Heftigkeit, eine natürliche Folge des gesunden Jugendblutes und eines kraftvollen Körperbaus; doch kam jene selten zum Ausbruch, denn die wenigen gutmüthigen Leute, die ihn umgaben, befolgten gern seinen Willen; auch hatte nie eine theure zugrundgerichtete Hoffnung seine Ruhe gestört, denn, seine beschränkte Lage genau kennend, genoß er das Gute, welches diese ihm zu schenken vermochte, ohne sich eitlen Träumereien zu über-

laſſen, und wiewohl er oft mit Bewunderung und Wärme von dem herrlichen Florenz ſprach, dämpfte doch die ſcheinbare Unmöglichkeit jede Sehnſucht darnach in ſeiner Bruſt. Erſt jetzt, da er nach dem Verlauf vieler Jahren den Florentiniſchen Boden wieder betrat, ſchlug ihm das Herz höher und ſtärker, denn die Gewißheit, durch die Heirath des Sohnes ein bedeutendes Vermögen an ſein Geſchlecht zu bringen, erweckte einen nie vorher geſpürten Funken von Ehrgeiz in ſeinem Buſen, und mit höher emporgehobenem Kopfe betrachtete er die bunten Wappen, welche die Eigenthümer der herrlichen Pallöſte bezeichneten, denn dieſes Mahl hatte er Grund zu erwarten, auch einmal ſein eigenes unter jenen prangen zu ſehen. Um ſo mehr hatte nun dies unvermuthete Zuſammentreffen und die ſo gut als wiederholte Ausſage des Paters ihn in Erſtaunen geſetzt, ohne jedoch die alte Demuth in ſeine Bruſt zu bringen; denn eine mächtige Hoffnung, die erſte ſo zu ſagen in ſeinem ganzen Leben, leuchtete darin mit allen ihren Strahlen, und ohne Gennaros fragenden Blick zu beantworten, führte er dieſen ernſt, aber doch innerlich unruhig, in die Kirche hinein, indem er leiſe ſagte: „Wir wollen beten, mein Sohn! denn es ahnet mir, daß Gebete jetzt vonnöthen ſind.“

Auch blieb er gleich beim Eingange ſtehen, und kniete vor dem erſten Altar rechter Hand, wo der Schutzpätron ſeines Vaters, San Lorenzo, in ſeinem Martir-Tode abgebildet ſteht, während Gen-

raro, über die Pracht dieſer groſſen Kirche und die mannichfaltigen Bilder, die jene erhöhen, erſtaunt, ſich in Beſchauung verloren dem Hochaltare langſam nahete. Ehe er dieſes erreichte, hörte er in einer groſſen Seitenkapelle ein Murmeln leiſer Gebete, und ſah durch die offene Thür einen Kreis von barmherzigen Brüdern mit ihren Kerzen, welche einen offenen Sarg umgaben, den ein Prieſter eben mit dem Weihwaſſer beſprützte. Neugierde und eine andächtige Pflicht führte ihn hinein; aber er hatte nicht einmal Zeit ein Gebet für die Seele des Abgeſchiedenen anzuheben, als bereits ſein Auge auf ein junges und blaſſes Mädchen fiel, deſſen ſteife und unbewegliche Blicke auf den Sarg geheftet waren. In Gewand und Haltung kam ſie ihm wie die leibhafte Mater dolorosa vor; aber ihre ſchlanke Geſtalt, ihr Ausdruck, der lächelnde und doch finſtere Blick, der ſich vom Grabe einer überirdiſchen Hoffnung entgegen erhob, waren die einer heiligen Cäcilia; er betrachtete ſie unabläſſlich bis die Function beendet war; allein, als die Träger ſich dem Sarge naheten, um ihn in das Grab hinzuſenken, ſchien ihr ſtiller Kummer in eine bewuſtloſe Verzweiflung überzugehen. Sie ſank konvulſiviſch und halb ohnmächtig in die Arme einiger bejahrten Frauenzimmern, die ſie umringten, und in ihrer Mitte in die Kirche hineinführten.

Gennaro kehrte mit dem Gedränge zurück, und wäre vielleicht noch länger hinterdrein gefolgt, wenn ihn nicht der Vater nahe an der Kirchthüre beim

Arm ergriffen und ihm vorgeworfen hätte, daß er so lange ausgeblieben war; „ich hätte Dich schon zurückgeholt!“ fügte er hinzu, „wenn ich nicht einen unüberwindlichen Widerwillen vor jedem offenen Sarge empfände. Seit meiner ersten Jugend ist mir jedesmal ein Grauen angewandelt, wenn ich einem begegnet hab, als würde ich unvorbereitet und unvermuthet eine geliebte Person ausgestreckt vor mir liegen sehen. Gott mag wissen, was Dich da so lange zu halten vermochte. Komm! sehnst Du dich nicht darnach deine Braut zu sehen?“

Gennaro erblaßte zum ersten Mahle bei diesem Namen, das Bild des bleichen Mädchens stand vor ihm; sie zu sehen und zu lieben war bei ihm eins; dieser Ausdruck in dem Munde des kälteren Nordländers öfters nur eine Redensart, ist in dem warmen üppigen Italien eine buchstäbliche Wahrheit. Langsam und schweigend folgte er dem Vater nach, der sich mit immer schnelleren und stolzeren Schritten dem Pallaste der Signora Olivia nahete.

Sie empfing Beide als mit Sehnsucht erwartete liebe Gäste. Das hohe Erröthen ihrer schönen kaum erwachsenen Tochter verrieth nur zu deutlich, daß der Zweck dieses Besuchs ihr nicht unbekannt war. Die Aeltern ließen sich mit Vorsatz in immer tiefere und heimlichere Unterredungen ein, während Gennaro und das Mädchen, wie eine Bildsäule, nur wenige und abgebrochene Worte wechselnd, einander gegenüber saßen.

Endlich wurde die Unterredung wieder allgemein, und Don Ricciardo konnte nicht umhin der heimathlichen Fertigkeit des Sohnes auf der Guittare zu erwähnen, er fügte sogar hinzu, daß er mitunter die Aeltern durch unerwartete und hinreissende Improvisiren überrascht hätte; Gennaro sah recht gut die Absicht des Vaters ein; sie waren auch kaum zurück nach dem Hause gelangt, als jener selbst dem Sohne die Guittare um den Hals hing, und ihm befahl, sich zu einer Serenade vorzubereiten, welche, wie er wünschte, er seiner Braut noch diesen Abend bringen sollte.

Ungeachtet seines Unwillens empfing Gennaro das Instrument ohne Widerrede, denn er war zum Gehorchen gewohnt; aber zernichtet und mit blutendem Herzen eilte er aus den Thoren der Stadt und warf sich auf das Gras am Ufer des Arno. Hier faßte er sich doch bald; er fühlte, wie es thöricht und unbillig wäre, daß eine flüchtige Erscheinung über die Anmuth, die er nicht läugnen konnte, die ja seine Braut wirklich besäße, einen Schleier werfen, und noch mehr eine freundliche Hoffnung verscheuchen sollte, worauf der Vater nicht allein seinen eigenen, sondern auch den erneuerten Glanz seines ganzen Stammes begründen zu können sich freuete. Er griff rasch an die Saiten der Guittare, und es gelang ihm wenigstens die Unruhe zu betäuben, die in seinem Busen erweckt war. Als es nun endlich dunkel wurde, beschloß er, sich den Wünschen des Vaters zufolge dem Pallaste der

Donna Olivia zu nähern. Er fühlte sich stark genug einige Töne hervorzulocken, und dann hatte er ja seine Pflicht erfüllt.

Auf dem Wege gerieth er auf den Einfall, einen kürzern Weg durch eine dunkle Straße einzuschlagen, in der Vermuthung, daß sie ihn dahin führen würde. Ehe er diese noch nicht halb durchgegangen war, wurde er in einer Vertiefung in einer kleinen Gasse einen Schein von einer Reihe Lampen gewahr, welche vor einem Marienbilde brannten. Ein Haufen kleiner Mädchen lag kniend davor, sie stimmten den gewöhnlichen Abendgesang an; es fiel ihm ein, wie er einige Stunden vorher in seinem Gebete gestört worden war; er wollte jetzt das Versäumte einholen, denn er fühlte, daß sein Herz Muth brauchte, und er kniete hinter den Kindern nieder, indem er mit seiner Guittare die einfach schönen Verse begleitete:

O! Maria di sol vestita
Dagli Angeli inalzata
Dalle stelle incoronata
Specchio siete di nostra vita.
O! Maria! della bionda testa!
I Capelli son fili d'oro!
Rimirando quel bel tesoro
Tutti gli Angeli fanno festa!

Verwundert erhob ein schlankes schwarz gekleidetes Geschöpf, die er vorher gar nicht bemerkt hatte, unter den knienden Haufen ihr Haupt und wandte es gegen ihn. Gennaro erkannte das bleiche

Mädchen wieder und die Guittare zitterte in seiner Hand. Sie stand langsam auf, neigte sich vor dem Bilde, welches gegen den Gebrauch mit einem langen schwarzen Schleier bedeckt war, und ging ihm von der ganzen Schaar begleitet mit einem leichten Gruß vorbey; wenige Schritte weiter trat sie in eine offene Hausthür hinein, sagte den Kindern gute Nacht, und als Gennaro, der ihr nachgefolgt war, so eben bei ihr vorübergehen mußte, fügte sie hinzu: „Ich danke Euch, Fremder! und jedem, der heute meinen Schmerz verehrt hat.“

„Warum dieses?“ fragte Gennaro, indem er auf die schwarz verhüllte Madonna hindeutete.

„Die gute Mutter trauert mit ihrer armen Tochter!“ erwiederte das Mädchen in Thränen ausbrechend, begrüßte ihn noch einmal und ging schnell hinein. Die Kinder zerstreuten sich bald; Gennaro folgte langsam nach, und ergriff endlich das Letzte beim Arm, um sich genauer nach diesem Wesen, welches ihm eine so lebendige Theilnahme eingeflößt hatte, zu erkundigen. Das Mädchen hieß Annonciata und hatte eine Mutter, die ihr über alles lieb war, begraben. Er ging langsam weiter, doch kehrte er schnell wieder zurück, um auch einige Nachrichten wegen ihres Geschlechts einzuziehen. „Ach Gott!“ bekam er zur Antwort, „das weiß sie nicht einmal selbst; die Frau, die heute begraben wurde, nahm sie als ein zartes Kind aus dem Findelhause und erzog sie an der Stelle

ihrer verstorbenen Tochter; sie ist Madonnas Tochter.“

Dies einzige Wort, das ihn an die fromme Sitte seines Vaterlandes erinnerte, brachte zugleich eine neue Muthlosigkeit in seine Brust. Die meisten neapolitanischen Aeltern, sie mögen reich oder arm, und die Schaar ihrer Kinder noch so stark seyn, wenn sie eines von diesen verlieren, begeben sich nach dem Spital der Findelkinder, um dort ein Kind an der Stelle des Verstorbenen zu erwählen; dieses erziehen sie alsdann mit aller möglichen Sorgfalt, ziehen es sogar ihren eigenen Kindern vor; nur scheint es, daß sie den Unterschied machen, daß, wenn ein Fremder nach ihren Kindern fragt, sie gerne antworten: „die sind die meinigen, aber dieses“ fügen sie mit Zärtlichkeit und Stolz hinzu, „ist Madonnas Kind.“ Wann es erwachsen ist, wird es wie ihr eigenes ausgesteuert, selbst von vornehmen Leuten, aber bei solchen ist doch immer ein niedriger Stand, dessen Loos, denn der unbekannte Ursprung schließt es von jeder Verbindung mit einem alten Stamme aus. Daher erklang diese fromme Benennung wie eine Todesbothschaft in Gennaros Ohr, er sah vollkommen ein, daß auch unter andern Umständen seine Verwandten nie eine solche Liebe billigen würden; er konnte nicht anders, er mußte die neuerweckten Gefühle unterdrücken; er wollte schnell forteilen, aber er vermochte es nicht; er empfand ein süßes, unschuldiges Vergnügen darin, sich seinem ersten Schmerze zu er-

geben; dieſes, meinte er, konnte ihm Niemand zur Laſt legen, und ſo warf er ſich auf die ſteinerne Bank vor ihrem Hauſe, wo er, nachdem er lange tief in ſich ſelbſt verſunken geſeſſen hatte, endlich wie aus einem Traume auffuhr und Folgendes, das er zugleich mit der Guittare begleitete, improviſirte:

Ich kam und ſah — ſchnell muß ich eilen wieder —
O! ſchlummre ſanft und ſüß du holdes Bild!
Dein Schmerz im Himmel wohnt, vom Himmel quillt
Des Troſtes Balſam in dein Herz auch nieder,
Sanft ſchließt der Schlaf die wunden Augenlieder. —
Mein Schmerz allein, mein Schmerz wird nie geſtillt,
O! ſchlummre ſanft und ſüß du holdes Bild!

Du darfſt den Blick getroſt gen Himmel heben,
O! ſchlummre ſanft und ſüß du holdes Bild!
Im klaren Anſchaun wird dein Schmerz geſtillt,
Und ach! mein Anſchaun koſtet mir das Leben!
Ich darf ſo ſüßem Troſt mich nicht ergeben.
Mein Schmerz aus deiner Augen Himmel quillt,
O! ſchlummre ſanft und ſüß du holdes Bild!

Kann so die fremde Brust der Schmerz anstecken?
O! schlummre sanft und süß du holdes Bild!
Kann solche Gluth, die mir den Busen füllt
Der wunden Augen matter Schein erwecken!
Doch ist's geschehen; ohne mein Verbrechen
Des Lebens Lust mir aus dem Leben quillt!
Du aber schlummre sanft du holdes Bild!

Als er seinen Gesang geendet hatte, eilte er zu Hause, sein Vater kam ihm in der Hausthüre entgegen; „Nun! hast Du gesungen und gespielt?" fragte er freundlich; in diesem Augenblicke stellten sich alle Verhältnisse Gennaro wieder recht klar vor Augen; er erwiederte verwirrt und leise: Ja!
„Hast Du Mutter und Tochter gesehen? denn sie haben Dich doch gewiß bemerkt;" fragte der Vater weiter.

„Ich habe keine bemerkt!" sagte Gennaro ängstlich und ausweichend und eilte dem Vater gute Nacht zu sagen. Den folgenden Morgen führte Don Ricciardo den Jüngling zu einem kunsterfahrnen Goldschmied hin. Er ließ sich dort vielerlei Schmuck vorzeigen; doch konnte er nicht mit sich selbst einig darüber werden, welche er wählen sollte; endlich zog er einen schweren Beutel hervor, und gab ihn den Sohn hin. „Wähle selbst Gennaro!" sagte er, „ich verstehe mich nur schlecht darauf, was der Gebrauch vorschreibt, und Du magst besser als ich wissen, was deiner Braut am besten stehen wird."

Ich will im Voraus dahin gehen; ich wette, Du wirst doch den Weg nicht verfehlen!“

Gennaro blieb allein mit dem Beutel in der Hand zurück: als er aber die funkelnden Steine und die reiche goldene Einfassung betrachtete, wurde sein Auge nach und nach mit Thränen erfüllt und es ward dunkel vor seinen Blicken. Er vermochte nicht zu wählen, kaum sich einmal zu besinnen, und er verließ den Goldschmied mit dem Versprechen, wieder zu kommen. Indessen fühlte er, daß er in dieser Stimmung sich nicht der Donna Olivia zeigen könnte; er kehrte daher um und ging aufs neue an das Ufer des Arno, an den nämlichen Ort hinaus, wo er den Abend vorher einen kindlichen Vorsatz gefaßt hatte. Er bemühte sich wieder, dasselbe zu thun; er bereuete die halbe Unwahrheit, womit er fast gegen seinen Willen seinen Vater beleidigt hatte; er bat ihm diese Sünde in seinem Herzen ab; legte sich selbst das Gelübde auf, Annonciata nie mehr zu sehen, und erhob sich schnell, um den Vater aufzusuchen, ihm ein aufrichtiges Geständniß von Allem mitzutheilen und sich seinen Segen zu erbitten, als er in demselben Augenblicke Don Ricciardo gewahr wurde, welcher schnell, und wie es schien, aufgebracht ihm zueilte.

„So finde ich Dich endlich, Gennaro!“ rief er ihm entgegen, „nachdem ich deinetwegen Stunden lang in Unruhe gewesen bin und meine Leute Dich vergebens in der ganzen Stadt gesucht haben. Erkläre mir dies unanständige Betragen! Du hast

gestern Abend deiner Braut keine Serenade gebracht?“

„Nein, mein Vater!“

„Mir hast Du es weißgemacht!“

„Höret mich Don Ricciardo!“

„Nachher! jetzt gebührt es mir zu reden. Voller Zutrauen zu den Worten eines Sohnes, der mir nie vorher Anlaß, daran zu zweifeln gegeben hat, fragte ich scherzend deine Braut: wie ihr deine Stimme gefalle? Sie antwortete nicht, aber Donna Olivia nahm das Wort mit der Frage: was ich damit meine? Die Serenade von gestern Abend, die Du ihnen gebracht hattest, fuhr ich fort. Die, erwiederte sie spöttisch, ließ sich doch wohl nicht durch drei Straßen hören? Jetzt fragte ich sie, was sie denn damit meine? Trug nicht Euer Sohn gestern Abend einen weißen Mantel und weiße Federn? fuhr sie fort. Ich bejahte es. Nun also! sagte sie, so hat er auch einem gemeinen Findelkinde, dessen Pflegemutter gestern begraben wurde, die Musik, die uns bestimmt war, gebracht. Einer meiner Leute hat ihn gesehen und erkannt. Mir kochte das Blut; ich läugnete es. Sie blieb aber standhaft bei ihrer Behauptung und ersuchte mich, mit demselben Spotte wie vorher, mich besser zu erkundigen. Das will ich! Ich bin jetzt hier, um die Wahrheit zu erfahren.“

Gennaro warf sich zu des Vaters Füßen und gestand Alles. Allein Donna Olivias Spott, das Unrecht, das, wie es schien, man ihm aufbürden

wellte, und wodurch er sich höchst beleidiget fand, brachte auch sein Blut in Wallung und weckte einen vorher unbekannten Muth in seiner Brust. Annenciatas Bild, ihr Unglück, ihr stiller Kummer, malten sich unter dieser Vorstellung doppelt lebendig vor seiner Seele. Seine Begeisterung riß ihn mit sich fort, er vergaß, mit wem er sprach, indem er nur daran dachte, was er sprach, und eben das, was er den Augenblick vorher in seiner tiefen Einsamkeit abgeschworen hatte, erklärte er jetzt, in seinem poetischen Fluge, laut und dreist. „Ich liebe sie mehr als mein Leben, endete er: ich kann — ich kann keine andere heurathen.“

Ach! bei diesen Worten erhob sich der Löwe in Ricciardos Brust. Zum ersten Male in seinem Leben fand er sich in einer Angelegenheit widersprochen, welche ihm so lieb und wichtig war, als die Hoffnung, deren Erfüllung seinem ganzen Daseyn eine neue Richtung gegeben hatte, ja er fand sich auch, wie er meinte, getäuscht, und dies nicht von einem Fremden, sondern von seinem eigenen Sohne, dem alle seine Winke ein heiliges Gesetz seyn sollte, denn als solche hatte er einst die Winke seines Vaters angesehen.

Er warf einen Blick, welchen der unglückliche Sohn nie vorher gesehen hatte, auf den armen Gennaro, und verließ ihn, indem er ihm erbittert zurief: „Verruchter Knabe! Du sollst meinen Entschluß erfahren!“

Gennaro blieb stumm und bestürzt allein zurück.

Dieſe Worte hatten ihn fürchterlich aus ſeinem begeiſterten Traume geweckt. Er hatte erwartet, daß der Vater ſeine Empfindungen getheilt, daß er ihn bedauert und getröſtet hätte; Don Ricciardos heftige Erbitterung brachte ihn dagegen wieder zur Beſinnung. Er ſah die Sinnloſigkeit ein, wozu ihn eine unbekannte Macht hingeriſſen hatte, und eilte, um jene durch einen völligen Gehorſam und Selbſtverläugnung wieder gut zu machen, allein er traf den Vater nicht mehr in der Herberge an, und warf ſich beklommen und verzweifelnd auf ſein Lager.

Erſt gegen Abend kam jener zu Hauſe. Seine Erbitterung hatte ſich wohl nicht ganz gelegt, doch war er ruhiger. „Gennaro!“ ſagte er kalt und mit Strenge: „ich bin bei Signora Olivia geweſen! Sie hat ſich für Dich verwendet und Dich entſchuldiget; denn ich würde Dich eingeſperrt haben, bis Du deine Thorheit bereuet hätteſt, allein ſie hat mir einen beſſern Rath gegeben. Sie meint, daß du nur ein Opfer niedriger Argliſt biſt; ſie hat mir gelehrt, was einem Vater zu thun gebührt, um die Ehre ſeines Hauſes zu behaupten und die Verführung eines unerfahrnen Knabens zu rächen. Ich verreiſe auf kurze Zeit; geh gleich zu ihr hin, bitte ſie um Verzeihung! Bedanke Dich wegen ihrer Verwendung, und verbleibe in ihrem Hauſe, bis zu meiner Rückkehr.“

„Alles in der Welt, nur dies nicht!“ rief Gennaro heftig; ſeine ganze Demuth hatte ſich

durch diesen Befehl in einen unbiegsamen Stolz verwandelt. Er meinte, daß er keine Verzeihung von Donna Olivia anzunehmen brauchte, deren niedrige Verachtung gegen die unschuldige Annonciata ihn eben so sehr beleidigte, als er fühlte, daß diese Behandlung von seinem Vater unverschuldet war.

„Du willst mir trotzen?“ sagte dieser kalt.

„Nein! nein! allein ich will, ich kann nicht Donna Olivia sehen!“

„Du schämst dich also?“

„Ich weiß nichts, worüber ich mich zu schämen brauche!“

„Knabe!“ rief Ricciardo heftig. „Ich könnte Dir mein Ansehen fühlen lassen; doch bleib nur da, aber verhalte Dich ruhig, bis wir uns wieder sehen, oder es kostet dein Leben. Du kennst mich nicht; ich kenne mich kaum selbst mehr!“

Er kehrte ihm den Rücken und theilte an seine Leute geheime Befehle aus; er setzte sich zum Schreiben hin, siegelte das Papier mit seinem großen Petschaft, welches er nur in wichtigen Angelegenheiten benutzte, gebot einem von seinen Dienern, dieses nach dem Rathe hinzubringen und daselbst wieder einen besiegelten Rathschluß zu empfangen; gleich nachher beschloß er, diesen selbst abzuholen, betrachtete noch einmal den Sohn mit einem bittern Lächeln und ging, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Gennaro würde sich eben so aufgebracht gefühlt haben, wenn nicht jede der Aeusserungen des Va-

ters, und alle diese Zubereitungen ihm eine solche Unruhe, die ihm alles Übrige vergessen machte, eingeflößt hätte. Verschiedene Mahle war er, dem ausdrücklichen Gebote Ricciardos zum Trotze im Begriff auszugehen; aber an wen sollte er sich wenden? Bey wem sollte er in dieser großen unbekannten Stadt den einzigen Aufschluß, der ihm genügte, suchen? Er zweifelte gar nicht daran, daß diese Drohungen Annonciata gelten müßten, er fühlte, daß es seine heiligste Pflicht war, sie zu warnen, und doch wurde jeder Schritt, welcher ihn bloß ihrem Hause näher brachte, ihr und sein Verderben um so gewisser machen.

Endlich kam Vincenzo, der alte Diener des Vaters zurück; Gennaro wußte, daß dieser ihn lieb hatte, er hatte ihn schon Thränen, wegen Ricciardos Erbitterung vergießen sehen. Er warf sich um Vincenzo's Hals, er umfaßte seine Knie, er beschwor ihn bei allen Heiligen, ihm was er wußte nicht zu verschweigen. Der Alte konnte dem Flehen des lieben Knabens nicht widerstehen; er tröstete ihn, er betheuerte, daß er gar nichts zu befürchten hätte. Der Vater würde ihm gewiß diese erste Ausschweifung vergeben; es kam nur darauf an, das schlechte Weibsbild, welches ihn durch ihre Ränke an sich gezogen hatte, aus dem Wege zu räumen; der Vater war bei dem Rathe gewesen. Er hatte dort, durch Hülfe der Auskünfte, womit ihn Donna Olivia versehen, die ganze Sache vorgetragen, und es war ihm verstattet, sich des Mäd-

chens zu bemächtigen; noch vor Abend wollte er sich mit ihr auf den Weg nach einem Kloster begeben, dessen Name Vincenzo ihm nannte, zwei Tagereisen von Florenz entfernt, woselbst sie alsdann zu wählen hätte, entweder gleich den Schleyer zu nehmen, oder auf Lebenszeit eingesperrt zu werden.

Gennaro ließ ihn kaum ausreden; athemlos, ohne Bedenken flog er durch die Straßen, dem Hause zu, wo sie wohnte. Er fand die Thüre offen, stürzte die Treppe hinauf, und lag zu Annonciatas Füßen. Verzweiflung war in seinen todtenähnlichen Zügen gemalt; sie betrachtete ihn erstaunt und zitternd.

„Ich liebe Dich, Annonciata!“ rief er, „allein verfluche mich und meine Liebe, denn sie bedroht Dich mit gränzenlosem Unglücke; mein Vater — ein böser Geist hat zwei verderbliche Leidenschaften in beider Brust eingeflößt! ein Teufel hat ihm die rasende Ungerechtigkeit eingehaucht, meinen Ungehorsam an Dir zu rächen! Rette Dich! Fliehe! Er will Dich in ein Kloster einsperren; Du hast keinen Augenblick zu verlieren!“

Er war schon auf dem Wege, sich wieder weg zu begeben, als er bemerkte, daß Annonciata erbleichte und ohnmächtig wurde; er faßte sie in seine Arme, bemühte sich um sie, so viel er konnte; erklärte ihr in der Eile den fürchterlichen Zusammenhang, beschwor sie, sich zu fassen und zu fliehen; aber wohin? Sie kannte auch keinen Menschen, hatte keine

Verwandten, keinen Beschützer, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen könnte; ihr einziger Freund war nicht mehr auf Erden! — „Eben so gut zum stillen Kloster!“

„Gefällt Dir das finstre Klosterleben?“

„Nein! aber mir ist doch beinahe keine andere Freistätte übrig!“

Ein Geräusch auf der Strasse, und Getrampel der Maulthiere machte aller Ueberlegung ein Ende. „Mein Vater!“ rief Gennaro, und wollte ihm sinnlos entgegen eilen. Annonciata hielt ihn zurück: „Mich rettet Ihr doch nicht auf diese Art,“ sagte sie, „Ihr richtet nur meinen guten Namen zu Grunde, und gebt dadurch Eurem Vater einen Anschein der Gerechtigkeit mehr; ach! es könnte Euer Leben kosten; Niemand hat Euch in das Haus hineinkommen gesehen, verbergt Euch!“ Ihr erster Beweggrund bestimmte Gennaro; er verbarg sich und knirschte mit den Zähnen.

Ricciardo trat in das Zimmer. „Wo ist mein Sohn?“ fragte er, indem er ergrimmt sich im Zimmer herum sah, „der blaue Mantel wird stadtkundig hier in Florenz. Der Hausherr hat ihn auch hier heraufsteigen sehen!“

„Ich kenne Euch nicht, Herr!“ sagte das Mädchen, „und weiß auch nicht, wen Ihr sucht.“

„Ihr lügt, ihr wißt recht gut, wen ich meine, und ich werde ihn auch finden.“ Er nahte sich dem Nebenzimmer.

Das Mädchen trat vor die Thüre und flehte

betend mit in der Höhe gehobenen Händen: O! alle ihr Heiligen! steht mir Armen bei! Seit wann wurde Gewalt in Florenz gestattet? Zurück, hier bin ich noch Herr!"

„Nein! ich bin es, Unverschämte!" rief Don Ricciardo, indem er die Genehmigung des Rathes auf den Tisch hinwarf, „und Du bist in meiner Macht; doch" fuhr er bitter fort, „mag er nur da bleiben, wo er ist, mag er sich verbergen und sich schämen; es ist gut, daß er Augenzeuge ist, wie ein beleidigter Vater die Buhlerinn seines Sohnes bestraft."

Er ergriff die Hand des Mädchens, sie folgte willig, und bald war der letzte Schall von den Tritten der Maulthiere verschwunden.

Gennaro stand wie versteinert in dem Nebenzimmer, denn er schämte sich wirklich, allein nur wegen seiner Unthätigkeit und Ohnmacht; doch fühlte er bald seine physische Stärke krampfhaft in allen seinen Adern sich regen. Er wollte eilen, das Haus zu verlassen, er wollte dem Zuge nachfolgen, er wußte selbst nicht, was er wollte; aber die Thüre war verschlossen, jeder Augenblick entfernte die Unglückliche noch weiter von ihm und machte ihre Rettung nur unmöglicher. Er sah durch das Fenster hinab; es war schon dunkel und die Mauer nicht sehr hoch. Er sprang ohne Bedenken hinunter, fiel, verletzte sich; aber ohne darauf zu achten, hinkte er doch mehrere Straßen hindurch, jedoch ohne einen bestimmten Zweck; endlich kam er bis

an die Brücke alle Grazie, die weitentfernteſte über den Arno, und die am nächſten zu der Straſſe führte, welche die Eilenden nehmen müßten. Er blieb erbittert ſtehen und ſtampfte auf die Steine. Um in der Einſamkeit und mit Ruhe überlegen zu können, ging er mit ſchnellen Schritten die Brücke auf und ab; allein er war ohne Beſinnung, ohne Vermögen zu überlegen, nur ganz verzweifelt.

Zwei Männer, die ihre Hüte tief in die Augen gedrückt und ſich in ihre Mäntel eingehüllt hatten, betrachteten ihn lange; endlich gingen ſie ihm näher.

„Junger Herr!“ fragte der eine, „Ihr ſcheint üble Laune zu haben?“

„Kann wohl ſeyn!“

„Nun, nun! nur ſo wortkarg nich!“ fuhr der Andre fort, „üble Laune entſteht gern aus Verdruß, entweder über etwas Unangenehmes, welches ſchon begegnet iſt, und worüber man ſeinen Aerger zu verſchmerzen ſucht, oder über etwas, das noch zu erwarten ſteht, und dem vorgebeugt werden muß; in beiden Fällen kann der Rath guter Männer vonnöthen ſeyn.“

„Wer ſeyd ihr?“

„Ehrliche Leute, welche meinen, daß es keine größere Sünde iſt: Eiſen zu verkaufen, als Obſt, und daß die Hand ſich durch das Umfaſſen jenes nicht mehr, als durch das Abpflücken dieſes verunreinigt.“

„Die, gerade ausgeſagt,“ fiel ihm der Andere

in das Wort, „um eine gute Hand voller Zechinen die Feinde eines ehrlichen Mannes zum Fegfeuer befördern, oder ihm eine Nonne aus dem Kloster wegstehlen, alles nach Umständen. Es ist nicht mit Euch so, wie es seyn sollte, junger Herr! — Braucht Ihr unsre Dienste?“

Ein kalter Schauder durchfuhr Gennaro, aber das Wort Kloster zuckte durch seine Seele. Das Bild des schuldlosen Opfers, welches sich so geduldig in die Hände seines Verfolgers hingegeben hatte, weckte ihn zu jedem Versuch.

„Vermochtet ihr“ — fragte er langsam.

„Alles, was Ihr nur befehlt,“ riefen Beide, „nur gut bezahlt; wir sind acht, die durch Bund und Eid verbunden sind. — Ihr kennt uns Euch ohne Furcht anvertrauen.“

„Bezahlt!“ seufzete Gennaro leise, „und ich, o heilige Mutter Gottes!“ — Er fuhr schnell, wie sein Gedanke, mit der Hand nach dem Busen, und fand in der Brusttasche seines Kleides den vergessenen Beutel, welchen ihm der Vater denselben Morgen eingehändiget hatte; „Triumph!“ rief er, „selbst hat er mich mit Waffen versehen! und, vermag ich wohl seiner Ehre und uns beiden einen bessern Schmuck, als ihre Rettung zu kaufen?“

Jetzt pflogen sie Rath zusammen, diese erfahrnen Männer hatten bald einen Plan gelegt. Gennaro versprach ihnen noch mehr, als sie verlangten, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie unter allen Umständen Don Ricciarde schonen

sollten. Er folgte selbst mit, wie die Uebrigen unter einer Larve versteckt; es war ihm eben so wichtig, für das Leben seines Vaters zu wachen, als Annonciatas Freiheit ihm theuer war; auf solche Art hoffte er ihr diese verschaffen zu können, und nachher, das heilige Gelübde hatte er sich selbst auferlegt, sie nie mehr zu sehen.

Sie ritten die ganze Nacht und kamen gegen Anbruch des Morgens schon dem Zuge voraus, welchen sie in einem Gehölze, wodurch er nothwendig mußte, aufpaßten. Einige bemächtigten sich der bewaffneten Diener, andere eilten, um sich des Vaters und Vincenzo zu versichern, indem die letzten das Maulthier des Mädchens beiseite zogen. Allein Don Ricciardo, der, noch in seiner besten Mannskraft, gleich herabgesprungen war, ergriff sein Schießgewehr. Einer der Banditen, die Gefahr bemerkend, die sie bedrohte, legte eben so schnell auf ihn an; im nämlichen Augenblicke stürzte Gennaro hervor aus dem Gehölze, worin er sich verborgen gehalten hatte und kam eben zu rechter Zeit, um dem Gewehr eine andere Richtung zu geben, welches in die Luft abging; ohne darauf zu achten, stand Ricciardo im Begriff auf Beide loszudrücken. Vincenzo aber, der schon den Abend vorher seine Offenheit durch Gennaros Betragen bereuet und gleich bei dem Angriffe geahnet hatte, daß dieses wohl eine Folge seiner Unbedachtsamkeit seyn könnte, erkannte, trotz der Larve, den armen

Jüngling und rief, indem er den Arm des Vaters ergriff: „Laßt das Herr! es ist Euer Sohn!

„Nein!“ erwiederte Don Ricciardo, welchen dies Wort doch in Verwirrung gebracht hatte: „Nein! mein Sohn ist kein gemeiner Räuber, kein Gottloser, der dem Vater nach dem Leben strebt, um seiner Liederlichkeit Genüge zu thun!“

„Er ist's!“ fuhr Vincenzo fort, und riß schnell dem bestürzten Gennaro die Larve vom Gesichte. Die Verwirrung und das Erstaunen dieses Augenblickes gab den Banditen gewonnenes Spiel; noch bevor sie es gewahr worden, wurden Don Ricciardo und Vincenzo im Rücken angegriffen und gebunden; einer von den Männern klopfte Gennaro auf die Schulter, mit den Worten:

„Säumet nicht, junger Herr! das Mädchen ist Euer.“

Bei dieser Anzeige faßte sich Gennaro schnell, zog die beyden dazu bestimmten Maulthiere hervor, erhob sie auf das eine und trat vor den Vater hin mit niedergeschlagenen Augen, indem er sagte: „Vater! ich mußte sie einem gränzenlosen Unglücke und Euch einer grauenvollen Ungerechtigkeit entziehen. Ich hoffe zu Gott und zu Eurem väterlichen Herzen, daß Ihr mir vergeben werdet, wenn Ihr meine redliche Absicht erst erkennet.“

„Dir vergeben? Elender!“ rief Ricciardo. „Fort aus meinen Augen! Ich verfluche Dich und dein Geschlecht!“

Gennaro hatte sich schon auf das Maulthier

hinaufgeschwungen und eilte mit ihr fort, jedoch war keines von den Worten des Vaters ihm verloren gegangen; sie durchbohrten sein Gefühl, wiewohl sein Bewußtseyn ihn freisprach.

Allein es war jetzt keine Zeit für den Gram; er mußte nur an beider Rettung denken; indessen, wohin sollten sie fliehen? Selbst Italien war ihm unbekannt, wenige Meilen rings um die Vignen des Vaters war bis hieher seine Welt gewesen; doch fühlte er sich unverzagt; denn Liebe und Gefahren machen bald die männliche Brust reif. Er erinnerte sich, daß ein Freund seiner frühsten Jugend, nur wenige Jahre älter als er, schon seit lange ein frommes Gelubde in San Benedettos Kloster, unweit Subiaco, hinter Rom, abgelegt hatte; dahin wandten sie ihre Schritte. Der Mönch empfing sie mit Wohlwollen, selbst durfte er sie aber nicht beherbergen. Die Klostermauern nahmen kein Frauenzimmer auf; doch verschaffte er ihnen eine kleine Hütte, nahe an der wenig bekannten romantischen Cascatelle; es war die höchste Zeit, denn beinahe noch früher, als sie diese in Besitz nehmen konnten, hatten Gennaros letzte Kräfte ihn verlassen. Die Folgen des Falles, welchen er durch jenen Sprung aus dem Fenster gethan, und die er nur sehr gering geschätzt, ungeachtet jener Zufall ihn sehr oft, durch heftige Schmerzen, die Erinnerung daran zurück gerufen hatte, bekamen nun einmal die Oberhand und zogen ein Wundfieber herbei, welches er kaum ohne

die Arzneykunst des Mönchs und Annenciatas zartliche Sorgfalt überstanden hätte.

Während seiner sehr langsamen Genesung offenbarte sich ihm Annenciatas reine unschuldige Seele immer heller; täglich wurde sie ihm theurer, täglich erschien ihm die Verfahrungsart des Vaters grausamer und Donna Olivias Härte und Rath immer niedriger; doch empfand er eben so tief, wie sehr er seinen Vater erzürnt hatte, und sein Vorsatz blieb fest, allein er verbarg die Gefühle seines Herzens und schauderte heimlich, als er vernahm, wie seine Kräfte sich vermehrten, denn er sah in Annenciatas Auge eben dieselbe Flamme lodern, die er in seinem Innersten spürte; aber sie schwiegen beide. Der Fluch des Vaters stand drohend vor ihrer Seele; seine Ruhe und sein Segen vor Gennaros Sinne. Als er so ziemlich hergestellt war, rieth ihm sein Freund, einen andern Aufenthalt zu suchen. Dieser hatte einige Fremde, welche in der Gegend herum schlichen, bemerkt, die er als Kundschafter ansah, und er fürchtete Don Ricciardos Rache. Gennaro ersuchte ihn, noch eine kurze Zeit über die Sicherheit des Mädchens zu wachen, sattelte den nächsten Morgen sein Pferd, reichte ihr die Hand zum Lebewohl, ohne ein Wort zu sagen, und ritt mit niedergeschlagenen Augen fort, um ihrem betroffenen Blick und ihren stummen Thränen nicht zu begegnen.

Er zog nach Florenz; er hegte die Hoffnung, daß jene Begebenheit ohne Aufsehen abgelaufen

wäre; er wollte dem Hausherrn, bei dem sie gewohnt hatte, ihre Zurückkunft, als von einem Besuche in dem Kloster kund machen, und in seiner Unerfahrenheit rechnete er sogar darauf, sie durch seine Vermittelung in eine bequemere Lage, als vorher, setzen zu können; allein er fand sich schmerzlich in seiner Hoffnung betrogen. Die aufbrausende Heftigkeit Ricciardos, und noch mehr die Mährchen, welche durch die erbitterte Donna Olivia, die das gänzliche Ausbleiben des Vaters und des Sohnes gar nicht begreifen konnte, in Umlauf gebracht worden, hatte ihren guten Nahmen ganz zernichtet. Der Hausherr schüttelte bei allem, was Gennaro zu ihrer Vertheidigung auch anführte, den Kopf, und kreuzte sich sogar, indem er darauf kam, wie sie durch eine verstellte Heiligkeit ihn und die ganze Nachbarschaft so lange hatte täuschen können; auch wollte er sie schlechterdings nicht mehr aufnehmen. „Bedenkt einmal," fuhr er fort, „noch während sie in Verbindung mit dem jungen Canori stand, denselben Abend, als der erzürnte Vater ihren Ränken ein Ende machte, hatte sie einen jungen Menschen in ihrem Zimmer versteckt, welcher sich, nachdem sie schon fort war, gezwungen sah, aus dem Fenster herab zu springen; die ganze Straße kann es bezeugen."

„Ich war es!" rief Gennaro erbittert.

„Wer seyd den Ihr? junger Mensch."

„Gennaro Canori! der ihre Unschuld bezeugen kann."

„Junger Herr!“ erwiederte der Wirth guthmüthig, „es würde Euch doch nicht gelingen; Ihr würdet, wenn es hoch kommt, nur dadurch anzeigen, daß Ihr ihre Schuld theilet; übrigens rathe ich Euch, fügte er geheimnißvoll hinzu, daß Ihr euren Nahmen verhehlet, und eilet, Euch von hier wegzubegeben; denn Herolde haben hier in der Stadt ausgerufen, daß Euch Don Ricciardo verstoßen, und demjenigen einen großen Preis versprochen hat, der Euch und eure Buhlerinn, so hat er sie genannt, in seine Gewalt zu bringen vermöchte. Euch Beide erwartet nichts Gutes!“

Es kochte das Blut in Gennaros Brust; dieser öffentliche Schmach, diese Schande, auf sie beide geworfen, löste auf einmal in seiner Seele alle die Bande, die ihn an sein Haus knüpften. Sein Vater hatte ihm nur einen Weg angedeutet, nur eine Pflicht aufgelegt; es war in seinem Herzen kein Zweifel mehr; er kehrte unverzüglich zurück.

Annonciata flog ihm entgegen, als sie ihn in der Ferne gewahr wurde; sie war beinahe ganz ausser sich. „Madonna sey gelobt, die mir Euch wieder giebt!“ rief sie, „ich dachte, daß Ihr nie zu mir Armen zurückkehren würdet. Seht!“ fuhr sie gesprächig fort, und zog ihn vor das kleine Kruzifix hin, welches mit Blumen, die seinen Namenszug bildeten, geschmückt war: „hier flehe ich jeden Tag zu den Heiligen für Euch! Ach! ich bete euren Namen an, weil ich nur euer Bild in meinem Herzen trage.“

„Liebst Du mich Annonciata?“

Sie sah ihn erstaunt und froh an; endlich erwiederte sie leise, indem sie ihr Gesicht an seinen Busen verbarg: „Ich weiß es nicht!“

„Du weißt es nicht?“

„Ich weiß ja nicht, ob ich es sagen darf! Ihr habt mich auch nie darum gefragt, und jetzt! jetzt? Ist denn also das feindliche Geschick verschwunden, welches zwischen uns getreten war?“

„Zwischen uns ist dies nicht mehr, allein es umgiebt uns um so enger, wir müssen unsere Hände verbinden, um demselben widerstehen zu können.“

„Mein Gennaro! süßes Herz, mein Leben, meine Seele!“ rief sie, und warf sich in seine Arme. Die ganze Fülle der Liebe, die schon lange im Verborgenen die schwache Brust zu zersprengen gedroht hatte, brach jetzt auf einmal in tausend süße Liebkosungen aus, welche das Herz des berauschten Gennaros mit seiner ganzen Wonne, seinem ganzen Glück erfüllten. Der Fluch des Vaters bedrohte ihn nicht mehr; er erinnerte sich kaum mit Schmerzen daran; er fühlte, daß diese neue Seligkeit ihn in Segen verwandeln mußte.

Allein Ricciardo war weit davon, jenen Fluch zurück zu rufen. Erst nachdem die Fliehenden einen guten Vorsprung gewonnen hatten, verließen die Banditen mit Hohn und Gelächter den gebundenen Herrn mit seinen Dienern, welche sämmtlich sich in diese verdrießliche Lage finden mußten, bis etwas höher am Tage einige Reisende ihre Bande

zerschnitten; diese wunderten sich sehr, als sie gar keine Spuren vom Plündern bemerkten. Don Ricciardo schwieg und knirschte mit den Zähnen. Seine Beschämung und Erbitterung, seinen Vorsatz auf solche Art mißlungen zu sehen, und endlich, daß er sich in diesem erniedrigenden Zustande durch seinen eigenen Sohn befände, waren ohne Grenzen. Er verfluchte Donna Olivia, ihren Rath, Florenz, seinen Sohn, sich selbst, alles, was ihn umgab, und ohne einen Gedanken an Rückkehr, lenkte er die Pferde doch gerade gegen die Heimath, ohne der getäuschten Braut und ihrer Mutter, weder jetzt noch in der Zukunft die mindeste Nachricht von dieser Begebenheit mitzutheilen.

Donna Anna ward erschrocken, als sie den finstern Blick ihres Eheherrns sah, noch mehr, als sie bemerkte, daß er allein zurückkehrte. „Was fehlt euch Signor?“ fragte sie ängstlich, „und wo ist unser Sohn?“

„Der Eurige wohl, Signora! der meinige aber nicht!“ erwiederte er. „Wo er ist, weiß ich nicht, wenn ich es wüßte, würde es sein Leben kosten! allein hier hat er keine Heimath mehr; erwähnt ihn nie, verbannet jedes Andenken an ihn aus meinem Hause.“

Es kostete der bekümmerten Mutter viele ängstlichen Stunden, ehe sie die Begebenheiten ganz erfuhr; sie sah diese doch nicht ganz hell ein, denn die Galle Ricciardos machte jeden Umstand schwärzer und verrückte den wahren Gesichtspunkt; doch

empfand sie mit Gewißheit, daß der Zusammenhang unmöglich so, wie ihn der Vater vorgetragen hatte, seyn konnte, und Vincenzos Bericht gab ihr nur wenig Licht; indessen war jedes Bestreben, den erzürnten Mann zu besänftigen, vergebens. Zum ersten Mahle blieb ihre sanfte Liebe, ihr heller Verstand ohne Wirkung; ja ihre leidenden Züge, ihr schwerer Kummer zogen sogar seinen Zorn auf sie mit hinüber. Er machte ihr Vorwürfe, daß sie keine stolzere edlere Denkungsart besitze, daß sie nicht einen tieferen Gram über die Schmach des Gatten, als Kummer über den Verlust eines ausgearteten Sohnes fühlte. Die stummen Thränen, wodurch sie allein seine Verweise erwiederte, mehrte seine Verbitterung. Es schien, als ob jede Erinnerung aus seinem vorigen glücklichen Leben plötzlich von einem unmäßigen Zorn ausgelöscht wäre, welcher von allem Vergangenen nur jeden erlebten Verdruß, doch unendlich vervielfältiget, aufbewahrt hätte, und jetzt wie eine neue Seele ihm ein neues Daseyn gäbe. Er verschloß sich in sich selbst, und scheute die flehenden Blicke seiner Ehefrau. Er wurde schwächlich und nahm ab, allein er verwarf ihre Pflege; er sann nur auf Mittel, die Gluth die ihn verzehrte zu kühlen; er fand aber keine; denn seine Kundschafter kehrten immer unverrichteter Sache zurück; wohl schickte er immer neue aus, allein zuletzt fand er mit Schrecken, daß sein Durst nach Rache, der jede andere Thätigkeit in seiner Seele zernichtete, ihm das Vermögen, jene zu be-

friedigen, selbst beraubt hatte. Er war während seinen fruchtlosen Bestrebungen verarmt; jetzt bemächtigte sich eine neue Verbitterung seiner Seele, und in den grösern Städten Italiens, in jeder Gegend, wo er nur vermuthete, daß die Fliehenden verborgen seyn konnten, ließ er durch Herolde ausrufen: daß er keinen Sohn mehr besäße, daß er aber den letzten Rest seines Vermögens zu einem Preise für den bestimmte, der den Aufenthalt eines Betrügers, welcher jenem vollkommen ähnlich sehe, ein liederliches Leben mit einem verworfenen Weibsbilde führe, und seinen Namen entweder trage, oder doch einmal getragen hätte, entdecken könnte.

Donna Anna erfuhr dieses mit Schaudern; allein sie schwieg dazu, alle ihre fruchtlosen Bitten und Bemühungen hörten mit diesem Schritte auf. Die Zeit, die sonst die Gluth des Zornes auslöscht, entflammte ihn nur mehr in Ricciardos Brust. Jedes zurückgelegte Jahr machte sein Wesen nur mürrischer und unzugänglicher; das muntre freundliche Haus, welches einst ein Tempel der Liebe und der Zufriedenheit war, sah jetzt einem wüsten Grabe ähnlich, worin die feindlichen Gespenster kaum Raum, sich zu vermeiden, fanden. Die Eheleute sahen sich nur selten. Donna Anna weinte und betete den ganzen Tag über in ihrem kleinen Zimmer, und Don Ricciardo vertrieb die Zeit nur schlecht in seinem verheerten Jagdrevier. Die Dienstbothen waren unzufrieden und verdrieß-

lich, denn jedes schuldlose Lächeln machte den Herrn noch mißvergnügter, und oft mußten sie seinen ewigen Gram entgelten. Der einzige Vincenzo war ihm noch zugethan, und er allein besaß auch sein ganzes Zutrauen; denn der Alte hatte ein schwächliches Gewissen, und warf sich immer in Geheim, den Antheil vor, welchen er an dem schrecklichen Ausgang dieser Begebenheit gehabt hatte; dieses machte ihn weich und nachgiebig, auch gelang es ihm bisweilen in einzelnen Augenblicken den unversöhnlichen Sinn seines Herrn zu besänftigen, und wenn er erst, entweder eine geraume Zeit zu dessen erbitterten Aeusserungen stillgeschwiegen oder ihm seine eigenen Meinungen vorgeschwatzt hatte, geschah es oft, daß er ein Wort fallen ließ, welches diesen rührte. Annas mütterlicher Schmerz gestattete ihr nicht eine solche Verstellung.

Eines Morgens, wie Don Ricciardo sich eben auf die gewöhnliche Jagd begeben wollte, und durch den Vorsaal, bey dem Zimmer der Donna Anna vorüber ging, stand diese vor ihrer Thüre, und sah ihn mit einen lebhafteren Blick, mit mehr Zärtlichkeit an, als womit sie ihm seit langer Zeit begegnet hatte. Er blieb betroffen stehen. „Ricciardetto!“ sagte sie freundlich, „könntest Du doch nur noch einmal recht herzlich mit mir reden?“

Dieser ganz ungewöhnliche Ton bewegte ihn; „Gern“ erwiederte er, „von Allem, was Du willst, nur nicht von —.“

„O Gott!“ rief sie und erhob die Hände ge-

gen den Himmel, „bin ich denn im Stande von etwas Anderem zu reden! Ricciardo höre mich, so wie Du vom Allmächtigen gehört zu seyn wünschest. Er ist unschuldig — unschuldiger als Du glaubst," fügte sie schnell hinzu.

„So!" antwortete er langsam, „und woher weißt du das?"

„Ich darf es vermuthen. Ich kenne meinen Sohn; so schnell war er nicht im Stande, die Mutter zu vergessen und auszuarten."

„Du hast ihn gesehen! er ist hier, wo ist er?" rief er und ergriff sein Schwerdt.

„Bei allen Heiligen! ich habe ihn nicht gesehen. O möchte ich ihn doch nur einmal zu sehen bekommen!"

„So hast Du von ihm gehört?"

„Ja Ricciardo! ich will es nicht läugnen; er hat mir geschrieben. O! hättest Du doch nur Gefühl für seine Reue, seine Verzweiflung!"

„Zeigt mir den Brief!"

„Wüßte ich nur, ob Du im Stande bist, billig zu seyn, ob ein unüberlegter, hingeworfener Ausdruck dich nicht aufbringen würde!"

„Seine Reue und Verzweiflung! Weib! Du bist mit ihm verstanden, und verräthst mich?"

„Ricciardo!" erwiederte Donna Anna ruhig, „Du weißt, daß ich nichts Geschriebenes zu lesen verstehe; aber leicht würde ich Jemand, der dies Geheimniß mit mir getheilt hätte, gefunden haben, wenn ich irgend eines für dich hätte haben wollen.

Hier ist der Brief. Ich verstehe kein Wort davon, ich kenne keinen Buchstab, allein jeder seiner Züge fordert Verzeihung und Nachgiebigkeit! Mache Du mich mit seinem Inhalt bekannt, Ricciardo! und Gott bekehre deinen Sinn!"

Ricciardo las:

„Beste, zärtlichste aller Mütter! wenn Du noch nicht deinen unglücklichen Sohn vergessen hast, Du meine sichtbare Heilige auf Erden! so trete zwischen mir und dem Zorn des erzürnten Vaters. Sey meine Vermittlerinn bei ihm; bei Gott brauche ich in dieser Sache keinen! Sage ihm, daß der Kummer, welchen ich euch Beiden verursacht habe, mich in die Seele kränkt, daß ich mit meinem ganzen Leben die Gewalt, die ich gegen ihn anwenden mußte, gern büßen möchte, aber zugleich, daß meine That gerecht war, daß er selbst mich zu allem, was ich gethan habe, gezwungen hat. Ach! warum hat er den Sohn, ohne ihn hören zu wollen, verdammt! Warum hat er lieber sein Ohr einem falschen Weibe geliehen, dessen verschmitzte Anschläge Verderben über uns alle gebracht haben. Annonciata ist unschuldig! warum sollte sie für meine unglückliche Leidenschaft büßen? Nur um sie zu warnen, um sie der blinden Ungerechtigkeit des Vaters zu entziehen, achtete ich nicht auf seinen Befehl, und betrat zum erstenmale ihr Haus. Ja! ich war Zeuge seiner unbilligen Gewalt; ich warf mich aus dem Fenster heraus, um das unschuldige Schlachtopfer und ihn selbst von einer späten Reue

zu retten. Wohl werde ich darnach meine ganze Lebenszeit hinken; ich bin aber stolz auf dieses Merkmal, welches ein schuldloses Geschöpf und die Ehre meines Vaters erlöset hat. Die Folgen jenes Falles hatten mir beynahe das Leben gekostet; als ich wieder hergestellt war, hoffte ich, daß sich Don Ricciardos Zorn gelegt hatte; ich würde mich zu seinen Füßen geworfen, ich würde jeden Wunsch seinem Willen geopfert haben; nur mußte ich erst die Zukunft des armen Mädchens sichern. Ich kehrte daher nach Florenz zurück: allein es war zu spät: die Heftigkeit des Vaters, noch mehr die Verläumdungen der niedrigen, rachsüchtigen Donna Olivia hatten jedes Mittel zu diesem Zwecke vereitelt; an mir lag nur wenig, das unglückliche Mädchen aber war unersetzlich unglücklich; ich hatte keine Wahl mehr. Mein Vater vermag mich nur des Namens, den ich trage, mit dem Blute, das in meinen Adern fließt, zu berauben; so lange beide mein Eigenthum sind, kommt es auch mir zu sein Unrecht wieder gut zu machen, seine Ehre und seine Seligkeit zu retten; denn ungeachtet er mich verstoßen und verflucht hat, höre ich doch nicht auf sein Kind zu seyn. Er wird wohl auch fühlen, daß er mein Vater ist; vielleicht hat er es schon gethan, und wird dem bekümmerten Sohne einer liebreichen Aufnahme würdigen. Sage ihm aber, daß ich jetzt nicht mehr allein zurückkehre; ich bringe mit mir eine Gattin, auf welche ich doch, der Himmel sey mein Zeuge! ungeachtet sie das ganze Glück mei-

nes Lebens ausmacht, Verzicht geleistet haben würde, wenn er nicht selbst durch seine That ihre Hand in die meinige gelegt hätte. Ach, meine Mutter! Du allein kennst mich ganz, darum spreche ich auch ganz unverhohlen mit dir: verschweige dem Vater alles in diesem Briefe, woron Du glaubst, daß es ihn erzürnen konnte; denn ich verlange ja nur seine Liebe, und will alles andre vergessen. Schon lange haben wir in den abgelegenen Thälern Italiens verborgen gelebt, allein mein Herz hat mich immer näher an die geliebte Heimath zu meinen ewig theuern Aeltern hingezogen. Nahe an deinem Erbgute, meine theure Mutter! in dem üppigen Sorrento, verbirgt eine feuchte steinerne Mauer und ein Bauernmantel deinen Sohn. Ich weiß, daß Du mir schon lange den Kummer, welchen ich Dir verursacht habe, verziehen hast! Ach! haben denn deine freundlichen Ueberredungen, deine bittren Thränen nicht vermocht den harten Sinn des Vaters zu erweichen? Eine innere Stimme sagt mir, daß sie oft geflossen, daß sie meinetwegen noch fließen. Laß mich wissen, was ich hoffen darf, ob der Vater den fürchterlichen Fluch zurückgerufen hat. Ich habe diesen nicht verdient; das schwächt seine Kraft, und einen angestammten Segen, ein heiliges Erbtheil seines eigenen Wesens, soll er mir nie rauben, den, meinem Geschick männlich zu begegnen.“

Während des Lesens hielt Ricciardo verschiedene Mahle inne, denn der Zorn erstickte seine Stimme;

als er endlich fertig damit war, heftete er einen strengen Blick auf Donna Anna; ach der ihrige funkelte vor Freude, er schien noch an seinen Lippen zu hängen. „Lies es noch einmal, Ricciardo!“ sagte sie freundlich, „ich wußte es ja wohl, schlecht konnte unser Sohn nicht seyn!“

„Verblendete, thörichte Mutter!“ rief Ricciardo schnaubend vor Erbitterung, „reize mich nicht noch mehr! Ist das seine Reue, sich mit solcher Kreatur zu vermählen? das seine Verzweiflung, bei dem Fluch des Vaters ruhig zu seyn, und seinem Geschick männlich zu begegnen? Er will ja alles vergessen, so muß ich es wohl auch thun! Doch ich danke euch, Signora! es ist ein köstlicher Brief: ich will sehen, ob er vor meinen Augen mir das nämliche sagen, ob er sich noch einmal an dem Vater vergreifen wird, um seine Natterbrut dessen Zorn zu entziehen! Fort nach Sorrento!“

Donna Anna umfaßte seine Knie; sie verwendete die ganze Beredsamkeit, welche das beängstete Mutterherz besaß, um ihn zu bewegen, um ihn nur dahin zu bringen, daß er sie anhörte; alles war vergebens. „Wohlan denn!“ sagte sie endlich und erhob sich ruhig, „er steht in Gottes Hand!“ Sie nahete sich dem Fenster, und es schien Don Ricciardo, als gebe sie ein Zeichen. Er ergriff sie beim Arm und rief: „Was machst Du da? betrügest Du mich auch? er ist hier?“

„Du wolltest mich ja nicht anhören,“ erwiederte sie, „jetzt habe ich nichts mehr zu sagen.“

Er ging unter wilden Drohungen. Vincenzo folgte ihm, indem er Donna Anna einen beruhigenden Wink gab. Ricciardo noch immer vermuthend, daß sich Gennaro heimlich in seinem Hause aufhält, ließ jetzt [illegible] Winkel durchsuchen, allein als er ihn nicht fand, [illegible] er endlich mit Vincenzo fort.

Er ritt so schnell als er meinte, daß das Pferd es aushalten konnte; es dauerte aber nicht lange, so fing es an zu hinken; er ritt immer zu, ohne darauf Acht zu geben; endlich strauchelte es bei jedem Schritte: jetzt ward er aufmerksam, stieg herunter und sah alles nach; das Pferd hatte das eine Hufeisen verloren, die andern waren los. „Wer hat mir dieses gemacht?“ rief er heftig, „ich weiß es wohl, daß ich verrathen bin: mein Weib hat meine Leute in Besoldung gegen mich genommen.“ Er mußte bei einem Schmidt stille halten, um sein Pferd aufs neue beschlagen zu lassen; dann setzte er die Reise fort.

Zwei Tage nachher kam Don Ricciardo zurück auf sein Schloß; er ging gerade in Donna Annas Zimmer hinein. Sie lag, wie gewöhnlich, auf den Knien vor ihrem Cruzifixe, und sprang ängstlich in die Höhe, als er hereintrat. „Ich kam zu spät,“ sagte er finster, „die Vögel waren schon ausgeflogen.“

„Gott sey es gedankt!“ rief sie, „er hat mein Flehen erhört.“

Ricciardo trat wüthend vor sie hin, allein seine Zunge verstumme unwillkührlich bei dieser uner-

warteten Erſcheinung. Er kannte ſie kaum wieder, ſo hatte die fürchterliche Angſt dieſer Tage ihr Aeuſſeres verändert; die ſchlanke etwas volle Geſtalt war in ſich verſunken, das dunkelbraune Haar war beinahe grau geworden; ihr Blick war glühend, aber ohne Thränen; doch dieß ſetzte ihn nur in Erſtaunen, er wurde nicht gerührt, denn er fühlte, daß es nur die Wirkung einer Liebe für das, was er haßte, war, und ſein Weſen wurde dadurch noch bitterer. „Thörichte Mutter!“ ſagte er, „freuet Euch nicht zu früh; die Wellen haben meine Rache übernommen! Er hat ſich mit dem Weibe in einen kleinen Kahn geflüchtet kurz vor meiner Ankunft, von welcher Ihr wohl ihm Nachricht gegeben habt; er richtete die Fahrt gegen ein vorbeiſegelndes Schiff; allein die Elemente geriethen bald in Aufruhr, ſie vernahmen, daß ein Verbrecher zwiſchen ihnen ſchwebte; weder vom Kahne noch vom Schiffe hat man ſeitdem etwas geſehen oder gehört.“

„Gott hat ihn aus den Händen ſeines ſchlimmſten Feindes geholfen; Er wird ihn auch ferner retten! Ich fühle daß er es iſt,“ rief ſie erleichtert, „denn ich habe Thränen wieder!“

Thränen, und nichts als Thränen!“ fuhr Ricciardo fort, „ich bin dieſes Weibergekreiſches müde. Es iſt Kummer genug in mein Haus eingeſchlichen, ich will dieſen nicht zu meiner Plage vermehrt ſehen. Seyd fröhlich und vertreibt eurem Herrn die Zeit, ſo wie es einer rechtſchaffenen Ehefrau ge-

bähret, oder gehet hin und thut Buße in einem düsteren Kloster, wo Thränen zu Hause sind; dort stören sie doch meine Ruhe nicht.“

„Du stößest mich von dir Ricciardo!“ sagte sie freundlich, „deine letzte und einzige Stütze?“

„Meine letzte und einzige Stütze,“ erwiederte er finster, ist nicht der, der immer Thränen für meinen Feind und nur Vorwürfe für mich hat; es ist auch ein Gefühl vom Recht in meiner Brust; du glaubst nicht daran, du betrachtest mich nur als einen kalten Tyrannen, denn du liebst mich nicht mehr. Ich stehe jetzt allein in der Welt, ich will auch allein seyn. Du beweisest mir einen Dienst dadurch, daß Du mich verläßt.“

Mit diesen Worten ging er auf sein Zimmer; als er zum Tische gerufen wurde, fragte er: „Was macht Donna Anna?“

„Sie ist sehr bekümmert!“ bekam er zur Antwort.

„Bringt mir denn mein Essen herauf; ich wünsche dieses nicht mit Thränen versalzen!“

Den folgenden Tag, als er in den Speisesaal hineintrat, saß sie schon beim Tische; allein sie war das leibhafte Bild des Kummers; sie sprach kein Wort, wagte nicht die Augen zu ihm aufzuschlagen, sondern heftete sie ohne Unterlaß auf den unberührten Teller; ihr Eheherr betrachtete sie finster und verdrießlich, endlich stellte er ihr eine gleichgültige Frage; sie wollte antworten, aber indem sie ihren Blick auf ihn erhob, erstickten Thränen

plötzlich ihre Stimme; sie stand schnell auf, allein Ricciardo kam ihr zuvor. Er sprang auf, warf den Stuhl nieder und verließ das Zimmer.

Nachher ließ er ihr durch Vincenzo sagen, daß er sie nicht sehen wollte, bevor sie ihren Schmerz ganz unterdrückt hätte; geschähe dieses nicht, so sähe er sich gezwungen, sein Haus zu räumen.

Eine geraume Zeit verließ er sein Zimmer nicht; einen Mittag fiel es ihm ein, wieder unten zu speisen. Er trat in den Saal hinein und fand den Tisch nur für Einen gedeckt. „Was bedeutet dies?" fragte er Vincenzo.

„Signora ist hier nicht mehr! sie hat mir befohlen, Euch zu sagen, wenn Ihr nach ihr fragen möchtet: daß sie sich alle Mühe gegeben hätte, um ihren Kummer zu bekämpfen, allein sie vermochte ihn nicht zu besiegen. Sie ist daher nach dem Kloster Santa Chiara hingezogen, in der Meinung, Euren Willen so erfüllt zu haben; gefiel ihr Entschluß Euch hingegen nicht, oder fehlte euch etwas, so möchten wir ihr nur Nachricht davon geben, dann würde sie gleich zurückkehren."

„Das zärtliche Weib!" erwiederte Don Ricciardo bitter, „sie gibt ihren Mann und ihre Heimath auf, um einen ausgearteten Sohn zu bewegen. Sie haßt mich, weil ich nicht die Stricke geküßt habe, womit mich mein eigener Sohn binden ließ."

„Herr, Ihr habt ja selbst sie auf die Flucht getrieben!" sagte Vincenzo.

„Das ist nicht wahr! sie hat mir mit ihrem widerlichen Kummer, mit ihren verwerfenden Thränen gezeigt, an wem ihr ganzes Herz hängt. Wenn sie mich liebte, so hätte sie, wie ich gedacht; sie wäre bei mir geblieben. Jetzt mag sie seyn, wo sie will.“

Indessen fühlte sich doch Don Ricciardo durch die Entfernung seiner Gemahlinn tief verwundet und beleidiget, er hätte dieses nicht von ihr erwartet; er hatte gemeint, daß ihre Zuneigung, und das ewige Band, welches sie aneinander knüpfte, würde gesiegt haben; er sah es als Trotz und Haß an, was in der holdesten Ergebung seinen Ursprung hatte. Anna hoffte ihn dadurch zu erweichen, daß sie alle seine Wünsche erfüllte; sie fühlte zu tief, daß der Schmerz in ihrem Busen jede Verstellung besiegen würde, und sie wollte ihm diese stummen Vorwürfe ersparen. Sie ahnete nicht, daß sie seinen Haß zu ihrem unglücklichen Sohne nur dadurch um so mehr reizte. Ricciardo konnte sich nach dem Verluste seiner Ehefrau, wiewohl sie sich nur selten sahen, in seiner Einsamkeit nicht mehr finden. Er ward noch finsterer und unbändiger als vorher; die Jagd zerstreute ihn nicht mehr; „es ist nicht Menschenblut, was da fließt,“ murmelte er in sich.

Um diese Zeit geschah es, daß der Regent seines Vaterlandes alle edlen und waffenfähigen Männer zu seinem Beistande aufbieten ließ. Das Volk war in Partheien getheilt, und eine fremde Macht

drohte sich des Landes zu bemächtigen. Es stand täglich zu erwarten, daß ein feindliches Heer landen würde. Don Ricciardo überlegte nicht lange. Er sah ein weites Feld einer thätigen Beschäftigung, einer blutigen Befriedigung seines wilden innern Grams sich ihm öffnen. Ich werde ihnen zeigen, sagte er in seinen Gedanken, daß ich selbst die Ehre meines Stammes zu erneuern vermag, wiewohl ich allein in ihrem wiedergebohrnen Glanze stehen muß.

Der König empfing den kräftigen Mann mit offnen Armen.

„Deine Vorfahren haben den meinigen mit Ruhm gedient," sagte er. „Ich will Dir ihre Stelle einräumen; Dein Ansehen und dein Name verheißt mir, daß Du diese behaupten wirst."

Auf Ricciardos dringendes Verlangen wurde ihm ein Posten übertragen, der nicht so ansehnlich war, als er Gelegenheit darbot, seinen Vertheidiger berühmt zu machen. Es kam bald zum Gefecht, wiewohl mehr in einem langwierigen Partheikrieg, als zu irgend einer großen und entscheidenden Schlacht. Es dauerte nicht lange, als man überall, wo Ricciardo mitfocht, des Sieges gewiß war, und es ward eine allgemeine Sage, daß Niemand dem Panier des Obersten Canori widerstehen konnte; aber nicht allein seinem Nahmen gab er einen neuen Glanz, auch selbst wurde er zu immer höhern Ehrenstellen erhoben, und manches geplünderte Lager, viele gesängstete Städte, die sich von

einem bedrohten Sturme sehr theuer loskaufen mußten, brachten ihm einen Antheil der reichen Beute, welche seine Erwartungen weit überstieg. In den wenigen müßigen Stunden, die ihm sein Dienst übrig ließ, sann er mit Stolz darauf, wie er sein neues Vermögen anlegen würde; allein mit vervielfältigter schmerzlichen Bitterkeit sah er zugleich ein, daß er sich um den Ruhm eines fast ausgestorbenen Geschlechts nur bemüht hatte, denn sein Nahme würde ja mit ihm untergehen, und Niemand theilte sein neues Glück oder hatte Freude daran. Daher belastete das erworbene Gold noch mehr seine beklommene Brust, und die Aeusserungen, welche aus dieser herausgepreßt wurden, drehten sich immer um Rache und Blut.

Auf solche Art wurde er eines Abends von Vincenzo, welcher ihn auch nicht auf diesen Zügen verlassen hatte, in seinem Zelte überrascht, als er nach einem blutigen Siege sein Schwerdt besah: „Wie viel unschuldiges Blut!“ hörte jener ihn sagen, „klebt nicht an dir? und doch kannst du nicht dem einzigen Verbrecher, gegen den ich ewigen Haß empfinde, begegnen!“ Ein andersmal wurde er mitten im Feuer der Schlacht einen Jüngling von der feindlichen Parthey gewahr, welcher mit Kraft und Besinnung nicht weit von ihm focht. Er betrachtete betroffen dessen Verfahren und Manieren, endlich deuchte es ihm, daß der Jüngling hinkte; da zog er sich auf einmal gegen die Seite hin, wo jener focht, und stürzte sich mit ungewöhn-

licher Heftigkeit ihm entgegen. Alles mußte seinen gewaltigen Streichen weichen. Der Jüngling war seiner wilden Raserey nicht gewachsen und fiel. Ricciardo befahl, daß man ihm den Helm ablösen sollte; er trat ungeduldig näher und sah betroffen die blassen unbekannten Züge; endlich sagte er finster: „der ist es nicht! Ach! bin ich denn nicht als Vater unglücklich genug, daß ich auch andre Aeltern kinderlos machen muß? O! wäre er nur so schuldlos wie dieser, dann könnte ich über ihn weinen! Gebt dem Knaben ein frommes und stattliches Begräbniß. Ich will ihn an der Stelle seines Vaters im Trauerkleide zum Grabe begleiten."

Der Krieg hatte, wie alle innere Partheyzwiste, lange gedauert, und er schien nur einige Monate nachzulassen, um mit desto größerer Gewalt mehrere Jahre hindurch zu rasen. Ricciardo war sowohl unter dem Stillstande als in den Gefechten selbst unermüdet. Er stand auf den höchsten Stufen der Ehre als die Streitigkeiten endlich sich ihrem Ende zu nahen schienen. Nach der letzten Schlacht, wobei der Regent selbst gegenwärtig gewesen war, hatte ihm dieser eine reiche goldene Kette geschenkt und ihn zugleich eingeladen, ihm nach der Hauptstadt zu folgen. Ricciardo ging stolz durch die langen Reihen der Hofleute, welche ihm eben so große Ehrerbietung, wie seine Truppen, zu bezeugen schienen. Er genoß seinen höchsten Triumph; allein mitten in diesem empfand er doch tief und bitter, daß er allein stand; der frohe

Lärm und das verworrene Geräusch des Hofes war ihm sowohl, als die Aeusserung jeder Freude zuwider. Er ließ den großen Schwarm vorausziehn und folgte mit Vincenzo langsam nach.

Auf ihrem Zuge geriethen sie auf den Weg, der nach seinem fast zerstörten Eigenthume führte; er lenkte ungesäumt ein. Bald wollte er dies verkaufen und ein anderes erhandeln, bald deucht es ihm besser, sein väterliches Gut wieder in Stand zu setzen, niederzureissen, wieder aufzubauen; viele verworrne Plane liefen ihn durch den Kopf: doch betrat er sein Haus mit einem heimlichen Widerwillen aufs neue; eine schwüle dumpfige Luft begegnete ihm, er ließ schnell die Fensterladen aufreissen. Er stand gerade mitten in Donna Annas Zimmer und ihr wohlbekanntes Bild, wo sie als Braut in der ganzen Fülle ihrer Jugend und Schönheit gemalt war, hing noch wie vorher an der Wand. Er warf seine Blicke darauf, allein, es sey nun entweder durch Feuchtigkeit oder von der dumpfigen warmen Luft und schlecht zubereiteten Farben, das Bild war verblichen, ohne Glanz und Leben, und der bunte Blumenkranz war mit einem halb verwesenen Spinnengewebe überzogen. Dieser unerwartete Wechsel erschütterte ihn. „Es ist nur zu ähnlich," sagte er, nachdem er es lange betrachtet hatte, und verließ das Zimmer; allein er kehrte noch denselben Tag mehr als einmal dorthin zurück, und als der Abend sich nahete, befahl er, daß man sein Bett in diese Stube hineinbrin-

gen sollte. Er sehnte sich nach Anna, ohne es sich selbst gestehen zu wollen; er brauchte ein verwandtes Wesen, mit dem er seine selbst erworbene Herrlichkeit genießen konnte. Ihr zärtliches liebreiches Betragen stellte sich unter dem bleichen Bilde aufs neue lebhaft vor seine Seele; mit dem Gedanken an sie schlummerte er fast gegen seinen Willen ein.

Gegen Morgen fuhr er aus einem ängstlichen Traume auf, welcher sich so deutlich und lebhaft vor ihn gestellt hatte, daß es ihm wachend sehr schwer fiel, diesen von der Wirklichkeit zu scheiden. Nach vielen abgebrochenen und verworrenen Bildern hatte es ihn nämlich gedäucht, daß er ohne Unterlaß auf einem wüsten und sandigen Weg, dessen Ende er gar nicht erblicken konnte, wandelte; endlich erhob er unter Gebethen die Augen gen Himmel, und siehe: dicht am Wege zeigte sich eine herrliche fruchtbare Gegend, ein irdisches Paradies, welches langsam so wie er ging mitzufolgen und ihn gleichsam einzuladen schien. Mitten in einem schönen Kreise von Bäumen lag eine kleine Kirche, aber so, wie er sie nie vorher gesehen hatte. Sie war halb durchsichtig, und das Dach ruhte auf Säulen, von Epheu und Weinreben umschlungen; sie hatte ein freundliches, lebendiges, jedoch patriarchalisches Aussehen. Vor dem Eingange stand ein schlankes weibliches Wesen, welches ihn mit ausgebreiteten Armen und freundlichen Minen zu sich hinwinkte; als er recht genau zusah, wurde er inne, daß es Donna Anna war; da kam es ihm vor, als wurde

er erzürnt und schüttelte den Kopf; es schmerzte sie, und er sah eine Thräne an ihrer Wange herunter-gleiten, und sonderbar genug, ungeachtet der Entfernung war es ihm, als fiel diese brennend in seine Brust; so hat sie viermal gewinkt, allein er versagte jedesmal zu kommen, und jedesmal vergoß sie denn eine brennende Thräne. als sie das fünftemal winkte vermochte er nicht länger zu widerstehen; er wollte so eben die Arme gegen sie ausbreiten, als ein Greis aus der Kirche heraustrat, in dem er gleich den Pater Anselmo erkannte. Dieser ergriff sie bei der Hand und führte sie schnell mit sich hinein, doch, so dünkte es ihm, folgte er ihr augenblicklich nach; er trat in die herrliche Gegend hinauf, und beinahe in dem nämlichen Augenblick, wie sie in die Kirche. Pater Anselmo war nicht mehr da, allein Dona Anna lag todt und ausgestreckt vor ihm in einem offenen Sarge, der vor dem Altar stand; da war es ihm, als würde sein Herz brechen, er wollte ihre Hand ergreifen, aber in demselben Augenblicke erwachte er.

Er fuhr mit der Hand an seine Brust, und sah sich um. Ach, er war wie vorher fürchterlich allein; alles war verschwunden, nur nicht die Thräne, welche er noch brennend, so schien es ihm, in seiner Brust fühlen konnte. Zum erstenmale, nach Verlauf vieler Jahre, dachte er wieder an Pater Anselmo. Ja, ich bin ein wilder Löwe geworden! seufzete er; doch es ist nicht meine Schuld, man hat mich dazu gemacht; allein gegen Anna bin ich

zu hart gewesen! Es liegt ja in der Natur des Weibes, wo wir verdammen, zu entschuldigen. Sie hat mich nicht verrathen, weil sie nicht unterlassen konnte zu lieben, was mir genug gekostet hat, hassen zu müssen. Ich will sie wieder sehen! Ach, wenn es nur nicht zu spät ist! Ist nicht dieser Traum der Vorbothe einer traurigen Wirklichkeit? Ach, wie gern möchte ich sie doch einmal sehen!

Als es Tag wurde zog er ein einfaches Kleid an, und ritt ganz allein nach dem Kloster. Er trat in das Sprachzimmer und fragte nach Signora Canori.

„Sie ist unter uns nicht mehr," bekam er zur Antwort.

„Also gestorben?"

„Gestorben? Ja, so ists! Es ist schon lange her!"

Ricciardo kehrte erschrocken um, ohne ein Wort weiter zu sagen, und ging in die Kirche; ungeachtet er dies geahnet hatte, erschütterte ihn doch diese Nachricht; es war die erste, die seit vielen Jahren ihn bewegt hatte. Er konnte nicht mehr mit ihr reden! Er wollte am mindesten ihre Asche verehren; der reiche Mann wollte seiner Ehefrau ein kostbares Denkmal errichten, da sie selbst nicht mehr seinen Glanz theilen konnte. Er fragt einen Kirchendiener nach ihrem Grabe.

„Donna Canori!" antwortete dieser, sich be-

sinnend: „Hier ist keine Donna Canori begraben. Seht selbst nach: jede Leiche hat ihren Stein.“

„Donna Anna Canori, sage ich, eine vornehme Frau, die sich im Kloster aufgehalten und daselbst gestorben ist? Ihr müßt ja wissen, wo sie liegt!“

Sie ist nicht hier, Signor! Sie muß denn im Klostergange unter den Nonnen begraben seyn.“

Ricciardo ging ins Sprachzimmer zurück. „Liebe Schwester,“ sagte er: Liegt Donna Canori in eurem Gewölbe begraben, so führt mich dahin.“

„Sie muß in der Kirche liegen.“

„Dort ist sie nicht; der Kirchendiener weiß von ihrem Grabe nichts. Sie muß unter euren Todten seyn!“

„Ich glaube — ich weiß nicht“ — erwiederte die Nonne; „ich werde die Priorinn holen.“

Sie kam, gab aber verlegen ausweichende Antworten; dies brachte den argwöhnischen Don Ricciardo auf. „Ich bin General Canori, und fordere Rechenschaft wegen der Leiche meiner Gemahlinn!“ rief er heftig.

„Wohlan denn, Eccellenza!“ sagte die Priorinn, „weil Ihr darauf besteht, will ich Euch die Wahrheit sagen: Sie lebt! allein sie ist hier nicht mehr.“

„Wie?“

„Eccellenza!“ hob die Nonne, mit der er zuerst gesprochen hatte, gesprächig an: „Ich kann Euch den ganzen Zusammenhang erklären, denn ich weiß alles was geschieht und gesprochen wird innerhalb

dieser Mauern.“ Jetzt erzählte sie, wie die fromme Donna mehrere Jahre hindurch, verehrt und geliebt von Allen und bedauert von Jedem, der ein Zeuge ihres geheimen Grams gewesen war, unter ihnen gelebt hatte. Plötzlich aber kam ein junger hübscher Mann an, der jedoch etwas hinkte, und verlangte sie zu sprechen.

Bei dieser Nachricht fuhr Don Ricciardo heftig zusammen: „Lebt also der noch, der feige Räuber, um mich um Alles zu bestehlen,“ murmelte er bei sich selbst, „und ich, der ich seines Todes so gewiß war!“

Ach! der Schmerz wegen des kürzlich vermutheten Hintritts seiner Ehefrau war nicht so bitter, als derjenige, welchen er durch die Gewißheit, daß sein Sohn noch am Leben war, empfand; doch faßte er sich schnell, und befahl die erstaunten Nonne fortzufahren.

Diese berichtete nun weiter: Wie die Donna durch die Erscheinung des jungen Mannes höchst gerührt wurde; allein obschon er sie auf das dringendste, ja sogar kniend, ihm zu folgen, anflehte, vermochte er doch nicht, sie dazu zu bewegen; „mein Platz ist bei meinem Gatten, so lange ich lebe!“ hatte sie gesagt, „ich will und darf ihn nicht verlassen; früh oder spät wird er mich doch vermissen; wie leicht könnte ihm etwas zustoßen, und wäre ich denn nicht bei ihm, so würde ich mir es ewig vorwerfen! Ich kann weit von ihm nicht ruhig leben.“ Sie blieb standhaft gegen die Bitten und

die heftige Betrübniß des jungen Mannes, welcher endlich mißmuthig fort zog. Allein nach dreien Jahren war er zurückgekommen; er hatte zwei kleine schöne Kinder mit sich gebracht und erneuerte so seine Bitten. „Ich allein kenne seine unzugängliche Brust," hatte die horchende Nonne sie sagen gehört, „wäre ich nur im Stande diese zu unseren Vermittlern, oder wenigstens zu seinem Segen zu erziehen!" Der junge Mann bestürmte sie mit Ueberredungen; er hatte vieles gesagt, was die Nonne nicht verstanden hatte, allein Donna Anna war höchst bewegt; sie hatte die unschuldigen Kleinen lange mit gefalteten Händen betrachtet; endlich rief sie: „Wohlan denn! hier vergeht mein Leben in einer freudenlosen Unthätigkeit, so erhält es auf einmal eine sich belohnende Bestimmung. Vielleicht wird auch mein Tod ihn versöhnlicher machen, als es mein trauriges Leben konnte, und die Gewißheit von jenem ihn beruhigen; aber so muß er auch nie ahnen, daß ich noch lebe!"

„So ists!" fuhr die Priorinn fort, „sie lag mir ob, ihren Tod zu verkündigen, wenn Jemand im Laufe der Zeit sich nach ihr erkundigen sollte; darauf verließ sie unser Kloster. Ihre Nachlassenschaft steht zu eurem Dienste."

„Wohin zogen sie?" fragte Ricciardo mit blizzenden Augen.

„Wir wissen es nicht," bekam er zur Antwort, „auch haben wir nie darnach geforscht; sie sprach

gar nichts davon, und wir mochten nicht gern der frommen Donna mit Fragen lästig seyn.“

Ricciardo kehrte in tiefen Gedanken zu Hause; wohl erkannte er bey sich selbst, daß er es verdient hatte, von ihr verlassen zu werden, doch wurde er dadurch nicht abgehalten, auch diesesmal seinen ganzen Zorn auf den unglücklichen Sohn hinzulenken; als er zurück war, sagte er zu seinem Diener: „Du bist wohl älter wie ich, Vincenzo! mir aber prophezeit Alles ein näheres Ziel; willst Du bis an meinen Tod bei mir bleiben?“

„Möge der Herr Euch noch viele Jahre erleben lassen! ich bleibe bei Euch, bis er mich ruft.“

„Du machst keinen guten Wunsch, Vincenzo! Wir bleiben also beisammen?“

„Ja, Herr! In so fern Ihr mich nicht verstosset?“

„Meinen einzigen und letzten Freund! Du sollst mir die Augen zudrücken.“

„Ach, Signor! Ihr habt bessere Freunde denn mich! Warum wollt Ihr euer Herz verhärten?“

„Still! kein Wort von denen, die Du meinst! das ist eine ausdrückliche Bedingung.“

Der Einladung des Königs zu Folge zogen sie nach der Residenz. Don Ricciardo verließ sein Schloß, so wie man ein Grabgewölbe verläßt; es war ihm widerlich; er fühlte, daß er die Erinnerungen scheuen mußte, die jeder Gegenstand bei ihm dort weckte, daß er daselbst am allerwenigsten die Leere, welche er in seinem Busen empfand, aus-

füllen konnte; auch beschloß er, nie mehr dorthin zurück zu kehren. Sie waren kaum zu Neapel angekommen, als Don Ricciardo durch einen Herold zu einer Audienz angesagt wurde.

Er verfügte sich nach dem Schlosse; während er einsam im Vorgemache wartete, näherte er sich dem Fenster: es war ein dunkler Tag im Januar. Schwere Regenwolken hingen am Himmel, und hohle Windstöße rührten die Wellen auf. Gerade vor seinen Augen hob die kleine Insel Kapri ihre nackte eckigte Felsenmasse, ein altes graues Haupt, aus dem Meere. Er betrachtete sie gedankenvoll. „Mein Bild," murmelte er. „Einsam, alt und grau stehe ich da, wie jener Felsen, angespühlt von den zornigen Wogen des Hasses und des Kummers, allein doch unerschüttert; kein schattiger Strauch sprießt empor um das kahle Haupt zu erquicken! Was habe ich denn? einen alten Namen, so wie jener, und einen Klumpen Metall, hart und gefühllos wie seine Masse."

Der Regent empfing ihn gnädig; „General," hob er an, „ich hab Euch rufen lassen, um noch einmal wegen der Dienste, die Ihr mir erzeiget habt, Euch zu danken, und sie, in so fern ich es im Stande bin, zu belohnen." — Er hing eine reiche Ordenskette um seinen Hals; — „allein ich will euren Eifer nicht mißbrauchen, und ertheile Euch daher in Gnaden euren Abschied."

„Meinen Abschied? Der Krieg ist noch nicht ganz beendet, und ich fühle Stärke genug, sowohl

in meinen Armen als in meiner Seele, zum Dienste Eurer Majestät!"

„Jener ist so gut wie beendigt! und euer Alter braucht Ruhe!"

„Ich habe noch keine Bedürfnisse dazu gespürt! Eure Majestät! womit habe ich mir eure Ungnade zugezogen?"

Bei Gott, Canori! die habt Ihr nicht, allein" fuhr der König vertraulich fort, „ich will es Euch gestehen: Ihr habt Feinde! man wirft Euch vor, — und welcher Mensch ist auch ohne Fehler — daß Ihr während den Feldzügen das Menschenleben nicht genug gewürdiget, daß Ihr oft allen Gräuel des Krieges angewandt habt, ungeachtet Ihr glimpflich und mit guten Worten eben dasselbe hättet ausrichten können. Eure Truppen fürchten und schätzen Euch; allein sie lieben Euch nicht. Ihr habt eine Miene, die sie wegscheucht. Die Offiziere beklagen sich über Strenge; Ihr wollt unter den Beschwerden des Krieges ihrer Jugend nicht einmal eine Stunde Fröhlichkeit und Erquickung vergönnen. Ich habe mich geweigert es alles anzuhören! Nun, Ihr habt es ja auch weit genug gebracht! das übrige mag vergessen seyn; ich aber werde die Dienste, die ihr mir erzeiget habt, nie vergessen, und schenke Euch weitläufige Besitzungen in dem üppigen Sorrento."

„Eure Majestät! mein Leben ist nicht üppig an Freuden gewesen, und eine blühende Natur schickt sich nur schlecht für mich; mir gefallen Ra-

pris nackte Felsen besser; es ist zwischen uns eine gewisse Uebereinstimmung; dort ist man von der muntern Welt ausgeschlossen, die nicht das Alter und das Unglück, welches sie mit ihren Mienen wegscheucht, würdiget; dort ist man ganz allein. Schenkt mir lieber diese, Eure Majestät! weil Ihr mir doch eine solche Gnade zugedacht habt."

„Gern!" erwiederte der Regent lächelnd, „wenn Ihr damit zufrieden seyd; um die Besitzung wird wohl keiner Euch beneiden! noch heute soll der Schenkungsbrief ausgefertigt werden. Lebt wohl General!"

Don Ricciardo kehrte langsam und tiefsinnig nach der Herberge zurück; zu gleicher Zeit wie er, kam der Schenkungsbrief schon an; er steckte ihn in seinen Busen.

„Vincenzo! wir wollen abziehen," sagte er, „ich bin verbannt!"

„Verbannt! Gütiger Gott!"

„Nun nenne es wie du willst! der König hat mir einen Orden, meinen Abschied und die Insel Kapri geschenkt. Ich nehme mein Vermögen mit, und gebe auf immer dies Land, die ganze Welt auf; konnte ich auch so jedes Andenken daran aufgeben!"

Sie schifften sich auf eine kleine Barke ein, das Meer schlug hoch über diese hin, und verbarg sie oft in die Wellen; Ricciardo, welcher der Seemannskunst unkundig war, sah mit Freude jedem rollenden Wellenberg entgegen. „Das wird uns

gewiß verſchlingen,“ ſagte er lächelnd. Endlich näherten ſie ſich Kapris nackter Felſenwand. Die Brändung ging hoch, und ihr ſiedendes Geräuſch betäubte das Geſchwätz der Seeleute. Der Boot landete mit Mühe an den ſlacken Sandbund, gegen welchen die Wellen mit Gewalt anſchlugen. Drei Männer trugen den Alten ans Land.

„Ihr ſeyd ſchwer Eccellenza!“ ſagte der Eine, indem ſie ihn herunterhoben.

„Ich bin alt und ſchwach und nähere mich dem Grabe; mein Gemüth iſt mir auch ſchwer,“ erwiederte er. Beinahe alle Einwohner hatten ſich am Strande verſammelt, um ihren neuen Herrn zu ſehen; er betrachtete den ganzen Haufen mit ſeinem gewöhnlichen düſtern Blick; ſie wichen erſchrocken zurück. Ein kleines Kind, welches ein Weib, nicht weit von ihm auf dem Arm trug, fing ſogar an laut zu weinen.

„Siehſt Du,“ ſagte er leiſe zu Vincenzo, „auch hier muß ich Alle verſcheuchen; ſelbſt die Unmündigen fürchten ſich vor mir!“

„Signor, es beruht ja nur auf Euch ſelbſt!“

„Auf mir?“

„Seyd ſo, wie Ihr vorher in euren jüngeren Tagen ward, freundlich und ſanft.“

„Und wie würde ich das werden?“

„Verzeihn,“ ſagte Vincenzo leiſe und furchtſam.

„Verzeihn! dem verzeihn, der mich mit einem Zeichen, wofür ſich Alle entſetzen, gebrandmarkt,

der alles Gute und Erfreuliche von meiner Seite, und jede gute Empfindung aus meiner Brust gestohlen hat? Nein! nur Fluch über ihn kann mir das Herz erleichtern.“

So war sein Eintrit in seine neue Besitzung, wo er mehrere traurige Jahre zubringen sollte. Mit Mühe erstieg er die lange unbequeme Felsentreppe, die nach Marie Kapri führt, eine kleine, unansehnliche finstre Stadt, damals die einzige auf der Insel. Von seinen Fenstern hatte er nur die Aussicht über die graue Steinmasse, — die sparsame Vegetation und wenige Weinstöcke ausgenommen, doch konnte ein jedes sehen, daß diese mehr die Früchte der Dürftigkeit und eines armseligen Fleisses, als die Gaben einer üppigen Natur waren, — so wie über das unruhige Meer, dessen Brandung, die sich ohne Unterlaß gegen die Felsen brach, in seinem Ohr als ein ewiges Nothgeschrei erscholl. Auch entdeckte daselbst das Auge die Ruinen von Tibers prächtigem Schlosse, jetzt verjährtes, düstres römisches Mauerwerk, welches mit seinen hohen, wüsten Gewölben, traurige Erinnerungen an ein Zeitalter verbindet, wo es im unerreichbaren Glanze prunkte, und Verschwendung und Wohlleben eine Höhe erreicht hatte, wovon wir uns jetzt kaum einen Begriff machen können. Im Anfange gefiel Don Ricciardo diese finstre Einförmigkeit. Er warf flüchtig seine Blicke hinüber auf das reiche Sorrento, wie auf die verschwundenen Träume seiner glücklichen Jugend, um sie desto länger mit Bit-

terkeit auf den nackten Steinmassen, die ihn umgaben, verweilen zu lassen, welche sein freudenleeres Alter bezeichneten, wo Alles grau und verlassen, so wie er selbst war, der auch als eine kahle ansehnliche Ruine aus einer bessern Zeit noch da stand.

Allein diese ewigen Vergleichungen, die ihm im Anfange eine Beschäftigung gewährten, wurden ihm bald langweilig und einförmig, und er ergab sich immer mehr einer Unruhe, die obwohl nicht Reue, doch einen leisen Wunsch hervorbrachte, daß viele Sachen ungeschehen seyn möchten. Wohl gab er sich selbst Verweise wegen dieses Gefühls, als wären sie Folgen der Schwäche des Alters, und er fuhr auf, wie vorher, wenn Vincenzo, der auf einmal dreister geworden zu seyn schien, immer mehr und mehr seine Gedanken auf die verhaßten Gegenstände hinlenkte, doch war es mehr ein Gepolter von Worten, als die vorher unbändige Erbitterung, welche nur Rache und Blut forderte. Pater Anselmo fiel ihm auch öfters ein, und die brennenden Thränen, die im Traume auf seine Brust gefallen waren, hatten Spuren, welche er nicht zu vertilgen vermochte, hinterlassen. „Ja," sagte er oft zu Vincenzo: „ihr Bild winkt mir freundlich und oft; allein wollte ich auch kommen, wo müßte ich sie denn suchen?"

„Hat Ihr denn verziehen, Signor?" fragte Vincenzo.

„Nein! Nein! ihm? nie!"

„Das ist das Erste; vieles gelingt der erleichterten Brust!“

So weit kam Vincenzo oft; er wagte aber nichts mehr zu sagen; er fürchtete die schlummernde Heftigkeit seines Herrn wieder zu erwecken, denn er sah recht gut ein, daß diese nur ruhte, ohne vertilgt zu seyn, und daß sie leicht mit erneuerter Gewalt hervorbrechen könnte; jetzt war nichts da, was jene reitzen konnte, denn Alle befolgten seinen Willen mit Zittern; kein neuer Verdruß beunruhigte sein freudenloses Leben. Ricciardo war von seinen Unterthanen nicht geliebt; sie sahen ihn immer finster und strenge; er scheute jeden muntern Klang, und die Kinder durften sich nie seinem Hause nahen, denn ihre Freude und wildes Geräusch konnte er nicht vertragen. Innerhalb seiner Wände war es öde und still, man wagte kaum laut zu sprechen; er war der Einzige, welcher nicht seine Stimme dämpfte; Vincenzo hielt redlich bei ihm aus, und richtete sogar jede Aeusserung seiner Unzufriedenheit gegen sich, und doch mußte eben er aufs neue den letzten und stärksten Ausbruch seiner Erbitterung bewirken.

Nach Vincenzo hatte ein Rechtsgelehrter, Ser Martino, der in vielen Jahren den Schiedsrichter auf der Insel abgegeben, den größten Antheil, obwohl nicht an seinem Vertrauen, jedoch an seiner Gunst. Dieser Mann bediente sich auch aller Mittel, um jene zu erschleichen; es war eine bekannte Sache, daß Ricciardo ein bedeutendes Vermögen

mit sich hinüber gebracht hatte, auch hatte man ihn sagen gehört, daß er ohne Verwandte, und der Letzte seines Stammes sey; allein das Gerücht hatte dieses widersprochen, und Vincenzo immer eine geheimnißvolle Verschwiegenheit beobachtet. Der Rechtsgelehrte, welcher ein gieriges Auge auf seine Schätze geworfen hatte, und heimlich den Plan hegte, ihn zu bereden, durch dieselben ein reiches Kloster zu erbauen, dessen weltliche Angelegenheiten er in seine Hände zu bringen, und dadurch nicht allein bedeutende Vortheile zu gewinnen, sondern auch durch die Beförderung eines so frommen Vorhabens alte Sünden zu tilgen hoffte, betrachtete nicht ohne Grund Vincenzo als den, der ihm an diesem Zweck am meisten hinderlich seyn würde, er vermuthete ausser dem, daß es dem Greise wohl beifallen könnte, seinem lieben und treuen Diener einen bedeutenden Theil seiner Reichthümer zu hinterlassen. Er faßte daher den frommen Entschluß, ihn der Gunst seines Herrn verlustig zu machen. Er sah recht wohl die Schwierigkeit dabei ein, allein etwa fünfjährige Geduld und unabläßiges Lauern konnte nicht fruchtlos bleiben.

Es war ihm eine geringe Sache, Vincenzos Vertrauen in allem, was ihm selbst anging, zu gewinnen; der alte treue Diener brauchte ohnedies einen Busen, in welchem er seine eigene Unzufriedenheit ausschütten konnte. Sein zartes, ängstliches Gewissen, welches nicht allein alles Gegenwärtige im Leben durchging, sondern auch Alles,

was schon längst vorgefallen war, und dessen Unschuld er einiger Maßen bezweifelte, sich noch vorwarf, mußte sich öfters in ein fremdes Herz ergießen, um seine ewigen Skruppel wiederlegt zu hören, und sich aufs neue beruhigt zu fühlen; dadurch bekam Ser Martino Vortheile in die Hände, welche zu benutzen er nur eine günstige Gelegenheit abwartete.

Vincenzo hatte eine Zeit lang sich nicht ganz wohl befunden, welches Anlaß gegeben hatte, daß er Ricciardo mehr als gewöhnlich seiner Einsamkeit hatte überlassen müssen; dieser in einer Anwandlung von übler Laune beklagte sich wegen dieser anscheinenden Vernachläßigung vor dem Rechtsgelehrten. „Er ist meine letzte Stütze," hub er an, „er weiß, wie unentbehrlich er mir ist."

„Glückselig ist der Mann," erwiederte dieser mit Bedacht, „der nur Gott und sich selbst vertraut!"

„Ich darf Vincenzo vertrauen," sagte der Alte eifrig; „Alle haben mich verlassen und mißhandelt, nur er ist mir treu geblieben, und hat sich nicht durch Thränen und rührende Worte verleiten lassen."

„Seyd Ihr es auch gewiß?" fuhr Ser Martino mit einem tükischen Lächeln fort.

„Wißt Ihr etwas, so sagt es nur her; es ist eure Pflicht gegen euren Herrn!" rief Ricciardo schnell, mit einem scharfen und mißtrauischen Blick.

„Es ist meine Pflicht," erwiederte jener mit einer andächtigen Mine, „die mir anvertrauten Geheimnisse eines Freundes zu verschweigen, besonders da ich mich dazu durch einen Eid anheischig gemacht habe; auch wenn ich durch das Reden eine Schlange, die eine würdige und zerdrückte Brust umschlungen hält, loßreissen könnte."

„Ser Martino! das kann Vincenzo nicht gelten; er ist ein redlicher Mann!"

„Ja! denn er hat seine Schuld erkannt und bereuet; doch ist er mit dem eigenen Willen uneins; das ist kein gutes Zeichen, und Recht thut er gewiß auch nicht daran, wenn er Euch etwas verschweigt, was Euch vielleicht zu wissen in eurem Herzen sehr angelegen ist."

„Was will das sagen? redet! Ihr verschweigt auch jetzt etwas, was ich zu wissen begehre."

„Excellenza! Eid und Versprechen bindet meine Zunge."

„Rede!" rief der Greis und ergriff sein Schwert; seine Augen sprühten Jugendfeuer und der Zorn röthete seine alten Wangen.

„Ich muß Euch denn gehorchen," erwiederte Ser Martino leise; „aber ich breche einen Schwur, und begehe dergestalt eine Sünde gegen die Kirche, welche durch milde Gaben zu versöhnen alsdann eure Sache seyn wird. Der ehrliche Vincenzo hat sich selbst als die erste und größte Ursache Eures langwierigen Kummers vor mir angeklagt!"

„Laßt hören!"

„Er hat vor vielen Jahren, freilich aus Mitleid, wie er sagte, euer Vorhaben Einem, gegen welchen es eben gerichtet war, verrathen, und dadurch diesem Gelegenheit gegeben, es zu hintertreiben, wiewohl auf eine Art, die Euch das Leben hätte kosten können.“

„Vincenzo?“ sagte der Alte mit gedämpfter Stimme, indem er blaß wie eine Leiche wurde, und sein ganzer Körper zitterte. „Seine treue Sorgfalt war also nur Reue! Fahrt nur fort, und erschrecket nicht; es geht wohl vorüber.“

„Weiter hat er mir anvertraut, daß er, als Ihr einmal diesem Feind auf der Spur und nahe dabey ward ihn zu überraschen, die Hufeisen eures Pferdes losgemacht, um eure Reise zu verzögern, damit der Eilbote, welcher von der Mutter desjenigen vorausgeschickt war, den erforderlichen Vorsprung erhalten konnte.“

„Ich erhole mich wieder!“ rief der Greis, und drückte das Schwert krampfhaft an seine Brust; „jedes eurer Worte gibt mir neue Kraft diesen falschen Schurken zu züchtigen; Er soll für Alle büßen!“

„Nichts übereilt, Excellenza!“ fuhr Ser Martino fort, indem er ihn zurückhielt, „Ihr möchtet so leicht das Uebel noch schlimmer machen! Es ist nicht lange her, als er mich im Vertrauen gefragt hat, ob er Unrecht daran thäte, Euch den Aufenthalt eures Feindes zu verbergen, wiewohl er recht gut bemerkt hatte, daß euer heimliches Ver-

langen nur dahin gerichtet iſt, jenen zu entdecken; es deucht ihn aber eine geringere Sünde zu ſeyn, in einem unbefriedigten Durſte nach Rache Euch aufzehren, als, durch das Reden dieſen im Blute, das Euch heilig ſeyn ſollte, löſchen zu laſſen!"

„Auch das weiß er!" rief Ricciardo beſtürzt und faſt von Sinnen: „Vincenzo! Vincenzo!"

Ser Martino vermochte nicht ihn länger zu halten. Die Leute ſtürzten herbei; mit gebrochener Stimme rief er, daß man Vincenzo ſuchen, binden, vorführen ſollte. „Sein Blut iſt mir doch nicht heilig!" ſtammelte er wüthend.

Als ſie allein waren verſank Don Ricciardo in tiefe Gedanken; plötzlich wandte er ſich an Ser Martino mit den Worten: „Was habt Ihr ihm darauf erwiedert?"

„Ich?" ſagte dieſer betroffen; „ich erwiederte, daß ich ſeinem Gewiſſen nicht vorgreiffen würde."

Die Diener kamen zurück; keiner konnte ihn finden. Einige von den Leuten hatten Don Ricciardos lautes Geſpräch mit dem Rechtsgelehrten bemerkt; ſie hatten ſeine Drohungen und Vincenzos Namen vernommen, und eilten, während es noch Zeit war, dieſem Nachricht zu geben; denn ſie hatten ihn alle gern; er war das einzige freundliche Weſen in dem düſtern Hauſe; er verſchwieg ihre kleinen Vergehungen und wüßte immer den Zorn des Herrn abzulenken. Vincenzo, der aus dem, was ihm vorgebracht wurde, vermuthen mußte, daß Martino ihn verrathen habe, und zugleich die

Unversöhnlichkeit und unbändige Heftigkeit Ricciardos kannte, verbarg sich; nachher beförderte das Hausgesinde seine Flucht.

Jetzt stand endlich Don Ricciardo ganz allein; aus seinem ganzen verscherzten Leben hatte er gar nichts mehr zurück, als seinen Namen, Ueberfluß an Gold und bittere Erinnerungen; er empfand es tief; allein der Gedanke, daß er auch diesmal nur die Spuren seines Feindes entdecken mußte, um sie gleich wieder zu verlieren, setzte ihn in eine Wuth, die eben so grenzenlos, als seine Ungeduld war, worin sich die immer wachsende Sehnsucht nach seinem Weibe mit ihrer ganzen Gewalt vermischte. Alles, alles wollte er thun, um Vincenzo zu erhaschen.

Er ließ aufs neue suchen; von der Insel konnte er nicht gekommen seyn, denn es wurde gleich darauf gesehen, daß kein Kahn hinauslaufen durfte; jedes Haus, jede Felsenritze, jedes Gesträuch ward durchgesucht, und gar nicht verstellter Weise, denn Ricciardo war überall gegenwärtig; er mißtrauete allen seinen Leuten, und seine Ungeduld ließ ihm keine Ruhe. Alles war vergebens; der Greis bot zuletzt ganze Schätze.

„Er muß seine Zuflucht," sagte endlich ein alter Bauer, an den er sich kehrte, „zu dem nackten Felsen dort oben genommen haben; dahinter ist in meiner Jugend eine gute Jagd gewesen, damals waren auch ein paar Hütten dort, vielleicht sind sie

noch da; allein der Weg dahin ist zu mühselig. Niemand ist seit langer Zeit dort gewesen.“

„Wo denn?“ sagte Ricciardo, und sah sich um.

Der Mann zeigte hinauf auf die nackte Felsenwand, und Don Ricciardo wurde auch wirklich eine Art von Steg gewahr, welcher schon beinahe verwischt war, und der doch eigentlich nur eine Möglichkeit, um zu einem Absturze über dem Meere etwa in der Mitte des Felsens hinzugelangen angab.

„Ein mühevoller Gang für jeden, der sich ins Meer herunter stürzen will,“ rief er, „denn der Steg endet ja bei einem schroffen Absturze und geht nicht weiter.“

„Man hat sich um die Ecke herum drehen können,“ fuhr der Bauer fort.

„Wohlan denn! so erklettert den Felsen, und suchet ihn zu finden.“

„Den schroffen Felsen?“

„Es ist ja ein Steg dort! ich werde eure Beschwerde theilen, denn ihr lieffet ihn nur laufen; und ich werde ihn finden, wenn er sich auch im Schooße der Erde verborgen hält.“

Es war eine lange und mühevolle Wanderung. Er wollte Vincenzo züchtigen, allein er wußte selbst nicht wie: doch dachte er nicht daran sein Blut zu vergießen, dieser stand ihm dazu nicht nahe genug; es war ihm nur darum zu thun, ihn zu zwingen, ihm den Aufenthalt des Sohnes kund zu machen;

mit solcher Gewalt, schien es ihm, hatte Anna vorher noch nie gewinkt. Auch verwunderten sich die Leute höchlich über die seltene Kraft und Unverdrossenheit, womit er vorwärts eilte. Allein während er langsam und müde den schroffen Steg erklimmte, und oft in seiner Ungeduld hinauf blickte, um die Höhe zu berechnen, die er noch ersteigen mußte, kam es ihm vor, als nahete er sich dem Ende seines Lebens, mit dem des Weges. „Und," sagte er zu sich selbst, „was ist denn mein Ziel? ich suche und fordre Blut und dürste nach Rache; und wenn ich dieses erreiche, bleibt denn mein Leben darum weniger nackt, denn dieser Gipfel, mein Tod weniger einsam und verlassen? Und ihr, die ihr mich gezwungen habt, eine Zuflucht ohne Schutz und Erquickung unter diesen Steinen zu suchen, ihr fordert noch, daß ich vergeben soll? Ach! wenn es diese Schwermuth beruhigen, dieses Herz minder wüst und leer machen könnte! Aber nein! Gott wird um meinetwillen keine Wunder thun, und aus dem Herzen, das ihr in einen Felsen verhärtet habt, kann keine freundliche Pflanze emporschießen. Wer vermag Steine fruchtbar zu machen? „Ja, mein Sohn! könntest Du den Himmel bewegen, daß dieser Felsen sich mit Kräuter bedeckte, daß ein kühler Hain sich aus seinen Ritzen empor hebe und erquickende Früchte mir den Gaumen labten, dann würde ich sagen, daß du mein Meister seyst, und den Stein, welchen Du in meinem Busen hervorgebracht hast, überwunden hät-

test; allein nicht ohne Absicht hat mich Gott in diese mitleidslose Wüste gesetzt, mein Geschick ist mit dem ihrigen verbunden. Beide vermögen keinen Segen mehr hervorzubringen.“

Unter diesen stummen Betrachtungen hatte er sich endlich dem Abhange des Felsens, wo es schien, daß alles Gehen aufhören müßte. Er schüttelte schon zweifelnd den Kopf, als er auf einmal bemerkte, daß er, wenn er ein paar Fußtapfen etwas höher aufwärts als der Steg selbst hinaufklimmte, sich um ein Felsenstück herum drehen konnte. Er stieg unverdrossen da hinauf, und kaum hatte er noch wenige Schritte gethan, kaum einige nackten Felsenritzen durchgedrungen, als er auf einmal erschrocken stehen blieb. Ein bezauberndes Tempe! ein irdisches Paradies lag vor ihm ausgebreitet, und sein erstauntes Herz ward von noch höheren Empfindungen ergriffen, als die, welche sich jedem glücklichen Reisenden, der dies gesegnete Eiland betritt, bemeistern, wo es schiene, als hätte die Natur diese rohe unförmliche steinerne Masse, welche, als ein unansehnliches Füllhorn um so reichere innere Schätze umfaßt, nur aus dem tiefen Meere emporgehoben, um damit den kühnen Forscher zu belohnen; denn nicht allein die üppigste Vegetation zeigt sich dem Auge, sondern Orange und Feigenbäume, süße Castanien, begeisternde Muskateller, Mandeln und Oliven, schwarze Maulbeere, rothe Goldäpfel, Pfirsiche, Apprikosen und Appelsinen, erheben ihre grünen Kronen gegen den

Himmel, während duftende Beeren, süße Melonen sich längs der Erde schlängeln; kurz, alle die schönen erquickenden Gaben der Natur, welche das üppige Italien gebährt, wirken hier mit ihrem bunten Blumengewimmel und herrlichen Wohlgeruch auf die überraschten Sinne. Von dieser Höhe gleicht selbst das unruhige brausende Meer einem ebenen silbernen Spiegel und die entfernte Ischia, Procida und Misene, das herrliche Neapel mit seinen unzählbaren Villas, der ewig rauchende Vesuv, Castel a mare, das reiche üppige Sorrente, wie auf der andern Seite Salernes halbrunder Meerbusen liegen ruhig und lächelnd als eine unübersehbare Landkarte zu unseren Füßen.

„Was ist dies alles?" stammelte endlich der Greis gerührt. „Wo bin ich? welcher Gott hat diesen Felsen befruchtet und meine sündigen Zweifel gelöset? Nein! mein Herz soll nicht dem Segen unzugänglicher, als diese Steine seyn. Ich fühle das Mirakel des Herrn in meiner Brust." Er kniete nieder mit gefalteten Händen, und zum Erstenmale seit einer unberechlichen Zeit ward sein Auge naß.

Als dies wieder hell sehen konnte, stand Vincenzo zitternd vor ihm. „Herr!" hob er an, „ich will nicht eure Erbitterung noch mehren, sondern gebe mich selbst in eure Hände. Ich weiß, daß die anmuthige Natur Euch zuwider ist: lasset uns umkehren und bestrafet mich in eurer Wuth."

„Vincenzo!", sagte Ricciardo ernst, „Du hast

dein Wort gebrochen. Du versprachst bei mir bis zu deiner letzten Stunde auszuharren.“

„Ihr drohtet mich zu tödten, und seht, ich gebe mich freiwillig in eure Gewalt!“

„Und Du konntest glauben, daß ich dich tödten würde! den Einzigen, den ich noch hatte.“

„Ich kannte mein Unrecht! O Herr! mit dem Zorne des Mannes, der nie vergeben hat, ist nicht zu scherzen.“

„Ich habe Dir vergeben, aber hier, zuerst hier!“

„O Herr!“ rief Vincenzo erstaunt und beinahe erschrocken, „mir habt Ihr vergeben, eurem geringsten Diener, dem nicht ein Tropfen eures Bluts in den Adern läuft; nein Herr! verzeiht mir nicht; hasset mich, tödtet mich, aber raset nicht länger gegen Euch selbst.“

„Ich verzeihe Allen! ich muß verzeihen: der Herr sey auch gegen meine Schulden barmherzig!“

„Herr! täuschet Ihr mich nicht,“ sagte Vincenzo langsam und betrachtete ihn zweifelnd. „Don Ricciardo vergibt! Wer hat dies Wunder bewirkt?“

„Gott!“ erwiederte der Greis, indem er sich langsam herum sah, „und seine heilige Natur! Ach, dieses ist ja auch mein Eigenthum! Komm, ich will mich in diesem Schatten erquicken; hier sollst du mir ein wichtiges Geheimniß offenbaren.“

Don Ricciardo ging immer weiter vorwärts; die Übrigen folgten schweigend und verwundert;

als er einige Schritte gegangen war, bemerkte er einen Haufen kleiner weißen Häuser, halb zwischen den Bäumen verborgen, und von der Seite, die gegen das wilde Meer hinausgeht ganz bedeckt; voran vor diesen erhob sich ein sonderbares abentheuerliches Gebäude; in welchem er doch gleich eine Kirche erkannte; doch sah er sich aufs neue betroffen umher, denn diese ganze Gegend war ihm nicht fremd, und selbst diese kleine Kirche, so kam es ihm vor, hätte er sonst irgendwo gesehen.

Mit einer sonderbaren ängstlichen Eile nahete er sich dieser und ohne inne zu halten, trat er in dieselbe hinein. Ihre Bauart und mannichfaltige Ausschmückung zog seine Aufmerksamkeit nicht an sich, auch bemerkte er nicht, daß sie mehrere lebendige Wesen, als er selbst, umfaßte, denn sein Blick fiel gleich auf einen schneeweißen offenen Sarg, welcher der Thüre gegenüber gerade vor dem Hochaltare stand; mit dem ihm eigenen Schauder fuhr er unwillkührlich zurück; doch faßte er sich bald, „denn," sagte er zu sich selbst, „wen würde ich wohl hier zu sehen bekommen, der mir wehe thun könnte?" Er trat dem Sarg näher: die blasse Leiche einer bejahrten ehrwürdigen Matrone lag darin, mit lächelnder Miene und gefalteten Händen. Da fuhr er aufs neue zusammen, denn diese Züge waren ihm auch nicht unbekannt; ängstlich erhob er die Augen auf die schwarzbehängten Kerzen, die um den Sarg und auf dem Altar brannten, und auf den beiden Tafeln, welche am Haupte der Leiche

errichtet waren; mit einem eiskalten Schaudern erkannte er sein eigenes Wappen; unten stand mit goldenen Buchstaben gemalt: Anna Canori.

Da fiel ihm die schon geborstene Rinde seines Herzens ganz ab; er bog sich über den Sarg, machte die zusammengeschlungenen Finger los und drückte die kalten Hände an seine Brust. Ach! jetzt war es kein Traum, nunmehr erwachte keiner von ihnen! jedoch war es, als kühlte ihre Hand noch wohlthätig im Tode die brennende versteinerte Thräne, die sich jetzt wieder in seinem Busen vernehmen ließ, jetzt aber träufelte diese aufgelöst und erquickend von seinem eigenen Auge.

Als er sich endlich wieder in die Höhe richtete, näherte sich ihm ein schwarz gekleidetes Weib mit vier Kindern, alle in Trauerkleidern; ein hübscher, kraftvoller Mann, welcher jedoch etwas hinkte, ging ihnen voraus. Er kniete ehrerbietig vor dem Greise und sagte: „Vater! ich komme Euch freimüthig entgegen, denn ich weiß, daß Ihr mir verziehen habt!“

„Woher weißt Du das?“ erwiederte Ricciardo ernst, und warf einen fragenden Blick auf Vincenzo, der nicht von seiner Seite gewichen war.

„Meine ehrwürdige Mutter, die Selige, die hier ruht, hat mir es betheuert; bevor sie zum Besseren hineinging! Ach! beinahe in fünf Jahren, seit Eurer Ankunft zu dieser Insel, noch früher, immer hat sie den Himmel mit Bitten bestürmt; seit der Zeit aber hat sie jährlich an euerm

Namenstage den höchsten Gipfel des Felsen, von welchem wir die ganze Insel, auch euer Haus übersehen konnten, mit uns Allen bestiegen. Da stand sie und starrte nach Euch. Sie winkte, allein Ihr wolltet nicht kommen; dann ging sie wieder betrübt herunter; jetzt, als der fünfte Jahrestag sich nahete, war sie besonders niedergeschlagen, denn sie traute sich nicht mehr Kräfte genug zu, so hoch zu steigen; sie ward täglich schwächer; wir saßen alle mißmuthig an ihrem Lager. Diesen Morgen, als sie von einem lange vermißten sanften und erquickenden Schlummer erwachte, war ihr Antlitz wie verklärt; Gott sey gelobt! rief sie, jetzt steht meinem Hingange nichts mehr im Wege. Ihr brauchet mich nicht mehr, denn er kommt und verzeiht euch. Meinen Segen habt ihr im Himmel, den seinigen auf Erden. Sie schlummerte wieder ein, allein sie erwachte nicht mehr. Wir setzten sie hier nach ihrem Begehren bei; wir wollten eure Ankunft abwarten, bevor wir sie in die letzte Wohnung hinabsenkten; denn wir bezweifelten ihre Worte nicht, wiewohl Vincenzos Flucht und sein Bericht von euerm unversöhnlichen Zorne uns wohl eine neue Furcht einzuflößen im Stande war; doch war er allein ungläubig; er eilte Euch zitternd entgegen, als er euer Hierseyn erfuhr, um Euch dadurch, daß er sich selbst eurer Gewalt hingab, zur Rückkehr zu bewegen, und uns euern Blicken zu entziehen. O mein Vater!" schloß Gennaro, „laßt mich denn endlich diese Hand, nach der ich so lange

die meinigen ausgestreckt habe, an meine Lippen drücken.“

„Fühlst Du denn endlich, daß Du mich beleidigt hast!“

„Mein Vater! ich habe immer gefühlt, daß ich Euch erzürnt habe; warum wollen wir über Worte streiten? Der Junge des edlen Löwen artet nicht von seinem Stamme aus!“

„Wohlan denn!“ erwiederte Don Ricciardo, „Ich hinterlasse Dir diesen geehrt und berühmt; erhalte Du, was ich wieder emporgehoben habe, mein Sohn!“

„O meine Mutter! das ist dein Seegen,“ rief Gennaro; er kniete an der Seite der Leiche nieder und drückte die Stirne an die kalte Brust. Der Greis legte die Hand schweigend auf seinen Scheitel und betrachtete mit Wehmuth die sanften unbeweglichen Züge. Wie seine Augen darauf ruhten wurde die finstere Rauhigkeit, die so lange seine Stirne gefurcht hatte, allmählich verwischt; als er endlich wieder sein Haupt in die Höhe richtete, stand er da ein freundliches Kind mit nassen Blicken. Er sah sich bewegt umher; die Kirche war leer und die Thüren verschlossen; Vincenzo hatte alle leise herausgehen lassen; die Verwandten waren allein zurück. „Zaudre nicht, Gennaro!“ rief der Greis mit Anstrengung, „bringe alle meine Kinder in meine Arme!“

Die sanfte unbefangene Annonciata bebte noch

an seiner Brust. „Fürchtet ihr mich noch?“ fragte Don Ricciardo.

„Ach!“ erwiederte sie, „ich bebte auch, als ich zum Erstenmale unsrer ewig theuren Mutter entgegen ging; ich vergesse es nie: Werdet Ihr mich nicht verstossen, edle Donna? stammelte ich hervor; ich trage keinen Stammnahmen und bin nur Madonnas Tochter.“

„Was sagte denn Donna Anna?“

„Sie sagte: So bist Du von höherer Geburt, denn wir Alle; sey mir herzlich willkommen, meine Tochter!“

„Höre, meine Tochter! Du sollst mir recht viel von ihr erzählen. Setzen wir uns hier nieder, hier an ihrer Seite. Ich kann sie nicht sogleich wieder verlassen! Ach, möchte sie doch nur noch einen Blick auf mich werfen!“

Annonciata fing damit an, ihm alle ihre Wiederwärtigkeiten zu erzählen; wie sie in einem kleinen offenen Boote seinem Zorne entflohen waren, wie sie das Schiff, wohin sie sich hatten flüchten wollen, vor ihren Augen untergehen gesehen hatten; wie sie selbst gescheitert, hinauf zwischen Capris Felsen geworfen waren und sich daselbst niedergelassen hatten; wie nach und nach durch viele Ereignisse und selbst Unglücksfälle die heimische Bevölkerung sich vermehrt hatte, wie sie lange, ungeachtet der reichen lächelnden Natur, ein trauriges nothdürftiges Leben geführt hatten, bis, fuhr sie wehmüthig aber lebhaft fort, „unsere herzens-

gute Mutter zu uns kam, dann ward alles gut; wo sie ihre sanften Augen hinheftete, die zwei heiligen Sterne, die jetzt auf immer ihren Platz in der herrlichen Glorie der Himmelsköniginn gefunden haben, ward alles von ihrem frommen Segen durchdrungen. Gennaro war nicht glücklich, ich war unzufrieden und weinte oft in der Stille, unsre Kleinen waren heftig und eigensinnig allein alles ward anders.“

„Ja, mein Vater!“ rief Gennäro, und umfaßte die Knie des Greises mit heftiger Innigkeit und heißen Thränen, „ich will Euch alles gestehen; mein innigstes Wesen war gegen Euch empört und ließ mir keine Ruhe; ich fühlte mein Unrecht nur halb, das eurige aber stand mit Flammenschrift in meiner Brust; jetzt steht sie nicht mehr da; das sanfte Gemüth der Mutter, ihre klugen Vorstellungen hat jene in Liebe und Sehnsucht geschmelzt; vom ganzen Herzen flehe ich Euch um Verzeihung an.“

„Was sagte denn Donna Anna?“

„Sie lehrte mich, daß eure Liebe zu mir noch nicht ausgestorben war, daß diese, Euch selbst unbewußt, in eurem ganzen Zorne lederte, daß selbst eure unversöhnliche Erbitterung in derselben seinen Grund hatte; jeden Andern, sagte sie, der ihm weniger theuer war, würde er nicht werth gefunden haben so zu hassen.“

„Mich lehrte sie,“ nahm Annenciata das Wort, „Ruhe und Sicherheit in allen Verhältnissen des

Lebens; in Gennaros Brust kehrte Muth und Kraft zurück; unverdrossen und thätig kam er der wilden Natur zu Hülfe; durch kleine kühne Seereisen machte er uns bald unsern Aufenthalt bequem und beneidenswerth: das Erste und Beste brachten wir denn immer der Mutter; unsere kleine Bevölkerung machte es eben so; es kam ihnen allen so vor, als kämen die Gefälligkeiten, die wir ihnen leisteten, oder das Gute, welches uns Allen gemeinsam zufiel, eigentlich nur von ihr, oder würde doch nur ihretwegen uns zu Theil. Sie entzog uns, möchten wir fast sagen, die Liebe unsrer Kinder; was wir diesen auch gaben, oder was wir ihnen erzählten, Großmutter mußte es bestätigen; wir konnten es nicht übel nehmen, denn so hingen wir ja alle an ihr. Und doch war sie selbst oft beklommen; ihre frommen Bitten vermochten nicht immer sie zu beruhigen, bis auf eure Ankunft in diese Insel. O! ich läugne es nicht, sie erregte unsere Ängstlichkeit; sie dagegen machte jene ganz ruhig. Hättet Ihr doch gesehen, mit welcher Freude sie uns euern Besuch ankündigte; sie erlebte ihn nicht! — Ach! ihr Hingang war uns allen ein harter Schlag, und doch fühle ich, daß ich bei dem Hintritte jedes andern Wesens, welches mir lieb ist, mich weit mehr verlassen finden würde. Sie ist mir noch immer gegenwärtig und nahe.“ Annonciata schwieg bewegt; es blieb eine lange Stille.

Auf einmal rief der Greis: „Habt ihr es gesehen? sie öffnete die Augen und lächelte mich an!

Ach!' jetzt sind sie wieder geschlossen; sie werden sich nie mehr öffnen, ich aber bin ruhig.''

Nun ging die Kirchenthüre wieder auf und ein langes Trauergefolge trat herein. Gennaro ergriff den Vater leise bei der Hand, und stellte sich hinter das Haupt der Leiche. Annonciata bedeckte den bleichen Antlitz auf immer mit dem weißen Tuch. Gerade vor der Kirche, gegen die neuen zahlreichen Häuser, ward sie in ihr Grab gesenkt.

Don Ricciardo erhob seine Augen langsam von diesem und heftete sie auf die herrliche Umgebung. ,,Wie hast Du deine kleine freundliche Stadt genannt?'' fragte er Gennaro.

,,Es gezieme dem Herrn des Landes seinem Eigenthum einen Namen zu geben,'' erwiederte dieser.

,,Wohlan denn!'' rief der Greis laut, mit gefalteten Händen; die vorher hier einzige Stadt ist schon lange vor meiner Zeit da gewesen, und ist der gemeinsamen Mutter aller Christen geweiht. Es sey mir vergönnt, dieser, die meiner Unbiegsamkeit sein Daseyn, und der Schutzheilige meines verjüngerten Stammes seinen Segen zu danken hat, ihren ehrwürdigen Namen zu geben; sie heisse: Anna Capri.''

Don Ricciardo wurde von einem Freudengeschrey, welches die Menge erhob, unterbrochen. ,,Heilige Anna!'' riefen sie, indem die ganze Versammlung kniend mit Andacht flehte: dein Segen

ruhe ferner auf deiner Stiftung, wie vorher! bete für uns alle.

Die ersten Tage verlebte der Greis wie in einem Traume; jeden Morgen, wenn Vincenzo zu ihm hineintrat, mußte dieser ihn überreden, daß er wirklich wach war; bald aber begann er mit einer lange vermißten Thätigkeit zu arbeiten. Sein großes Vermögen erhielt jetzt eine feste Bestimmung; die eine Hälfte sollte seinem Geschlechte anheim fallen, die andere zur Erweiterung der neuen Stadt und zum Bau einer ansehnlichen Kirche verwendet werden. Er schrieb und arbeitete viel, und erwartete mit Sehnsucht eine Antwort von Rom. Ser Martino, der es wohl der Mühe werth gefunden hatte, den gefährlichen Felsenweg zu erklimmen, um seinen ehrwürdigen Herrn zu besuchen, war eben bei ihm, als jene eintraf. „Meine höchsten und letzten Wünsche,“ rief Ricciardo, „hat der Herr erhört: der heilige Vater hat die Frömmigkeit meiner Anna belohnt, und wird sie unter die Zahl der Heiligen versetzen; auch hat er mir die Bestätigung meines frommen Gebäudes ertheilt. Allein Ser Martino, Ihr werdet ihre Heimath dort nicht finden; doch ich verzeihe Euch! denn Gott hat alles zum Guten gelenkt. Vincenzo soll die weltlichen Angelegenheiten meiner Stiftung besorgen.

Als nun Don Ricciardos Namenstag herankam, wollte er endlich die höchsten Gipfel des Fel-

sens besteigen. Vergebens riethen ihm seine Kinder davon ab; denn dieser frohe Wechsel, seine vielen Plane und Arbeiten und endlich seine lebhafte Sehnsucht nach der vorausgegangenen Gemahlinn hatten seine Kräften sehr geschwächt; allein er war unerschütterlich; er wollte den Ort betreten, von welchem Anna ihn gerufen hatte. Er wollte daselbst Gott so anflehen, wie sie in den vier verstrichenen Jahren es dort gethan hatte. Seine Kinder, Kindeskinder und Vincenzo folgten ihm da hinauf. Als er auf dem höchsten Gipfel stand, konnte er sich an seinem herrlichen Eigenthum nicht satt sehen. Mit froher Ergebung wurde er inne, daß seine vorherige freudenleere Stimmung selbst Maria Capri weit nothdürftiger und unfruchtbarer vor seine Augen dargestellt hatte, als sie es wirklich war; Anna Capri aber blieb sein Augapfel. Er konnte nicht aufhören diese reiche Gegend, diese verborgene Stadt mit Erstaunen anzuschauen, die vom Gipfel des Felsens gesehen am Ufer des Meeres zu liegen scheint, und doch so hoch steht, daß ganz unten an der Seeküste ihr Daseyn nicht geahnet wird; dort wollte er auch an der Seite seiner verkannten Anna ruhen; allein, indem seine Gedanken mit Freude und Dankbarkeit an dem frommen patriarchalischen Naturleben verweilten, welches seine Kinder und die ganze glückliche Bevölkerung dort oben führten, sann er zugleich auf Mittel, wie er dieses rein in aller ihrer Unschuld er-

halten konnte. Er sah recht gut ein, indem seine eigene zurückgelegte Wanderung ihm vor den Augen schwebte, daß dieses nur durch eine völlige Unbekanntschaft mit der Welt geschehen konnte, deren Lockungen den ersten hochmüthigen Funken in sein Herz geworfen, und die stürmenden unbändigen Leidenschaften erweckt hatten, wofür sein halbes verscherztes Leben ein Ball gewesen wäre. Er befahl und setzte daher fest, daß der Weg dahinauf, nie unter irgend einer Bedingung zugänglicher, als er damals war, gemacht werden sollte; denn er wußte, daß die leere Neugierde und die Vergehen, wozu die Welt lockt, die unbequemen Stege gern vermeiden, und daß Verschwendung und Hochmuth nur mit einem großen Gefolge einhergeht. Doch noch nicht damit zufrieden nahm er auch seine Zuflucht zum Himmel, und verordnete, daß eine Kapelle dem Eingange der reichen Ebene gegenüber errichtet werden sollte; so daß ein jeder, der Anna Capri besuchen wollte, ihr vorüber ziehen mußte. In den Felsen gerade über bestimmte er, daß diese Innschrift mit deutlichen Buchstaben eingehauen werden sollte:

„Sey willkommen, Fremder! aber sprich leise hierinn, daß du nicht, was schlummert, erweckest."

So viele Anstrengungen und Betrachtungen hatten den Greis matt gemacht. Sie führten ihn in ein Zelt, welches der Sohn da oben hatte errich-

ten lassen, und er schlummerte bald ein. Sein Schlaf dauerte lange. Als er erwachte stand Gennaro an seiner Seite. „Anna hat mir aufs neue gewinkt," sagte er leise und matt, „rufe mir alle meine Kinder zusammen." Gennaro eilte, alle zu versammeln, als sie sich aber seinem Lager naheten, war er schon hinübergeschlummert, ohne ihnen seinen Segen in Worten zu hinterlassen, allein dieses war in allem, was sie umgab, sichtbar.

Sein Sohn folgte genau allen seinen Vorschriften und Wünschen, und in vielen, vielen Zeiten erreichten seine klugen Verfügungen ihren Zweck. Die Insel wechselte im Verlauf der Zeit öfters ihre Gebiether, allein in Anna Capri wurde ein stilles unschuldiges Leben ungestört fortgeführt; doch die französische Revolution verpflanzte auch auf diesen entlegenen Eiland ihren dürren Freiheitsbaum leichtsinnig hin, der langsame unbequeme Felsenweg ermüdete den ungeduldigen Franken; es war nicht die gröste Hinderniß, welche seiner raschen Begeisterung hat weichen müssen. Der Weg wurde bald ausgefüllt und geebnet, allein da, wo die Klippe allzuschroff ihre steinerne Wand gen Himmel erhebt, haben hundert und sechsundsechzig gehauene Stufen, welche gleich dem Bilde des Blitzes sich dem Felsen hinauf schlängeln, die harte Masse gelehrt, dem willkührlichen Willen des Siegers nachzugeben; die vorher beschwerliche Vereinigung mit dem übrigen Theile der Insel ist jetzt leicht und

offen. Anna Capri selbst unterscheidet sich nur durch eine eigene Bauart und eine vielleicht größere Reinlichkeit, und Zierlichkeit von den andern kleinen Städten Italiens. Ihre Einwohner sind jetzt wahre Neapolitaner.

III.

Die mähriſchen Brüder.

Von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen erzählt.

Der Herausgeber dieser Blätter war einst mit einem Freunde in eine lebhafte Unterredung über weibliche Charaktere und über die Würde der Frauen gerathen; unter andern behauptete der Erste, daß sich nie ein wirklich großes weibliches Herz, warm für alles Schöne und Gute, in eigentliche Intriguen einlassen könnte, welche doch nur in einer französischen Hofwelt zu Hause wären, wo die Education de la cour die reinen menschlichen Gefühle zum Schweigen gebracht, und die Herzen verschrumpft hätte. Wenn von solchen Intriguen, die ein künstliches Gewebe kleiner betrügerischen Mittel zu einem entfernten heimlichen Zwecke ausmachen, die Rede ist, erwiederte der Freund, ein bereits bejahrter protestantischer Geistlicher, so mögen Sie Recht haben. Daß jedoch ein, in allem Betrachte edles und großes Gemüth, vielleicht in der Jugend durch äussere Umstände irre geleitet doch sich selbst wieder gefunden, eines ungeheuren sehr gewagten Betrugs, welcher einer durchdachten

Intrigue sehr nahe kommt, und wodurch die Person als errettende Gottheit erscheint, fähig war, das werde ich Ihnen durch folgende Begebenheit, die ich selbst erlebt habe, beweisen. Ich will Ihnen diese Geschichte, die meine Freundinn mir zum Theil selbst mitgetheilt hat, in so fern mein Gedächtniß mir es gestattet, mit ihren eigenen Worten wieder erzählen; allein, da mir doch gewiß vieles von dem ihr eigenen exaltirten Ton, worinn sich ihr Innerstes am meisten charakteristisch aussprach, abgehen wird, muß ich nur voraus bemerken, daß sie zu den schwärmerischen, enthusiastischen Wesen gehört, die um eine einmal theuer gewordene Idee durchzuführen, alles auf das Spiel setzen, und jene einmal ins Auge gefaßt nur der Stimme des eigenen Herzens gehorchen, wenn auch solche mit den allgemeinen Begriffen von Pflicht und Recht im Widerspruch steht.

Ich mußte, begann er, vor mehreren Jahren eine Reise nach Ostindien als Missionär machen; die Ernennung kam ziemlich unerwartet, um so mehr, als ich mich damals weit von der Residenz in einem kleinen Seehafen aufhielt. Meine kurze, und folglich mühsame Vorbereitung dazu entzog mich in dem letzten Monat durchaus dem Umgange meiner theuersten Freunden. Der Zufall, verschiedene Verhältnisse und eine Entfernung von sechs Stunden hatten mich und meinen ältesten wie auch vertrautesten Freund, einen Oberlieutenant Wallner, etwas auseinander geführt; unter der Zeit war

seine Fröhlichkeit sehr heruntergestimmt worden, und seine jugendliche Ausgelassenheit ganz verschwunden. Die ganze Stadt erzählte, daß er verliebt sey, ohne doch den Gegenstand seiner vermeintlichen Liebe entdecken zu können. Ich war der einzige, der nicht daran glaubte, in der festen Voraussetzung, daß kein Gedanke in seiner Seele war, welchen er mir nicht vertrauen würde.

Ich hatte ihm von meiner baldigen Abreise Nachricht gegeben, und eben als ich mit dem letzten Packen beschäftigt war, trat er zur Thüre hinein. Er war von S— herüber geritten, wo sein Regiment damals stand, nur um mir sein Lebewohl und seinen Händedruck auf den Weg mitzugeben. Ich wurde gleich gewahr, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, und binnen zehn Minuten hatte er mir bereits seine ganze Seele eröffnet.

Du hast eine weite Reise vor, mein Freund! hob er an, es ist mir aber unmöglich dich hinziehen zu lassen, ohne dir zu gestehen, daß ich ein Geheimniß für dich gehabt habe; denn jetzt soll es dir solches nicht länger seyn. Es ist nicht Mangel an Vertrauen, der diese mir sonst fremde Verschlossenheit hervorgebracht hat; allein ich schämte mich deines Blickes, denn ich fühle, daß dieser mir doch immer sagen würde, daß selbst das vierundzwanzigste Jahr für einen unbemittelten Offizier noch zu früh ist, um Bräutigam zu werden; und ob ich es wohl noch nicht bin, werde ich es doch recht bald seyn. Wie gefällt dir dieses Bild?

Er nahm ein kleines Miniaturgemälde hervor, auf Elfenbein gemalt, auch noch ohne Einfassung, und während er es sehr sorgfältig auskrammte, erzählte er mir, daß er schon seit langer Zeit daran gedacht hatte, diesen kleinen Weg herüber zu mir zu machen, daß er es aber immer nothwendig gefunden, es aufzuschieben, bis endlich durch den unerwarteten Empfang dieses Bildes alle andere Bedenklichkeiten aufgehoben wären.

Ich betrachtete es lange schweigend; ich wußte nicht, was ich am meisten bewundern sollte, das sanfte unschuldige Gesicht, oder die vollendete Kunst, womit es gemalt war. Beide bezauberten mich, der ich seit lange ein leidenschaftlicher Dilettant bin, gleich viel; und noch früher, als ich mich um den Nahmen des Mädchens erkundigte, fragte ich ihn, wer dessen Bild gemalt hätte.

„Der Schutzengel meiner Liebe," erwiederte er, „dessen sanftes, liebenswürdiges Herz" — er kam nicht weiter, denn ich, ungestüm wie ich bin, hatte mich schon wieder ungeschickt betragen. Mitten in meiner schweigenden Bewunderung über das fromme seelenvolle Auge, fiel mir durch einen kleinen zufälligen Stoß von Wallners Arm das Bild aus der Hand, und als ich erschrocken es im Fallen ergreifen wollte, ward der untere Theil der Brust-Draperie dadurch ganz beschädigt.

Mein Freund war der Verzweiflung nahe, während ich, der ich ein großes Vertrauen an meine Kunst setzte, und ins geheim mir damit schmeichelte,

ein kleines Andenken von mir in seinem theuersten Eigenthum anbringen zu können, ihn mit der Versicherung zu beruhigen suchte, daß es innerhalb einer halben Stunde völlig ausgebessert seyn sollte. Er mußte sich darein schicken; allein da seine Augenblicke gezählt waren, und da ich, wie angenehm das Bild uns beyden auch war, jedoch es noch anziehender fand, mich mit ihm zu unterhalten, sah er sich gezwungen, mich noch, bevor ich meine Pinsel in Ordnung gebracht hatte, zu verlassen, nachdem wir vorher abgeredet hatten, auf welche Art das Gemälde wieder in seine Hände kommen sollte, denn ich wollte schlechterdings nicht in diesem beschädigten Zustande darauf Verzicht thun.

Es war aber beschlossen, daß das Unglück mich damit verfolgen sollte. Er war kaum fort, als ich mich in einer Reihe Verdrießlichkeiten verwickelt sah, die mich nicht allein davon abhielten, sondern auch denen zufolge es mit meinen übrigen Sachen an Bord gebracht wurde; es war mir nur übrig, ihm von England aus dessen böses Schicksal wissen zu lassen, denn ich schämte mich, diesen Schatz der Sorgfalt eines Fischers anzuvertrauen, welchem ich den Brief zu bestellen überlassen mußte.

In den vier Jahren meiner Abwesenheit habe ich es oft und lange vor mir gehabt, und so oft ich es abkopierte, versetzte ich mich in die Lage meines Freundes, welche mir nicht gar zu glücklich zu seyn schien; eine junge schöne Braut mit Sehnsucht anzusehen, die — so viel hatte ich doch er-

fahren — ohne Vermögen, wie er selbst war, und obendrein den Vater ihr heimliches Verhältniß nicht ahnen lassen durfte, ist nur ein kleines Glück, auch wenn es mit Geduld und der sanftesten Ergebung erkauft ist; ich wünschte dem Freund beides vom ganzen Herzen. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr ich mich darnach sehnte ihm das Bild zurückstellen zu können, und wie oft ich in meinen Gedanken, wiewohl mit tausend Veränderungen unser erstes Wiedersehn ausmahlte. Selbst, als ich endlich meine Rückreise antrat, war es mir recht ärgerlich, daß das Schiff nicht nach der Gegend hinsteuerte, von welcher ich abgesegelt war, und wo ich mir einbildete, daß er sich noch immer aufhalten mußte, sondern nicht weit von der Residenz einlief.

Es war eine meiner ersten Angelegenheiten, als ich dort angekommen war, mich bei einem unserer gemeinsamen Freunde nach Wallner zu erkundigen. Die Antwort und das Lächeln, womit diese begleitet war, erregte meine Aufmerksamkeit. „Er steht nicht länger im Dienste," sagte er, mit einem besonderen Gewichte auf das Folgende; „allein er lebt hier mit seiner Frau auf ihrem Gute, zehn Meilen von der Stadt."

„Sie ist wohl sehr liebenswürdig?" fragte ich betroffen über diese unvermuthete Verbesserung seiner Umstände.

Die Gattinn meines Freundes, die mich bereits bei meinen vorhergehenden Fragen fixirt hatte,

lächelte noch boshafter, indem der Mann fortfuhr: „Sie lassen sich nie sehen und kommen auch nirgends hin; Du mußt ausserdem wissen, daß sie sich alle beide zu den mährischen Brüdern bekennen.“

Meine Verwunderung wurde Erstaunen; daß der arme Wallner eines reichen Eigenthums genoß, ließ sich jedoch wohl erklären; daß aber dieser junge fröhliche Mensch, der mehr gebildet und aufgeklärt war, als es damals dem Haufen seiner Commilitonen eigen war, daß dies jugendliche kühne Gemüth sich in die engen Formen der blinden Unwissenheit oder der stillen Schwärmerey einschließen konnte, war mir ein Räthsel, welches, ich gesteh' es, ich nicht aufzulösen vermochte, ohne auf Kosten seines Herzens, und dies fiel mir noch zu schwer.

Als mein Freund erfuhr, daß ich bei mir beschlossen hatte, selbst dorthin zu gehen, wollte er kein Wort weiter sagen; und ich läugne nicht, daß meine Neugierde mehr als meine Sehnsucht die Eile verdoppelte, womit ich einen Wagen hinaus bestellte.

Unterwegs betrachtete ich das Bild sehr oft, und jedesmal schüttelte ich den Kopf; es regte sich sogar eine Art von Widerwillen in mir, wenn ich mir die Umarmung meines Freundes dachte. Ich kam dort gegen Abend an. Mein Name war kaum genannt, als Wallner mir mit der alten gewöhnlichen Herzlichkeit entgegen eilte. Ich sah ihn scharf an; die wohlbekannten gutmüthigen Züge begegne-

ten mir wieder, nur in einem älteren Gesichte, welches unläugenbare Spuren von tiefer Schwermuth trug. Ich weiß selbst nicht, wie die Frage mir auf die Lippen kam: „Wie finde ich dich wieder?“

„Ganz anders, als Du mich verlassen hast, glücklicher und auch unglücklicher!“ erwiederte er mit einem Händedruck, und zog mich schnell mit sich mit den Worten: „Komm, ich will dich zu meiner Frau führen.“

Wir traten in das Zimmer hinein, am Fenster saß eine weibliche Figur mit einem Kinde im Schooße. Sie stand auf und kam uns entgegen. Wallner ergriff ihre Hand, stellte sie mir vor als seine Gattinn, und mich ihr unter meinen Namen.

„Endlich,“ sagte sie, während sie mich freundlich begrüßte, „sind wir denn so glücklich mit dem einzigen Menschen, der uns verstehen kann, vereint zu seyn!“

„Das kann und soll er, und unsere frohen geselligen Tage werden wieder aufleben,“ rief mein Freund, indem er mich umarmte.

Ich stand wie eine Bildsäule schweigend vor ihnen, und konnte mich nicht von meinem Erstaunen erholen. Die Dame, welche er mir vorstellte, mußte vor Jahren eine hübsche Figur gehabt haben, jetzt war sie ziemlich stark, zeigte ein bleiches, fast schon verblühtes Gesicht, wiewohl sehr schöne jugendliche Augen; der erste Blick aber

lehrte mich, daß ein Weib über die vierzig vor mir stand.

Indessen gelang es mir doch mich etwas zu fassen; allein ungeachtet Wallners unverstellter Herzlichkeit, ungeachtet des feinen gebildeten Verstandes, der sich immer mehr in allem, was die Gattin sprach, entwickelte, war ich doch darum nicht weniger einsilbig und verstimmt; meine Ungeduld stieg von Minute zur Minute, und als sie endlich auf einen Augenblick das Zimmer verließ, fiel es mir wie eine Last vom Herzen.

Wallner hatte mich die ganze Zeit über beobachtet; und jetzt sah er mich schweigend und lächelnd an.

„Erkläre mir doch diese Wundererscheinung!“ rief ich, und drückte seine Hand ungestüm.

„Nicht wahr,“ sagte er ruhig, „meine Frau ist sehr interessant.“

„O ja!“

„Und wenn Du erst ihre seltene schöne Seele kennen lernst?“,

„Liebst du sie wirklich?“ unterbrach ich ihn erstaunt.

„Ja!“ erwiederte er mit Gefühl, „so hoch, daß ihre Liebe und deine Freundschaft mein einziges Glück auf Erden ist!“ Wir schwiegen beide einen Augenblick.

„Man erzählt sich sonderbare Dinge von Dir,“ hob ich wieder an. „Du bekennest dich zu den Herrenhutern?“

„Ohne ihre freundliche verdachtlose Einfalt wäre ich gewiß sehr unglücklich geworden," sagte er lächelnd.

„Du bist sehr reich geworden?"

„Dieser Reichthum drückt mich wirklich auch etwas; allein ich habe eine Tochter; es würde auch schwer fallen sich einem Ueberflusse zu entreissen, welchen man sich einmal angewöhnt hat."

„Höre!" rief ich endlich mit brennender fast zu jugendlicher Ungeduld," ich glaube nichts schlechtes von Dir, gieb mir aber Gelegenheit, euch meine volle Hochachtung ohne Vorbehalt zu schenken."

In diesem Augenblicke trat seine Frau wieder ins Zimmer; er zog sie zu uns hin. „Wir sind auch diesem Manne ein Räthsel," sagte er mit Wehmuth.

„Sobald Sie mich nur ein wenig genauer kennen," nahm sie das Wort, „werde ich die erste seyn, die es zu lösen beginnt. Es war ja auch so unsere Abrede, lieber Wallner!"

Ich war ihr Dank schuldig, wegen der feinen Art, womit ihre letzten vertrauensvollen Worte mir meine Fassung wieder gaben, und alle weitere Verlegenheit benahmen; meine Dankbarkeit machte mich aufgeräumt; ich erinnerte mich des Bildes, allein so oft es mir einfiel dieses hervorzuholen, empfand ich doch zugleich etwas in mir, welches mir davon abrieth. Doch, ich bin nun einmal sehr ungeschickt; eben das Gefühl meiner vorigen Verlegenheit brachte mich dahin, daß ich mich der neuen, worin mich

dieser Anstand versetzte, schämte, und gleichsam als fürchtete ich, daß ich durch eine genauere Erwägung auf Gründe, die es mir verböthen, treffen sollte, zog ich das Gemälde schnell hervor, und reichte es meinem Freunde mit den schalen Worten: „Kennst Du noch dies?“

Er ergriff es, betrachtete, drückte es an seine Lippen, und sank mit einem unverständlichen Ausruf in den Sessel zurück.

„Gott! was haben Sie da gemacht?“ sagte seine Frau leise mit einem unruhigen ängstlichen Blicke auf ihn.

Ich fühlte, daß ich ein Versehen begangen hatte, und Niemand bereuet ein Versehen schneller als ich; die Thränen traten mir in die Augen, und ich warf mich um Wallners Hals ohne ein Wort sagen zu können. Das ungewohnte Gefühl, einen Freund an seine Brust zu drücken, stimmte seinen Schmerz herunter. Er lehnte sich an meine Schulter und betrachtete das Bild; ich hatte theils aus Nothwendigkeit, wegen dessen Beschädigung, theils aus einer Grille, vielleicht um auch etwas neues von mir darin anzubringen, die weisse Draperie in eine hellrothe verwandelt. Dies machte auf ihn einen sonderbaren Eindruck.

„Nein!“ rief er mit Wehmuth, indem er das Gemälde seiner Gattinn übergab, „Sie sind ein tiefer ahnender Künstler als mein Freund, Sie gaben ihr eine Tracht die auch für eine Leiche schicklich wäre, und er hat sie in Rosen gekleidet. Neh-

men sie Ihre Gabe zurück! verwahren Sie es auf immer.“

„Ich will es auf meinem Herzen verwahren,“ erwiederte sie gerührt; „es ist mir ja der zärtlichste Beweis ihrer Liebe.“

Ich war zu verlegen, um gewahr zu werden, wie diese Scene eigentlich vorüber ging, jedoch kam allmählig die frühere Stimmung zurück, nur das ausgenommen, daß ich mich dort, wiewohl noch in meiner tiefsten Unwissenheit, sehr wohl befand, und jeder Verdacht fing an zu verschwinden; der Abend verging unter ruhigen frohen Unterredungen, und endlich folgten sie mir beide bis zu meinem Zimmer.

Wer diese Nacht schlief, war wenigstens nicht ich, der ich gar nicht wußte, was ich von diesen Menschen urtheilen sollte; von dieser Frau, welche die feinste Bildung, den hellsten Verstand, das wärmste Her verräth, und sich doch zu einer Secte bekennet, deren Unschuld und Lebensart, dem Anscheine nach, sich nur auf Einfalt und Schwärmerei gründete; welche obendrein nachdem sie der Welt ganz entsagt hat, vor den Augen dieser Welt einem jungen Manne ihre Hand reichte! Von diesem jungen Manne, der einst ausgelassen, offen und rechtschaffen war, der noch die beiden letzten Eigenschaften nicht verläugnet zu haben scheint, der Heuchelei und jeden niedrigen Vortheil verabscheuet, der ein Herz besitzt, welches ihm auf den Lippen schwebt, und doch behauptet, daß er dieses gar nicht

mehr junge Weib liebe, daß er glücklich sey; und was noch mehr ist — man darf sich nur wenige Stunden in dem Zauberkreise dieser Menschen bewegen und das argwöhnischste Gemüth ist bestochen. Ich faßte den Entschluß, mich recht eng an diese Leute zu schließen, und mich bald durch mein Zutrauen ihres Vertrauens würdig zu machen; es gelang mir.

Ich war einen Morgen allein mit der Gattinn des Freundes, die, während sie mit der mütterlichsten Sorgfalt ihre kleine Tochter in den Schlaf einlullte, recht wohl meinen fragenden Blick bemerkte, und als das Kind eingeschlummert war, berichtete sie mir in einem einfachen geraden Tone, daß sie unsern Freund fortgejagt hätte, weil sie meine Neugierde, ihre gemeinsame Geschichte zu erfahren nicht länger auf die Probe stellen wollte, als nothwendig wäre, um erst mit einem paar Worte ihre eigenen zu erwähnen. Sie haben gewiß bereits an meiner Aussprache hören können, fing sie an, daß Ihr Vaterland nicht das meinige ist; allein es ist doch eigentlich von meiner Ankunft daselbst, daß ich heute meine Erzählung beginnen will. Das Schicksal meines früheren Lebens habe ich schon längst unserem Freund anvertrauet, und Ihnen soll dies auch nicht unbekannt bleiben. Ich habe Kraft genug meine Schwachheiten denjenigen zu bekennen, welche billig und aufgeklärt genug sind, um diese mir nicht höher anzurechnen; denn ob ich wohl etlichen Verirrungen nicht entgangen

bin, fühle ich mich doch mit Stolz der Achtung aller derer würdig, die mich kennen und lieben; mag ich auch bisweilen einige Pflichten vergessen haben, welche ich mir selbst schuldig war, habe ich doch nie solche beleidiget, die aus Verhältnissen mit andern entstehen möchten; allein vor der Hand brauchen Sie nur die Geschichte meiner späteren Jahre zu kennen, um unsere Verbindung beurtheilen zu können. Hier ist sie.

Gewohnt an die große Welt, gewohnt mich geliebt zu glauben und angebetet zu sehen, empfand ich, da ich alles dieses nicht länger genießen konnte, eine unglückselige Leere in meiner Seele; ich empfand solche um so tiefer, als ich in der späteren Zeit in diesem Schimmer einen täuschenden Ersatz wichtigerer Verluste gesucht hatte, indem ich nicht glauben wollte, daß sich das Herz noch immer nach diesen sehnte. Ich war reich; allein meine endlich reife Ueberlegung, und mein verlassener Zustand, machte mich gegen meinen Reichthum gleichgültig, und der Titel, den ich trug, erinnerte mich nur zu sehr an frühere Zeiten, als daß ich versucht haben sollte durch solchen zu glänzen; die Welt gab mir Langeweile, Romane machten alle meine Wunden aufs neue bluten. Die Leerheit, worin meine Seele sich kurz vorher bewegte, und die Gedankenlosigkeit, womit ich mich dieser Leerheit ergeben hatte, vergönnte mir noch nicht ein Geschäft zu betreiben, welches Anstrengung oder bloß Aufmerksamkeit erforderte. Nichts war mehr im Stande

mein Herz zu rühren, doch fühle ich, daß wenn irgend ein Schlag es treffen könnte, er mein Schicksal bestimmen würde. Es geschah!

Deutschland war mir verhaßt; jeder kleine Hof dort stand in fernerer oder näherer Verbindung mit dem Orte, dessen Erinnerungen ich gern alle aus meinem Gedächtnisse verlöget hätte. Bei jedem wohlbekannten Namen zitterte ich, daß man auch den meinigen nennen würde. O! man hatte ihn mit Schmach überhäuft, weil man ihn nicht mit Verbrechen bedecken konnte. Ich wollte mich den Verfolgungen meines Vaterlandes entziehen, sehr ungern aber meiner Mutterſprache entsagen, und so hoffte ich in einer Gegend, wo diese noch einheimisch war, doch unter der Regierung eines ganz fremden Königs stand, die ungestörte Ruhe zu finden, welche mein Väterland mir verweigerte.

Ich begab mich daher nach Holstein, und mein Geschick oder vielmehr meine Neugierde führte mich in kurzer Zeit nach Christiansfeld. Es wohnte dort eine bejahrte Cousine von mir, die, wiewohl meine Geschichte ihr bekannt war, jedoch, als sie erfuhr, daß ich mich in der Nähe aufhielt, billig genug dachte um mich einzuladen. Die einfache herzliche Weise, womit sie mich empfing, da sie mich doch, nach ihren Begriffen, als ein recht großes Weltkind ansehen mußte, lockte mir zum erstenmal nach sehr langer Zeit eine sanfte Thräne ab; ich konnte mich nicht enthalten meine Furcht darüber zu äussern, daß die Geschichte meiner Ju-

gend einen üblen Begriff von mir in ihrem Innersten erweckt haben mochte; allein der freundlich leise Ton, womit sie erwiederte: „Liebe Schwester! Es gehört dem Herrn zu strafen und zu vergeben, den Menschen aber zu lieben!“ schwebt mir noch vor der Seele.

Es war eben Sonntag, und gegen Abend wurde sie zum Gebeth in das allgemeine Bethhaus gerufen; sie fragte mich, ob ich Lust hätte, sie zu begleiten: ich folgte ihr. Ich vermuthete, daß ich eine gewöhnliche Kirche sehen würde, und ich trat in einen großen Saal, dessen hohe einfache weißen Wände, die schöne schickliche Erleuchtung, die grossen Fenster mit ihren reinlichen Vorhängen, die unangestrichenen schneeweißen Bänke, und der kleine grüne Tisch mich in eine feyerliche Stimmung versetzten, die mir seit lange unbekannt war. Ein Mann trat vor diese Art von Altar hin und redete einfach und rührend; freilich bediente er sich einiger Ausdrücke, die mir in meiner Jugend lächerlich waren, und in späteren Tagen widerlich; allein die unerschütterliche Ueberzeugung, womit er sprach, die rührende Art, wodurch er sich in mein Herz schlich, verfehlte ihre Wirkung nicht; dieselbe Leerheit, derselbe Abscheu vor der Welt, die bittere Unzufriedenheit mit sich selbst, dieser Zweifel an Gott und Menschen, welchen auch ich genährt hatte, die — er nannte das Wort — Verzweiflung über seinen Zustand, und in diesem Augenblicke spürte auch ich eine Art von Verzweiflung

in meiner Seele. Er malte dieſe deutlicher aus, ich verſpürte Schweißtropfen auf meiner Stirn, da erwähnte er der Gnade und ich erhob meinen Blick langſam gen Himmel; hernach redete er von ſeiner Zuflucht an dieſe Gemeinde, von der Ruhe, welche ſeine verworrene Seele daſelbſt gefunden hatte, von der Seligkeit, die er bereits dadurch genoß, daß er ſich von der Welt losreißen und von Gott reden konnte; von der Gelaſſenheit womit er dem Tode entgegen ſah, und von ſeiner feſten Ueberzeugung eines ewigen Friedens! Meine Augen hingen noch an ſeinen Lippen, nachdem er ſchon zu reden aufgehört hatte. Er trat von dem Altar ab, und es kam mir vor, als wäre mein guter Engel mit ihm gewichen; jetzt ſchlug eine einfache Orgel an, und die verſammelte Menge, ſtimmte ein Chor an, deſſen vollen reinen Töne, deſſen rührende Harmonien mein Innerſtes durchdrangen; da fiel ein elektriſcher Schlag in mein Herz; ein Thränen-Strom quoll aus meinen Augen und ganz allein in der ganzen Verſammlung, ohne daß ich mich ſelbſt bewußt war, ſank ich auf die Knie, und ſtreckte unwillkührlich die Hände gegen den Himmel.

Sie umgaben, ſie erhoben mich; ich fiel aus der einen Umarmung in die andere; ſie nannten mich ihre liebe Schweſter, und ich genoß eine Art von Huldigung, welche die Eitelkeit früherer Tage in meine Bruſt zurückbrachte. Meine Verwandtinn erlaubte ſich nicht mehr von meiner Seite zu weichen.

„Die Gnade hatte mein Herz berührt," sagte sie, es lag ihr ob für meine ergriffene Seele zu sorgen, bis diese Crisis zum Bessern übergegangen war.

Es währte nicht lange bevor ich mich bestimmte, man gab mir keine Zeit aus diesem Traume zu erwachen, denn die glänzende Eroberung, eine reiche Gräfinn ihrer Gemeinde anzueignen, war ihrer Eitelkeit eben so schmeichelnd wie ihre Huldigung der meinigen. Ich wurde aufgenommen, und ich verlebte wirklich auch einige Monate recht glücklich, als der Zufall sich ereignete, welcher mich in die Gegend hinführte, wo ich ihren Freund kennen lernte.

Ein Jugendfreund von mir, und was noch schlimmer war, ein Mann, der durch kleine, zum Theil unvorsetzliche Beleidigungen mein erklärter Feind geworden war, machte sich in der Nähe von Christiansfeld ansäßig. Gleich sah ich ein, daß meine eingebildete Ruhe nur ein Traum war; meine vorige Angst erwachte aufs neue, und ich gestand mir selbst, daß diese ewige Einförmigkeit mir lange Weile gab. Ich theilte meiner Verwandtinn meine Furcht vor neuen Verfolgungen mit, und sie, die einzige vielleicht in der ganzen Gemeinde, welche mich aufrichtig liebte, fand, daß ich recht hatte; ohne die wirkliche Ursache anzugeben sprach sie mit den Vorstehern von dieser Angelegenheit; diese brachten die kleine freundliche Stadt in * * in Vorschlag, wo ihre Secte einen großen Anhang, und sogar ein Bethhaus hatte. Ich hoffte nun selbst, daß

vielleicht einige größere Freiheiten im Umgange und im Kleide, auch die ganz fremde Sprache, die mir eine neue und anhaltende Beschäftigung darreichen würde, meine flatterhafte Seele in ihre ruhigen Schranken wieder zurückbringen würde, und ich zog mit leichterem Herzen dahin.

Ich war an einen Mann addressirt, der Vorsteher der herrnhutischen Gemeinde dort war, und zugleich Pfarrer bei der lutherischen Kirche. Ich muß Ihnen diesen ein wenig genauer beschreiben, denn er wird eine ziemlich bedeutende Rolle im Fortgange meiner Geschichte spielen.

Er war ein freundlicher gutmüthiger Mann, sein Kopf aber eben so beschränkt als sein Herz redlich. Alle seine Kenntnisse schränkten sich auf die lateinischen und griechischen Classen ein, die zu den theologischen Prüfungen jener Zeiten nothwendig waren, sammt einer genauen Bekanntschaft mit des Grafen (Zinzendorfs) und Spangenbergs Schriften. Die Versammlungen, wie sie genannt wurden, waren seine Welt; alles was sich ausserhalb dieser befand, kannte er nur von den unvortheilhaften Beschreibungen der herrnhuthischen Bücher. Natürlich konnte ihm also kein größeres Unglück begegnen, als wenn irgend eines seiner Kinder in die Schlingen der ihm fremden Welt gerathen sollte, und daher entzog er ihnen auf das sorgfältigste allen Umgang ausser der Gemeinde. Nichts auf der Welt vermochte ihn von einer einmal gefaßten Meinung abzubringen, und weil er nie auf seinen

eigenen Willen zu hoffen wagte, nahm er immer seine Zuflucht zu dem Willen Gottes, und dieser ward ihm öfters, ja selbst in den kleinsten unbedeutendsten Ereignissen kund gethan. Wehe dem von seinen Kindern, das nur im geringsten wagte, sich jenem zu widersetzen; von diesen verlangte er denselben blinden Gehorsam, welchem er sich selber in seiner Kindheit unterworfen hatte; jede Leidenschaft, die er bei ihnen entdeckte, sah er als eine Versuchung des bösen Feindes an, denn seine eigene einsame eingeschränkte Jugend hatte keine solche in ihm mächtig zu werden gestattet. Ich bin selbst Zeuge gewesen, daß ein kleiner Widerspruch von einem seiner Kinder diesen auf einmal leicht gerührten, und doch unerschütterlichen Mann zum Weinen gebracht hat, und ich bin fest überzeugt, eine ernste Verletzung seines Willens würde ihn ins Grab gebracht haben. Dies ist ein treues Gemälde von dem Vater des liebenswürdigen Mädchens, dessen Bild noch kürzlich, wie sie selbst gesehen, einen so lebhaften Eindruck auf uns beide gemacht hat.

Die Tochter war damals siebzehn Jahre, und, wenn ich es selbst sagen darf, das Bild war trefflich gelungen. Sie war sanft, unbefangen, gut, ungeachtet ihrer äusserst strengen Erziehung lebhaft, und wenn der Vater nicht gegenwärtig war, sogar ausgelassen.

Dies süße Mädchen wurde mir bald sehr lieb; die Gemeinde hatte viele arme Leute, und da man sich bereits Hoffnung machte, einst Versorgungs-

Anstalten durch mein Vermögen anlegen zu können, gab man sich sorgfältig alle Mühe, um meinen Wünschen zuvorzukommen. Der Pfarrer vertraute mir daher recht gern seine Tochter an, als (denn er bestand ausdrücklich darauf, daß sie so heissen sollte,) als Gesellschaftsjungfer.

Während der Zeit kam Wallner zu dem Regimente, welches damals in der Stadt stand, und nun — ich weiß nicht, ob es nicht eben so gut ist, seine Thorheiten dem Freunde offen zu gestehen, als leise bei sich selbst darüber zu erröthen! Was ich Ihnen jetzt mittheile hat Wallner nie durch irgend eine Aeusserung von mir erfahren, doch zweifle ich nicht, daß er es geahnet; denn so vieler Jahre trauliches Zusammenleben, und sein durchdringender Blick verrieth ihm gewiß mein nie genug bewachtes Herz.

Die schöne Gegend, worin ich lebte, der breite Bergstrom, der seine wilden Wogen durch ein grosses fruchtbares Thal hinrollte, welches von einer weiten waldigen Felsenmauer begrenzt, drei kleine Städte in sich schließt, hatte wieder meiner Seele einen freieren Schwung gegeben. Wohl sah ich, daß meine Wangen das Morgenroth der Jugend, meine Blicke ihren ersten Zauber verloren hatten, ich fühlte die Jahre schwer auf meinem Haupte liegen, denn ich besaß noch mein jugendliches Herz; ich seufzte darüber, daß ich es hatte, ich dachte nicht, daß ich einst Gott dafür danken würde.

Ich ging regelmäßig in die Versammlungen,

allein meine Gebethe waren nicht mehr ganz auf einen Punkt hingerichtet; auch unter uns ist es keine Sünde die Natur zu lieben, ich allein empfand nur, daß es thöricht sey, die geselligen Freuden zu fliehen, welche die menschliche Gesellschaft verschönern.

Ich begann nach und nach meine Kleider zu ändern, und ich wäre vielleicht ein wenig zu weit gegangen, wenn ich nicht zugleich die kleine Haube meiner neuen Freundinn abgeschaft, und ihr schönes Haar seinen natürlichen Locken überlassen hätte; allein diese plötzliche Verwandlung erregte den ganzen Zorn unseres Vorstehers, und es kostete mich eben so viele Mühe sie den ziemlich schweren Vorwürfen des Vaters zu entziehen, als mich selbst von dem Rückfalle in die Thorheiten der Welt loszusprechen. Von diesem Augenblicke aber wurde ich vorsichtiger, oder vielmehr, alte, seit lange abwesende Gefühle bemächtigten sich meines Herzens und machten es seine Eitelkeit vergessen.

Ich sah ihren Freund; wir kamen in einer Gesellschaft zusammen, wo er sich der Sache eines unglücklichen Frauenzimmers annahm, wo alles einig war es zu verurtheilen, und dessen Schicksal dem meinigen sehr ähnlich, aber weit unglücklicher war. Er sprach für das Mädchen mit einem Feuer, welches allmählig das Blut in seine Wangen heraustrieb, und alle zum Schweigen brachte; kaum aber war er fort, als diese frommen Menschen ihm so viele Verläumdungen und Bitterkeiten nachschickten, daß

mein Innerstes dadurch empört wurde, und es regte sich in meiner Brust eine Neigung für ihn, deren Thorheit ich gleich einsah, wiewohl ich sie nur mit vergeblicher Mühe zu bekämpfen suchte; mit andern Worten: ich hielt mir selbst die Unmöglichkeit seine Liebe zu gewinnen, und die Lächerlichkeit der meinigen vor; jedoch erregte es bei mir eine süße Freude, mich mit seinem schönen Bilde zu unterhalten, und die große Gewißheit vor der Vergeblichkeit jeder meiner Träume, machte, daß ich es gar nicht gefährlich hielt, träumen zu dürfen.

Meine Unvorsichtigkeit ging aber noch weiter. Adelheid war meine einzige Freundinn, und zugleich die einzige, die nicht in den Ton ihrer Glaubensverwandten eingestimmt hatte; dies war mir genug; ich gestand ihr wohl nicht meine Leidenschaft, allein, was ihrer Ruhe noch gefährlicher war, ich redete mit ihr mit Wärme von Wallner, mit Abscheu von der Unbilligkeit ihres Vaters gegen ihn, und nicht genug, daß ich jede gute Eigenschaft, dessen er sich rühmen konnte, aufsuchte, sondern — was meine ruhigen Gefühle jetzt einsehen — meine Phantasie legte ihm sogar einige bey, die er nicht besaß, um ihr nur zu beweisen, wie viel Unrecht man ihm gethan hatte. Sie war es gewohnt, mich als ihr Orakel anzusehen, und so bildete sich in ihrem Innersten eine Meinung von unsrem Freunde, die sich sehr leicht in die heissesten Gefühle verwandeln konnte.

Ein Zufall machte uns genauer bekannt mit ihm.

Eine arme Frau von der Gemeinde, die ich schon lange unterstützte, kam eines Tags weinend zu mir, sich beklagend, daß ihr Sohn zum Soldaten genommen war, und wie schwer es ihr fiel, ihre einzige Stütze zu verlieren. Sie ersuchte mich, bei dem Oberlieutenant für sie zu sprechen, dann zweifelte sie gar nicht, daß er wieder frei würde.

Das alte Kind sah über die Thränen der Frau hinweg, und folgte nur den Eingebungen des bebenden Herzens; anstatt ihm zu schreiben, denn darum hatte jene mich nur ersucht, ergriff ich diese glückliche Gelegenheit seine Bekanntschaft zu machen, ohne daß ein einziger der Gemeinde mir es übel anrechnen konnte. Ich ließ ihn bitten, sich zu mir zu bemühen, und die Frau, die nur darin einen noch größern Beweis meines Eifers erkannte, überhäufte mich mit Lob und Segen.

Rechnen Sie mir diesen Schritt nicht zu hoch an; ich war nicht so thöricht daran zu denken, ihn zu fesseln. Ich wollte mich nur dem angenehmen Gefühl ergeben, ihn zu kennen, seines Umgangs zu genießen.

Er kam gleich. Er hatte bereits, wie ich später erfuhr, Adelheid mehr als blos bemerkt.

Unsren Wunsch konnte er nicht erfüllen, allein er gestand uns nachher, daß er im Anfange uns in Ungewißheit gelassen, um Gelegenheit zu haben, öfters zu kommen; ich stellte ihm auch keine Hindernisse in den Weg. Durch kleine Kunstgriffe wußte ich ihm einige Aufträge, welche den Pfar-

rer eigentlich angingen, aber durch mich besorgt werden sollten, in die Hände zu spielen; ich war fein genug dem Alten es gleich zu sagen, der dies-mal halb unbewußt, vielleicht weil sein eigenes Interesse darin verwickelt war, es auf einigen leichten Bemerkungen und Zweifeln beruhen ließ, welche mir sehr leicht zu widerlegen waren; allein der unbesiegbare Abscheu, welchen er vor allen Uniformen äusserte, und meine feste Ueberzeugung, daß er jeden Officier, der sich blos seiner Tochter nahte, als eine Versuchung des bösen Feindes ansehe, lehrte mich bald, noch früher als die leuchtenden Blicke der jungen Leute mir ihre Liebe verriethen, daß die Zustimmung des Vaters auf keine gewöhnliche Art zu erreichen wäre.

Ich empfand zu tief, daß ich selbst die Liebe Adelheids aufgeregt hatte, um ihr nur auf einen Augenblick Vorwürfe machen zu können. Ich war nicht eifersüchtig! Ich seufzte nur nach einem Glück, dem ihrigen in etwas ähnlich; meine Vernunft hatte die Gefühle zeitig gelehrt eine angemessenere Richtung zu folgen; ich wußte wohl, daß ich mir nie seine glühende Zuneigung erwerben konnte, und ich verlangte nur seinen wohlthuenden Umgang; ich wollte nur sein freundliches Auge sehen, den Ton seiner lieblichen Stimme hören, mich seine Freundinn nennen dürfen und seinen dankbaren Händedruck fühlen. Ich genoß bereits einen Vorschmack alles dieses, als ich ihm das Gemälde über-

gab, und in diesem Augenblicke beschloß ich seine Freundschaft ganz verdienen zu wollen.

Allein indem ich täglich auf Mittel sann, die Einwilligung des Vaters zu gewinnen, verscherzte ihr Freund auf einmal, durch einen im Grunde unbedeutenden Zufall, die Gunst, welche ich ihm mühsam vorbereitet hatte.

Wallner hatte einen Sonntag Morgens einen Auftrag an den Pfarrer, der bereits begann ihn um sich dulden zu können, und gestand, daß er noch keinen so bescheidenen jungen Officier gesehen. Während Wallner in einem Zimmer den Alten erwartete, stürzte einer von dessen jüngeren Söhnen herein mit einem Spiel Karten in der Hand, und hatte kaum Kraft genug ihn zu erflehen, ihn von dem Zorne des Vaters zu retten, welcher Verdacht von diesem gottlosen Spiele geschöpft, ein scharfes Nachsuchen in ihrem Zimmer gehalten, und ihm jetzt auf den Fersen folgte. Wallner bekam kaum Zeit die Karten zu sich zu stecken, als der Prediger hereintrat, und ohne in seinem blinden Eifer den Fremden zu bemerken, durchsuchte er gleich die Taschen des Knaben, welcher alsdann zu beider Befriedigung unschuldig befunden wurde. Als Wallner sich seines Auftrages entlediget hatte, folgte er mit in die kleine Kirche, und stellte sich nach seiner Gewohnheit in die Mitte, der Kanzel gegenüber, welchen Platz er, ungeachtet der emsigen und wiederholten Höflichkeit der Kirchendiener, ihm die Stühle zu öffnen, doch immer treu geblieben, weil

er von diesem immer gewiß war Adelheid sehen zu können. Seine Aufmerksamkeit war wie gewöhnlich weit mehr auf sie als auf den Prediger hingewandt, und mitten in einer von dessen am meisten rührenden Perioden, welche obendrein auf ihn gerichtet zu seyn schien und worin die wenigen Auserwählten, die sich zeitig vom sündlichen Haufen losrißen und Merkmale der Besserung zeigten, angepriesen wurden, zog ihr Freund zum Unglück sein Schnupftuch schnell hervor, und streute dadurch die Karten über den Boden hin. Er, der selten im ersten Augenblicke ganz Herr über sich selbst war, eilte mit dem Tuche vor dem Gesichte aus der Kirche.

Sie können sich leicht alle die traurigen Folgen vorstellen! Die Verargung dieser Gemeinde und die Erbitterung des Predigers, der in diesem unglückseligen Zufalle, entweder die niedrigste Bosheit oder die abscheulichste Heucheley sah. Ich sah mich gezwungen in langer Zeit Wallners Besuche gar nicht anzunehmen; er selbst wurde von diesem Augenblicke an der Gegenstand der Verläumdung der ganzen kleinen Stadt. Wie vielen Kummer dieser Sturm mir verursachte, und wie viele Thränen er Adelheiden auspreßte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, allein er fieng kaum an sich zu legen, als ein noch fürchterlicherer sich erhob.

Ich läugne es nicht, daß selbst auf mich, die ich doch völlig von der Schuldlosigkeit meines Freundes überzeugt war, dieses Ereigniß einen widerli-

den Eindruck machte. Diese neuen Hindernisse, die sich dem jungen Manne entgegenstellten, schreckten mich fast von meinem Vorsatz zurück, welcher bereits sehr schwierig durchzusetzen war: ich verband mich wirklich selbst fester mit der Gemeinde, und nahete mich dem himmlischen Bilde, um das seinige zu vergessen. Adelheids Thränen schienen mir Vorwürfe meiner bisherigen Thorheit zu seyn, und ich war ungerecht genug sie auf die blutigen Wunden zu verweisen, wo die stillen Seelen unsrer Gemeinde immer eine völlige Befriedigung zu finden hoffen. Ich wurde wieder mürrisch und andächtig; vielleicht würde meine neue Schwärmerey gesiegt und ich den tiefen Kummer Adelheids gleichgültig angesehen haben, wenn nicht ein neuer Vorfall zu ihrem größeren Unglücke mir die alten schlummernden Gefühle wieder erweckt hätte.

Einen Sonntag Abends, nachdem die Versammlung auseinander gegangen war, lud uns Adelheids Vater mit einer geheimnißvollen doch äußerst herzensfrohen Mine zu sich ein; wir folgten ihm, und trafen zu unserer großen Verwunderung einen fremden jungen Mann in dem Wohnzimmer an; die steife Langsamkeit, womit uns dieser begrüßte, seine eingefallenen blassen Wangen und sein schlichter, blauer Christiansfelder Ueberrock zeigte uns gleich, daß er ein so eben angekommener Bruder war.

Unter Fragen von der Gemeinde in Holstein und anderen gleichgültigen Unterredungen hatten wir bereits Thee getrunken und unser frugales

Abendeſſen eingenommen, als der Prediger nach alter Gewohnheit ſich bereitete das Abendgebeth zu halten, allein anſtatt der gewöhnlichen Pſalme ließ er uns einen Lobgeſang anſtimmen, worinn dem Herrn wegen erfüllten Bitten gedankt wurde.

Eine Ahnung zuckte mir durch die Seele; doch ward mir kaum Zeit dieſe genauer zu entwickeln, als er am Ende des Geſanges niederkniend, mit aufgehobenen Händen Gott dankte, der auf unvorhergeſehenen Wegen ſeine Kinder zu ihrem beſtimmten Ziele hinleitete, und jetzt der geliebten Adelheid gebot, ihre übrigen Tage in dem ruhigen Schooße der Hauptgemeinde an der Seite eines tugendhaften und rechtlichen Bruders zu verleben, welcher gewiß ihre junge Seele eben ſo treu wie das väterliche Auge bewachen würde. Ich werde Ihnen ſeine eigenen Ausdrücke anführen, weil ſie im kurzen Begriff Ihnen ſeine Sprache und ſeine Gedankenfolge zeigt, und zugleich — wenn es Ihnen unbekannt ſey — die allgemeinen Formen unſerer Gemeinde; ſeine Worte ſtehen mir ohnedieß noch ſehr lebhaft vor der Seele.

„Du haſt, o Gott!“ fuhr er mit Andacht fort, „dieſen unſeren Bruder in einen niedrigen Stand geſetzt, allein du wirſt die Arbeit ſeiner Hände ſegnen und ſeine Leinweberey wird den Menſchen angenehm ſeyn, ſo wie das Gewebe des Glaubens in ſeinem Herzen deinem Auge wohlgefällig. Adelheid! ich führe dich in einen neuen Stand ein; verwahre das Bild des Bräutigams in deinem Her-

zen, laß es aber nicht dasjenige deines himmlischen Bräutigams daraus verdrängen.“

Der Leinweber fiel ihm mit gefalteten Händen in die Rede, und in einem Gebethe voll bildlicher Ausdrücke flehte er zu Gott, daß er nie über diese vergängliche Schönheit die himmlische aus den Augen verlieren möchte.

Adelheid warf einen durchdringenden Blick auf mich, und ich — urtheilen Sie, welcher Geist mich beseelte! — ich erhob meine Augen andächtig zum Himmel.

Der Leinweber begleitete uns bis vor meine Thür, verneigte sich tief vor mir, drückte der Schwester Adelheid zu guter Nacht einen Kuß auf die Stirn, verneigte sich noch einmal und verließ uns.

Zwei Tage hindurch war mein Herz verhärtet. Adelheid hatte den Muth verloren das ihrige der verrätherischen Freundinn zu öffnen. Zum Glück erhielt ich ein Billet von Wallner, worin er mir mit Verzweiflung berichtete, auf welche Art er um das ihm so theure Bild gekommen war; sogar in diesem Augenblicke meinte ich eine Bestimmung darin zu finden, die Adelheid überzeugen sollte. „Es ist Gottes Finger,“ sagte ich ernst, und reichte ihr den Zettel; sie las ihn und schwieg, auf einmal brach sie in Thränen aus, und mit den Worten: „Versprechen sie mir, mich wieder zu malen, wenn ich todt bin!“ sank sie in meine Arme.

Gott sey gelobt, daß dieser Augenblick mich wie-

der mir selbst zurückgab, die lebhafte Erinnerung jener Stimmung, worin ich die Farben zubereitet hatte, die sie in ihrer vollen Schönheit darstellten, und wie ich selbst sie beredet hatte mir zu sitzen, zeigte mir hell mein Unrecht; meine Thränen benetzten die blassen Wangen, welche ich, wie sie wünschte, abbilden sollte; ich versprach, daß ich sie nie verlassen würde, und ohne es zu wissen, gab ich ihr die völligste Versicherung von Wallners Hand.

Jetzt kehrte unser altes Verhältniß, unser liebliches Vertrauen zurück. Wir beschäftigten uns damit, unsere Pläne einander vorzulegen und zu verwerfen. Die Gefahr war noch zu entfernt, daß wir einen kühnen Entschluß hätten nehmen sollen.

Ich hatte indeß eine Unterredung mit dem Prediger über Adelheids bevorstehende Heirath, wodurch ich überzeugt wurde, daß diese eben so fest in seinem Herzen bestimmt war, wie er sie im Himmel beschlossen glaubte. Seiner Zumuthung zufolge mußte ich dem Leinweber täglich in mein Haus zu kommen gestatten, und dem Vater zugleich versprechen, Adelheid auf ihren neuen Stand vorzubereiten.

Wie begreiflich, wurde in der Stadt viel von dieser Verbindung gesprochen, und Wallner war nicht der Letzte, der davon hörte; unruhig über mein Stillschweigen überschritt er unsere Abrede und kam zu mir. Es kostete mir viele Mühe seine jugendliche Heftigkeit zu zügeln; ich sicherte ihm

meinen redlichen Beistand zu, und beschwor ihn, sich ruhig zu verhalten. Er versprach mir es endlich, allein ungeachtet aller meiner Warnungen besuchte er mich doch mitunter; dadurch traf er oft mit dem Leinweber zusammen, der trotz meines Bestrebens in diesen Besuchen heimliche Verhältnisse ahnete, welche er doch nicht durchschauen konnte.

Indessen beobachtete ich diesen sehr genau, und ich entdeckte bald — ich läugne es nicht — mit innerer Freude, daß er mit beschränktem Verstande und angeborner Schlauheit eine niedrige Denkungsart verband, denn so ward es mir ja Pflicht, das unschuldige Geschöpf aus seinen Händen zu erretten.

Es würde mir auch eine leichte Sache gewesen seyn, uns ganz von ihm zu befreien, wenn ich mich hätte herabwürdigen können, mich mit ihm in eine Art von Handel einzulassen; denn es wurde mir bald deutlich, daß Geiz seine vorherrschende und einzige Leidenschaft war; an seinem ganzen Betragen, seinem schlauen Lächeln, wenn uns Wallner in seiner Gegenwart besuchte, und an der verzichtenden Bescheidenheit, womit er sich alsdann zurückzog, wurde ich gewahr, daß er auch seinen Plan hatte. Ich sah bald ein, worin dieser bestand.

Er hatte mich eben so genau beobachtet, wie ich ihn; und das Benehmen, womit ich immer die hervorsprühenden Funken von Wallners Liebe vor-

zubeugen oder sie am wenigsten unbemerkt vorübergehen zu lassen suchte, hatte ihm deutlich gesagt, daß dies heimliche Verhältniß von mir begünstiget seyn müßte. Indessen ließ doch sein Betragen mir im Anfange vermuthen, daß er ungewiß war, welche zwei von uns dreyen eigentlich die Liebenden wären; und werden sie wohl glauben, daß diese Ungewißheit von seiner Seite mir schmeichelte und mich zum Seufzen brachte; auch erdreiste ich mich nicht zu entscheiden, ob nicht der Keim zu der gewagten Idee, welche ich später wirklich ausführte, eben darauf sich gründete.

Er hatte, ich erinnere mich nicht mehr, durch welche Gelegenheit, bemerkt, daß es mir angelegen war, Wallner in der Gunst des Predigers wieder zu erheben, und von dem Augenblicke an konnte niemand mehr unermüdet als er sich dafür verwenden; denn als unser Freund, theils durch meine Veranlassung, theils um nicht jeder Gelegenheit Adelheid zu sehen und zu sprechen sich zu berauben, nach und nach unseren Ton einstimmen mußte, ergriff der Leinweber, der schon lange sich Wallnern schmeichelnd angenähert hatte, diese Gelegenheit, um Adelheids Vater seine Hoffnung, den Proselyten aus jenem zu machen, mitzutheilen.

Dies kam uns eben recht, und unser heimlicher Feind arbeitete uns so ziemlich lange in die Hände, ohne mit einem Worte, nur mitunter mit einem schlauen Lächeln, welches uns auf einmal von sei-

ner Klugheit und Vorsicht überzeugen sollte, sich merken zu lassen, daß unser Verhältniß ihm kein Geheimniß war; er gab sich nur Mühe sich bei uns allen einzuschmeicheln, und ob ich es so nennen darf, die Ehrerbiethung, womit er sich Adelheid nahete, ließ mir keinen Zweifel, daß seine Absicht dahinausging, uns die Gunst des Alten zu gewinnen, und wenn diese erreicht wäre, in aller Stille, sich gegen baare Bezahlung zurückzuziehen.

So gelang es ihm weit mehr, als es jemals mit mir der Fall gewesen seyn würde, den Widerwillen des Predigers gegen Wallner auszugleichen, und jenen von der aufrichtigen Reue unseres Freundes zu überzeugen. Als dieser nun obendrein in einer Unterredung mit dem Alten ihm betheuerte, daß er jenen Morgen ganz früh, bevor er in die Kirche gegangen war, die unglücklichen Karten, welche so viele Aergerniß verursacht hatten, Soldaten, die in der Wachtstube spielten, abgenommen hatte, wurde der gemilderte Greis leicht überzeugt, um so mehr, als Wallner sich seine frommen Meinungen anzueignen schien. Auch konnte sonst kein Verdacht bei ihm entstehen, denn die ruhige Zufriedenheit seiner Tochter, und das tägliche Lob des Leinwebers über uns alle, ließ keinen Zweifel bei ihm aufkommen. Ein einziges Wort von diesem würde uns verrathen haben; allein sein Kriechen für beide Partheien, seine Geldgier, und endlich seine folgende Dummheit, brachten uns dem Ziele näher.

Dieser verzichtende Liebhaber nämlich, der täglich den Abstand zwischen sich und Adelheid sich vermehren sah, und daher sich in aller Stille, vielleicht um sich zu entschädigen, in mein Dienstmädchen verliebt hatte, kam einen Abend, welchen wir gewöhnlich sonst bei dem Prediger zubrachten, zu uns, und weil er darauf gerechnet, uns nicht anzutreffen, hatte er sich nicht vor einem freilich kaum merkbaren Räuschgen in Acht genommen, welches vielleicht, denn er trank nur selten Wein, ein einziges Glas hervorgebracht hatte; indessen hatte es doch sein Blut in Wallung gebracht, und er umarmte Adelheid, die er im Dunkeln ganz allein im Zimmer antraf, mit einem Feuer und einem Eckel, daß sie ihn von sich stieß. Er wurde jetzt seinen Irrthum gewahr, da er aber zugleich einsah, daß ihn gestehen sich verrathen hieße, stellte er sich sogleich, als nähme er dieses Betragen von seiner Braut sehr übel auf, und theils in seiner Bestürzung, theils weil er vielleicht meinte am besten dadurch loszukommen, wenn er Adelheid eine kleine Furcht einjagte, gab er zu verstehen, daß sie wohl kaum so strenge mit dem Herrn Lieutenant würde verfahren haben, indem er aufs neue sie umarmen wollte.

Die Bitterkeit, womit er dieses sagte, und sein ungewöhnliches Betragen, flößte auch wirklich dem Kinde einen heftigen Schrecken ein, sie riß sich von seinen Armen los und floh aus der Thür. Er, der vermuthlich sich seines Zustandes bewußt war, und

fürchtete, daß sie Lärm machen sollte, eilte ihr die Treppe hinunter nach, verfehlte aber in seiner wilden Eile einen Tritt, und stürzte ihr vorbei bis zu dem Boden hinunter mit einem Geräusch, welches das ganze Haus zusammen brachte. Das arme Mädchen war vom Schrecken bleich, und konnte keine Worte finden; der Leinweber hatte sich so beschädiget, daß meine Leute ihn nach Hause bringen mußten.

Adelheid war äusserst betroffen über seine Worte; mich aber machten diese gar nicht bestürzt. Ich sah dagegen in diesem Zufalle eine Gelegenheit uns von ihm auf immer zu trennen, welche ich glaubte nicht unbenutzt vorbeigehen lassen zu müssen; auch verachtete ich ihn zu tief, um ihn zu schonen. Ich bin immer gewohnt rasch zu handeln, und wie auch diesesmal der Fall war, ohne die Sache von allen Seiten betrachtet zu haben; indessen bereitete doch mein folgendes Verfahren unsre jetzige Lage vor.

Ich schrieb diesem Herrn einen umständlichen Brief, worin ich ihm mit der ganzen Beredsamkeit unsrer schwärmerischen Secte sein unanständiges Betragen vorhielt, nicht im Briefe selbst, nur in dessen Plan hatte ich List angebracht; nicht die Geschichte jenes Abends so sehr, als sein gänzliches Verfahren hatte mich empört, und wiewohl ich die Feder mit Kälte ergriff, rißen mich doch meine warmen Gefühle bald mit sich fort, ich schrieb vielleicht auch um so besser, als ich sehr angelegentlich die Dinge, welche meinen tiefsten Unwillen erregt

hatten, verbergen mußte. Zum Beschluß erklärte ich ihm, daß ich und Adelheid ihm verzeihen würden, allein daß er nichts mehr hoffen dürfe. Ich versprach ihm sogar, sein Vergehen der Gemeinde zu verschweigen, wenn er eine aufrichtige Reue bezeigte, und in aller Stille sich zurückzog.

Zu meinem Glück besaß ich eine Kopie von diesem Briefe, denn auf die letzte Willkühr hatte er einen Anschlag gegründet, welcher beinahe uns allen theuer zu stehen gekommen wäre.

Freilich waren wir von dem Augenblicke seiner Entweichung an, unvorsichtiger als je; Die Freude einen so langweiligen Argus verloren zu haben, hatte die jungen Leute berauscht.

Adelheid liebte Wallner mit einer feurigen Leidenschaft; allein ihr frommes Herz hing noch ungeachtet der grosen Schule, in welcher sie sich seit mehreren Monathen gebildet hatte, fest an den gestrengen heiligen Vorschriften, die ihr von der Jugend an eingeschärft waren. Folglich hatte bisher nur ihr Auge und ein leiser Händedruck dem Freunde ihre Liebe verrathen, und war auch mitunter ein Geständniß den Lippen abgenöthigt worden, so bestand doch dieses nur aus einzelnen Worten, welche sie ängstlich und erröthend abgebrochen hatte; jetzt aber konnte sie nicht länger dem Drang widerstehen, ihr volles Herz in seines auszuschütten: sie flehte mich an ihre Hände in einander zu legen und sie feierlich zu verloben, auf solche Art glaubte das arglose Mädchen ihrem Gewissen nicht zu nahe zu

treten, indem sie die heilige Vorschrift befolgte, nur dem Bräutigam ihre Liebe zu gestehen.

Diese Zumuthung machte auf mich einen sonderbaren Eindruck. Ich sollte sie verloben, ich, die ich unsren Freund anbetete; ich drückte leise ihre Hand und ging in mein Zimmer, und dort, in ungestörter Einsamkeit, erregte die Ueberzeugung, wie theuer und unentbehrlich ich dem Glücke dieser zweier Liebenden war, eine Begeisterung in meiner Seele, in welcher ich mit klopfendem Herzen einen rührenden feierlichen Auftritt entwarf, dessen Ausbildung mir Thränen in die Augen brachte.

Ich bestimmte den folgenden Nachmittag dazu. Der Leinweber und Adelheids Vater waren ganz vergessen. Ich dachte nur an den stillen Sitz meines Herzens, machte einige Zubereitungen zu einem kleinen Feste und ließ Wallner sehr feyerlich einladen.

Nachdem ich geflissentlich ihn und Adelheid ein paar Stunden allein mit einander gelassen hatte, trat ich in das Zimmer in einer exaltirten Stimmung; allein meine kleine Rolle ging gar nicht so, wie ich sie mir gedacht hatte, meine lange Anrede ward ganz vergessen. Ich konnte kein Wort hervorbringen; ich ergriff nur schweigend ihre Hände, fügte sie zusammen, und schloß sie in die meinigen. Ich neigte mich über sie hin, und konnte sie doch nicht sehen vor Thränen. Die jungen Leute wurden meine Verwirrung und meine Thränen gewahr, sie bogen die Köpfe zu meinen nassen Händen hin.

unter und bedeckten sie mit Küßen. Ich sann auf Worte, und eben als ich die wenigen, welche ich mich stark genug fühlte hervorzustottern, aussprechen wollte: „Kinder, ich segne euch!“ flog die Thüre auf, und Adelheids Vater trat herein mit dem Leinweber an seiner Seite.

Dieser erhob die Hände gen Himmel, und sagte mit andächtigem Pathos: „Der Gott der Gerechtigkeit hat seinen Diener erhört, und ihnen, ehrwürdiger Bruder! seine Beweise vor die Augen gelegt. Da sehen sie selbst!“

Denken sie sich meine Lage, denken sie sich alle die Gefühle, welche mein Herz in diesem Augenblick durchfuhren! Eine Heuchlerinn in den Augen der Gemeinde, eine verächtliche Kupplerinn in des Vaters seinen, welcher mir seine Tochter, und noch mehr, der mir sie als die Braut eines Glaubensverwandten anvertraut hatte! Ich hatte sein Zutrauen getäuscht, seinen Schwiegersohn, ohne ihm nur ein Wort davon zu sagen, verworfen, und dieser hatte mir bereits eine Reihe von Verbrechen aufgebürdet, wovon ich nicht das geringste ahnete.

Ich sah gleich ein, daß, wenn wir die Wahrheit gestänben, das Spiel verloren war; der Prediger würde nie seine Tochter demjenigen geben, welchen er für ihren Verführer hielt; er würde sie aus den Armen der Pflegemutter reissen, die beide verrathen hatte, und Adelheid würde, nachdem sie eine Hölle im Hause des Vaters verlebt hätte, an einen verächtlichen Menschen geschmiedet werden,

von dessen Rache sie nur die niedrigste Behandlung zu erwarten hätte. In einem Augenblicke übersah ich meine ganze Lage, und fühlte zugleich, daß nur Muth und eine kühne Wendung uns retten konnte; ich raffte mich zusammen und es gelang.

Wallner hatte sich in dem Momente, wo die Beiden hereintraten, zurückgezogen; die erschrockene Adelheid aber klammerte sich ängstlich an mich fest, und verbarg ihr Gesicht in meinen Busen. Ich selbst stand, nachdem ich meine Parthei ergriffen hatte, ganz ruhig, bereit den ersten Sturm auszuhalten.

Er kam auch, in einer langen Anrede, die freilich von Thränen oft abgebrochen war, aber doch von Ausdrücken, welche mehr an tiefe Verachtung gränzten, überfloß, warf der Alte mir meine Treulosigkeit vor, befahl seiner Tochter in harten Worten ihm zu folgen, und näherte sich uns, um sie aus meinen Armen zu reißen. In diesem Augenblicke hielt ich seine Hand zurück und sagte mit Festigkeit und Entschlossenheit: „Was werfen Sie mir alles vor! Ist es auf die Anklage dieses Mannes, daß Sie kein Bedenken tragen, mich so schrecklich zu beleidigen? Wenn Sie mir nicht mit solchen reißenden Strom von Vorwürfen begegnet hätten, würde mein erstes Wort gewesen seyn, mir ihren Segen zu dem neuen und wichtigen Vorhaben zu erbitten, welches zu vollbringen mir der Himmel eingeflößt hat.“

Die Ruhe und Festigkeit, womit ich sprach, war

genug um diesen einfältigen Mann in ein Erstaunen zu bringen, welches ihm die Rede beraubte. Ich wandte mich darauf an den Leinweber, und fragte ihn stolz, was er vorgebracht hätte.

„Daß der Herr Lieutenant," erwiederte er mit eben so vieler Festigkeit, „mit meiner Braut auf eine Art umgeht" —

„Auf eine weit anständigere Art, als er," nahm ich schnell das Wort: „ich kenne die frommen Sitten meines Bräutigams. Das ist er" fuhr ich fort, indem ich meine Worte an den Prediger hinwandte: „Seine Seele ist schon seit lange von der Gnade gerührt, ich schmeichle mir sogar, daß mein Beispiel und meine ruhige Zufriedenheit mehr als etwas anders unsrer Gemeinde sein würdiges Herz zugewandt hat, besonders da er in dem Augenblicke bevor sie hereintraten, nachdem er mir vorgestellt hatte, wie wichtig es ihm wäre, eine treue Begleiterinn auf den irdischen Wegen zu besitzen, deren Andacht und Treue ihm eine Ermunterung seyn würde, und deren Erfahrung und Klugheit ihn ganz der Welt entziehen konnte, auf welche er verzichtete, um meine Hand mit der edelsten Uneigennützigkeit angehalten hat; denn da er meine Absichten in Rücksicht Adelheids kennet, machte er es zur Bedingung, daß mein Vorsatz sie zu meiner Erbinn einzusetzen, unverändert bliebe! Adelheid, die seine reinen Absichten nicht verkennen konnte, und ihre fromme Denkungsart geerbt hat, vereinte ihre Bitten mit den seinigen. In meinem Alter,"

fügte ich hinzu, „und ganz der Welt entzogen, würde ich solches Anerbiethen von jedem andern verworfen haben, allein der Gedanke, eine Seele ihrer ewigen Bestimmung näher bringen zu können, brachte mich doch zum Nachdenken; jedoch war ich nicht entschlossen. Jetzt dagegen sehe ich ihren Verdacht und die Beschuldigungen dieses schlechten Menschen, als einen Wink des Himmels an, um dadurch, daß ich unserm neuen Bruder meine Hand gebe, Sie überzeugen zu können, wie ungerecht und lieblos ihr Betragen gegen mich ist."

Adelheids Vater betrachtete uns erstaunt und schweigend, ohne eine Parthey ergreifen zu dürfen; das arme Mädchen, welches beinahe in einem bewußtlosen Zustande in einen Stuhl hingesunken war, als ich zu reden anfing, fühlte das Gewitter über sie weggezogen, und erwartete, ohne mich zu fassen, mit Angst den Ausgang. Wallner stand still und in sich versunken am Fenster. Der Leinweber war ganz aus der Fassung gebracht.

Ich fühlte daß ich den Augenblick benutzen müßte, und fragte den Prediger in demselben ruhigen Ton, was ihm hinterbracht worden wäre.

Mein Anerbiethen von der Erbschaft, welches ich eigentlich nur geäussert hatte, um auf eine feine Art die Liebenden aller Furcht wegen der Zukunft zu benehmen, hatte vielleicht das väterliche Herz ein wenig bestochen. Seine Rechtlichkeit, das bin ich überzeugt, ließ sich nicht bestechen; allein da er bereits zwischen beiden Partheyen wankte, erzählte

er mir Wort für Wort die künstliche Zusammensetzung, die uns beinahe gestürzt hatte.

Der Leinweber hätte nämlich, erzürnt über das vertrauliche Verhältniß zwischen seiner Braut und dem Officier, ihr dieses in harten Ausdrücken vorgehalten. Wallner war darüber gekommen, erhitzt geworden und, von mir dazu erregt, den Bräutigam die Treppe hinunter geworfen. Ich hätte diesem darauf einen Brief geschrieben, worin ich ihm sein Betragen vorgeworfen und zugleich mein Haus verboten hätte, doch wäre ich fein genug gewesen zu versuchen, ob ich ihn ins Bockshorn jagen könnte, dadurch, daß ich ihm gedroht hätte bei der Gemeinde anzuklagen, wenn er sich nicht ruhig verhielte. Den Brief hatte er aber im ersten Erstaunen über die Bosheit, welche dieser enthielt, als ein so offenbares Werk vom Teufel angesehen, daß er ihn gleich ins Feuer geworfen hätte.

Ich hörte dieses alles mit einem Lächeln, machte bloß den Alten auf die Verwirrung des Anklägers aufmerksam, erzählte ihm den wirklichen Zusammenhang, und übergab ihm ruhig meine Copie.

Er las sie, dankte mir, und schleuderte nunmehr über den Leinweber den Donner, der eigentlich uns hätte zerschmettern sollen.

Es war jedoch ein unvorhergesehener Fall, der sie in dem entscheidenden Augenblicke zu mir gebracht hatte, denn der Leinweber hatte bloß durch mein Dienstmädchen, welches fortzujagen mir nicht eingefallen war, erfahren, daß ich diesen Nachmittag

Wallnern erwartete; allein auch er hatte die Nothwendigkeit eines raschen Schrittes eingesehen, und sich eingebildet, daß er mich durch eine kühne Lüge aus der Fassung bringen würde, um so mehr, als er uns schuldig wußte; die plötzliche Wendung aber, die meine Geistesgegenwart der Sache gab, brachte ihn dagegen ganz aus der seinigen.

Verachten sie mich nicht, fuhr meine Freundinn in ihrer Erzählung fort, wegen dieser Verstellung, die mein Muth und der Zufall mich anzuwenden nöthigte. Es ist die erste und einzige Intrigue, die ich in meinem Leben durchgeführt habe, und, der Himmel sey mein Zeuge, mit dem schuldlosesten Herzen, mit den reinsten Absichten; und doch warfen mir in demselben Augenblicke meine eigenen Gefühle die Redensarten vor, die ich ungeachtet meines Widerwillens doch benutzen mußte, um Eindruck auf diesen Mann zu machen, an dem ein jedes Wort verloren ging, welches nicht seinen Formen und seinem Maßstabe angepaßt war; allein Gott, der nicht nach Worten richtet, sondern in die Herzen sieht, hat mir diesen unwillkührlichen Spott gewiß vergeben; bei kälterem Nachdenken wäre ich kaum im Stande dazu gewesen. Ich müßte denn alles von Wallners Rechtlichkeit befürchtet haben, und ich habe auch später erfahren, daß sein erstes Erstaunen, seine ganze tiefe Ehrfurcht vor mir, das sonderbare in dieser Wendung, wogegen er keinen Schritt thun könnte ohne die Ehre und das Zartgefühl eines Wesens, welches beyde um ihn

zu retten gewagt hatten, und zugleich das Glück eines andern, das ihm über alles theuer war, aufzuopfern; daß alles dieses ganz nothwendig war, um ihn dahin zu bringen, daß er den Ausgang ruhig abwartete.

Ich dagegen liebte Adelheid, wie eine Tochter; ich fühlte tief, daß nur ich allein ihr diesen Auftritt vorbereitet hatte. Ich liebte Wallnern, und wie gerne würde ich nicht in jedem Augenblicke noch mehr gewagt haben, um mir nur einen Platz in seinem dankbaren Herzen zu gewinnen; ich sah das entscheidende Moment vor mir, da ihr vielleicht ewiges Schicksal in meiner Hand lag, und ich war gezwungen den rettenden Blitz meiner Gedanken ohne weiteres Nachdenken zu folgen; allein nachdem meine List gelungen war, zitterte ich beinahe mehr als vorher, denn ich sah mich in einem Labyrinthe verwickelt, wo ich keinen Ausgang zu finden wußte.

Das anstrengende Brüten vieler Stunden war vergebens; ein einziger heller Gedanke, der in einem wohlthätigen Augenblicke mir einfiel, riß uns glücklich aus dieser Verwirrung heraus, und doch — wie schwach ist unser Herz — wie leicht hätte eine thörichte Eigenliebe bloß um einige Minuten sich in einen süßen Traum einwiegen zu können, uns allen die schrecklichste Zukunft bereitet. Meine Schwärmerey ließ mir eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, die mir und meinen Lieben Ehre und Glück hätte kosten können. Sie hören, daß

ich mich gar nicht entschuldige, ich will ihnen sogar mein Unternehmen auf eine Art erzählen, wodurch Sie am besten die schreckliche Prüfung, die ihr Freund bestehen mußte, einsehen können.

Ich habe ihnen erzählt, welche Gewalt er unter diesem ganzen Auftritte sich selbst anthun mußte; diese sowohl als Adelheids stummes Erstaunen stieg noch höher, als der Prediger, nachdem der Leinweber fortgegangen war, sich genauer von dieser Verbindung mit mir einließ; ich, die ich gar keinen Ausweg vor mir sah, war gezwungen, um wenigstens Zeit zu gewinnen meine Hochzeit nach Verlauf dreier Monathen zu bestimmen; auch war es unschicklich und unwahrscheinlich Wallnern bei dieser Unterredung eine ganz stumme Rolle spielen zu lassen, allein die schwankenden, abgebrochenen und sonderbaren Antworten, die er gab, setzten mich in neue Verlegenheiten.

Endlich verließ uns der Prediger; ich vermag ihnen nicht den am meisten rührenden Auftritt, den ich erlebt habe, darzustellen. Adelheid dankte mir, als hätte ich ihr das Leben gerettet; die Gefahr war für den Augenblick vorüber; sie dachte nicht an die Zukunft. Ihre Furcht vor dem Vater war zu groß, daß ich fest glaubte, sie könnte mit leichterem Herzen ihn gesehen haben mich mit ihrem Bräutigam zu trauen, als ihm ihre Liebe zu entdecken.

Wallners Verlegenheit schien sich zu vermehren als wir allein waren; er sprach kein Wort, be-

trachtete Adelheid lange und ungewiß, doch suchte er immer meinen Blick zu entgehen. Es verdroß mich: „Wallner!“ sagte ich freundlich, „ich brauchte meine ganze Geistesgegenwart und meinen ganzen Muth um uns zu retten; jetzt haben wir wenigstens die Zeit vor uns, verzweifeln Sie nicht an meiner Klugheit!

„Sie sind mir unbegreiflich,“ antwortete er leise und kalt.

„Was sollte ich denn gethan haben?“ Ich wandte mich von ihm weg und umfaßte Adelheid mit den Worten: „Dich habe ich gerettet mein Kind!“

Dies war genug um alle Skrupel des Freundes zu besiegen. Er bekam auf einmal Worte, Feuer und alle bessern Gefühle zurück, und in einem höhern Grade, in einer lebhaftern Ergießung, als ich je bei ihm gesehen hatte; denn ach! seine Dankbarkeit erfüllte meinen Busen aufs neue mit allen jugendlichen Flammen der Liebe; allein das Gefühl meines bessern Selbsts war einmal erregt, mein grosser Zweck, mein Herz zu besiegen, hielt die edlern Kräfte meiner Seele wach! Sie versprachen mir beide ihr Schicksal ruhig in meine Hände zu legen und sich meiner Führung blindlings zu überlassen; sie kannten ja mein Herz, sie wußten, daß ich sie wohl zu Verirrungen aber nie zu Verbrechen führen konnte. Würden Sie verlangen, daß zwei Liebende anders und vernünftiger handeln sollten?

Wallner mußte sich jetzt nothwendig darin fin-

den, ein Mitglied unsrer Gemeinde zu werden, und er versäumte nie irgend eine Versammlung, wie es genannt wurde, denn er war ja immer gewiß Adelheid dort zu sehen; allein er wünschte es nicht in der Stadt bekannt; doch wie konnte wohl unsere Gemeinde diese glänzende Eroberung verschweigen? Er gewann noch mehr bei dieser, als die Unannehmlichkeiten, welche ihm von der Seite seines Corps von diesem Augenblicke an begegneten, ihn nöthigten seinen Abschied zu verlangen.

Indessen waren die drei Monathe beinahe verflossen, und wiewohl ich schon meinen Entschluß gefaßt hatte, ahneten doch die jungen Leute nicht das geringste davon. Die Gemeinde sprach immer lauter von meiner bevorstehenden Hochzeit; Adelheid und ihr Freund vermochten nicht länger ihre Unruhe vor mir zu verbergen.

„Schlimme Kinder!“ sagte ich mit einem Lächeln, „vertrauet ihr denn meinen Worten nicht besser; zur Strafe sollt ihr nicht eher das Geringste von meinem Plan wissen, als in dem Augenblicke, wo er ausgeführt wird; indessen gestatte ich euch, euch auf die Hochzeit vorzubereiten. Sie aber, mein Herr! fügte ich mit Ernst hinzu, müssen mir versprechen, uns nicht früher zu besuchen, als ich es Ihnen erlaube.

Das letzte war im Grunde überflüßig, denn Adelheid wußte nicht viel mehr als er. Was ich, von schwärmerischen Träumen verleitet, Wallnern verschwiegen hatte, wurde ich durch wichtigere

Gründe abgehalten ihr zu entdecken; ihr Vater mußte getäuscht werden; und ich sah ein, daß nur eine Ueberraschung Sie dahin bringen konnte, daran Antheil zu nehmen. Sie würde nicht so tief, wie ich fühlen, daß wir mit Menschen zu thun hatten, welche die rechtlichsten Gründe verdammen, wenn diese im Stande sind ihre Meinungen zu widerlegen, und die süßen Seufzer der Liebe als eine Lästerung ansehen, wenn sie nicht dem himmlischen Bräutigam gelten; diese bittere Aeusserung verleite Sie nicht zu dem Glauben, daß meine Anhänglichkeit an diese Gemeinde eine niedrige Verstellung sey; ich verehre ihre stille Ergebung in Gott, und die wahre Geisteserhebung, womit sie sich ihm nahen; allein mein Herz und mein Kopf setzen sich über ihre engen Begriffe und kleinen Vorurtheile hinweg.

Wenige Tage nachher überschickte ich Wallnern folgenden Zettel:

„Sie haben heute Abend Hochzeit; sie wird sehr still gehalten und ist nur Wenigen bekannt; weichen Sie jedem von der Gemeinde aus, besonders Adelheids Vater. Bis ich selbst Ihnen diese Räthsel gelöset habe, bin ich ihre Braut. Um sieben Uhr werden Sie im Bethhause erwartet. Lassen Sie es sich nicht wundern, wenn Sie im Dunkeln zu ihrem Glücke geführt, und bleiben Sie ihrem Eide getreu, wiewohl Sie nur durch ihren Taufnahmen dazu aufgefordert werden.“

Stellen Sie sich das Erstaunen vor, welches

dieſer Zettel bei unſerm Freund erregen mußte, die peinliche Verlegenheit, worin er den ganzen Tag hindurch ſchwebte, und die ſonderbaren Gefühle, womit er in den Brautſaal eintrat, wo er Adelheids Vater antraf.

Sobald ich erfuhr, daß er angekommen war, ſah ich erſt meine ganze Unvorſichtigkeit ein, und mit einer Unruhe, die ich kaum verbergen konnte, entdeckte ich Adelheid meinen Plan. Sie erblaßte, allein ſie fühlte auch, daß ſie ſich nicht zurückziehen konnte, ohne unſre Ehre und unſer zukünftiges Glück unwiederbringlich aufzugeben. Wallner hat mir nachher erzählt, wie der Prediger ihn auf die Folter ſpannte, wie dieſer ihm mit einem Strom von Worten, die ſogar mit Thränen vermengt waren, Glück gewünſcht hätte, allein wie er doch tief in ſeiner Seele fühlte, daß der Vater ſeiner Braut ganz anders geſprochen haben mußte.

Endlich traten Adelheid und ich, beide weiß gekleidet, in den Saal; ein Paar aus der Gemeinde und meine Wirthinn, die einzigen, welche eingeladen waren, folgten uns. Ich begrüßte Wallner mit einer andächtigen Miene, ergriff die Hand des Predigers, und ſagte: „Alles iſt bereit!“

Adelheid nahm Wallner unter den Arm; ihr Zittern aber verrieth ihre Angſt; die Uebrigen ſtellten ſich hinter uns, und ſo ging der Zug nach dem dunkeln unbeleuchteten Garten.

„Erkläre mir dies alles?“ ſagte Wallner dem

zitternden Mädchen ins Ohr. „Nachher!“ antwortete sie, „ich bebe vor Angst.“

Auch ich bebte; wir traten in die noch dunklere Laube hinein, wo ich hatte einen Brautschemel hineinstellen lassen; mein Plan gelang, und die Trauung hob an.

Wallner war, wie ich später erfahren habe, nicht im Stande ein einziges Wort von der langen Rede des Predigers zu fassen; er wurde endlich durch den Laut seines Taufnamens geweckt, allein das folgende Adele Marie, welches so ganz von der gewöhnlichen Adelheid des Predigers abwich, brachte ihn aufs neue aus der Fassung, und ohne eine lebhafte Erinnerung an meinen Zettel, hätte er nicht für die Folgen stehen können.

Die Trauung war geendigt, und wir gingen nach dem Saal zurück. „Endlich bist Du denn mein!“ sagte er der Braut ins Ohr, deren Hand in der seinigen zitterte; ein langer fester Händedruck war ihre Antwort. Denken Sie sich aber seine Lage, als wir in den beleuchteten Saal eintraten, und er mich an seiner Seite stehen sah, und noch mehr, als er mich alle die Glückwünsche, mit denen man uns überhäufte, mit Wohlgefallen empfangen hörte. Sein verworrenes Auge suchte Adelheid. Es waren Lächeln und Thränen, Ruhe und Angst, alles was er nur wollte auf ihren Antlitz. Ich beobachtete ihn genau; er ward blaß, ich sah daß er die Lippen öffnete, um zu reden, und ich eilte ihm zuvor zu kommen. „Vertrauen und Muth, mein

Freund!„ sagte ich leise, „können Sie mich verkennen?“

Er betrachtete ernst mein ruhiges Lächeln, und das Leben kehrte in seinen Blick zurück; mein Triumph begann, der Lohn aller meiner Opfer! ohne mich zu fassen vertrauete er fest und muthig meinem redlichen Herzen! Es schlichen aber noch einige peinliche Stunden hin, bevor ich ihm dies furchtbare Räthsel lösen konnte. Ich will es Ihnen gleich entwickeln:

Ein sehr unbedeutender Umstand gab mir Anlaß zu diesem kühnen Unternehmen, nämlich: die zufällige Uebereinstimmung unserer Nahmen. Ich heisse, wie die Braut unsres Freundes, Adelheid, und ich sah gleich ein, daß es dem Prediger und der übrigen Gemeinde gar nicht einfallen würde, daß dieser Nahme ein und derselbe mit dem mehr französisirten Adele ist, mit welchem ich von meiner Jugend an genannt wurde, und welchen ich jetzt auf meine Freundinn übergehen ließ; ich kannte ohnedem meine Leute und wußte genau wie viel ich wagen durfte, auch gab mir die innere Schwärmerey Muth zu dieser Täuschung.

Natürlich stellte ich Adelheid an meiner Stelle vor den Prediger. Sie wurde seine Gattinn. Allein — wie erhob sich mein Herz — ich trug vor der ganzen Welt seinen Nahmen; ich stand doch in einem näheren Verhältnisse zu ihm, als vorher, alle würden mich als die glücklichste Frau ansehen, und ich war es ja auch, denn ich besaß seine wärmste

Erkenntlichkeit, seine Liebe blühete unter meinem Schutze. Sie haben es aber gehört, wie meine Eigenliebe mich verleitete, meinen Plan selbst ihm zu verbergen, wie leicht konnte ein einziges kleines Wort alles verrathen haben. Allein der Himmel wachte über uns. Ich hatte jede Gefahr um den bezaubernden Traum vergessen, nur in einer Minute selbst von ihm als seine Frau betrachtet zu werden, um den Eindruck zu sehen, welchen dieses auf ihn machen würde, um Kraft zu erhalten meine Liebe zu behaupten, wenn mein gedemüthigtes Auge sah, wie viele Leiden diese ihm verursachen mußte, und endlich um den großen Triumph: alle seine verworrenen Gefühle in die zärtlichste Dankbarkeit, in die reinste Freundschaft wandeln zu können.

Es kostete mir weniger Mühe meine List durchzusetzen. Es war leicht meine Glaubensverwandten dahin zu bringen, daß sie nicht allein glaubten, sondern auch alles was ich vorbringen möchte, bewunderten. Unsre Taufnahmen durften nur genannt seyn, damit kein Gedanke an Reichthum, Titel und weltliche Verhältnisse in einem so heiligen Augenblicke das schwache Herz bestürmen sollten; unsre Augen sollten für die Lust des Fleisches geblendet seyn, und die Finsterniß, welche uns umgab, zu erkennen geben, daß wir das Licht der Welt verachteten, indem Gott unsre Herzen sah.

Ich fand leicht eine Ursache, warum die Trauung unter dem freien Himmel vorgenommen wer-

den sollte. Sie waren es gewohnt mich sonderbar zu finden, und diese andächtige Schwärmerey erhob mich sogar in ihren Augen. Der Prediger war zu allem bereit; ich hatte ihm auch selbst die königliche Bewilligung zur Trauung, die in diesem Lande gebräuchlich ist, besorgen lassen, in welcher mit reinen Worten Wallners und meinen Namen eingetragen waren; der Alte ahnete keinen Betrug, und im Falle einer Entdeckung war er also keinen verdrießlichen Folgen ausgesetzt. Wallners völlige Ungewißheit, worin Vertrauen und Verdacht sich bekämpften, sein Stolz, sein lebhaftes Gefühl für Pflicht und Recht brachte ihn freilich in eine peinliche Lage, doch, siegen nicht immer Hoffnung und Liebe! Adelheids Ueberraschung, ihre tödtliche Furcht vor dem Vater versicherte mir sie. So ging alles gut.

Endlich rückte der glückliche Augenblick heran, wo ich die heimliche Braut an die Brust ihres Geliebten führen konnte. Ich erklärte ihnen alles; das schwierigste war gelungen, sie fürchteten sich weniger vor den Folgen. Wallners Dankbarkeit gränzte an Anbetung. Ich führte sie noch begeistert in das Schlafzimmer, welches man in der Meinung, daß es für mich wäre, bereitet hatte. Ich darf betheuern, daß ich mich ohne Eifersucht, denn in diesem Augenblicke war ich über mich selbst erhaben, auf Adelheids voriges Lager warf, und dankte Gott mit heissen, glücklichen Thränen für

meinen Muth und meine Aufopferung. Ich schlief ruhig ein.

Wir hatten nichts mehr zu befürchten; ich habe vergessen ihnen zu erzählen, daß ich einige Tage zuvor neue Zimmer bezogen hatte, und ich brauche nicht hinzu zu fügen, daß ich daselbst die nöthigen Einrichtungen getroffen. Ich hatte neue Dienstbothen angenommen; meine Kammerjungfer hatte ich schon längst verabschiedet; Adelheid allein war in der letzten Zeit um mich gewesen, sie war auch die einzige, die ohne gerufen zu werden des Morgens zu mir hineinkam; dadurch, daß ich ihr öffentlich mein halbes Vermögen, unter der ausdrücklichen Bedingung testamentirt hatte, daß sie nur einen Mann aus der Gemeinde heirathen dürfte, welchen zu erwählen oder zu verwerfen ihr ganz frei stand, und daß sie bis dahin bei mir verbleiben sollte, war ihre Zukunft gesichert.

Das Uebrige unserer Geschichte ist mit wenigen Worten gesagt:

Kein Mensch hat die Verbindung der Liebenden geahnet. Sie waren glücklich; aber ach! eine geheime Unruhe erhob sich oft in Adelheids Busen, und mit Angst und Schrecken theilte sie mir wenige Monathe nachher einige Zweifel mit, die unter andern Umständen ihr die süßeste Freude gewährt haben würde.

Ich hatte auch dieses vorher gesehen; nicht zufrieden, als Wallners Frau angesehen zu werden, wollte ich auch die Mutter seines Kindes heißen;

man brachte mir Glückwünsche, ich erklärte, daß ich meine Niederkunft in der Residenz erwarten würde, und wir reiseten ab.

Das Gerücht war uns, so wie wir uns eingebildet hatten, vorausgegangen. Unsere Aufnahme war daher bei Wallners Verwandten und übrigen Freunden sehr kalt und gezwungen. Seine Heirath sowohl als seine Bekehrungsgeschichte war ihnen allen ein Räthsel, welches, da sie es nicht lösen konnten, sie aus allen Kräften lächerlich zu machen suchten. Die Anhänger unsrer Gemeinde wußte ich auch recht bald los zu werden; wir besuchten das Theater, kleideten uns nach der Mode, vernachläßigten die Versammlungen, und gaben ihnen so in kurzer Zeit ein völliges Aergerniß; auf diese Art wurden wir bald von allen lästigen Besuchen befreiet, und fanden uns mitten in diesem größeren Menschengedränge allein und glücklich. Jetzt werden Sie, der Sie größre Städte, ihre Sitten und ihre Geheimnisse kennen, leicht einsehen, daß es uns gar nicht schwer seyn konnte, Rollen zu tauschen. Alles ging glücklich von Statten; allein die arme furchtsame Adelheid hatte sich vermuthlich durch Unvorsichtigkeit ein Schleichfieber zugezogen, welches sie nie ganz los werden konnte, und sechs Monathe, nachdem sie Mutter geworden war, schloß sie ihre Augen, um sie nie mehr zu öffnen.

Was wir beide gelitten haben, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Wallners Kummer und der mei-

nige waren ohne Thränen. Die Zeit hat freilich das ihrige gethan, allein jener Auftritt mit dem Bilde hat mich aufs neue überzeugt, daß seine Wunden noch nicht halb so gut geheilt sind, als ich es geglaubt hatte; und doch war dieser Ausbruch nichts gegen die Verzweiflung in seinen trüben Blicken und den tiefen Kummer auf seinem farbenlosen Gesichte, als er sie zum Grabe begleitete.

Wir hatten so eben dieses Gut an uns gebracht, und den Tag, nachdem Adelheid begraben war, zogen wir hinaus. In der letzteren Zeit hatten wir freilich keinen Antheil an den Versammlungen genommen, wir hatten aber auch keinen Umgang mit der Welt gesucht, wir wurden also wie vorher mit dem Nahmen der Brudergemeinde genannt; uns war es in unsren traurigen Verhältnisse gleichgültig, was man von uns dachte. Die Natur, meine zärtliche Liebe für dieses Kind, welches ich über die Taufe gehalten habe, und die Zeit hat endlich Wallners Schmerz gemildert. Ich wage zu glauben, daß er sich nicht unglücklich fühlt; die vorige Munterkeit der Jugend kehrt wohl nie wieder zurück, sollte aber diese sanfte Schwermuth, diese stille ergebene Sehnsucht nicht bereits ein Vorgefühl des Glückes seyn?

Ich habe Ihnen ein weniges über seinen Kummer gesagt, wie aber kann ich Ihnen den meinigen darstellen? Ich glaube, daß dieser den seinigen überstieg. O! er beweinte ein gestorbenes Glück; ich ein lebendiges, dessen ich mich auf immer be-

raubt dachte. Ich fühlte tief, daß Adelheids Tod die Bande, die mich an ihren Freund knüpften, gelöset hatte; sein Wohl stand mir nur vor den Augen, ich verzichtete auf eine glückliche Zukunft, und war darauf bedacht mich zurück zu ziehen. Ich mußte indessen die Zeit abwarten, da Wallners Stimmung etwas sanfter geworden war, und endlich schlug ich ihm leise vor, diese Scheinverbindung, die uns zusammenknüpfte, zu heben. Alles, was ich ihm vorlegte, war mein völliger Ernst; als ich fühlte, daß ich ihm nicht länger nothwendig und nützlich sey, sehnte ich mich wieder nach Christiansfelds ruhigem Schoß. Ich hatte bestimmt, meine Tage dort zu beschließen, versöhnt mit meinem Herzen, die Welt vergessend und von ihr vergessen.

Stellen Sie sich aber vor, wie mir zu Muthe wurde, als diese meine Aeusserungen ihn der Verzweiflung nahe brachten. Er beschwor mich, ihn nie zu verlassen, und so, wie ich damals glaubte in aufwallender Begeisterung, hielt er offen und bestimmt mit dem ruhigen Gefühl des Mannes um meine Hand an. Ich antwortete ihm etwas, welches einer Versagung ähnlich sah, allein wie können wir selbst in dem vierundvierzigsten Jahre den Bitten, die unsren liebsten Träumen schmeicheln, widerstehen.

Ich kannte seine ganze Jugendgeschichte, ich kannte folglich auch Sie. Ich würde nicht gestatten, daß mein geliebter Wallner einen Schritt

thäte, welchen er jemals bereuen könnte. Um Zeit zu gewinnen, und um zu sehen, ob ein vorübergehender Rausch ihn nicht bethört hatte, welcher gewiß nicht meinem scharfen Blick entgangen wäre, bestand ich darauf, Ihre Ankunft abzuwarten, weil Sie doch der einzige waren, dem Alles zu entdecken wir wagen durften. So ist ein Jahr verstrichen. Ich fühle recht gut, daß seine Neigung für mich nur aufrichtige erprobte Freundschaft ist, denn seine lebhafteren Gefühle sind mit seiner Adelheid hingestorben; noch während ihres Aufenthalts hat er seine Bitten wiederholt. Ich darf dem bebenden Herzen nicht vertrauen! Verdiene ich auch dieses Glück?

„Sie verdienen des Himmels besten Segen!“ erwiederte ich gerührt, und küßte ihre Hand.

„Bin ich aber beides werth?“ rief Wallner, der schon lange unbemerkt hinter uns gestanden hatte, und jetzt uns beide mit seinen Armen umfaßte.

Eine Einladung von einem Prediger in der Nachbarschaft, wo zugleich der Bischof, der so eben seine Diöces besuchte, eintreffen sollte, hatte Anlaß gegeben, daß ich mein Ordenskleid angezogen hatte. Mein Auge fiel auf die moderne Wiege, welche auf einem paar Stufen stand, und in welcher das süßeste Pfand der wärmsten Liebe und der aufopfernden Freundschaft süß schlummerte. Ich war begeistert. O! rief ich, „Laßt mich in diesem Augenblicke, da mein Herz so voll ist, euch

einsegnen. Diese Stufen seyen eure Brautschemel, und könnt Ihr wohl mit heiligerem Gefühle vor ein Altar niederknieen, als vor dieser Wiege, aus welcher ein lächelnder Engel Euch segnet.“

Ihre Augen begegneten sich, sie knieten nieder ohne ein Wort zu sagen; ich hielt eine Rede, die uns allen Thränen ablockte. Ich war es, der ihm diese Frau gab, ich, der ich mit der ganzen Welt so vereilig war, sie beide zu verkennen.

Ich war der Verschwiegenheit meiner Freunde gewiß. Der frühere Betrug war mit Adelheid gestorben, und alle Folgen davon verschwanden, indem ich die alte Bewilligung ihrer Ehe, Kraft deren sie schon seit lange für Eheleute gehalten worden waren, genau erfüllte.

Als die Trauung beendet war, erwachte das Kind, und lächelte der neuen Mutter entgegen; sie hob es aus der Wiege, drückte es an ihre Brust und verließ das Zimmer.

Mein Freund sah ihr nach mit dem Himmel in seinem Auge.

1906. 1515

Erzählungen

von

L. Kruse.

Aarau, 1822.

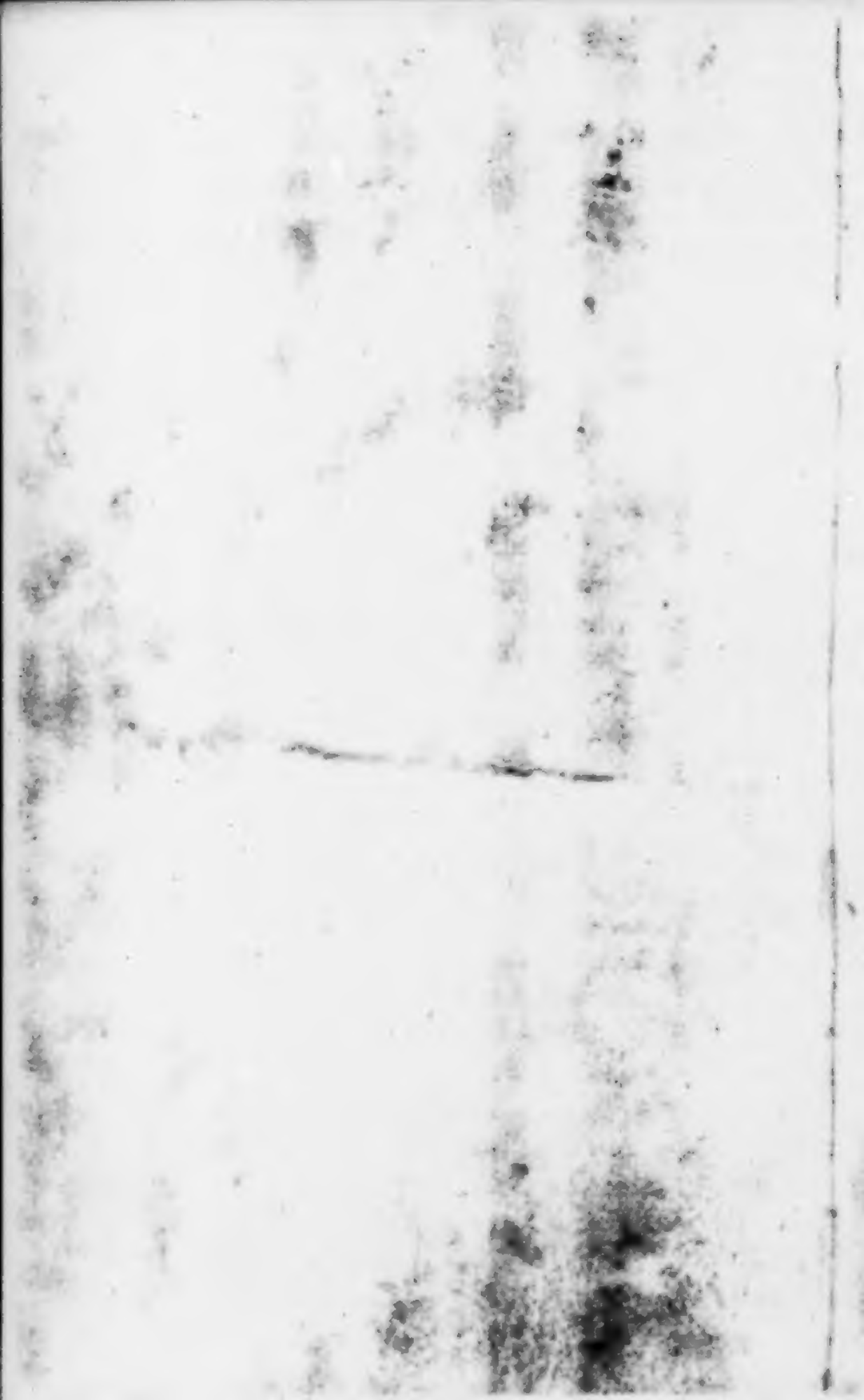
Heinrich Remigius Sauerländer.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

. 16. 5743.

Der Traum.

Ein Theil aus Criminal-Akten.



Bayer

„Wie weit haben wir noch? Schwager!“ fragte Cecil E**, der einzige Passagier, den, nebst seinem Hunde, der unbequeme Postwagen um so unbarmherziger auf dem Wege nach der kleinen Landstadt B*** herum rüttelte. — Es war ein neblichter Nachmittag im Spätherbst, und der Reisende starrte vergebens in die Ferne hin, um den Kirchthurm zu erblicken, an dessen Fuß alle Erinnerungen seiner Kindheit leise schlummerten.

„Eine kleine halbe Stunde!“ lautete die Antwort.

Cecils Herz klopfte stärker! Was erwartete ihn in der Heimath — Freude oder Schmerz? Womit sollte er die bevorstehende Ueberraschung, seinen schönen Ungehorsam entschuldigen. „Nun“, sagte er zu sich selbst, „redet nicht die kindliche Sehnsucht meiner Sache ein befriedigendes Wort, dann habe ich keine Eltern!“ — Eine kleine Thräne des Unmuths trat in sein Auge, er zerdrückte sie rasch und versank in diese Gedanken.

Cecil zählte schon zwanzig Jahre, und doch kannte er das Vaterhaus wenig oder vielmehr gar nicht. Sein Vater, ein noch rüstiger aber unsteter Mann, hatte sich schon in vielerlei Gewerbe des Lebens herumgeworfen: als Commis bei einem angesehenen Handelshause in Marseille, hatte er dort die Tochter seines Principals geheirathet; später, nach dem Tode der Schwiegereltern, noch bevor die Revolution ausgebrochen, den ererbten Handel niedergelegt, nach seinem ruhigen Vaterlande zurückgekehrt, dort mit den Summen, die er aus dem Handel gezogen, und mit seinem nicht unbedeutenden väterlichen Erbe eine Fabrik angelegt, diese hernach wieder aufgehoben, und beschäftigte sich nun in der kleinen Stadt mit der Landwirthschaft des väterlichen Hauses, welche, nebst seinem ererbten, zwar nicht wenig geschmälerten, Vermögen, ihn jedoch reichlich ernährte. — Mit den eignen Verhältnissen immer unzufrieden, beschloß er endlich, als sein Sohn das dreyzehnte Jahr schon erreicht hatte, ihm eine gelehrte Erziehung zu geben, und schickte ihn, ohne die mütterlichen Thränen zu berücksichtigen, in die ziemlich entfernte Hauptstadt, um dort in einer kostspieligen Pensions-Anstalt eine Geistesbildung zu bekommen, die den Ausgaben entspräche. Nach sieben Jahren wurde dem Vater endlich angekündigt, daß der Sohn jetzt reif wäre, eine Universität zu besuchen, und wenige

pünktlich nachher erhielt Cecil einen Brief von der Hand des Vaters, der die Universität bestimmte, welche er besuchen sollte, sammt einer schweren Einlage, um die Ausgaben der Hinreise und des ersten Vierteljahres zu bestreiten, dann noch eine Reihe mehr ökonomische als väterliche Ermahnungen, und kein Wort weiter.

„Und nichts weiter?“ wiederholte der arme Cecil mehr als einmal bei sich selbst, „nichts weiter! Ist es doch, als wolle das alte deutsche Vaterhaus den französisch gebornen Jüngling ungern aufnehmen! Wie oft haben schon dessen dunkle Wände den heitren lachlustigen Knaben, mit mit ernsten hohlen Augen, zürnend angeblickt? und doch befand er sich so wool darin! Der Vater war ja doch im Ganzen gut und gefällig! die Mutter, wie sanftmüthig, wie liebreich! wie muthwillig die kleine Schwester, und wie freigebig die fromme, ernste Tante! und sie alle sollten mich nicht gern sehen wollen, meinen heißesten Wunsch in den sieben langen, langen Jahren nicht geahnet haben? oder wollen sie nur mein Herz prüfen? Müssen sie nicht von meiner Sehnsucht überzeugt seyn? Wissen sie ja doch, daß ich auf der Reise nach G*** nur einen Umweg von zwei Stunden zu machen brauche, um in ihren Armen zu liegen. — Ja, ich will sie, ich will sie überraschen.“

In dem freudigen Vorgefühl des lang ersehn-

sen Wiedersehens, setzte sich Gretl jauchzend in den Wagen; allein unter dem Schnecken ähnlichen Fortschreiten der Postkutsche löste sich die stürmische Freude des Jünglings in wehmüthige Gefühle auf, und jetzt nur eine halbe Stunde von dem erwünschten Ziele, bewegten düstere, ängstliche Empfindungen seine Brust. Alle die ungetrübten Erinnerungen seiner Kindheit, worin der Jährorn des sonst so guten Vaters freilich auch eine Rolle spielte, schienen sich mit einem bestimmten Tage zu enden, und das Abenteuer, welches sich auf einmal so schroff und unfreundlich in seine heiteren Kinderfreuden warf, und sich wenige Monate vor seiner Abreise vom Vaterhause ereignete, stellte sich nun wieder drohend vor seine Seele, und füllte sie mit dunklen Ahnungen.

Es war an einem stillen Winterabend, als die kleine Familie im traulichen Kreise um den Ofen versammelt war, als plötzlich ein Posthorn störend vor dem Hause erschallte. Die Eltern fuhren befremdet auf, und eilten der Thüre zu, als diese sich öffnete, und eine große, schlanke, sehr hagere Frau, aus deren bleichen Zügen leuchtende, schwarze Augen hervorblitzten, in Reisekleidern hereintrat; mit einem nachlässigen kalten: bon soir, mes amis! sich erschöpft auf einen Stuhl niederließ, und durch ihren Anblick das Ehepaar versteinerte.

Endlich rief die Mutter: „Mein Gott! Schwester Agathe! wo kommst du her?“

„Mein Kloster ist aufgehoben,“ erwiederte sie auf französisch, welche Sprache Cecil von der Mutter her schon frühe sehr geläufig war — „und bedroht von Mord und Brand suche ich nun einen Zufluchtsort bei meinen lieben Verwandten in Deutschland.“

Der Vater hieß sie betroffen willkommen, und schickte die Kinder schnell zu Bette, welche die Angekommene noch keines Blicks gewürdigt hatte. — Von diesem Augenblick schien Freude und Heiterkeit aus jeder Brust verbannt zu seyn; denn Tante Agathe, stets ernst und andächtig, konnte ihr vormaliges Klosterleben nie verläugnen, welches sich oft durch ein herrisches Wesen aussprach, das sich gern in Alles hineinmischen wollte. Es entging dem scharfsinnigen Knaben nicht, daß sie in kurzer Zeit das ganze Hausweſen leitete, und mit frommer, jedoch eingreifender Thätigkeit, eine unwiderstehliche Gewalt über Alle ausübte, und von dem ersten Tag ihres Auftretens eine unheimliche Stille über das ganze Haus verbreitete; doch schien Cecil besonders ihr Liebling zu seyn, und sie vertheidigte oft seine wilde Ausgelassenheit selbst gegen die immer liebreiche Mutter; ja während seiner siebenjährigen Abwesenheit vergaß sie ihn nicht, und mehrmals hatte er auf geheimen Wegen man-

ches schwere Beutelchen zu Vergnügungen und zur Aufmunterung von ihrer Hand erhalten. —

Dennoch fiel es ihm in dieser bangen Stunde schwerer als je auf das sonst nur zu leichtsinnige Herz, daß in dem väterlichen Hause kaum alles so sey, wie es seyn sollte. Nie hatte er einen Brief von der Hand der zärtlichen Mutter erhalten, auch war ihm durch einzelne Gerüchte aus der Heimath zu Ohren gekommen, daß diese verehrte Frau in den spätern Jahren kränklich, leidend, ja selbst zu gewissen Zeiten halb geistesschwach, geworden wäre; aus mehreren halben Worten und verstohlenen Winken schien sogar hervorzugehen, daß der Vater, wie immer unzufrieden mit seiner Lage, sich einer Neigung ergeben hatte, wodurch er jene und seine eigene Würde als Hausvater nur zu sehr vergaß. — Diese Vorstellungen drängten sich nun mit feindlicher Gewalt in die Seele des Jünglings, und als endlich das Posthorn nun auch so unvermuthet vor dem Vaterhause tönte, konnte er kaum Herr werden der Bangigkeit, die sich seiner bei seinem Eintritte bemächtigte —

Gerade so, wie die Tante, trat er rasch zu der eben aufspringenden Familie in das Wohnzimmer; indem aber sein Blick schnell den Kreis durcheilte, ward er nur ein Auge gewahr, das der Freude entsprach, die in dem seinen funkelte, das seiner Mutter; — an diesem erkannte er sie bei

nahe nur, so abgezehrt und leidend stand sie jetzt vor ihm. „Cecil!“ rief sie, zu ihm hinstürzend, und sank halb ohnmächtig in seine Arme.

Ein wenig betroffen, allein mit einem sanften, fast kalten Lächeln eilte die Tante Agatha der Mutter zu Hülfe, indem sie freundlich Cecil die Hand reichte. — Dieser überließ ihr die Mutter, um sich zu dem Vater zu kehren, der sich finster die Hand küssen ließ, und verlegen fragte:

„Was bringt dich hieher?“

„Meine Sehnsucht und kindliche Liebe!“ war alles, was Cecil verlegt erwiedern konnte; in der tiefen Stille, die auf diese Antwort folgte, eilte er wieder zur Mutter hin, die ihn zärtlich lächelnd anblickte. Da fiel sein Auge plötzlich auf ein schönes schüchternes Kind, das still in einer Ecke stand, und dessen höchst reinlicher, fremder, fast nonnenhafter Anzug und bleiche Wangen sonderbar mit den blitzenden Augen, womit sie ihn betrachtete, im Widerspruche standen.

„Monica!“ rief Cecil fragend, und breitete die Arme gegen sie aus.

„Darf ich! liebes Tantchen?“ flüsterte sie ängstlich.

Die Tante nickte bejahend, da flog das Mädchen mit einem Freudengeschrei in seine Arme, und verbarg ihr Haupt an seinem Busen. „Mein guter theurer Bruder!“ lispelte sie kaum hörbar.

„Wir hatten dich nicht erwartet, Cecil!“ sprach nun der Vater freundlicher; „doch da du einmal hier bist, will ich dir keine Vorwürfe machen. Einige Tage kannst du bleiben. Ein Jüngling darf keine Zeit verlieren. — Ihnun!“ fuhr er immer weicher fort, „du hast es ja gut gemeint; ich freue mich dich zu sehen; du bist ja recht groß geworden.“

„Ich bin auch kein Kind mehr, Vater!“

„Doch!“ fiel die Tante ernst lächelnd ein, die jetzt mit Fertigkeit die deutsche Sprache redete; „den Eltern gegenüber immer, theurer Neffe! Vergiß das nie. — Es ist bald Zeit, daß wir unser mäßiges Abendmahl einnehmen. — Du hast dich alterirt, liebe Schwester!“ wandte sie sich zu der Mutter; „ein kleines Pülverchen würde dir dienlich seyn!“

„O!“ rief die Mutter freudig, „jetzt bin ich gesünder als je!“

„Hüte dich vor Gemüthsbewegungen! theure Veronika!“ erwiederte Agatha ernst, und warf einen strengen Blick auf die Mutter, die den ihrigen langsam zu Boden senkte.

Damit gerieth die Unterredung in's Stocken.

Unter der sehr frugalen Mahlzeit sprach die Tante fast ganz allein; doch je ernster und wortkarger die Uebrigen waren, um so gesprächiger und liebreicher bezeigte sie sich gegen den Neffen, dem es nicht entging, daß sie es ängstlich, doch in ge-

heim zu verhindern suchte, wenn der Schmerz öfter als billig dem Weine zusprechen wollte. Kaum waren sie vom Tisch aufgestanden, als Agatha, obgleich es noch früh war, und Cecil sich gar nicht ermüdet fühlte, ihn doch fast gegen seinen Willen der Familie entführte, und auf sein Schlafzimmer brachte; während sie ihm sehr bestimmt erklärte, daß er Ruhe bedürfe.

Als Cecil allein war, warf er sich unmuthig in einen Stuhl. Wird ein Sohn nach langer Abwesenheit so empfangen? rief er in seinem verletzten Innern. Er hatte genug wahrgenommen, was seine Neugier rege machen, nichts dagegen, was sein Herz befriedigen konnte. Er versank in tiefe Gedanken, und so vergingen wohl ein Paar Stunden unter seinem mißmuthigen Hinbrüten; da öffnete sich leise die Thüre, und die Mutter stand vor ihm.

„O! mein theurer Cecil!" flüsterte sie ängstlich, „wie hat mein armes Herz sich nach dir gesehnt. Oh! wie viel, wie viel habe ich dir zu sagen. — Hier ohne lästige Zeugen laß mich dich umarmen und segnen." —

Allein schnell wurde die mütterliche heiße Umarmung gestört, denn mit einem strengen Blick trat Agatha eilig in das Zimmer; die Mutter wich betroffen zurück.

„Was machst du? arme Veronika!" seufzte

die Tante kopfschüttelnd, und fügte etwas hart hinzu: „Ich sah das Licht in dem langen Gange flackern, und wurde gleich aufmerksam; Dank es meiner liebenden Sorgfalt, die dich nie aus dem Auge läßt — Folge mir, liebe Schwester, und erinnere dich, daß deine Gesundheit weder die Nachtluft, noch irgend einen heftigen Eindruck vertragen kann.“

Sie faßte die Schwester bei dem Arm, und zog sie, die dem Sohn einen wehmüthigen, vielsagenden Blick zuwarf, schnell mit sich fort.

So ward dem erstaunten Cecil ein Räthsel aufgegeben, das die unruhigen Betrachtungen einer ganzen schlaflosen Nacht nicht zu lösen vermochten. Beim Anbruch des Tages sprang er schnell aus dem Bette und sah in den herbstlichen Garten, der eben so trübe vor ihm lag, wie es in seiner Seele war. Er mußte das Freie suchen; er verließ sein Zimmer, um in den Garten zu gehen. Allein noch herrschte eine tiefe Stille in dem geräumigen, altväterlichen Hause, und jede Thür, wodurch er hinaus zu kommen glaubte, selbst die, welche zu den Gesinde-Zimmern führten, fand er verschlossen oder versperrt. „Bin ich denn“, sagte er unmuthig zu sich selbst, „in einen Kerker gerathen, bin ich nur hierher gekommen, um geängstigt zu werden von unsichern Bildern, die ich nicht einmal deutlich von ihrem dunklen Hintergrunde

zu unterscheiden vermag!" Langsam kehrte er in sein Zimmer zurück, und erst nach mehreren tödtlich langen Stunden hörte er die Thüren unter sich auf- und zuschlagen; er eilte schnell hinunter. So wie er sich dem Garten näherte, sprang eine kleine Seitenthür auf einmal auf, und Monica trat freundlich jedoch schüchtern ihm entgegen. Der Anblick des schönen Kindes that ihm wohl, und wirkte versöhnend auf sein Gemüth. — Er küßte sie zärtlich.

„Wenn du in den Garten willst", flüsterte sie leise, indem sie sich ängstlich umsah, „so bitte die Tante, daß ich dich begleiten darf."

„Arme Schwester!" seufzte er, „brauchst du Erlaubniß dazu; komm nur, ich will es wohl verantworten!"

Sie sah ihn zweifelhaft an, doch folgte sie; je mehr sie sich aber von dem Hause entfernten, desto gesprächiger und heiterer wurde das dreizehnjährige Mädchen.

„Hast du mich lieb? Monica!" fragte Cecil. —

„Von Herzen! Wenn wir einmal allein sind, die Mutter und ich, redet sie nur von dir! Du bist mein geborner Beschützer, sagt sie, ich solle nur dir vertrauen."

„Wohlan denn!" rief der Bruder heftig, „so erzähle mir, wie es hier im Hause geht?"

„Ach! hier geht es nur trübselig zu, sagen die Leute.“ —

„Die Leute! Hm! Höre: hast du die Tante lieb?“

„Nicht so wie die Mutter und dich! — Sie ist immer so ernst und streng; allein das kömmt daher, weil sie so schrecklich fromm ist. Auch ist sie gut gegen Arme und gegen das Gesinde; nur mir ist sie wohl nicht recht gut.“

„Dir nicht? warum denn?“

„Sie ist mir wohl auch gut; und ich bin es nur, die wild und unartig ist. Sie thut wohl ganz recht daran, daß sie so strenge gegen mich verfährt! ach! wenn sie mir nur erlauben wollte, öfter bei der Mutter zu seyn!“

„Darfst du das nicht?“

„Nur selten ganz allein! Die Mutter ist krank, sagt sie, und weiß nicht immer was sie redet; ach! sie weiß es wohl .... sonst wäre sie wohl nicht so bekümmert, und weinte so oft im Stillen; oder vertheidigte mich bei der Tante, wenn ich mich nicht still genug verhalte!“

„Und doch hat die Tante dich lieb?“

„Ja, Cecil! denn sie muß strenge seyn; die gute Mutter sieht es nur nicht so recht ein.“

„Strenge, warum?“

„Zu meinem Besten, um mich früh zum Gehorsam und zu der Regel zu gewöhnen.“

„Zu der Regel?“

„Ja, ich bin für das Kloster bestimmt!“

„Unmöglich!“

„Wie ich sage, ich soll zu den Ursulinerinnen in Frankfurt!“

Cecil wandte sich schnell, denn er hörte Tritte hinter sich. Es war die Tante. „Monica!“ rief sie mit einem durchbohrenden Blick auf das Mädchen.

Diese schmiegte sich furchtsam an den Bruder.

„Ich habe sie gegen ihren Willen mit mir genommen“, sagte er ernst und finster, „und ihr zugleich versprochen, es verantworten zu wollen.“

„Daran hast du sehr Unrecht gethan, lieber Neffe! Monica! geh' in's Haus! ich habe mit dem Bruder zu reden.“ —

Sie gehorchte schweigend. Sobald sie beide allein waren, nahm die Tante das Wort wieder: „Lieber Neffe! du bist kein Kind mehr, und ich lese es in deinem Auge, daß ich einen Mann vor mir habe. — Um so besser; ich bin dir über Vieles Rechenschaft schuldig, und bin bereit, dir Alles, was dir räthselhaft findest, zu lösen. Auch kannst du mich schwerlich verkennen: ich habe dir Beweise gegeben, seyen sie auch noch so schwach, daß du mir theuer bist.“

„Das haben Sie, meine gütige Tante!“

„Wie gefällt es dir hier im Hause?“

„Es kommt mir vor, als sey ich in ein unglückliches Haus gerathen.“

„In ein sehr unglückliches; darum, lieber Cecil, haben wir dich auch nicht erwarten wollen. Es ist meine Schuld, daß du nicht hieher eingeladen bist, denn deine Eltern hätten es gern gesehn. Ich will es darauf wagen aufrichtig zu seyn; obgleich es höchst wahrscheinlich ist, daß du mich auch in der Nähe verkennst; denn so kannst du mich nur nach meinem schroffen Aeussern beurtheilen, und dieß gehört noch dem Klosterleben an, so wie meine Seele einer andern Welt; mein Herz aber ist darum nicht menschlicher Gefühle unfähig; glaube mir, lieber Neffe, sein Feuer ist noch nicht ausgestorben; es flammt noch darin, allein ich habe keine Thränen!“

Cecil sah sie verwundert an. —

„Deine Eltern, lieber Cecil, führen keine glückliche Ehe,“ fuhr sie gefaßter fort; ich kenne die Ursachen nicht, mag auch den Schleier, der darüber ruht, nicht wegziehn — Dein Vater — ich kann dir nicht verschweigen, was die ganze Welt weiß, hat sich, vielleicht um die Mahnungen einer innern Stimme zu übertäuben, einer schon jugendlichen Neigung nur zu sehr hingegeben; deine Mutter, meine theure unglückliche Schwester, scheint Sorgen zu unterliegen, die ich nicht kennen mag, und doch schätze ich sie glücklicher, als mich, denn ein

bleierner Stumpfsinn hält ihre Seele umlagert; und nur der unerwartete Anblick des geliebten Sohnes, hat ihr wieder einige helle Augenblicke vergönnt. Verkenne nicht, lieber Neffe, die scheinbare Strenge, womit ich gegen sie verfahren muß; die schwarze Hypochondrie, die nun einmal ihre Seele füllt, gränzt so nahe an Wahnsinn, daß die nämliche Härte, womit diesem begegnet werden muß, leider auch hier nothwendig ist. So bin ich die einzige Gesunde in diesem Hause, und ich danke Gott, daß meine Schultern nicht der Bürde des großen Hauswesens und des vielen Kummers unterliegen."

„Die Schwester hat mir in ihrer Unbefangenheit erzählt, daß sie für das Kloster bestimmt sey."

„Hat die Kleine doch wieder geschwatzt! Ja mein Freund, es ist so! In dieser Sache allein vermag ich nicht den harten Sinn der Eltern" —

„Der Eltern?"

„Des Vaters, wollte ich sagen, zu bewegen. — Es scheint, als habe er dem Himmel dieß Gelübde gethan, vielleicht um ein jugendliches Vergehn zu versöhnen — ich habe sie nicht vergebens Monica taufen lassen! bekomme ich dann immer zur Antwort. — Wir müssen uns in das Unabwendbare fügen, und ich erziehe sie indessen für ihre unglückliche Bestimmung, mit scheinbarer Härte und Strenge, um jene ihr einst minder drückend zu machen. Nun lieber Neffe," fuhr sie, nachdem

beide einige Augenblicke geschwiegen hatten, wieder fort, „wünschest du Auskunft über mehrere Sachen? — ich bin bereit dir jede zu geben, die mir zu Gebote steht, nur daß du mein mir zur Gewohnheit gewordenes äusserliches Wesen nicht hier verkennst, denn in der Ferne wird wohl meine mütterliche Sorgfalt, so wie bisher, für mich sprechen!“

„O! meine gütige Tante!“ rief Cecil bewegt und doch unsicher in seinem Innern, indem er ehrerbietig ihre Hand küßte.

„Nicht wahr!“ rief sie schmerzlich, ihm die Hand lassend, „ein unwillkührlicher Schauder durchzuckt dich bei meiner Berührung; komme ich mir doch selbst wie ein unheimlicher Geist vor, der sichtbar in diesem Hause umgeht, um alle heitre Freuden daraus zu verbannen, weil er aus dem Grabe, so wie ich von meiner stillen Zelle, vertrieben ist; ja kaum kann ich mich selbst eines geheimen Schauders erwehren, wenn ich manchmal vor den Spiegel trete, und diese ernsten steinernen Züge, diese starren Augen, die keine Thränen haben, mir entgegen grinzen; wenn ich alsdann erschrocken zu mir selbst sage: du bist es ja, Célestina! da klingt dieser Namen in mein Ohr, wie ein Spottgedicht auf mein Leben!“

Célestina? fragte Cecil verwundert, denn jetzt dieser fremdartige Name, so wie früher schon ihre

halb nonnenhafte, nicht modische, theils schwarze, theils weiße Kleidung, geisterartig an.

„Das ist mein Klostername, theurer Neffe! So stehn die Sachen; was denkest du zu thun?"

„Ich will mit dem Vater wegen der Schwester reden!"

„Thue das nicht! Hüte dich, Saiten zu berühren, deren Anklang ihm nur zu schmerzhaft die Nerven durchzittert; denke auch nicht, daß du mehr Einfluß als ich auf ihn haben würdest."

„Ich will", sagte Cecil leise, der durch das treffende Gemälde ihres eigenen Aeußeren sonderbar bewegt worden war — „ich will mich ganz Ihrer Führung überlassen."

„So reise noch in dieser Stunde ab; ich habe schon den Wagen heimlich bestellt. Gehe auf dein Zimmer und mache dich reisefertig — ich werde indessen deine Eltern darüber zufrieden stellen. — Was willst du in diesem Grabe, wo kindliche Achtung nur zu leicht verdunsten, und Liebe in Schmerz und Mitleid verschmelzen kann. Du gehörst noch dem bessern Leben an, und ein Aufenthalt hier von wenigen Tagen würde dir ganze Jahre verderben — wärest du doch lieber nicht hieher gekommen."

Cecil seufzte, dieser Wunsch war aus seiner Seele gesprochen; „allein die Mutter", wandte er ein, „wird nicht ein Rückfall . . . .?"

„Laß das meine Sorge seyn. Hier mein Freund.“ Sie drückte ihm eine schwere Börse in die Hand; „mein geliebter Neffe soll nicht darben. Ich habe zwar dafür gesorgt, daß der Vater mit dem Reisegelde nicht zu karg seyn wird; allein jetzt brauchst du mehr. Noch bin ich nicht so abgestumpft für die Forderungen der Welt, um nicht gut einzusehen, daß dir jetzt erlaubte Zerstreuungen Noth thun, die düsteren Bilder wieder zu verbannen, die nicht so bald — mein Wille war es wenigstens — und so plötzlich das jugendliche Herz in die Tiefen des Lebens hinabsenken sollten!“ Sie drückte ihm einen kalten Kuß auf die Stirn, und begleitete ihn schweigend bis zu der Treppe, die zu seinem Zimmer führte.

Cecil war bald reisefertig. Er war keinen Augenblick in Streit mit sich selbst, was er thun wollte. Die Absicht der Tante kam ihm so wohlmeinend, so verständig vor, nur der Gedanke an die Mutter, an die Schwester, preßte ihm das Herz zusammen; allein was konnte er jetzt hier für sie thun? — Auch an ihm übte die Tante schon ihre unwiderstehliche Gewalt aus. — Auf einmal hörte er wieder ein Posthorn schallen, und erbleichend mit hervorquellenden Thränen eilte er hinunter in die Wohnstube, wo er, so wie gestern, die Familie in finsterer Stille versammelt fand. —

Nur die Mutter und die Schwester schwammen

in Thränen. Die Erstere verließ schnell das Zimmer; die Tante sandte ihr einen stechenden Blick nach; der Vater reichte ihm bewegt die Hand, und schien reden zu wollen.

Agatha kam ihm zuvor; „ich habe ihm alles Nöthige vorgestellt", sagte sie, „und er hat mir versprochen, fleißiger auf der Universität zu seyn, als er in der Schule gewesen. Er erwartet nur Ihren Segen."

„Den hast du, mein Sohn", rief der Vater mit verhaltenem Gefühl, „sey dessen nur nicht unwerth." —

„Wir wollen alles Gute hoffen", fiel sie wieder ein, „und nun, theurer Neffe! lebe wohl!" Sie umarmte ihn ernst und kalt, und führte ihn eilig in die Arme des Vaters. —

„Wo ist die Mutter?" rief Cecil, und sah sich unruhig nach ihr um.

„Laß sie!" flüsterte die Tante leise, ich fürchte ihre Gemüthsbewegung!"

Da öffnete sich die Thür wieder, und die Mutter eilte so schnell zu ihm hin, als fürchtete sie daran verhindert zu werden. „Grausame!" rief sie fast außer sich, „ist es nicht genug, daß ihr ihn aus meinen Armen reißt, wollt ihr ihn auch dem mütterlichen Segen entziehen?"

Sie sank fast kraftlos in seine Arme; er fühlte ihr Herz ungestüm gegen seinen Busen klopfen,

während er sie fest umschlungen hielt. Die Tante nahete schon. —

Allein die Mutter sammelte sich mit Gewalt, und richtete sich schnell empor. „Nimm dieß Bild, mein Sohn," sprach sie, zu meinem Andenken und mit meinem Segen. Erkenne darin deine Mutter so wie sie einst war, denn in dem Schattenbilde, das vor dir steht, hat sie nur dasselbe offene zärtliche Herz für ihre Kinder übrig behalten. Laß mich dir in diesem immer gegenwärtig seyn; ziehe es in trüben Stunden zu Rath, und traue, was es dir sagt." —

Sie übergab es ihm mit einem bedeutenden Blick; er drückte es an seine Lippen, und wollte es so eben in seinen Busen verbergen, als Agatha es ihm fast aus der Hand riß, und es aufmerksam betrachtete.

„Du kennst es nicht, Schwester!" sagte die Mutter gelassen, doch nicht ohne Bitterkeit; „denn es ist in Deutschland gemalt, und seit deinem Hierseyn nicht zum Vorschein gekommen."

Die Tante gab es ihm wieder zurück mit den Worten: „und nun fort, lieber Ectil! entfleh den Folgen einer übermäßigen Rührung."

Er taumelte noch einmal in die Arme des Vaters, drückte die Mutter schmerzlich an sein Herz, reichte der Tante die Hand, und wollte so eben, von seinen Empfindungen übermannt, zu dem Wa-

gen eilen, als die vergessene, in einer Ecke stillwei-nende, Monica hinzustürzte und sich lautschluchzend in seine Arme warf. Er umfaßte sie stürmisch, ihr zuflüsternd: „Verzeih! süßes Kind! ich werde dich immer lieben.“

„Nimm mich mit dir, Bruder!“ lispelte sie ihm bebend in's Ohr, „oder ich sterbe.“

Was konnte der arme Jüngling thun? „Auch in der Ferne bin ich dein Beschützer,“ gab er ihr eben so leise zur Antwort; „nur Geduld, ich komme wieder.“ Da trat die Tante auf's neue zwischen beide, und schob Cecil sanft aus der Thür. Er verhüllte das Gesicht in sein Tuch, und warf sich in den Wagen mit einem Gefühl, als wünsche er, nie zurückkehren zu müssen. Monica's letzte Worte erfüllten seine Seele mit Grauen, und das heitre schöne Bild der Mutter, das in so grellem Widerspruch mit der Gegenwart stand, machte ihm diese noch quaalvoller und drückender. „Und doch bin ich glücklicher als die gute, geisterartige Tante,“ sagte er in sich, denn ich habe doch Thränen. So also mußte der Erfolg einer Ueberraschung seyn, wozu ich mich so sehr gefreut hatte.

In solcher trüben Stimmung kam Cecil in G*** an. Erst bei seiner Ankunft fiel es ihm ein, warum wohl der Vater diese entfernte Universität gewählt hatte. „Will er mich nicht in der Nähe haben,“ fragte er sich selbst, „oder habe ich

auch dieß der Sorgfalt der Tante zu danken; denn wahrlich, es spricht eine Stimme in mir: je weiter entfernt, je besser. Ja, sie ist mir gut! vielleicht uns Allen — allein sie hat Recht; fern muß ich seyn, um sie zu lieben.“

Doch — Cecil war Jüngling, und leider ein sehr leichtsinniger Jüngling, bei dem Zeit und Ausgenblick die stärksten Eindrücke zu verwischen vermochten. Ohnedem hatte die ernste Tante ja selbst zu Zerstreuungen verwiesen. Es war daher kein Wunder, daß die kränkliche Schwermuth der Mutter, die Leiden der eingeschüchterten Schwester, nach und nach in den Hintergrund traten. Selbst die Hingebung des Vaters zu einer die Gesundheit zerstörenden Neigung, schien in Cecil's Meinung jenem das Recht zu benehmen, eine strenge Beobachtung der Sittlichkeit von ihm zu fordern; mit einem Worte: sein kurzer Besuch im Vaterhause hatte die schädlichsten Folgen; zwar nicht ganz unverdorben hatte er die Hauptstadt verlassen, aber doch mit hoher Achtung für seine Eltern, mit dem frommen kindlichen Traume tief im Herzen, ihnen in der Zukunft Ehre und Freude zu bringen, ihre Liebe und Achtung als Mann zu verdienen; allein diese schöne Aussicht war nun seiner Seele gewaltsam entrückt; die vorige Hochachtung für den Vater hatte einen gefährlichen Stoß erlitten; die Mutter flößte ihm zwar immer Liebe ein, doch war diese

jetzt mit einem Mitleid verbunden, welches ihr zerrütteter Gemüthszustand unthätig machte, und ihre Lage, sowohl als die seiner Schwester, welche verbessern zu können er sich nicht zutraute, erregten nur in ihm den Drang, das ihn quälende Uebel immer durch neue Zerstreuungen zu vergessen. Denn noch stelle man sich nicht Cecil als einen rohen, gar zu sehr ausschweifenden Burschen vor, der sich der Liebe und Achtung seiner Lehrer und Gomilitonen verlustig machte. Im Gegentheil, er besuchte die feinsten Cirkel, spielte nur eine zu glänzende Rolle, nahm nur zu wenig Rücksicht auf seine Einnahme und auf die Verwendung der Zeit, so daß er am Anfang des fünften Jahres seines Aufenthalts in G*** noch nicht seine Studien vollendet hatte; befand sich überdem in einem Meer von Schulden, und war noch obendrein von ungeduldigen Gläubigern gequält. Auch war es nicht zu läugnen, daß er um diese Zeit, als endlich sein Vater aus seinen wiederholten Drohungen, ihm kein Geld mehr schicken zu wollen, Ernst zu machen schien, und als die bisher immer reichlichen Hülfsquellen der Tante Agatha auf einmal versiegten, mehr als einmal der Versuchung unterlag, bei einer Pharobank die Gunst der Fortuna anzusprechen; jedoch schmeichelte ihm der Erfolg nicht. —

Während der ganzen langen Zeit hatte er sich den Gedanken an die Heimath mehr und mehr ent-

fremder, und in den kurzen Augenblicken, worin er noch zuweilen noch damit beschäftigte, suchte er besonders die Räthsel zu ergründen, welche ihm die Tante noch aufzugeben schien. —

So fiel es ihm endlich auf, ohne sich das Warum? erklären zu können, daß er während seines langen Aufenthalts in G***, so wie früher in der Residenz, er die Unterstützungen der Tante ohne irgend eine Zeile von ihrer Hand nur mit mündlichen Grüßen, empfangen hatte, und sie ihm nur zugleich mit dem bestimmten Jahrgeld vom Vater zugestellt wurden; dagegen wie zu solchen Zeiten, wo die Tante doch leicht einsehen konnte, daß sein vierteljähriges Geld auf der Neige seyn mußte, woraus es folgte, daß er bald Ueberfluß an Geld, und dann wieder gar nichts hatte. Weiter, wenn er sich dadurch manchmal gezwungen gesehen, schriftlich ihre Güte in Anspruch zu nehmen, besonders wenn ungestüme Gläubiger ihn gequält, hatte sie ihn, statt zu helfen, nur durch die gewöhnliche Gardine, an den Vater verwiesen; erst wenn dieser, obgleich, wie es schien, von ihr dazu bereitet, nach zuweilen sehr bittern Ermahnungen, solche Schulden bezahlt hatte, lief dann wieder eine Summe von ihr ein, die mitunter sogar jene überstieg, womit der Vater herausgerückt war. —

Jedoch hielt er sich nicht lange bei solchen Ge-

danken aufs dagegen dachte er zuweilen mit Wehmuth an seine arme Schwester, die sich mit dem achtzehnten Jahre bald einem Zeitpunkt näherte, worin ihre Lage bedenklicher wurde, doch hoffte er immer noch, seine Studien früh genug vollenden zu können, um sie, alle seine Kräfte aufbietend, von der unglücklichen Bestimmung zu retten. Da wurden plötzlich die Wunden, welche ihm das Vaterhaus geschlagen, wieder schmerzlich aufgerissen.

Eines Abends, wo es in Cecil's Börse auf's Neue Ebbe zu werden begann, konnte er sich nicht enthalten, einmal wieder sein Glück an dem grünen Tisch zu versuchen. Nach einem, leider sehr oft, vergeblichen Kampf mit sich selbst, schlich er sich verstohlen in das bekannte Haus, und griff mit klopfendem Herzen nach den Karten. Diesmal schien das Glück ihm zu begünstigen, und nur mit diesem beschäftiget, merkte er wenig auf das, was um ihn vorging. Bei einer zufälligen Pause des Spiels klopfte ihm ein Freund auf die Schulter: „Höre einmal," sagte er ihm ins Ohr, „bist du heute Abend doppelt?"

„Wie so?"

„Du stehst ja auch auf der andern Seite des Tisches, besetzest auch dort dieselben Karten, machst dieselben Einbiegungen, und gewinnst solcher Art an beiden Stellen. Die Croupiers fangen schon an, unter sich zu flüstern."

Cecil sah hin, und erblickte gerade gegenüber sein Ebenbild, nicht allein das Gesicht und die Haltung betreffend, sondern auch in der Kleidung, welches doch kein Wunder war, weil beide eine beliebte Modefarbe trugen. Das Spiel begann wieder, und nicht ohne Erstaunen bemerkte Cecil, daß der Unbekannte nicht allein ganz so wie er punktirte, sondern auch dieselben Karten gewählt hatte. Neugierig, und ohnehin zufrieden mit dem, was er schon gewonnen, hörte er auf zu spielen, und zog sich vom Tisch zurück. Fast in demselben Augenblick war auch der Fremde aus dem Kreise getreten, und kam gerade auf ihn zu.

„Sie möchten wohl gern wissen" sagte er lächelnd, jedoch im gebrochenen Deutsch, „wem von uneigentlich das Glück heute zulächelnscheint? allein sollte es nicht nur darauf hindeuten, daß wir treu vereint ein böses Geschick zu bekämpfen vermögen? Ich meine beide bin zu solchem Versuche bereit." Er hielt Cecil die Hand hin.

Dieser schlug ein. „Das Schicksal scheint es," erwiderte er, auf eine Verbrüderung zwischen uns Beiden abgesehen zu haben, und ich zweifle nicht an der Erfüllung, wenn unsre Seelen nur halb so sehr übereinstimmen, wie unser Aeußeres. In der That! Sie sehen mir ähnlich, fast zum Erschrecken!"

„Doch nicht blos dieser Aehnlichkeit willen habe ich Sie hier gesucht?"

„Hier, in dem Spielhause?“ fiel ihm Cecil verletzt in die Rede, und zog ihn schnell mit sich fort in ein anstoßendes Zimmer, wo sie sich niederließen, und bei dem harrenden Kellner warme Getränke bestellten. — „Hier im Spielhause?“ wiederholte Cecil. —

„Allerdings.“

„Sonderbar! Ich komme doch sehr selten hierher; und selbst heute habe ich mein Hierseyn kaum eine halbe Stunde früher als es eintraf, beschlossen. Durch ein wunderliches Zusammentreffen der Umstände mußten wir uns also hier begegnen. Wer hat Ihnen eben diesen Ort aufgegeben?“ fügte er ein wenig entrüstet hinzu.

„Sie haben viele Bekannte,“ lächelte der Fremde mit einer kleinen Verbeugung. „Ich muß Ihnen die Wahl unter diesen überlassen! — Als ich Sie heute am Spieltisch bemerkte,“ fuhr er leicht fort, „fiel es mir ein, zu untersuchen, wem von uns Beiden wohl das Schicksal zu dem Original bestimmt habe. Sie haben meine Wette gewonnen; denn eben so, wie ich Ihr Geld im Anfange verlor, so gewann ich, als ich Sie in der Spielart und in der Wahl der Karten kopirte, und diese Börse, die Ihnen gehört, hat auf solche Weise einen schönen Zuwachs bekommen.“ Er warf Cecil eine schwere Börse hinreichen.

Ohne sie zu nehmen, sah ihn dieser erstaunt und beleidigt an.

„Daß es sich so verhält, und daß ich den Auftrag habe, Sie wenigstens in dieser Stadt zu suchen, mag dieß Schreiben beweisen.“

Er legte einen Brief auf die Börse, und hielt Cecil beides hin.

Cecil ergriff den ersten, und betrachtete die Aufschrift, die zwar an ihn, doch von einer unbekannten Hand geschrieben war; er öffnete das Siegel zweifelhaft, und erkannte an der Unterschrift das erste Schreiben, das er je von der Tante Agatha empfangen hatte. Es lautete also:

„Lieber Neffe!

„Der Ueberbringer dieses, ein junger liebenswürdiger Franzose, Namens Victorin de l'Orbe,
„ist dein Verwandter. Möchtest du mit Liebe
„und Freundschaft seiner treuen Anhänglichkeit
„an seinem Vaterhause entgegenkommen. Ich
„bin um deinetwillen beruhiget, da ich wenigstens auf einige Zeit einen dich liebenden und
„ehrlichen Freund an deiner Seite weiß. —
„Deine für dich zu Gott flehende treue Tante

Cäcilia.

Nachdem Cecil die wenigen Zeilen still für sich gelesen hatte, warf er besonnen, als wäre er noch mit dem Lesen beschäftigt, verstohlne Blicke auf den Fremden, um ihn recht genau zu betrachten; dieser

schien sich unterdessen in eigne Gedanken vertieft zu haben, und hielt den Blick starr auf den Boden geheftet. Cecil hatte auf solche Weise Gelegenheit, ihn einige Minuten ungestört beobachten zu können. Je mehr er ihn anblickte, je klarer wurde es ihm, daß die täuschende Aehnlichkeit zwischen beiden eigentlich in der Totalform bestand, denn alle einzelne Züge waren nicht allein verschieden, sondern hatten sogar einen ganz andern Ausdruck. Die lächelnde Freundlichkeit um den Mund des Fremden war unter seinem finstern Hinbrüten ganz verschwunden; dagegen schien sein bleiches Antlitz von wechselnden, jedoch schwermüthigen Zügen äußerst belebt, und aus den starren funkelnden Blicken schoß ein wildes Feuer. Endlich fuhr er wie erzürnt über seine Selbstvergessenheit aus seinem Gedankentraum empor, und die vorige gesellige Freundlichkeit wurde wieder Meister über seine Züge. Cecil reichte ihm, als hätte er nichts bemerkt, plötzlich die Hand.

„Sie sind," rief er, „mein Verwandter, und kommen von meiner Heimath, genug um Anspruch auf meine Freundschaft zu haben; um diese vollends zu gewinnen aber gehört Geduld, um meine vielen selbstsüchtigen Fragen zu beantworten, und meine Ungeduld zu verzeihen! Wie steht es in meinem trüben Vaterhause?"

„Trübe!“ erwiderte Victorin, aus dessen Zügen die wiedergewonnene Freundlichkeit sich plötzlich verlor.

„Die Mutter?“

„Was kann ich Ihnen Gutes sagen,“ fiel der Fremde schnell ein, „die düstre ernste Kerkerstille jenes Hauses scheint nie weichen zu wollen; warum denn uns Beiden die heitere Gegenwart durch Beschreibung dessen, was Sie kennen, trüben. — Dasselbe kann leider auch von den Personen gelten. Ihr Herr Vater hat mir zwar in den Stunden, worin ich Gelegenheit hatte, dem würdigen Hausvater in ihm zu verehren, freundlich und zuvorkommend begegnet; ich darf Ihnen aber zugleich nicht verhehlen, daß solche Augenblicke immer seltner werden, wodurch sein [illegible] immer mehr fremdem Einfluß unterworfen werden muß. — Ihrer Frau Mutter, deren Gemüthszustand noch schwächer als ihr körperlicher zu werden scheint, habe ich, trotz meines Bestrebens, kein Vertrauen abgewinnen können.“

„Allein meine Schwester, meine unglückliche Schwester, die ich so sehr liebe, hätte ihre kindliche Zutraulichkeit ihr noch den Muth gelangen, um sich mit Erfolg der unglücklichen Klosterbestimmung zu widersetzen.“

„Und das fragen Sie, — Sie — den die Schwester einst ihren Beschützer nannte, den diesen

schönen Beruf jedoch versäumte, bis jede Rettung zu spät geworden ist." Victorin sprang auf; Thränen füllten sein Auge.

„Um Gotteswillen!" rief weil erbleichend, „zu spät! Ja, ja! ich bin ein Verruchter, ein Nichtswürdiger, bey dem das Andenken des schönen bleichen Kindes, und die so oft erneuerten Vorsätze nichts vermochten gegen die Anregungen seiner Eitelkeit und seiner ruchlosen Neigungen. — Doch bei Gott! ich kehre bald zurück, sogleich. —"

„Sie vergessen, daß Sie erst nach vollendeten Studien dem Vaterhause willkommen sind, und dann auch erst die nöthige Autorität besitzen werden, um etwas in diesem zu bewirken. Armer Freund! mit Verwunderung, mit Freude sehe ich es — Sie besitzen ein weiches Herz, voll Liebe und Anhänglichkeit, und doch sind diese beiden, eben so wenig wie die bangen, entfernten Seufzer des Kummers und der Sehnsucht mächtig genug gewesen, Ihnen Kraft und Beharrlichkeit einzuflößen, den Studien obzulegen, die schon vor zwei Jahren hätten beendigt seyn können. —"

„Sie haben Recht, aber bald — Verflucht sey ich, wenn ich dieß heilige Versprechen nicht halte! und es ist noch Zeit!"

„Kaum! denn Ihre Schwester hat jetzt freiwillig, unwiderruflich beschlossen den Schleyer zu nehmen."

„Wie! O mein Herr, haben Sie Mitleid mit dieser entsetzlichen Angst, die Sie in mir erregt haben! Erzählen Sie mir von meiner Schwester, Alles, Alles!“

„Wovon soll ich Ihnen denn zuerst erzählen,“ fuhr Victoria weich, doch mit Bitterkeit fort; „von ihrer unbemerkten und schon hinwelkenden Schönheit, von ihrer sanften, makellosen Seele, oder von ihrem unabwendbaren Opfer — ach! es müßte uns Alles zur Verzweiflung führen, wenn wir nicht ein mächtigeres Geschick erkennten, dem wir uns demüthig unterwerfen.“

„In unserm Hause heißt das Geschick: Tante Agathe!“ sagte Cecil finster, der sich nie in das Vaterhaus versetzen konnte, ohne ihrer mit einem kleinen Schauder zu gedenken.

„Tante Agathe!“ erwiederte Victoria, ihn scharf anblickend, „ist Ihre Verwandte und Wohlthäterin, so wie auch die meinige. In meiner Kindheit hat sie mich, der in der Nähe ihres Klosters erzogen wurde, unter scheinbarer Kälte mit Wohlthaten überhäuft; so wie ich sie unter den Nonnen einst in früherer Zeit gesehen hatte, so stand sie in Ihrem Vaterhause, nur in etwas veränderter Kleidung, sonst ganz dieselbe, wieder vor mir. Dasselbe bängliche Gefühl in mir erregend, doch ihre tiefe Sorgfalt konnte ich nicht verkennen. — Wir haben beide gleichen Antheil an ihrer Liebe

gehabt; und besitzen wir diese nicht länger in eben dem Grade, müssen wir wohl den Grund in unserm eigenen Betragen suchen. — Doch, da Alles sich zu vereinen scheint, um uns zu Freunden zu weihen, so darf auch keiner von uns im Vertrauen zurücktreten. — Und ich gestehe Ihnen offen, daß mein Gefühl öfters an ihr irre geworden wäre, hätte nicht gleich meine Ueberzeugung es beschwichtiget."

Cecil, auf den diese neue Erscheinung einen tiefen, zerreißenden und zugleich wohlthuenden Eindruck gemacht hatte, scheuete sich auch nicht, Victorin in seine von Natur offene Seele blicken zu lassen. Er erzählte ihm nicht allein von seinem flüchtigen Besuch im Vaterhause, sondern verhehlte ihm auch nicht die verderbliche Richtung, welche jener seinem Leben und seinen Studien auf der Universität gegeben. Victorin hörte ihn aufmerksam und tiefsinnend an; am Ende drückte er ihm sonderbar bewegt die Hand. In seinem ganzen Wesen war eine Unruhe sichtbar, die sich zu vermehren schien, je mehr Cecil alle die schönen Gefühle von Reue und Anhänglichkeit entwickelte, die sein Leichtsinn so lange zum Schweigen gebracht, allein nun auf einmal aufgeregt, den weichen, gutherzigen Jüngling um so liebenswürdiger machten. —

Cecil, dem diese Unruhe nicht entging, gelang es im Gegentheil nicht, Victorin gesprächig zu

machen. Dieser wich zwar seinen Fragen, das Vaterhaus und ihn betreffend, nicht aus; allein er wußte immer seinen Antworten eine solche Wendung zu geben, daß Cecil im Grunde nichts mehr zu wissen bekam, als ihm schon vorher bekannt war, nur schien daraus hervorzugehen, daß ein unglückliches Verhängniß Monica noch fester als zuvor umsponnen hielt; doch wurde es ihm nicht klar, ob die näheren Umstände Victorin bekannt waren oder nicht.

Es war während ihrer Unterredung spät geworden; der Nachtwächter kündigte schon Mitternacht an. Cecil, der endlich die zwischen beiden liegen gebliebene Börse zu sich gesteckt hatte, weil sie ihm eben so unerwähnt, wie gewöhnlich von der Hand der Tante zugestellt war, wollte schon aufstehen, als Victorin ihn zurückhielt und noch zwei Gläser Punsch bei dem schlaftrunkenen Kellner bestellte.

Mit heftigen Schritten, wie mit sich selbst innerlich kämpfend, ging er indessen im Zimmer auf und nieder, endlich, als der Punsch gebracht war, blieb er rasch dicht vor Cecil stehen. — Er betrachtete ihn einige Augenblicke schweigend, wie es schien, innig gerührt.

„Ich hoffe," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme, das eine Glas ergreifend, und das andere Cecil anbietend — „ich hoffe, daß wir uns in die-

sen wenigen Stunden für das Leben werth geworden sind! Wenigstens du mir! So laß uns denn Brüderschaft trinken, weil's so Gebrauch ist — unsre Freundschaft muß Beispiel nehmen an der Welt, die nur einen Augenblick braucht, wer weiß, ob uns das Geschick je wieder zusammen führt!"

„Wie!" rief Cecil betroffen, „die Tante spricht in ihrem Brief von einem längern Aufenthalt!"

„Es war die Abrede, allein die Tante hat sich für dießmal verrechnet; mein Geschäft ist schon diesen Abend vollendet. — Deine Seele liegt offen vor mir, Cecil! und mehr verlange ich nicht. Schlage mir meine Bitte nicht ab, und gedenke eines Unglücklichen, der, um dich von Herzen Bruder nennen zu können, sich dem Geschick deines Hauses entreißen muß, soll auch das seinige werden, daran zu verbluten."

Er erhob feierlich das Glas, stieß mit Cecil an, und leerte es schnell; dann umarmte er ihn zärtlich, drückte einen langen Kuß auf seine Lippen, sah ihm freundlich an, und während er den einen Arm um seine Schulter schlug, und ihm mit der linken Hand unter das Kinn faßte, sagte er bewegt: „Eins noch versprich mir, Cecil! vollende deine Studien bald, und mache, daß du bald nach Hause kommst!"

Cecil begleitete ihn unter vielen Fragen nach seinem Wirthshause, allein Victorin wurde immer

in seinen Antworten ausweichender und einsylbiger; der Freund wollte ihm, so wie früher, einen innern immer steigendern Kampf anmerken.

„Du verschweigst mir etwas, mein Bruder!“ sagte endlich dieser empfindlich, als sie vor der Hausthür standen; „und das solltest du dem neuen Freunde nicht, denn er hat dir vertraut!“

„Recht! allein man soll nie sprechen von dem,“ gab Victorin zur Antwort, was uns selbst unerklärbar ist. — Eine dunkle Verworrenheit in deine Seele zu bringen, wäre nur ein schlechter Freundschafts-Dienst; nur dieß zur Nachricht: Du bist in dem väterlichen Hause angeschwärzt, deinen Zeitverlust und deinen Zerstreuungen ist man in der Heimath bemüht, weit gehässigere Namen zu geben; selbst deine Wohlthäterin hat eine irrige Meinung von dir gefaßt; ich will ihr aber von hier aus eines Bessern berichten; und nun, träume besser von dem Freunde, als du ihn vielleicht bei'm Erwachen finden wirst.“

Mit diesen Worten entschlüpfte er Emil, der in der That träumend nach Hause ging. Als er den nächsten Morgen, ziemlich früh, Victorin besuchen wollte, war dieser noch in der Nacht abgereist. Wirklich kam auch diese flüchtige Erscheinung dem Jüngling so traumähnlich vor, daß der Brief der Tante und die Börse fast nöthig waren, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen.

Obgleich nun dieß Ereigniß dazu beitrug, ihm das Vaterhaus und die Tante noch räthselhafter zu machen, so stand die Letztere doch von diesem Augenblick weniger unheimlich vor seinen Gedanken, da der verständige Freund ihm ihr äußeres Wesen als eine in ihrer Lage gewöhnliche Erscheinung erklärt hatte. Seine Anhänglichkeit und sein Zutrauen zu ihr wurden im Gegentheil dadurch vermehrt; allein seine ganze Aufmerksamkeit heftete sich an das Andenken des neuen, schnell wieder verschwundenen Freundes, um so mehr, als das Dunkle und Räthselhafte nur immer anzieht, und diese ihm in seinem Benehmen ein neues Räthsel aufgegeben hatte, dessen Auflösung ihm das Vaterhaus oder die Zukunft verbargen.

Jedoch sein Versprechen hielt er diesmal heilig und streng, und wirklich arbeitete er in den nächsten drei Monaten so fleißig und ununterbrochen, daß er schon den Tag seiner Abreise bestimmen konnte, als das furchtbare Ereigniß eintrat, das Veranlassung zu diesen Blättern gegeben hat.

Cecil fand sich in der letzteren Zeit nur selten an öffentlichen Orten ein; und in die Mehrzahl seiner Freunde eben so wenig, wie früher die Collegien besuchten, befand er sich dort von unbekannten jungen Leuten umgeben, mit denen er sich nur wenig abgab. — Die einzige Stunde, worin er seine alten Freunde sah, war bei Tische, weil er,

so wie gewöhnlich, Mittags an der Wirthstafel in einem öffentlichen Hotel speiste. Einst, als er nach einer Unpässlichkeit zum erstenmal und etwas spät in das Zimmer trat, glaubte er zu bemerken, daß die allgemeine laute Unterredung plötzlich stockte, ja es kam ihm vor, daß selbst seine Freunde ihn mit einer gewissen Verlegenheit begrüßten. Die Gäste sahen ihn verstohlen an, mehrere sogar mit Mitleid.

Verletzt, doch nicht ganz seinen Beobachtungen trauend, entfernte er sich, sobald es schicklich war, um in einem nahen Gasthaus die Zeitungen zu lesen. Auch dort schien sein Eintritt bei den gegenwärtigen Bekannten Aufmerksamkeit zu erregen. So wie er sich aber verdrießlich an einen Tisch niederwarf, und nach der Zeitung griff, gesellte sich ein vertrauter Freund zu ihm, wand ihm lächelnd die ergriffene Zeitung aus der Hand, und schlug ihm vor, mit ihm in den Garten zu gehen, weil er allein mit ihm zu sprechen wünschte. Es war etwas Aengstliches in seiner Stimme, das Cecil sogleich ansteckte. Er folgte ihm schweigend.

„Hast du nichts von Hause gehört kürzlich?“ fragte der Freund, ihn scharf anblickend, während sie sich in einer Laube niederließen.

„Kein Wort! Warum fragst du mich so an! Ist etwas vorgefallen?“

„Dann muß ich dir eine traurige Nachricht mittheilen.“

„Eine traurige Nachricht, um Gottes Willen!“

„Nun so nimm dich zusammen, denn du brauchst Standhaftigkeit.“

„Meine Eltern! ist eines von ihnen todt?“

„Beide! und der eine wenigstens ermordet!“

Cecil sank fast bewußtlos zurück; ohne Lärm zu machen, suchte der Freund ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Es gelang ihm, doch hielt es schwerer, dem unglücklichen Jüngling Fassung einzureden. Cecil winkte ihm, daß er schweigen sollte. Selbst stand er lange an des Freundes Schulter gelehnt, bedeckte das bleiche Gesicht mit beiden Händen, und hob endlich laut zu schluchzen an.

„Mein!“ sprach zuletzt der Freund, wie zu sich selbst, „ich will es beschwören, daß er nicht darum gewußt!“

Diese Worte gaben Cecil plötzlich seine Fassung wieder. „Wie?“ rief er, „Ich! Welcher schändliche Argwohn! rede! rede! laß mich Alles wissen!“

„Hier der öffentliche Bericht!“ Der Freund zog die mitgenommene Zeitung wieder hervor. Cecil nahm das Blatt, allein seine Hände bebten, die Augen konnten keinen Buchstaben unterscheiden. Er gab es dem Freund wieder, und bat ihn, durch stumme Zeichen, es zu lesen.

Er las:

B**, den 8. Nov. 18—.

„In einem hiesigen angesehenen Hause ist eine eben so unläugbare als unerklärliche Mordthat begangen worden. Die Gattin des weiland Kabinettanten T**, die dem Gerüchte nach schon seit vielen Jahren geistesschwach gewesen, wurde vor einigen Tagen des Morgens todt in ihrem Bette gefunden. Erschrocken über diese Nachricht eilt der Gatte zu der Leiche, betrachtet sie aufmerksam, und sinkt zu gleicher Zeit, von einem Schlage getroffen, zu Boden. Er ist zwei Tage hernach gestorben, ohne die Sprache vorher wieder zu erhalten; jedoch soll er in Gegenwart der Zeugen ziemlich deutlich und mit Heftigkeit das Wort Gift hervorgestammelt haben. Auf Befehl der Obrigkeit ist daher die Section der Körper gleich den folgenden Tag vorgenommen worden. — Die Aerzte haben erklärt, daß der [illegible] natürlichen Todes verblichen ist; bei der Gattin aber sind gewisse und beträchtliche Spuren von Vergiftung vorhanden. Da giftesüchtige Personen sich öfters des Selbstmordes schuldig machen, ohne daß die That ihnen als Verbrechen angerechnet werden kann, wäre die öffentliche Meinung schon geneigt, hier solche anzunehmen; leider hat aber kürzlich Umstände eingetreten,

die Veranlassung zu einem noch schrecklichern Verdacht geben.“

„Entsetzlich!“ rief Cecil, „und darum sollt' ich wissen — hast du es nicht so gemeint? so rede, rede!“

„Hier sind Briefe an die Obrigkeit eingekommen, auch ein Reisender aus W**. Es wird allerlei gesprochen; davon war eben die Rede bei der Wirthstafel, als du heute eintrafst. — Es werden Umstände erwähnt, die allerdings sonderbar genug klingen!“

„Nun so laß mich sie hören!“ sagte Cecil plötzlich gelassen; eben diese Beziehung auf ihn, je tiefer sie ihn kränkte, wirkte dadurch um so wohlthuender auf seine Fassung.

„Man will z. B. wissen, daß dein Vater nur durch einen Zufall dem Gifte, das eigentlich ihm bereitet war, entgangen ist. Zu gleicher Zeit wird erzählt, daß er eben in den Tagen damit umging, ein Instrument anfertigen zu lassen, Kraft dessen du enterbt werden solltest; denn — verzeihe es Bruder! ich spreche nur dem Gerüchte nach, und die Sache ist zu ernsthaft, daß nicht selbst die kleinste Schonung Verrätherei der Freundschaft wäre — denn es soll so viele und bedeutende Schulden für dich bezahlt haben, daß sein Vermögen sich dadurch in der traurigsten Zerrüttung befinden soll.“

Cecil's Erstaunen überwog wirklich sein Erschrecken; die Farbe der Erbitterung röthete wieder seine Wangen. „Höllische Verläumdung!" rief er, „und wenn auch! wie kann in einer Entfernung von so vielen Meilen mich selbst der leiseste Argwohn des Mitwissens treffen?"

Der Freund zukte die Achseln: „Auch dafür hat die Verläumdung zu sorgen gewußt. Es spricht von einem heimlichen Verständnisse unter den Geschwistern. — So viel ist Thatsache, daß deine Schwester, der letzten Nachricht zu folge, entflohen ist."

„Entflohen! Allmächtiger Gott! die arme Schwester! Ich will hin!"

Diese Nachricht, die Überzeugung einer noch gegegenwärtigen Gefahr, die seine Thätigkeit in Anspruch nahm, gab ihm völlig die Lebenskräfte und die Besonnenheit wieder, welche die schreckliche Kunde des Mordes ihm in den ersten Augenblicken geraubt hatte. Allein wie gewaltsam auch sein Geist emporstrebte, war sein Körper doch noch zu angegriffen und matt. — Der Freund mußte ihn nach Hause begleiten, und besorgte ihm auf sein Geheiß ein Pferd — denn so meinte er am schnellsten und unerkanntesten den Weg zurücklegen zu können — während er in der Eile die unentbehrlichsten Sachen zusammenpackte.

So fiel ihm, als er in seinem Pulte kramte,

das Bild der Mutter aufs neue in die Hand! ach er hatte ihre Worte, mit den übrigen weggescheuchten trüben Erinnerungen nur zu bald vergessen. Er betrachtete es tief erschüttert, unter hervorbrechenden Thränen. Er empfand ihre Wohlthat, und preßte das Bild dankbar und reuig an seine Lippen. „Muß ich denn erst jetzt so schmerzlich deinen hohen Werth erkennen!“ sagte er zu sich selbst, „nun sollst du auch nie, nie mehr von diesem Herzen kommen.“ Es unaufhörlich betrachtend, verlor er sich in herzzerreißenden Empfindungen, aus welchem ihn die Zurückkunft des Freundes erst herausriß. Dieser hatte das Nöthige besorgt. Der Tag war im Scheiden; das Pferd stand vor der Thür. Eilig übergab seine Sachen, Bücher und Papiere der Obhut des Freundes, und allein von seinem treuen Pudel begleitet, der einzige, der nach seiner Meinung ihn eben so vertrauend und freundlich ansah wie ehedem, begab er sich auf die Reise nach der Heimath, welche er — die Erinnerung trat hell vor seine Seele — einst mit dem himmlischen Wunsch verlassen hatte — nie wieder sehen zu müssen.

Es war tief im November; die Wege waren schlecht und lehnten sich gegen seine Eile auf. Wenn der Sturm das Sterbelied der Natur durch die nackten, öden Wälder pfiff, war es ihm, als trüge das keuchende Pferd ihn zu der Richtstätte hin. Unmuthig suchte er denn, nur um so schneller fort-

zu kommen; und um dieß zu bewirken, tauschte er zweimal unterwegs sein Pferd, und jedesmal gegen ein schlechteres um. Den vierten Tag gegen Mittag befand er sich nur anderthalb Meilen von B** vor einer kleinen Schenke. Er scheuete sich fast, noch bei hellem Tage anzukommen, indessen begab er sich in die Wirthsstube. Sein unscheinbares, durch die Reise und seine Schwermuth vernachläßigtes Aeußere, ein falscher Name, den er angenommen hatte, sicherten ihn erkannt zu werden. — Wer sollte ihn auch hier kennen, da er die Gegend als dreizehnjähriger Knabe verlassen hatte. Unbemerkt ließ er sich an die Ecke eines großen Tisches nieder. Das Zimmer war voll von Landleuten und Klein-Krämern aus der Stadt; — der Unglückliche! Hier in der Nähe gehörte die Geschichte seines Hauses mehr, als irgendwo zur Tages-Ordnung; und noch schmerzlicher, noch entsetzlicher mußte hier sein armes Herz verwundet werden.

„Wie ich euch sage," fuhr ein alter ruhiger Mann fort, der hier das Wort besonders zu führen schien, und dessen Aeußeres einen bemittelten Pächter verrieth! „Es ist nicht mehr zu bezweifeln. — Sie hat ja die That eingestanden.

„Nein! der Glaube, wer da will!" rief die Wirthin, und faltete die Hände; „eine leibliche Tochter die eigene Mutter umbringen! wer kann sie dazu bewogen haben?"

„Gott mag's wissen! der Sohn hat auch nie viel getaugt! als sie eingefangen wurde, hat sie frei gestanden, daß sie sich zu dem Bruder flüchten wollen; allein da das Giftpülverchen bei ihr gefunden ward, hat sie gleich alle Fassung verloren!"

„Ist es denn auch wahr," fiel die Wirthin ein, „daß sie schwanger ist?"

„Ja wohl ist sie schwanger! allein nichts, nichts war aus ihr heraus zu bringen — doch jetzt hat sie plötzlich und freiwillig den Mord eingestanden."

„Ich kann's kaum glauben. Lieber möchte ich doch die alte Mamsell Agatha solcher That fähig halten, nach dem was die Leute von ihr sprechen. Ich habe sie zwar nie gesehen, denn sie geht niemals aus, nicht einmal in die Kirche! Sie soll auch eine katholische Klosterfrau seyn. — Nun ja! die ganze Familie ist ja katholisch!"

„Versündigt Euch nicht, Frau Wirthin! die alte Mamsell soll lange das Uebel abgewendet haben, — allein wenn einmal der Sündenbecher voll ist.... Nun Ihr könnt mir glauben; denn ich habe noch diesen Morgen meinen Anwald, den Prokurator Drewes, gesprochen. Es war nichts mit ihm anzufangen, so verdutzt war er über dieses Geständniß. — Dennoch hat er bei der Obrigkeit angehalten, Vertheidiger der Verbrecherin zu werden."

Diese Reden waren eigentlich der Kern von der sich widersprechenden und durch die ungereimtesten

Bemerkungen lang gesponnenen Unterredung, wovon jedes Wort, wie ein zweischneidendes Messer, bis in das Innerste von Cecils Seele drang. — Die Schwester, die schüchterne, sanfte, kindliche Monica, die Mörderin der geliebten Mutter! das unschuldige, stille Mädchen schwanger. — Unmöglich! Er verwarf mit Abscheu solche Gedanken, und nur der Name Drewes, den er oft mit Achtung, selbst von dem Vater, hatte nennen hören, war ihm ein leitender Lichtstrahl in der grausen Nacht, worin sein Wesen versank, eine rettende Planke in dem Schiffbruch seines Daseyns.

Er sprang sehr schnell auf — allein wohin? Es war noch viel zu früh. Sich bei hellem Tage dem väterlichen, blutbefleckten Hause zu nahen, war ihm eine Unmöglichkeit — Lieber gar nicht dahin! — allein umkehren? jetzt, da die Schwester in Todesgefahr schwebt, dem abscheulichsten Verdachte unterliegt, da seine eigne gekränkte Ehre ihn laut anforderte. — Nein! hin mußte er! da fiel ihm ein Gedanke ein!

Mit erzwungener Fassung trat er zu dem Wirthe hin, bezahlte ihn voraus, um sein Pferd einige Tage zu verpflegen, bis er, wie er sagte, von einer kleinen Geschäftsreise in den Gebirgen zurückkomme, und begab sich zu Fuß wieder langsam auf den Weg, obgleich ein trüber, winterlicher Tag, dauerte es ihm doch zu lange, ehe sich die Dunkelheit ausbrei-

den weißen jedoch vermochte er noch immer nicht den Stadtthurm durch den Nebel zu erblicken. Er fragte einen ihm Entgegenkommenden: „wie weit er noch bis nach dem Städtchen habe?"

„Eine kleine halbe Stunde!" rief er Cecil vorbeieilend zu.

Dieselbe Antwort war ihm auch gegeben worden, als er sich vor fünf Jahren mit so höchst verschiedenen Empfindungen der Vaterstadt näherte. Diese Erinnerung bewegte ihn sonderbar! wie reich war er damals, selbst in seinen ängstlichsten Erfahrungen! wie kindlich, wie unschuldig seine Furcht, und ach! wie viel besser war er selbst, als jetzt, denn obgleich er das Gerücht, welches ihn der Verschwendung des väterlichen Vermögens beschuldigte, mit Selbstgefühl verachten konnte, strebten ihm doch die verlorne Zeit, die kleinen Summen, die er freilich durchgebracht hatte, die vergeblichen mütterlichen Ermahnungen, mit schwerer Reue das Herz zusammen, und die Ueberzeugung, daß er nichts mehr gut machen konnte, füllte seine Seele mit wilderer Verzweiflung, als die entehrenden Beschuldigungen, die ihn weniger hart trafen, obgleich sie mehr als dazu geeignet waren, ihn mit dem Hohn der Welt zu bedecken. — Doch vor allen trat Monica, wie damals, bleich, schüchtern und voller Unschuld vor seine Seele; und er that in dieser einen heiligen Schwur: sein vergessenes Gelübde ihr Beschützer zu

fern, zu erfüllen, und sollte er auch sein Leben zum Opfer bringen.

Da wurde es endlich dunkler um ihn, obgleich bei weitem nicht so sehr, wie es schon längst in seiner Seele gewesen. Es war tief in der Dämmerung, als er schaudernd vor dem grauenvollen Vaterhause stand; der Pudel schmiegte sich, wie ahnend, furchtsam an seine Füße; die widerstrebende Seele hemmte seine Tritte; da fiel ihm der Gedanke ein — noch ehe er in diese ihn bedrohenden Mauern trat, mit dem genannten Anwald seiner Schwester zu reden: Er sollte ja ein rechtlicher, menschenfreundlicher Mann seyn; er wollte sich ihm ganz anvertrauen, und nur er solle seine Schritte leiten.

Er kehrte schnell um, fragte nach der Wohnung des Advokaten Drewes, fand sie bald und erfuhr, daß er zu Hause sey.

„Wen soll ich anmelden?" fragte das Mädchen.

„Einen Fremden!"

Er wurde sogleich angenommen; auf seinen Wink legte der Pudel sich ruhig und als treuer Wächter bei seinem kleinen Felleisen, an der Schwelle nieder, und Cecil trat ein. Es brannte schon Licht im Zimmer. — Drewes kam ihm entgegen, ihn starr betrachtend: „O!" sagte er freundlich, indem er sich verbeugte: —

„Habe ich die Ehre von Ihnen gekannt zu seyn?"

„Wir haben uns wohl nie gesprochen, allein wenn mein Auge mich nicht trügt, so sind Sie Herr de l'Orbe, der junge Verwandte der unglücklichen Familie S**, in deren Hause Sie sich vor mehreren Monaten aufgehalten haben!"

Diese Verwechselung kam Cecil sehr zu Statten. Er fühlte augenblicklich sein Herz etwas erleichtert, denn des schändlichen Verdachts eingedenk, der, wie es schien, an ihm haftete, wäre es ihm äußerst peinlich gewesen, seinen Namen zu nennen. Nun im Gegentheil, als ein naher Verwandte und Hausgenosse war sein Antheil an der Sache eben so gerecht und unverdächtig; obendrein durfte er hoffen, daß Drewes noch unverholner und offner mit ihm unter diesem Namen sprechen würde.

„Dann werden Sie," erwiederte er, sich fassend so gut er konnte, „mir auch die Unruhe verzeihen, in welcher das Gerücht und das Geschick meiner Verwandten mich zurück getrieben haben. — Ich habe hier in der Stadt keine Seele gesehen noch gesprochen, sondern bin zu Ihnen geeilt, weil man sie als den Anwald der unglücklichen Tochter genannt hat, um das Licht, wornach meine bange Seele dürstet, über diese Begebenheit zu erhalten, und Ihnen auf alle Fragen Antwort zu geben, die der Sache nützlich seyn können, und worüber ich im Stande bin, Aufklärung zu verbreiten. Es ist doch wohl kein Geheimniß vorhanden, das Sie

einem theilnehmenden Verwandten zu verhehlen brauchen?"

„Geheimnisse genug, junger Mann! mögen Sie nur zu deren Entdeckung behülflich seyn! was schon am Tage liegt, ist kein Geheimniß, das kann und will ich Ihnen gern mittheilen. — Hier habe ich die unseligen Acten eben vor mir: wie viel wissen Sie von der Sache?"

„Gar nichts! denn was das Gerücht alles erzählt, davon glaube ich wenig! Ist es wohl wahrscheinlich, daß ein sanftes, wohlerzogenes Mädchen, eine Tochter stille — ich kann das Wort nicht aussprechen!"

„Ich kann es selbst nicht glauben, allein das eigne Geständniß der Unglücklichen —"

„Ihr eignes Geständniß? Das Gerücht hat es freilich gesagt, aber — Nein! nein!"

„Ich wollte auch gern Nein sagen! und Gott gebe, Sie möchten mir dieses Nein bestätigen können. — Doch die Zeit ist mir abgemessen, hören Sie Alles vom Anfange; ich werde es Ihnen noch klarer als die Acten selbst berichten."

Sie setzten sich; Drewes begann:

„Eben in den Tagen, worin das gräßliche Ereigniß eintraf, hatte ich Geschäfte in diesem Hause; der alte S** ging damit um, den Sohn enterben zu wollen, weil —"

„Ich habe es gehört! — nun weil —"

„Weil der junge Herr, der in dem fünften Jahre seine Studien auf der Universität noch nicht vollendet, dort nach eingelaufenen Berichten, ein gar zu freies Leben geführt, und nicht allein beträchtliche ihm zugestellte Summen durchgebracht, sondern dem Vater obendrein eine solche Last von Ehrenschulden, unbezahlten Rechnungen, Wechseln und Verschreibungen aufgebürdet hat, daß sein ohnehin nicht beträchtliches Vermögen durch ihre Bezahlung völlig zerrüttet ist."

„Das habe ich allerdings gehört, ich habe aber gute Gründe zu vermuthen, daß hier Verläumdungen zum Grunde liegen. — Auf der Universität selbst —"

„Freilich! freilich! Sie haben ja auch selbst mit schöner Wärme in ihrem Briefe an die mütterliche Tante bewiesen, daß —"

„In meinem Briefe?"

„Erinnern Sie sich dessen nicht mehr. Er müßte sich hier unter den Acten befinden!" Er zog das Schreiben hervor, und reichte es Cecil. „Die Mamsell Agathe," fuhr er indessen fort, „kann sich freilich vorwerfen, durch allzugroße Nachsicht mit dem Neffen, und durch ihren Einfluß auf den Vater, die Sache so lange hingehalten, und immer auf solche Zahlungen gedrungen zu haben, bis endlich der Alte jenen Entschluß unwiderruflich faßte. Sie hat eben diesen Brief zu ihren vielen Entschuldigungen

für sich und den Neffen gefügt, und dadurch auch mich zu seinem Vortheil gestimmt. — Sie bereuen doch nicht, was Sie damals geschrieben haben?"

Cecil hatte während dessen das Blatt genommen, und las still für sich hin:

„Meine gütige Tante Célestine!" *)

„Eben angekommen in G** steh' ich schon im „Begriff es wieder zu verlassen. Ich habe Cecil kennen gelernt. Schnell aber genug! Ich liebe und „schätze ihn! Bei dem allmächtigen Gott, er verdient „ihre mütterliche Güte! Leihen Sie dem Geschwätze „das ihre billige, liebende Seele, mehr als Sie es „sich selbst gestehen wollen, angesteckt hat, künftig „nicht mehr ihr Ohr; stellen Sie sich nur dreist „zwischen den Vater, und die unbegreiflichen Verläumdungen, womit der Sohn bei ihm angeschwärzt „ist. Cecil hat freilich ein bischen locker gelebt, „und greift noch lustig in das Leben hinein. Allein „sind denn das Verbrechen? Der arme Junge hat „sich nur bemüht zu vergessen, und hat sich in den „Mitteln vergriffen. Leichte Zerstreuungen liegen „in der Jugend näher, als die ernste Philosophie „des reiferen Lebens, die auch nicht immer dem ernsthaften und weltklugen Unglücklichen schmeckt, „wenn er mit ihr das Leere, welches der Schmerz „in seinem Busen nachgelassen hat, auszufüllen

*) Der Brief ist im Original französisch.

„streht. Das Vaterhaus konnte ja dem Freunde „nicht, und kann es jetzt weniger als jemals, Er„satz für die Entbehrungen bieten, woran jede „kindliche Erinnerung ihn nur zu herzzerreissend „mahnt. — Zweitens berührte, als wir uns endlich „sprachen, sein ganzes Benehmen zu viele gleichstim„mende Saiten in meinem Busen, daß ich ihn zum „zweitenmale verkennen konnte. — Es ist nicht „unsre äußere Aehnlichkeit, die wohl auffallender „seyn mag, als Sie, die ihn in fünf Jahren nicht „gesehen, mir beschrieben haben, welche mich „selbstsüchtig zu ihm hinzog — Nein! es war sein „treues, warmes Herz, seine biedere Seele! ich „habe in ihm einen besseren Bruder gewonnen. — „Und da er gewiß eben so wenig selbst einen Auf„seher nöthig hat, wie seine Familie einen bei ihm, „damit er sie nicht auch ins Verderben hinein ziehe, „so entferne ich mich, um mich dem Meinen zu „entziehen. — Ich gehe von hier unaufhaltsam „nach Amerika. — Von dort sollen Sie allein, „doch kein Anderer, von mir Nachricht erhalten, „denn ich will Keinem angehören. — Victorin.“ —

Gerührt ergriff Cecil den Faden der Unterredung wieder.

„Was hier steht, wird mir immer theuer seyn!“ rief er, „Cecil selbst will auch gar nichts von dieser großen Schuldenlast wissen! haben Sie die Quittungen und die übrigen Papiere, die sie beweisen?

„Nachher!“ entgegnete Drewes, „erst zur Sache!“

„Als ich eines Morgens in das Haus trat, gewahrte ich Schrecken und Entsetzen auf allen Gesichtern. — Die Hausfrau, klagte man, ist diese Nacht plötzlich gestorben; der Herr selbst ist bei dem Anblick der Leiche vom Schlage getroffen worden. Man öffnete mir das Schlafzimmer. Er lag besinnungslos, röchelnd im Bette. Ich ging näher; der Kranke, obgleich er die Augen auf mich warf, schien mich nicht zu erkennen. — Der Arzt ging im Zimmer heftig auf und nieder; — an dem Bette stand die alte Mamsell Agatha: sichtbar bewegt im Innern, äußerlich ernst, wie immer, gefaßt und bleich.“

„„Sie kommen hier in ein Trauerhaus,“ rief sie mir entgegen, „die Schwester ist schon diese Nacht durch einen ähnlichen Unfall plötzlich hinweggerafft, und darf ich hier hoffen?““ —

„Sie hatte sich über den Zustand des Kranken getäuscht, denn des äußeren Anscheins von Bewußtlosigkeit ungeachtet, waren die Funktionen der Seele doch nicht ganz gelähmt; im Gegentheil schienen ihre Reden ihm wieder Kräfte zu geben; er schoß einen stechenden Blick auf sie, ließ darauf ein paar mir unverständliche Worte aus, und sank dann wieder in seine vorige Apathie zurück. Der Arzt stand plötzlich und lauernd still. — “

„„Was hat er gesagt!“ sagte ich urbefangen?“

„„Ich habe es nicht verstanden,“ sagte die Tante Agatha ruhig.“

„„Aber ich!““ rief der Arzt heftig, er hat Gift! Gift! gesagt; auch früher, als es mir gelang, ihn auf Augenblicke durch angewandte Reizmittel aus seiner dumpfen Apathie zu wecken, hat er dasselbe Wort zweimal ausgesprochen. Beruhigen Sie sich, es sind ganz andere Symptome da, rief ich ihm zu. — „„Nicht ich, lallte er; sie, sie!““

„Wir gingen beide zu dem Kranken hin; der Arzt rüttelte ihn, schrie ihm seinen Namen in's Ohr. — Er raffte sich wieder zusammen, stammelte einige unverständliche Worte, die ganz ohne Zusammenhang waren, und sich auf die vorigen gar nicht beziehen ließen.“

„„Habe ich es nicht gesagt,“ flüsterte die Tante uns zu, „„er redet irre!““

„Der Kranke war wieder in den vorigen bewußtlosen Zustand gesunken. Wir traten alle drei zusammen, und sprachen über diesen Vorfall. Der Arzt hielt sich verpflichtet, die Obrigkeit darauf aufmerksam zu machen, doch wollte er erst den Erfolg der nächsten Stunden abwarten. — Wir fragten beide nach der Tochter; es wunderte uns, sie nicht bei dem sterbenden Vater zu sehen. „„Sie

nicht von der Leiche der Mutter wegzubringen,"" erklärte die Tante. — Andere Krankenbesuche riefen den Arzt."

„Sobald ich mit ihr allein war, ersuchte Sie mich, zu verhindern, daß der Arzt ein vergebliches und scandalöses Aufsehen errege, denn sie hielt sich überzeugt, daß jene Worte nur Folgen eines irren Zustandes wären. Auf ihre Bitten kam ich gegen Abend wieder; der Kranke hatte seitdem keinen hellen Augenblick gehabt; das Röcheln war stärker geworden. — Als ich mich den folgenden Morgen einfand, trat der Arzt gleich nach mir ein. — Der Kranke verschied in unserer Gegenwart. Der Arzt verlangte die Leiche der Hausfrau wieder zu sehen. Wir gingen alle drei hin. Bei genauer Untersuchung des Körpers malte sich mehr als Erstaunen auf sein Gesicht. „Meine Pflicht gebietet mir," nahm er endlich das Wort, „auf die Section dieser Leiche zu dringen. — Ich befürchte, daß ich mich nicht irre, denn diese kleinen Flecken deuten wirklich auf Gift." — „Schreiten wir denn lieber gleich dazu," rief ich schnell," als der Stadt, früher als nöthig, durch vielleicht zu voreilige Anzeige bei der Obrigkeit, ein Aergerniß zu geben."

„Der ungestüme Mann ließ sich willig dazu finden; allein auf dem Wege nach seinem Hause, um die nöthigen Instrumente zu holen, mochte er doch wohl mehreren Freunden begegnet seyn, denen

der gesprächige Alte seine Vermuthung, die ihr zu sehr die Seele beängstigte, nicht verschwiegen hatte; wenigstens war sie, noch bevor das Resultat der Untersuchung der Obrigkeit vorgelegt wurde, mit vielen Zusätzen, schon Stadtgespräch geworden.“

„Man fand nicht allein Spuren von Vergiftung, sondern offenbar Arsenik in dem Körper. — Der Arzt war außer sich, schrie, tobte, wollte sogleich nach den Gerichten laufen, hörte keine Vorstellungen von Vorsicht und Discretion an, und entschlüpfte uns, ich weiß selbst nicht wie. Kurz, er hatte ganz die Fassung verloren, und das Hausgesinde betrug sich nicht klüger als er. Monica schien am meisten von Entsetzen durchdrungen; eine stumme dumpfe Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt. Die Tante allein war gefaßt.“

„„Was sagen Sie nun?“ fragte ich sie, meine innere Erschütterung bezwingend.“

„„Ich weiß weder was ich sagen, noch meinen soll,““ gab sie mir zur Antwort, „„„allein da ich doch einmal zu Vermuthungen gezwungen werde, so habe ich wohl eine, doch soll mich Gott bewahren, sie zu äußern.““

„„Sie meinen die Frau selbst. —““

„„Nein! nein! woher sollte sie wohl Arsenik bekommen haben? sie wurde gar zu sorgfältig von mir und der Tochter beobachtet!““

„Jedoch gab sie endlich meinen Bitten und

Versprechungen von Schweigen nach, und ich gestehe Ihnen," fuhr der Advokat hinzu, „ich habe sehr lange dieselbe Vermuthung im Stillen gehegt, weil sie allen Verhältnissen nach mir am wahrscheinlichsten vorkam."

„Und diese war —?" fragte Cecil.

„Ei nun, da es doch leider ganz anders gekommen ist, so kann ich es Ihnen wohl vertrauen: sie meinte, daß S** selbst seine geistesschwache Frau vergiftet habe, weil sie sich, wie sie sagte, in den letzten zwanzig Jahren nie recht gut hätten vertragen können; und daß er beim Anblick der Leiche Reue und Entsetzen gefühlt, und sich dadurch die Todesart zugezogen habe, welcher er, seiner Complexion nach, längst unterworfen war. — Und in der That schienen selbst seine einzelnen Worte, als wenn nur dieser Gedanke seine Seele im Tode beschäftigte, darauf hinzudeuten!"

Cecil fühlte sich unfähig etwas zu sagen; der Advokat fuhr fort:

„Endlich traten die Abgeordneten der Obrigkeit in das Haus. Mamsell Agatha wurde zuerst vernommen; sie wurde über alle Verhältnisse, über das Betragen des Hausgesindes befragt. — Sie erlaubte sich gar keine Vermuthungen, und beantwortete Alles einfach und bestimmt."

„Unter andern wurde ihr die Frage vorgelegt: ob nicht vielleicht unter den Dienstboten, die in

der Küche zu thun hätten, jemand sey, der entweder die Frau gehaßt, oder einen oder andern Vortheil durch ihre Hinwegräumung hätte hoffen dürfen?"

„Sie verneinte dieses, sich aber zugleich offenbar betroffen zu werden. — Sie wurde um die Ursache befragt."

„„Weil ich einsehe,"" gab sie zur Antwort, „„daß die weitere Erörterung dieser Frage, bei minder gefühlvollen und aufgeklärten Männern leicht einen Anflug von Argwohn gegen eine Person erregen dürfte, die in dieser Sache gewiß so unschuldig und über jeden Verdacht so sehr erhaben sey, daß ihr bloßer Name sie schon freisprechen müsse: nämlich die Tochter des Hauses. Die selige Schwester hat schon seit mehreren Jahren ein besonderes Vergnügen darin gefunden, Monika in der Kochkunst zu unterrichten, und als diese eine gewisse Fertigkeit darin erreicht hatte, mußte sie immer unsren Tisch besorgen. Weil nun die Mutter, so wie es öfters bei geistesschwachen und hypochondrischen Personen der Fall ist, wirklich seit längerer Zeit in dem unglücklichen Wahn stand, als suche man sie zu vergiften, so hatte sie sich angewöhnt, wenn sie nicht bei dem gemeinsamen Tisch erschien, nur von solchen Speisen zu genießen, die ihr die Tochter selbst bereitete und brachte. Ja, sie hatte sich von Monika sogar das heilige Versprechen geben lassen, ihr keine andern vorzusetzen.""

„Monica wurde gerufen. Bleich, mit verweinten Augen trat sie ziemlich gefaßt vor. Sie bestätigte was die Tante so eben ausgesagt, und versicherte, daß sie jenes Gelübde nie gebrochen habe. — Auch wegen der Speisen die die Mutter am letzten Tage vor ihrem Tode genossen, wurden ihr Fragen vorgelegt. Sie berichtete, daß an eben diesem Tage die Mutter bei der Mittagstafel erschienen wäre; des Abends dagegen der Vater, der sich schon nicht ganz wohl befand, nicht zu Tische kommen wollen, sie hätte daher selbst der Mutter zwei weiche Eier gekocht, und ihr dieselbe nebst einem Butterbrodte auf ihr Zimmer gebracht: Sie fügte noch hinzu: daß sie alles dazu Gehörige aus Behältnissen genommen, wozu sie selbst, auf Befehl der Mutter, immer die Schlüssel bei sich trüge —“

„Ihre Unbefangenheit bei dieser Aussage, ihre Ruhe, und der unzweideutige tiefe Kummer, dem sie fast unterlag, entfernte jede Vermuthung, entwaffnete jeden Verdacht. — Die Gerichtsherren schienen, als durchaus keine Spuren zu entdecken waren, auf einen Selbstmord rathen zu wollen. — Auch mit dem Körper des Herrn S** wurde auf Befehl der Obrigkeit die Section vorgenommen, sein Tod ward ohne weiters für natürlich erklärt.

Die Leichen wurden sogleich früher als gewöhnlich zur Erde bestattet. Den folgenden Mittag machte die Mamsell Agatha plötzlich die Anzeige

daß sie die Nichte vermisse. — Wahrscheinlich wäre sie bereits den Abend vorher weggegangen, weil man schon diesen Morgen ihre Commode offen gefunden, und einige Kleidungsstücke daraus vermißt habe. Daher vermuthete die Tante, daß sie sich vielleicht auf den Weg zu ihrem Bruder begeben, besonders weil sie in den letzten Tagen viel von ihm gesprochen; und mehrere Fragen über ihn gethan hatte. — Uebrigens wäre ihre Schwermuth immer größer geworden, so daß die Tante nicht ohne Furcht war, daß sie sich ein Leid angethan haben möchte. Sie wußte durchaus nicht, was sie von dieser heimlichen Entfernung, wenn sie auch nur für einen Besuch bei dem Bruder zu nehmen sey, sagen sollte."

„Augenblicklich wurden Stadtdiener nach allen Seiten ausgeschickt, und Monica bald in dem Postwagen, der nach B*** fuhr, gefunden. Ein Polizeikommissär bedeutete ihr, daß sie umkehren müsse. Sie erschrak heftig: „„Mein Gott, habe ich was Unrechtes gethan!"" rief sie erbleichend: „„ich habe mich ja nicht verbergen wollen, bin mit der öffentlichen Post gefahren, um zu meinem Bruder zu reisen.""

„„Das wird man Ihnen gewiß nicht verweigern; allein Sie haben durch die heimliche Abreise das Haus in Schrecken, Ihre Tante in ängstliche Unruhe gesetzt, und Aufsehen in der Stadt erregt. —

Obendrein ist ein junges angesehenes Mädchen in einem Postwagen, ohne Begleiter, eine Erscheinung, die immer die Meinung gegen sich hat. Ich habe Ordre, Sie zurück zu führen — nachher steht es Ihnen wahrscheinlich frei, hin zu reisen wohin Sie wollen. —"""

„„Ach! die Tante wird es nimmermehr zugeben!"" rief sie in Verzweiflung, und rang die Hände; jedoch folgte sie ohne Widerrede dem Polizeidiener; nur schwamm sie die ganze Zeit über in Thränen."

„Dieser schien Mitleid mit ihr zu haben, doch konnte er nicht umhin, der obrigkeitlichen Person, welche er bei ihrer Zurückkunft so eben in dem B***schen Hause antraf, anzuzeigen, daß eine Wirthsfrau, bei der sie unterweges, um auszuruhen, abgestiegen waren, geäußert habe, daß die Mamsell gewiß schwanger seyn; dadurch aufmerksam gemacht, dürfe er nicht leugnen, daß seine eignen Bemerkungen diese Vermuthung leider zu bestätigen schienen. — Der Rathsherr fand sogleich, daß dieser Argwohn mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit verdiene, gab dem Polizeikommissär Befehl, noch einige Augenblicke bei ihr im Zimmer zu verweilen, und sich in seinem Dienstkleide gleich nach dem Arzte schicken."

„Dieser kam; die Tante wurde mit in die Berathung gezogen. Ein Erstaunen ohne Gleichen

bemächtigte sich ihrer, welches diesmal ihre sonst immer gleiche Gelassenheit zum Weichen brachte.“

„„Wenn diese Vermuthung gegründet ist,““ fragte Er, nach diesem Nachdenken, der Rathsherr, „„konnte dieser Umstand denn nicht mit der Todesart der Mutter in Verbindung stehen?““

„Die Tante wurde über diese Frage so verwirrt, und fühlte ihr Innerstes so erschüttert, daß sie nicht vermochte Antwort zu geben. Monica wurde gerufen; bei der ersten Frage des Arztes sank sie besinnungslos nieder. Ihre Schwangerschaft war keinem Zweifel mehr unterworfen. — Von diesem Augenblick schien es, als kenne die Obrigkeit keinen Grund zur Schonung gegen die Unglückliche mehr, von diesem Augenblick, wo eben so viele neue sich darboten. — Als wenn dieser traurige Umstand nicht deutlich genug die wahre Ursache ihrer Flucht zeige, drang man ungestüm in sie, eine anzugeben, vor der die Tante und ich zurückbebten; der rohe Eifer des Rathsherrn war nicht zu beschwichtigen, bis um sie zu erschrecken, — wie ich vermuthe, denn noch war kein eigentlicher Grund dazu vorhanden, bestand er darauf, daß sie verhaftet werden müsse; daß alle ihre Sachen gleich durchgesucht werden sollten, selbst ihre Person, ob sie nichts Gefährliches bei sich trüge. — Der Vorstellungen der Tante, ihrer eigenen Ohnmacht ungeachtet, geschah es. Es wurde bei ihr

nichts Verdächtiges gefunden, nur — ein sorgfältig eingewickeltes Pülverchen, das der Arzt sogleich für Arsenik erkannte. Nun schienen alle vorhergenommene Maasregeln gerechtfertiget zu seyn. — Ich selbst, wenn ich auch zugegen gewesen wäre, hätte schweigen müssen. — Sie wurde ohne weitere Umstände verhaftet.“

Cecil war selbst einer Ohnmacht nahe, doch bezwang er sich mit Gewalt. — Der Advokat fuhr nach kurzem Schweigen fort.

„Die Tante ließ mich sogleich rufen. Es war das erstemal, daß ich sie außer Fassung sah. — Sie bat, beschwor mich, mir Eintritt in das Gefängniß zu verschaffen, die Arme zu vertheidigen, zu beschützen. Ich bedeutete ihr, daß ich noch keinen Schritt zum Besten ihrer Nichte thun könne, daß ich ruhig die Zeit abwarten müsse, bis es mir vergönnt sey, als ihr Vertheidiger aufzutreten. Ich versprach ihr nur, durch meinen Einfluß zu bewirken, daß die Unglückliche menschlich behandelt würde. Glücklicherweise besaß man Vertrauen zu meinen Kenntnissen, und nahm gern meinen Rath an. Auf meine Veranlassung wurde sie sogleich gefragt, ob sie das Gift als ihr Eigenthum anerkenne, und wo sie es her habe. — Es ließ sich doch immer denken, obgleich ich Niemand im Verdacht hatte, daß es ihr boshafter Weise in die Kleider gesteckt war — allein — sie erklärte es für ihr Eigenthum, „„damit

kein Täterer in so schändlichen Verdacht kommet“, fügte sie hinzu. Jedoch auf die Frage: — zu welchem Gebrauche sie es aufbewahrt, und woher sie es bekommen habe? konnte man ihr keine Antwort abzwingen. — Bei der direkten Beschuldigung, die Mutter vergiftet zu haben, erblaßte sie und erschrak heftig; — allein ihr ruhiger leidender Blick gen Himmel schien befriedigend für sie zu antworten. Bei der Erklärung, daß ihr hartnäckiges Schweigen, ihre Weigerung, Auskunft wegen des Giftes zu geben, zu ihrer Anklage und Verurtheilung fast hinreichend sey, ward sie sichtbar unruhig, und war, man sah es ihr an, — der Verzweiflung nahe. — Allein noch stummer und verschlossener blieb sie, wenn man den Namen des unseeligen Vaters ihres Kindes von ihr forderte; und eben um diese Entdeckung war es dem Gerichte besonders zu thun, weil es hoffte, dadurch wichtige Aufschlüsse über die Mordthat zu erhalten; allein Bitten und Drohungen waren gleich vergeblich, und ihr Benehmen schien immer mehr in stummen Trotz auszuarten. In ihrem stillen Kerker hingegen soll sie öfters geweint, ihre Hände verzweiflungsvoll gerungen haben, und im unruhigen inbrünstigen Flehen überrascht worden seyn.“

„Eigentlich strenge wurde sie nicht behandelt; der ungestüme aber menschenfreundliche Arzt hielt der Obrigkeit immer vor, daß hier ein unschuldi-

ges Kind mit im Spiele wäre, das noch nicht das Licht erblickt habe, und verschont werden müßte. Er berichtete es öfters, flehte sie durch Gründe und Bitte an, doch nicht in ihrem unglücklichen Schweigen zu beharren, stellte ihr vor, daß doch Niemand sie der That selbst schuldig halte, und daß sie, da sie sich doch gewiß auch unschuldig fühle, nur den zu nennen brauche, von dem sie das Gift habe, um von dem Verdachte losgesprochen zu werden. „„Eben, weil mir nichts an meinem Leben liegt,““ gab sie ihm denn zur Antwort, „„schweige ich, und was könnte ich sagen, das man nicht für eine Lüge nehmen würde!““ Dessen fragte er sie, ob sie keinen Auftrag habe, deren Erfüllung ihr Trost oder Ruhe bringen könnte, er wolle ihn gern übernehmen. — Dann lächelte sie schmerzlich, fragte, was die Tante mache, ob noch Alles in ihrem kleinen Zimmer vorhanden sey, und besonders schien sie für ihre Blumen besorgt.“

„Ihre Blumen!“ rief Cecil heftig, „und diese unschuldigen Blumenfreie, denn was unter diesen blühte ihr ein enges, harmloses Leben, konnte man eine so ungeheure That absichtlich sprach denn diese einzige Frage sie nicht frei?“

„Es wollte es auch uns, mich und den Arzt bedünken,“ entgegnete der Advokat. „Allein wie viel anders war der Erfolg! — Eines Morgens, als er sie schwächer als gewöhnlich fand, denn ein

innerer Kampf rieb sie aufs neue auf, erneuerte die gestrige Frage, indem er sie zugleich erzählte, daß man wahrscheinlich ihren Bruder bald erwarte, den die Obrigkeit vor einigen Tagen nach B*** beschieden habe. Sie erblaßte bei dieser Nachricht, und rief erschrocken: „„Ich will ihn nicht sehen — wir haben schon Abschied genommen; ich habe ihm vor einigen Jahren gesagt, daß ich sterben würde.““ Dann versank sie lange in ein tiefes Nachdenken, und besann sich an sein freundliches Anerbieten erinnernd, daß sie ihn, die Erlaubniß auszuwirken, daß ihr die Blumentöpfe, die in ihrem Zimmer blühen, und vielleicht ohne einen sorgfältigen Wärter noch vor ihr verblühen müßten, gebraucht werden möchten, vor allen die große Myrthe. — Er sagte ihr diese kleine Bitte zu, und ging, um sie zu erfüllen. — Mit stillen Thränen, mit Entzücken, könnte ich beinahe sagen, begrüßte sie ihre Lieblinge wieder; der gute Arzt sah es ihr deutlich an, daß sie sich darnach sehnte, allein mit ihnen zu seyn. — Den nächsten Morgen fand er den Myrthentopf in Scherben liegend, den kleinen Baum selbst geknickt, und mit größerer Mühe, als er seit ihrer Verhaftung an ihr bemerkt hatte, mit stiller Ergebung kündigte sie ihm an, daß sie bereit wäre, dem Gerichte eine wichtige und willkommene Eröffnung zu thun, doch nur unter dem Versprechen, ihr keine weitere Fragen darüber vorzulegen, da

[illegible] Unter dieser Bedingung gab man ihr, freilich nicht ohne Skrupulosität, die verlangte Zusicherung, und sie wurde vor das Gericht gerufen. —"

„„Ich habe meine Eltern getödtet!"" sagte sie ruhig."

„„Ihre Eltern? Die Mutter war ja nur vergiftet!""

„„Meine Mutter habe ich getödtet!""

„„Warum? Unglückliche!""

„„Ich bin ruhig! jetzt bin ich es! Ich habe mein Versprechen erfüllt. — Erfüllen Sie das Ihrige! Ich gebe keine Antwort mehr.""

„Und sie hat bis jetzt Wort gehalten. Die Richter scheinen nicht an ihrer Aussage zu zweifeln, sie wollen nur gerne mehr wissen. Ich dagegen zweifle sehr daran, und sehe nur in ihrem Verhältniß Lebensüberdruß und Sehnsucht nach dem Tode. Ich habe mich nun zu ihrem Vertheidiger erboten, und bin auch dazu angenommen, gewiß nicht in der Voraussetzung, daß ich ihre Aussagen widerlegen oder für nichtig erklären werde, sondern in der Hoffnung, daß ich in den mir schon zugekommenen Mittheilungen mit ihr, ihr den noch fehlenden Zusammenhang entlocken soll. Und nun, lieber junger Mann, helfen Sie mir, die Unglückliche, wo möglich von dem selbstgewählten

Opfertode zu retten! Sind Ihnen keine Umstände bekannt, die zu dieser Absicht dienen können. — "

„Mein Herr!" erwiederte Cecil, indem er sich mit Mühe erhob, „Sie haben Unruhe und Verzweiflung in mein Gemüth geworfen! Hier meine Hand, daß ich mein Leben an die Entdeckung der Wahrheit setze! ja, mein Leben. — Noch eins! Durch einen Zufall habe ich Sie getäuscht; möge ich nur nicht zugleich mit der gehobenen Täuschung auch Ihre Achtung verlieren. Ich bin nicht Victorin de l'Orbe; obgleich mein Aeußeres eine mehr als flüchtige Aehnlichkeit mit dem seinigen hat. Ich bin Cecil S***; vielleicht haben wir es Ihrem kurzen Wahn zu danken, daß uns beiden diese Stunde unbefangen vorübergegangen ist. Und da Sie mein Aeußeres kennen, verschmähen Sie nicht, auch mein Inneres kennen zu lernen. Es soll offen vor Ihnen liegen. Ich bin zu Allem bereit, was meine arme, arme Schwester retten, zu Allem, wodurch ihr Leben und meine Ehre der Schande wieder entzogen werden kann."

Der Advokat sah ihn verwundert und gerührt an, und reichte ihm schweigend die Hand.

„Daß hier boshafte Leute im Spiele sind," fuhr Cecil fort, „ist mir aus Ihrem Bericht, so wie aus dem Brief meines theuren Victorins nur zu deutlich. Mein Vater ist betrogen worden; die Schulden, die er für mich unter den fünf Univer-

ſtätte Jahren wirklich bezahlt, und die ich wirklich gemacht habe, betragen nicht einmal 2000 Rthlr., die können ihn nicht ruinirt haben.“

„Wiſſen Sie auch was Sie ſagen?“ rief Dreves erſtaunt. „Ich habe ſelbſt alle Papiere geleſen; ſie ſind noch vorhanden.“

„Wir wollen ſie unterſuchen; wer weiß, zu welcher Entdeckung ſie uns führen werden. — Hat der Vater Ihnen nie meine Verläumder genannt?“

„Nie!“

„Gut! — vorher gilt es meine theure Schweſter! Ich habe ihr einſt verſprochen, ihr Beſchützer zu ſeyn; ich will mein Wort halten; ſie ſoll nicht ſterben. Auch meinen Namen verwickelt das Gericht in dieſe Unthat. Wohl! hier bin ich. — Sagen Sie mir, was ich zuerſt zu thun habe.“

„Erſt ausruhen; denn Sie brauchen Ruhe. — Was ſagt die Tante zu Ihrer ſchnellen Ankunft?“

Cecil erzählte ihm mit wenigen Worten, wie er hergekommen wäre, wie er ſich ſcheuete, das blutbefleckte Haus zu betreten; wie er vor dem Augenblick graue, worin er die abſtoßende Tante wiederſehen ſolle.

„Die gute liebe Frau!“ fiel ihm der Advokat in die Rede. „Glauben Sie mir, Sie haben keine aufrichtigere Freundin. Sie ſollten nur gehört haben, wie ſie in meiner Gegenwart Ihre Sache vor dem ſeeligen Vater vertreten hat; mit wie vie-

ter Liebe sie immer von Ihnen spricht, und wie sie auch seine Meinung geändert hat. — Das Schicksal ihrer armen Nichte drückt sie jetzt vollends zu Boden. — Ihr Anblick wird ihr wohlthun."

„Ich weiß es, und schaudre gegen meinen Willen. Sie hat sich ja auch gegen mich immer gütig und wohlthätig bewiesen. Es ist mir nur, als fühle ich mich in ihrer Gegenwart befangen, und das ohne meinen Willen."

„Junger Mann, Sie sind krank und erschüttert; das ist das Ganze. Kommen Sie! Es ist eben an der Zeit, wo ich den Klub besuche. — Ich begleite Sie vor das Haus."

Sie traten aus dem Zimmer; der Advokat erschrak vor dem großen Pudel, der mit dem Kopf, allein mit herumspähenden Augen, auf dem Felleisen ruhete. — Cecil stellte ihn als seinen treuen Wächter vor, und unter geflissentlich gleichgültigen Reden langten Beide bald vor dem Vaterhaus an.

„Ich will," sagte Dreves, indem er sich von ihm trennte, bis zum Wiedersehen weder Ihrer Ankunft, noch Ihrer Bekanntschaft erwähnen. — Kommen Sie morgen gegen Abend zu mir."

Er ging: Cecil stand unbeweglich und horchte seinen Fußtritten nach. Er fand sich wieder so ganz trostlos allein. Er sah hinauf. — Es war überall finster, nur in dem Zimmer, welches er

für das der Tante Agathe hielt, brannte dunkel ein Licht; da war es ihm, als höre er die sich entfernenden Schritte des Advokaten auf einmal stocken, als sähe er ihn bei dem Laternenschein umkehren und ihn beobachten. Dann faßte er schnell Muth, und nahete sich der Thür, sie war nur angelehnt. — Er schlüpfte hinein, schlich an der Gesindestube, wo er sprechen hörte, vorbei, die Treppe hinauf, und klopfte leise an die Thür, durch dessen Schlüsselloch ein Licht schimmerte. Die Stimme der Tante rief: „herein." —

Er öffnete schnell: die Tante erhob sich mit Erstaunen, und Cecil nahete sich furchtsam. —

Auf einmal warf sie sich in den Stuhl zurück, und rief mit Entsetzen: „Unglücklicher! wo kommst du her? zu dieser Zeit! Ich glaubte dich weit, weit! Was willst du? entflieh, entflieh!"

Ueberwältigt, innig bewegt, sank Cecil halb vor ihr nieder, und bedeckte ihre matt herabhängenden Hände mit Küssen. „Entfliehen! warum?" lispelte er leise.

Sie neigte sich sanft zu ihm herab, ergriff ihn mit beiden Händen bei'm Kopfe, und drückte einen langen heißen Kuß auf seine Stirne. Er sah ihr betroffen, zum erstenmal, in thränende Augen.

„Thränen!" sagte er bewegt! „Oh! nur sie, nur sie haben gefehlt. Warum hat sich dieser sanfte Ausdruck eines fühlenden Herzens mir nicht

früher gezeigt, dann hätte der arme Cecil nie an Ihrer Liebe gezweifelt."

„Gezweifelt!" [illegible] sprang betroffen auf, sah ihn lange starr an, während dem ihr Gesicht immer ernster und kälter wurde; endlich reichte sie ihm die Hand; „gezweifelt!" fuhr sie ernst, doch mit freundlichem Lächeln fort, „das habe ich doch nicht um Cecil verdient!" Was willst du aber in diesem verhängnißvollen Hause, das mir Thränen, sehr bittre Thränen wieder gegeben. Welch feindliches Schicksal ruft dich hierher? Hast du nicht meinen Brief bekommen?"

„Nein, meine gütige Tante."

„Armer Cecil! so entfliehe, es soll dir nicht an Geld fehlen."

„Aber warum entfliehn! Ich bin mir nichts Böses bewußt, als daß ich nicht früher heimgekehrt bin. Allein jetzt bin ich hier — meine theure Monica soll nicht ohne Beschützer seyn."

„Nicht so laut," fiel sie ihm schnell in die Rede, „und nicht so heftig!" sie eilte rasch zur Thür, und schloß sie ab.

„Glauben Sie mir, liebe Tante," begann er wieder, als sie zurück kam, „wir sind von Böse wichtern umringt! Schon in G*** ward mir berichtet, daß der Vater im Begriff stünde mich zu enterben, daß —"

„Laß mich für dich sorgen. Ich habe schon lange geahnt, was du aussprichst.“

„Ich will sie entlarven! Wahrscheinlich ist die arme Monica durch eben dieselben in das entsetzliche Unglück gestürzt. — Ich will das grauenvolle Räthsel lösen.“ —

„Monica ist nicht zu retten. Ihre Feinde werden hier auch dich umstricken, darum entfliehe.“

„Was kümmert mich das Leben, Monica nur liegt mir am Herzen! Kennen Sie ihr buntes Verhängniß, ihren niedrigen Verführer? Ich nein, dann hätten sie es nicht verschweigen!“ —

„Doch! Ich glaube ihn zu kennen!“

„Wer ist es?“

„Wenn ich nicht irre, ein gemeiner Bedienter dieses Hauses . . . . . ruhig Cecil, verdamme nicht so rasch die unerfahrne, nur zu unschuldige Monica.“ — Der Bösewicht hat ihr wahrscheinlich das Gift mitgetheilt, wodurch — erspare mir das Uebrige. —

„Nein, meine gütige Tante! ich kann nicht, ich muß Alles wissen!“

„Auch daß das Gift, welches bei Monica gefunden war, mir oder vielleicht dir bestimmt gewesen? ruhig! ruhig! dieß gebe ich freilich für nichts mehr als Vermuthung. — “

„Tante, das ist unmöglich“ — Cecil schwieg

plötzlich einige Augenblicke, endlich rief er entschlossen aus: „Es soll [illegible] an den Tag kommen!“

„Wo denkst du [illegible] hin — willst du das offenbaren, was [illegible] gereinigte Seele Muth und Kraft genug gehabt hat zu verschweigen? — Sie kann doch nicht gerettet werden — wollen wir ihr den letzten Trost, die letzte Ruhe im Tode rauben, als ein weniger schuldiges Opfer, großmüthig zu fallen. — Wollen wir, um das Menschliche in uns zu befriedigen, ihr dem Tode geweihtes Haupt, — statt der thränenden Augen, die es jetzt niederblicken werden, mit unauslöschlicher Schande, die auch uns treffen würde, mit der Verachtung aller Menschen, mit Abscheu und dem Fluch der Welt bedecken? Warte nur! der größere Verbrecher wird der Strafe nicht entfliehen; laß die Ueberzeugung dich trösten, daß Monica insofern schuldlos aus der Welt geht, als sie es gewiß nie geahnet hat, daß es Gift sey, welches sie in ihrem Busen trug. — Lieber Neffe! vertraue meiner Ruhe und Klugheit. Du kannst meine Liebe für dich ruhig kannst du es mir überlassen, für die Ehre unseres Hauses zu wachen; ein offenes Geständniß dieser Greuel würde sie nur tiefer verletzen. Die arme Monica ist klüger und muthiger als du. Darum noch einmal, was willst du hier? Augen auf dich ziehen, worin du entweder ein flüchtiges Mitleid oder kalten Hohn lesen würdest? Was

vermagst du hier? die schlimme Sache noch verwerflicher zu machen, die Schande deines Hauses nur mehr zu verbreiten? Soll ich dir noch einmal sagen, du gehörst dem heitern Leben an. Die Athemzüge hier sind Acht Hast du mich wirklich lieb, so gehorche und entfliehe!"

Unter den letzten Worten war ihre Miene so gebietend, der Ton ihrer Stimme so strenge geworden, daß Cecil unwillkührlich schaudern mußte; denn das gewaltsame herrische Wesen der Tante fing schon an, seine alte Gewalt über ihn auszuüben, er fühlte schon den Muth sinken; doch ein Gedanke an seine Schwester, an den Advokaten, der eine ganz andere Sprache geführt hatte, erhob ihn auf's Neue. Er ermannte sich und sagte fest: „Es gehe wie es will, ich bleibe; ich will mich in allem Andern Ihrem Willen unterwerfen; aber nur der Feige und Schuldige entflieht!"

„Nun gut!" entgegnete die Tante unmuthig und finster, „du bist ja auch bald mündig!" sie betrachtete sein kleines Felleisen, das er auf einen Stuhl geworfen hatte: „Auf welche Art bist du hergekommen?"

Cecil erzählte, wie er unter fremdem Namen gereist, wie er sein Pferd in der Schenke gelassen, wie er sich in die Stadt geschlichen hatte; unwillkührlich aber, ohne Verdacht, wie von einem Instinkt geleitet, verschwieg er ihr seinen Besuch bei dem Advokaten.

Sie hörte ihn aufmerksam an, ging darauf einigemal in tiefen Gedanken schnell im Zimmer auf und nieder, und stand dann sichtbar erheitert vor ihn hin, mit der Frage: „hat dich hier im Hause Jemand gesehen?“ —

„Niemand!“

„Um so besser! man würde es auch höchst sonderbar finden, wenn man dich so hineinschleichen gesehen hätte; und noch mehr, wenn ich dich so hineingeschlichen den Hausleuten vorstellte. — Ich möchte dir daher einen Vorschlag thun; wenn du diese Nacht ganz heimlich hier bliebest, morgen ganz früh hinten durch den Garten hinaus wieder fortgingest, dein Pferd abholtest, und dann in der Dämmerung zurückkehrtest? allein nicht früher, aus zwei Gründen: erstens um die Blicke und das Gespräche der Stadt nicht früher als nothwendig auf dich zu ziehen; zweitens um recht im Freien dein und mein Betragen überlegen zu können; verstehst du mir das?“

„Recht gern, liebe Tante!“

„Wohl! Es läßt sich recht gut ausführen; besonders wenn du dich nicht fürchtest, in dem Schlafzimmer der Mutter auf dem Sopha die Nacht hinzubringen; von dort führt eine Thür gerade in den Garten. Ich will dir selbst recht früh das Frühstück bereiten, und so würdest du unbemerkt entschlüpfen können.“

„Ich bin es zufrieden. Sie hätten mir keinen theuerern Ort anweisen können.“

„Gut!“ fiel sie ihm rasch in die Rede, „ich will sogleich Alles in Ordnung bringen, und dafür sorgen, daß wir nicht überrascht werden.“

Sie ließ ihn allein, und verschloß die Thür von Außen. — Cecil warf einen scheuen Blick im Zimmer umher. Er konnte sich nicht erinnern, es früher betreten zu haben. — Er glaubte sich beinahe in eine Nonnenzelle versetzt, nur die dunkeln, altmodischen, ledernen Tapeten verriethen das Bürgerhaus; übrigens war alles darin nach Klosterart; ein kleines Bett, fast wie eine Kotterbank, ein Betstuhl, ein Tisch mit einem Crucifixe, sonst wenige Meubeln. —

Die Tante kam bald zurück, und setzte sich freundlich zu Cecil hin. Er dankte ihr für ihren Brief, den ersten und letzten, den sie ihm mit Victorin geschickt hatte, und für die reiche Börse, die dabei erfolgt. — Seine Absicht war zugleich, etwas Bestimmteres von dem Freunde und seinen Verhältnissen zu erfahren. —

Agatha sah ihn verwundert an: „Welche Börse! ach! der Unbesonnene! in der That, da hat er mir eine Wohlthat aufgebürdet, zu der ich mich nicht bekennen kann! — Hast du ihn lieb?“

„Sehr lieb! Theure Tante.“

„So bete für ihn, Cecil, denn wir werden

ihn schwerlich wiedersehen!“ Ein schwerer Seufzer entschlüpfte ihrem Busen.

Cecil seufzte auch; das Andenken an Victorin's liebevolles Schreiben erweichte sein Herz, allein auch kein Wort mehr von ihm war aus der Tante herauszubringen. — Als er in sie drang, wurde sie gleich ernst, und beeilte sich, ihm ein frugales Mahl vorzusetzen; dann begleitete sie ihn durch mehrere Zimmer, eine entferntere Treppe hinunter, in das Schlafgemach seiner Mutter, wo sie das Licht geflissentlich so hinstellte, daß es nicht durch die Ladenritze von dem ohnehin nicht besuchten Garten gesehen werden konnte, und entfernte sich eilig.

Jetzt erst wagte Cecil sich recht umzusehen. Er stand mitten in dem Heiligthume seiner Kindheit. Nach einer Abwesenheit von zwölf Jahren stellten sich alle die lieben Bilder auf's Neue vor seinen Sinn; auch die äußeren Gegenstände fand er alle wieder; Alles stand beinahe unverändert an seinem alten Platze. Aus sie, von der alle diese Erinnerungen, als warme Strahlen einer schöneren Sonne, ausgingen, sie, welche die Königin dieses fernen Traumreichs gewesen, fehlte allein, war durch einen unnatürlichen Tod diesen Wänden und ihm entrissen; und wie entweiht fühlte er selbst sich in dem Tempel seiner Unschulds-Welt. Er nahm das jugendliche Bild der Mutter rasch hervor, und betrachtete es mit Andacht und Thränen. Sie war

die Heilige, die er in diesem Raum, wo sie das Martyrleben durchlebt und den Martyrtod erlitten hatte, nur um Hülfe für die Schwester, und um Muth und Einsicht für sich anrufen konnte. — Der Mondschein drang hell durch die kleine Oeffnungen der Fensterladen hinein. Er löschte das Licht aus und riß die Laden auf.

Ein schwaches Silberlicht erhellte das Zimmer, und es war ihm, als vernähme er die Nähe der Geister; endlich warf er sich ermüdet auf das Bett, doch floh noch der Schlaf seine thränenwunden Augen. — Die Bilder seines Geschicks stellten sich vor seine Seele. — Auch Victorin trat ihm freundlich nahe; aber zugleich auch die Schwermuth, die eiserne Bestimmtheit, der starre Blick, womit er schon damals der Schwester ein unabwendbares Unglück ohne Rettung vorausgesagt hatte — sollte Victorin? .... sein gefälliges Aeußere, sein einschmeichelndes Wesen, selbst seine Aehnlichkeit mit dem geliebten Bruder, mußten ja die einsame Monica anziehen; — doch die Tante hatte ja ausdrücklich einen gemeinen Bedienten genannt; wie konnte auch Gift aus so reinen Händen kommen, blutige Gedanken in dem liebenden, mitleidswarmen Gemüthe entstehen? Ach sey denn die arme Schwester weniger rein, weniger liebreich und weich? Seine Vorstellungen verwirrten sich unter-

einander; und lockten endlich den Schlaf herbei, in welchem er folgenden Traum hatte:

Es war ihm, als befände er sich in demselben Zimmer, auf demselben Sopha, allein er wäre wach, und vor ihm stünde ein Tisch mit Acten und Dokumenten, die durchzulesen er eifrigst bemüht war; doch je mehr er las, je dunkler und verworrener wurden die Schriftzüge; da warf er sie endlich betrübt und unruhig weg, ergriff das Bild seiner Mutter und betrachtete es zärtlich; allein indem er es betrachtete, war es nicht das liebliche Antlitz mehr, das ihm sonst im Gluth der Jugend entgegenlächelte; die Züge wurden allmählich älter und schärfer, und erbleichten in seinen Händen; das Bild sah ihn ernst an, und erinnerte ihn täuschend an den Augenblick, da die Mutter ihm es überreichte, es war ihm, als vernähme er dieselbe Worte: traue was es dir sagt! Er sah bestürzt von dem Bilde auf — da stand seine Mutter jugendlich und mild, so wie früher in dem Bilde vor ihm; sie war aber ganz schwarz wie in Trauer gekleidet, blickte ihn freundlich an mit leuchtenden, strahlenden Augen, und deutete auf das Bild, das sie plötzlich in der Hand hielt, und den seinen, er wußte nicht wie, entschlüpft war. — Durch einen leisen Druck öffnete sie die Hinterseite der Einfassung, und zeigte ihm, daß diese noch ein Bild heimlich umschließe. Sie hielt es ihm

hin. — Es war Monica, ganz so wie er sie zum letztenmal gesehen hatte, und sie noch vor seiner Seele stand, jedoch festlich geschmückt in einfachen, schneeweißen Kleidern. Sie hielt die Hand fest an das Herz gedrückt, zwischen den Fingern sproß eine weiße Lilie hervor; auf dem Haupte trug sie einen Myrthenkranz. — Begierig wollte er nach dem Bilde greifen — es entfiel aber ihren Händen, und als er mit einem Angstgeschrei sich schnell darnach bücken wollte, erwachte er.

Der Mond war verschwunden; die ersten trüben Lichtstrahlen ließen ihn nur unsicher die Umrisse der Gegenstände im Zimmer erkennen; nur die Mutter war nicht mehr da. Er fand sich wieder von der freudenleeren, beängstigenden, schauderhaften Wirklichkeit umringt. So lebendig, wie in seinem Traum, war Monica noch nicht vor seine Seele getreten; er glaubte sie noch vor sich zu sehen; ach nur zu schmerzlich mahnte ihn der nüchterne Verstand daran, daß sie als Verbrecherin in einem finstern, feuchten Kerker seufzte, daß er sich selbst von den öden, giftbefleckten Wänden, worin die durchaus Allen unschädliche, schwächliche Mutter getödtet war, umschlossen fand. — Finster und unruhig sprang er von seinem Lager auf, warf sich schnell in die Kleider, und da es unterdessen immer heller geworden war, ergriff er seinen hier einzigen Trost, das Bild wieder.

Der Traum trat auf's Neue vor seine Seele. Es fiel ihm ein, die Hinterseite der Einfassung recht genau zu betrachten; sie bestand aus einer einzigen schlichten goldnen Platte, die er schon so oft besehen hatte; allein an dem Rande zog sich eine unscheinbare Ritze rings herum, die er zwar öfters bemerkt, aber für die Zusammenlöthung angesehen hatte; allein es war doch immer möglich, daß hiedurch ein geheimes Behältniß geöffnet werden konnte. Er nahm sein Federmesser hervor, und suchte damit die Ritze zu erweitern. Es gelang ihm; er sah nun deutlich, daß das Bild ganz wie der Deckel einer Dose eingerichtet war; nur mit Geduld und Vorsicht mußte jener ringsum von allen Seiten nach und nach gehoben werden. — Er war schon mit dieser Arbeit so weit fortgerückt, daß ihm der Anfang sicher schien, als er die Thür hinter sich knarren hörte. — Er verbarg unwillkührlich das Bild schnell in seinen Busen, und wandte sich um. Es war die Tante. Sie trug ein Kaffeegeschirr, worauf ein brennendes Licht stand. Sie sah ihn betroffen an, als sie die Fensterladen geöffnet fand.

„Ich konnte nicht länger schlafen," sagte er, „und brauchte den Tag, um mich anzukleiden."

„Unvorsichtiger!" sagte sie ernst und nicht ohne Aengstlichkeit, indem sie die Laden wieder sorgfältig zumachte. — „Zwar liegt das ganze Haus noch

im Schlafe, doch wie leicht könnte Eines erwachen. — Ich will mich selbst wieder niederlegen, damit das Stubenmädchen sich nicht über mein frühes Aufstehen verwundert."

Sie schloß die Gartenthür auf, gab ihm einen kleinen Schlüssel zur Hinterpforte des Gartens, die in das freie Feld führte, bezeichnete ihm einen Ort, wo er den Schlüssel hinlegen, dann die Thür hinter sich in's Schloß drücken; die Zimmerthüre dagegen fest anlehnen sollte, — dann bat sie ihn, recht eilig zu frühstücken, und goß selbst Kaffe in die Tasse, während dessen sie ihm rieth, sich, um kein Aufsehen zu erregen, nicht lange in jener Schenke aufzuhalten, sondern lieber recht weit in der Gegend herumzustreifen, damit das ermüdete Pferd, wenn er in der Dämmerung ankäme, eine lange Tagereise anzukündigen scheine; dann drückte sie seine Hand auf baldiges Wiedersehen. Er küßte die ihrige mit Ehrfurcht und Liebe. Ach! sie war ja auch die einzige Verwandte, der er vertrauen konnte, die ihm schon so viele Beweise der Liebe und der Zuneigung, obgleich auf eine befremdende Art, gegeben hatte. — Sie verließ ihn, und schloß im Hinausgehen die Thür von Außen ab.

Es war noch sehr frühe. — Das wieder Zuschließen der Laden und das einzelne Licht in dem dunkeln Zimmer erregten die Gefühle der Nacht wieder in seinem Busen, und stellte ihm den Traum

wieder lebhaft vor die Augen, er glaubte die Rede der Mutter fühlbarer zu vernehmen; es drang ihn ängstlich, den Aufschluß nicht zu verschieben. — Er konnte nicht umhin, das Bild schnell wieder hervorzuziehen, um die mehr als halb ausgeführte Arbeit zu vollenden. — An das Frühstück dachte er gar nicht; nur noch eine kleine Mühe, und die Einfassung war geöffnet.

Kein Bild war darin, aber ein weißes eng zusammengelegtes Blatt fiel heraus; er ergriff es mit stark klopfendem Herzen, öffnete und las:

„Geliebter Sohn! Ich flehe zu Gott, daß „er dir eingeben möge, dieß Blatt zu finden „und zu lesen, wenn es noch Zeit ist. Ein „unglückliches Verhängniß, das mein ahnendes „Gefühl nicht deutlich enthüllen kann, bedroht „unser Haus. Traue der Tante Agatha nicht! „Sey fleißig, vollende deine Studien, und „kehre bald als Mann zurück; bald und als „Mann! damit du deiner armen Schwester „den Frühling wieder geben kannst, dem sie „schon entrissen ist, und dem man sie gern auf „immer entreißen möchte. Ach! vielleicht bedarf deine arme Mutter selbst thätige Hülfe, „vielleicht sogar dein verblendeter Vater! Vertraue deiner zärtlichen Mutter, die um ihrer „Kinder willen noch nicht den Muth zu athmen verliert. Glaube mir, ich bin nicht ge-

„mördskrank; noch nicht! ich fühle es aber,
„meine Sinne werden täglich schwächer; ich
„kann es noch werden, wenn kein Retter er-
„scheint. — Ich komme mir wie ein dem Tode
„geweihtes Opfer vor, vielleicht bin ich es —
„auch du, wir Alle! denn unser größter Feind
„lebt in unserer Mitte, und hält uns, wie
„durch bösen Zauber, in ihrer Gewalt gefan-
„gen. — Auch dich will sie uns entreißen. —
„Ich darf, ich kann dich nicht sprechen, meine
„Briefe werden aufgerissen — selbst mein Ver-
„such mit dir zu reden ward vereitelt — nur
„durch ein halbes Wunder wird es mir gelin-
„gen, dir dieß Blatt unbemerkt zuzustecken zu
„können; und ach! du liebst sie ja schon! —
„Traue nicht der Tante und ihren erheuchel-
„ten Liebkosungen, glaube nur an diese Zeilen,
„glaube an das Wort deiner unschuldigen, wahr-
„haften und leidenden Mutter.

„Veronica S**."

Cecil stand farblos, wie aus den Wolken ge-
fallen. „Ich meine frühere dunkle Ahnung!"
lispelte er schwer. „Verruchter, verlorner Sohn!
du hast deine Mutter gemordet, die gute, liebliche,
ärztliche Mutter! und ich — hier hat sie für mich
gebetet, hier habe ich sie dem Mord preisgegeben —
hinweg, hinweg' zu ihrer Rache!"

Er ergriff wie betäubt sein Felleisen. Da sprang der Pudel wedelnd an ihm hinauf, und zog ihn gegen den Tisch hin. —

„Du bist durstig, armes Thier! auch ich habe noch nichts genossen.“ — Er nahm die Tasse: „wenn es auch Gift wäre,“ fiel ihm plötzlich ein; „wenigstens mag ich nichts mehr aus ihren Händen; jedoch“ — Er war in einem undeutlichen Streit mit sich begriffen, worin es ihm nicht klar war, ob er sich des doch unwürdigen Argwohns schämte, oder ob der Wunsch, einen Versuch zu machen, dunkel in seiner Seele lag — genug, er stellte die noch unberührte, von der Tante zubereitete Tasse vor den treuen Pudel hin, der sie augenblicklich begierig austrank. —

Dann löschte er schnell das Licht aus, und begab sich, die Vorschriften der Tante gewissenhaft befolgend, eiligst auf den Weg. Er warf nur einen Blick auf das Haus zurück, wo Alles, so wie die ganze kleine Stadt, noch in tiefer Ruhe zu liegen schien.

Weit schneller, als auf seiner Herwanderung kam er nach der bewußten Schenke zurück. — Er verlangte ein Zimmer für sich, indem er vorgab, daß er zu schreiben hätte, und schloß sich in der kleinen oberen Stube ein, die ihm angewiesen wurde. Hier las er mehrmals die einzige Nachlassenschaft seiner Mutter durch. Alles zeigte sich nun

vor ihm in einem ganz andern, jedoch nicht erfreulicheren Lichte; doch waren ihm noch alle Vorstellungen verworren, keine klar. — Er vertiefte sich in einen Gedanken-Abgrund, wo es ihm immer dunkler wurde; zugleich aber empfand er einen nie gekannten Muth in seiner Brust. Er fühlte sich nicht abhängig mehr, er war auf einmal frei und mündig geworden. Selbst der Traum hatte ihn zuversichtlicher gemacht. Monica's, nur unter dem Hauch der Tante leichtbefleckte Unschuld, stellte sich nun siegend vor ihn hin. — Der Schutz, den er ihr unsicher aus Antrieb des Herzens versprochen hatte, stand nun bewaffnet, deutlich in seinem Sinn; er bedurfte keines Obern mehr, der seine Schritte leiten und bestimmen sollte, er brauchte nur einen treuen Freund, um sich mit ihm zu berathen. — Als sein erstes auflohderndes Feuer etwas verraucht war, und er das Schreiben der Mutter ruhiger erwägen konnte, verhehlte er sich nicht, daß jene Zeilen mehr Argwohn, Furcht und Ahnungen aussprächen, als auf eigentliche Thatsachen deuteten. Sie durften ihn nur mißtrauisch, nur aufmerksam machen; unbedingt wollte er der Tante nicht mehr vertrauen, im Gegentheil, er wollte sich verstellen, versuchen, sie in den eigenen Schlingen zu fangen.

Unter diesen Betrachtungen war es ungefähr Mittag geworden, als er auf einmal durch das

immer zunehmende Winseln seines Pudels aufmerksam wurde, der sich hinter den Ofen verkrochen hatte. Er eilte zu dem treuen Thier hin, und fand es in Convulsionen. — Erschrocken sprang er hinunter, um Wasser zu holen. — Als er zurück kam, war es verschieden.

Cecil stand stumm vor Entsetzen. — „Also doch Gift!" sagte er in sich. „Treues Thier! du hast für deinen Herrn gebüßt! O Mutter! Mutter! so mußtest du nach deinem Tode den undankbaren Sohn erretten, dessen Leichtsinn dein Leben verrieth!"

Er warf sich verzweiflungsvoll in einen Sessel, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; doch bald kehrte Besonnenheit in seine Seele zurück. Es war ihm als hätte sein Leben auf einmal Bedeutung und Wichtigkeit erhalten, als wäre er mehr als je berufen der Rächer seines Hauses, der Erretter der Schwester zu werden. Victorins Worte, seine Warnungen fielen ihm wieder ein, die Börse, wovon die Tante nichts wissen wollte. Wenn sie die Verleumdungen die ihn betrafen, alle ins Geheim geleitet hätte? Ja! jetzt hatte sie ihn ja ermorden wollen, jetzt da er auftrat um die Schwester zu vertheidigen. — Ein schändlicher Betrug lag klar vor seinen Blicken; kehre als Mann zurück, hatte die Mutter ihm zugerufen; er fühlte nun, daß er es sey, und nahm sich rasch zusammen.

Er ging hinunter, bestellte sogleich einen Wagen, seines Hundes wegen, der krank geworden sey, sagte er; bezahlte das Essen, das er nicht genießen konnte; trug selbst den Hund ungesehen und behutsam hinunter, und fuhr schnell, ohne die Dämmerung abzuwarten, nach der Stadt.

Er stieg in dem einzigen Wirthshause ab, ließ sich ein Zimmer geben, trug den Pudel wieder behutsam hinauf, schloß ab, und eilte zu dem Advokaten Treves, in dessen Zimmer er unangemeldet trat.

„Schon da, und so stürmisch?“ rief dieser ihm entgegen. „Was bringt Sie hierher vor der abgeredeten Zeit?“

„Ich bringe ein Licht in der Sache, ein entsetzliches, doch zugleich errettendes. — Kennen Sie die Handschrift meiner Mutter?“

„Es sind Papiere von ihrer Hand da; Rechnungen und alte Briefe, ja! ich kann mich ihrer Handschrift wohl besinnen!“

„So lesen Sie!“ Er legte ihm das Blatt vor, und erzählte dem immer mehr und mehr erstaunenden Freund Alles, Alles! Und nun, was thun wir nun zuerst?“ fragte Cecil.

Der Advokat bemerkte mit Freude seine ruhige, muthvolle Besonnenheit; allein auch er war unentschlossen. Es wurde ingeheim nach dem alten Arzt geschickt, und alle drei begaben sich in das Wirths-

haus. Hier wurde, so heimlich, wie möglich die Section des Pudels vorgenommen. Es ergab sich sogleich, daß er vergiftet war. —

„Glücklicherweise," wandte der Advokat die Rede gegen Cecil, nachdem dieser Umstand genügend besprochen war — „glücklicherweise begleitete ich selbst Sie zu dem Vaterhause, sah in einiger Entfernung Sie hinein gehen, und bin also eben so materiell wie moralisch überzeugt, daß hier keine Erdichtung statt findet; darum bitte ich Sie, ganz ruhig abzuwarten, was ich sogleich in dieser Sache vornehmen werde." — Er theilte Cecil sein Vorhaben mit, der es zweckmäßig fand, und begab sich alsdann in Begleitung des Arztes zu dem Gerichtsherrn, dem die Polizeigeschäfte oblägen.

In der Dämmerung trat er mit diesem in das Zimmer der Tante Agatha. Sie kam ihnen unbefangen entgegen.

„Ich komme," sagte der Advokat, „eigentlich nur, um Ihrem Neffen meinen Gegenbesuch zu machen."

„Sie sah ihn verwundert an. „Ich verstehe Sie nicht."

„Ist denn Ihr Neffe nicht hier? Bei seiner Ankunft gestern kam er zuerst zu mir, weil er mich als den Vertheidiger seiner Schwester, dem Namen nach schon kannte. Er will sich nicht gern öffentlich zeigen, darum versprach ich ihm hieher zu kommen.

Es ist nöthig befunden, ihm einige gerichtliche Fragen vorzulegen, und deßwegen begleitet mich dieser Herr."

Die Tante erbleichte und schien auf einen Augenblick aus der Fassung zu kommen.

„Sie scheinen verlegen zu werden!" sagte der Gerichtsherr voreilig.

„Nein! aber ich erschrecke; denn ich habe meinen Neffen nicht hier gesehn, und ohne mein Wissen kann er sich doch schwerlich hier im Hause aufhalten!"

„Ich selbst habe ihn bis an die Hausthür begleitet," entgegnete Dreves, „und habe ihn hineintreten gesehn!"

„Ich weiß von nichts! wir können ihn freilich bald erwarten; denn die Obrigkeit hat ihn ja her beschieden und auch ich. — Uebrigens sind wir noch im Dunkeln, wir weiß, ob wir nicht Alle uns in in der Mitte von unbekannten Feinden befinden, die noch nicht müde sind, Unheil über dieß unglückliche Haus zu bringen. — Haben Sie auch die Person, die Sie hierher begleitet haben wollen, in der That für meinen Neffen erkannt? Kann sie sich nicht wieder herausgeschlichen haben, oder mit Jemand in Verhältnissen stehen, der auf meinen Verrath sinne." —

Der Gerichtsherr sah den Advokaten zweifelhaft an.

„Das Letzte," erwiederte dieser, mag wohl

der Fall seyn; denn ich habe Ihren Neffen erkannt, der diese Nacht hier in dem Schlafzimmer seiner Mutter zugebracht, dem Sie diesen Morgen selbst Kaffe zubereitet haben, der krank wieder hierher zurückgekommen, und so eben unter Convulsionen verschieden ist, nachdem er zuvor in Gegenwart der Zeugen erklärt hat, daß er heute nichts anders genossen, als was Sie ihm gereicht haben."

Sie erblaßte und sank ohnmächtig in einen Stuhl zurück; beide suchten ihr ohne Säum beizustehen; endlich schlug sie die Augen wieder auf: „todt!" rief sie, „ist's möglich? und auf mir muß ein so schändlicher Verdacht haften. Ich wußte es ja, daß ich mitten unter Verräthern bin. — Hätte ich ihn doch noch vor seinem Tode sprechen können. Es würde mir doch ein Licht gegeben haben, und er nicht mit einer Unwahrheit auf den Lippen in's Grab gegangen seyn."

„Oh! sprechen können Sie ihn noch!" rief der Gerichtsherr herausplatzend, der seinen Unwillen nicht länger bezwingen konnte; „die Vorsicht ließ ihn der Gefahr entrinnen, nur sein Pudel ist an dem ihm bestimmten Trank gestorben. Selbst wird er sich nicht scheuen, seine Aussage in Ihrer Gegenwart zu wiederholen!"

Ihre Augen funkelten, was sie eigentlich ausdrückten, war zweifelhaft. „Es wäre kein Wunder," nahm sie das Wort wieder, „wenn ich den

Schmerzen meines Inneren unterläge, mich so verkannt zu sehen. Ich habe den Jüngling mütterlich, konnte ich sagen, geliebt. Wenigstens hat er mir die zärtlichsten, die dankerfülltesten Briefe, worin er mir dieß bezeugt, geschrieben, die ich alle noch aufweisen kann. Nennen Sie mir einen größern Schmerz als den, eine theure, geschätzte Person in einen unversöhnlichen Feind umgewandelt zu sehen; denn entweder ist er getäuscht, oder er sucht zu täuschen; in beiden Fällen muß er mich hassen. Es gilt kein Zurücktreten mehr. — Er oder ich muß fallen! Gott mag es lenken! Meine Herren! um so weg zu gehen, sind sie gewiß nicht gekommen."

„Ich kann es nicht leugnen," gab der Advokat zur Antwort, „es spricht so viel gegen Sie, daß wir Sie dem Verhafte nicht entziehen können. Sie müssen uns folgen."

„Ich bescheide mich! allein da doch der junge Mensch, Gottlob zu meinem Besten, lebt und sich in gesundem Zustande befindet, muß sich doch wohl das Gericht auch für seine Anwesenheit verbürgen, denn es läßt sich doch immer denken, und ich möchte es fast behaupten, daß der Hund geflissentlich vergiftet ist, um mir diese That aufzubürden. Sie wissen selbst, wie viel von dem ruchlosen Wandel des Neffen gesprochen worden ist, und auch daß eben ich immer seine Vertheidigung übernommen habe." —

„Allerdings, Mamsell! und ich verbürge mich für das Dableiben des jungen Mannes!“ nahm Dreves rasch das Wort! „auch wird das Gericht sich für's erste damit begnügen, daß Sie nicht Ihre Zimmer verlassen, und daß alle Ihre entbehrlichen Sachen und Papiere in Verwahrung genommen werden.“

Mit diesem Verfahren schien die Tante zwar nicht zufrieden, deshalb der Gerichtsherr darauf bestand, daß die Sachen in ein anderes Zimmer gebracht, und dieses versiegelt werden sollte, sie drang darauf, daß die Behältnisse wenigstens auch mit ihrem Siegel versehen würden, damit sie nur in ihrer Gegenwart geöffnet werden möchten. Dieß wurde zugestanden, und zwei Gerichtsdiener bekamen bei der Zimmerthür Wache. Allein nachdem Cecil sich noch den nämlichen Abend einem Verhör unterworfen hatte, nachdem die Handschrift der Mutter mit dem vorgelegten Blatte verglichen und beide übereinstimmend gefunden waren; nachdem die Wirthsleute von der Schenke den folgenden Morgen Cecil's Aussagen bestätigt, und die Papiere des Vaters diesem vorgelegt worden, und er verschiedene Forderungen an sich für unecht erklärt hatte, wurde die Tante sogleich in ein sicheres, doch anständiges Stadtgefängniß gebracht; nachdem vorher ihre Chatulle auf Befehl des Gerichts geöffnet worden, und man darin ein bedeutendes Kapi-

tal sowohl in Gold als in Papieren vorgefunden hatte, worüber sie wenigstens augenblicklich keine Auskunft geben zu wollen geneigt schien. Uebrigens fand man in diesem Behältniß fast gar keine Papiere vor, allein dagegen so viele Fächer und geheime Räume, daß es nach dem genauesten Durchsehen doch immer zweifelhaft blieb, ob auch alle aufgefunden wären. — Mamsell Agatha ließ sich ohne Widerrede in's Gefängniß führen; sie bestand nur darauf, ihr Crucifix mitnehmen zu dürfen, welches ihr auch bewilligt wurde.

Cecil sehnte sich, wie begreiflich, nach einer vertrauten Unterredung mit dem Advokaten. — Er theilte ihm seine vielen Vermuthungen mit, die doch alle keinen festen Grund hatten. Er hoffte, daß der Verhaft der Tante einen günstigen Einfluß auf das Geständniß der armen Schwester haben würde; er eröffnete dem Freunde, was die erste ihm, Monica betreffend, anvertraut hatte; erklärte aber auch zugleich, daß er jetzt Alles für Verläumdung halten müsse; dagegen gestand er offen, daß seine Vermuthung wegen des Verführers der Schwester schon früher auf den Vetter Victorin gefallen sey.

„Die meine auch," fiel Dreves ihm in die Rede; doch beruht sie nur auf seinem längern Aufenthalte in dem Hause; eben darum kam ich Ihnen bei dem ersten Anblick so freundlich entgegen, weil Victorin's Erscheinung mir sehr

willkommen seyn mußte. Er meinte auch, daß Cecil persönlich versuchen sollte, der Schwester Vertrauen zu gewinnen; allein da sie äußerst schwach sey, und ihre Niederkunft bald zu erwarten stünde, wäre es durchaus nöthig, sie auf seinen Besuch vorzubereiten. Cecil selbst wünschte nichts sehnlicheres als Monica zu sehen, obgleich er bei dem Gedanken schauderte, sie in einem Kerker als Verbrecherin zu finden. Es wurde zugleich ausgemacht, daß er bis weiter in dem Wirthshaus bleiben sollte, da er sich nicht dazu bequemen konnte, das väterliche Haus mehr zu betreten.

Den andern Tag sollte Cecil Monica sehen. Bis an die Thür des Kerkers behielt er seine Fassung, allein da war es auch um sie geschehen. Er kam erst wieder zur vollen Besinnung, als er das bleiche, abgezehrte Mädchen in seinen Armen hielt, als ihre brennenden, trocknen Lippen, auf die er seinen Mund drückte, ihm verkündeten, daß ein theures, lebendes Wesen an seinem Herzen lag —

„Susse Muth! du Theure!“ rief er, „jetzt ist dein geborner Beschützer da!“

„Zu spät, zu spät! ach! warum bist du nicht früher gekommen? schon vor Jahren hoffte ich jeden Morgen, daß der Tag dich bringen würde, und jeden Abend hoffte ich auf die Nacht.“

„Mache mir keine Vorwürfe, ein feindliches

Geschick hat gewaltet! doch jetzt, weißt du, daß unser schlimmster Feind entwaffnet ist? die Tante. —"

„Ich weiß es!" sagte Monica leise, die Augen nur auf den Boden geheftet. — Ihre Blicke konnten den seinigen nicht begegnen; wenn sich auch die ihrigen zuweilen zu ihm erhoben, bebte sie plötzlich zurück, wandte sie schnell weg, oder bedeckte sie mit den Händen.

„Sie hat auch mir nach dem Leben gestrebt! vermag ihre Verhaftung, ihre unabwendbare Strafe nicht deine Zunge zu lösen?"

Sie schüttelte schweigend den Kopf.

„Hast du keinen Verdacht auf sie, Monica? hat sie nicht unsere Mutter getödtet?"

„Ich habe sie getödtet!" rief sie unter hervorquellenden Thränen.

„Nein! Nein! mein Herz und dein Blick, dein ganzes Wesen sprechen dich frei! Du hast nur zu gutmüthig durch dieß schändliche Geständniß dich von einem andern loskaufen wollen. Das ist vergebens! in meinem Herzen ruht dein Geheimniß; ich muß dich vom Tode, von der Schande retten!"

„Keines von beiden vermagst du;" sprach sie finster und leise, „vernichte nicht meine theuer erkaufte Ruhe. — Glaube mir, ich habe den besseren Theil gewählt! Du kannst mein Geheimniß nicht hören."

„Doch, doch! soll ich dir den Vater deines Kindes nennen? — Victorin!“

„Gott! welche Vermuthung! Hast du ihn gesehen?“

„Ja, ich kenne und liebe ihn.“

„Nicht wahr, das wußte ich wohl! erzähle von ihm, was hat er dir gesagt?“

„Ich will dich nicht täuschen: nichts! allein sein Blick, seine Theilnahme! — Er ist höchst unglücklich, und damals ahnete er gewiß nicht, was jetzt geschehen!“ —

„Bist du glücklich?“

„Nein!“

„Weißt du, wer er ist?“

„unser Verwandter!“

„O! hat denn dir seine Aehnlichkeit mit dir nicht mehr gesagt? Unser Bruder ist er, und du wunderst dich noch über sein Unglück?“

Nun erblaßte Cecil. — „Also er doch nicht?“ nahm er betroffen wieder das Wort, den Blick fest auf sie geheftet. „Ich wiederholte ihm meinen Schwur, dich von dem Kloster zu erretten, dann wandte er bitter ein, daß dein Geschick unabwendbar sey. Was habt ihr für Geheimnisse?“

„Er kannte mein Geschick.“

„Auch den Tod der Eltern voraus?“ rief Cecil mit Schaudern!

„Nein! ach hätte ich das ahnen können! Ich

meinte nur das Geſchick meines Lebens; ob ich gezwungen, in dem Kerker oder im Kloſter enden würde; welches iſt das Beſſere? oder im freiwilligen Tode — das iſt das Beſte!"

„Freiwilligen, durch eine falſche Ausſage, heißt Selbſtmord!"

„O! Gott!" erhub ſie jetzt betheuernd die Stimme, „ich habe meine Eltern gemordet!"

„Monica! liebe Schweſter! die Tante hat dir das Gift eingeflößt, ohne dein Wiſſen." —

„Ich habe nicht das Gift von der Tante."

„Wüßteſt du, wie viel Verdacht, und unter welchen Verhältniſſen, ſie gegen ſich erregt hat, du dürfteſt nicht einmal großmüthig ſeyn! Deine Großmuth iſt mein Verderben; ich habe ſie angeklagt, und muß meine Ausſage beweiſen. Es liegt dir ob, mir Alles zu ſagen, was dazu dienen kann, ſie zu entlarven."

„Du haſt nicht wohlgethan? ihr Verderben kann nicht meine Leiden, an welchen ſie unſchuldig iſt, nicht die Leiden der guten Mutter erſetzen; und hat die leibliche Schweſter geduldig gelitten, müſſen ihre Kinder ſchweigen."

„Monica! war die Mutter nicht geiſtesſchwach?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Ich wußte es ſchon, daß ſie es nicht war. O Schweſter! rette, rette! Die Mutter ſelbſt hat mich aufgefordert, dich nur zu retten. Wer hat

die solche unselige Gedanken eingeflößt? Die Kinder sind da, um die Eltern zu rächen?"

„Keine Rache, Bruder! oder — über mich komme sie. Ich bin eine unnatürlichere Verbrecherin als die Tante. — Gott straft die Vergehungen der Eltern an den Kindern! Laß ihm die Rache, Bruder! und laß mich sterben, damit ich dem unschuldigen Wesen, das ich noch nicht gesehen habe, und doch liebe, ein besseres Geschick durch meine Strafe erkaufen kann. Sorge du für das, was noch nicht geboren ist; dann will ich deine Gegenwart segnen, und dich. — Nur um ihm einen Versorger zu geben, wollte ich damals zu dir flehn."

So war der Erfolg dieser und mehrerer Unterredungen mit der Unglücklichen. Cecil kam nie weiter. Es ward ihm eben so, wie seinem Freunde Dreves, ihrem Vertheidiger, mehr als deutlich, daß sie unmöglich die Mörderin seyn könne. Ein neues Räthsel, obgleich kein unwahrscheinliches, hatte sie ihnen aufgegeben, indem sie Cecil Victorin als seinen Bruder kennen gelehrt hatte. — Doch sie, er und der Advokat, hatten keinen weitern Gebrauch von dieser Entdeckung machen, weil Cecil der Schwester über diesen Punkt das tiefste Schweigen hatte versprechen müssen, auch sahen sie nicht ein, wozu dieser Umstand in der Sache dienen könnte. Monica wußte auch nicht

viel mehr, Victorin hatte ihr in einer vertrauten Stunde diese Mittheilung gemacht, daß er der Sohn ihres Vaters, vor dessen Ehe mit ihrer Mutter sey; denn er sey nach seinem Berichte drei Jahre älter als Cecil. — Die Ursache seines Aufenthalts in dem Vaterhause, so wie die seiner Abreise, waren der Schwester auch nicht bekannt geworden.

Die Untersuchung, die Tante betreffend, hatte keinen bessern Erfolg. Sie blieb unerschütterlich dabei, daß sie Cecil schlechterdings nicht gesehen, berief sich auf das Hausgesinde, das die Gegenwart einer Fremden durchaus gemerkt haben müßte, erklärte, daß sie es recht gut einsehe, daß es auf ihr Vermögen abgesehen sey, gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es nöthig sey, ja daß sie sogar auch das Gericht dazu auffordere, Cecil's Verhältnisse genau zu untersuchen, indem sie an Monica's Flucht zu ihm erinnerte. Uebrigens spielte sie die Unwissende, Ruhige, Unschuldige. Nur auf die Anfrage, woher jene bedeutende Summen in ihre Hände gekommen, und ob sie ihr Eigenthum wären, gab sie eine Auskunft, die ganz mit Monica's vorigen Mittheilungen stimmte. Ihr Schwager habe im Laufe des letzten Jahres, vor seinem Tode, einen jungen Menschen aus Frankreich kommen lassen, den er ihr als seinen ältesten, jedoch unehelichen Sohn vorgestellt, obgleich ohne die

Mutter zu nennen; er habe ihr weiter anvertraut, daß dieses Verhältniß sein Gemüth sehr schwer drücke, und um dieß zu beruhigen, habe er sich entschlossen, jenem durch sie das Kapital zustellen zu lassen, welches um so billiger sey, da er ihm seinen Namen nicht hinterlassen könne, und er ohnehin dem jüngern Sohn weit mehr, theils baar ausbezahlt, theils zur Tilgung seiner Schulden verwendet habe; die Tochter brauche nicht viel, weil sie doch von ihrer frühesten Kindheit zum Kloster bestimmt, und das nöthige Kapital dazu schon längst gerichtlich niedergelegt sey. Die Tante fügte hinzu: daß ihr Schwager geglaubt hatte, durch diese Bestimmung der Tochter den Himmel zu versöhnen, den er durch sein Betragen gegen Victorins Mutter beleidigt zu haben meinte. — Auf die Frage, wo dieser Sohn sey? erklärte sie, daß er nach Amerika gegangen wäre; die Ursache wisse sie nicht, blos daß seine Abreise bald nach einer geheimen und heftigen Unterredung mit dem Vater erfolgt wäre, und erst nach dieser Zeit, und zwar kurz vor seinem Tode, hätte ihr der Schwager nach dem ihm geleisteten Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit, die gefundenen Summen übergeben. Von den ihr vorgelegten Papieren, die nicht unterschrieben und doch bezahlten Schulden Betrag betreffend, gestand sie, daß diese, so wie alle andere Briefe, nach alter Gewohnheit, zwar durch

ihre Hände gegangen wären, weil sie alle solche Briefe eröffnen und verlesen müssen; — der Schwager dagegen selbst das Uebrige besorgt habe. Sie vergaß auch nicht hinzuzufügen, daß sie, nachdem Victorin vor seiner Abreise von G*** sie aufmerksam gemacht, selbst angefangen habe zu ahnen, daß hier Betrug mit im Spiele seyn müsse. Kurz, sie wußte alle Fragen so bestimmt und einfach zu beantworten, daß man nicht allein nicht weiter in der Sache fortrückte, sondern die Criminal-Richter begannen selbst in dem Glauben an der Schuld der Tante zu schwanken, und nicht undeutlich äußerten, daß ihr doch wohl zu viel geschehen sey. — Ja der Advokat Dreves, der die entgegengesetzte Ueberzeugung in sich nährte, hatte sein ganzes Ansehen nöthig, um zu verhindern, daß nicht Cecil, ihrer Anspielungen zu Folge, auch verhaftet wurde.

Wirklich schien auch Monica's Geständniß, ihr beharrliches Schweigen über viele Punkte, Cecils Mangel an Beweisen in der Hauptsache, sein übler Ruf, — die bekannte ihm erwiesene Wohlthätigkeit der Tante und ihre unerschütterliche Ruhe gegen ihn zu zeugen; die Sache zögerte so sehr; Mamsell Agatha fing schon an, sich lauter und kühner über die Leichtgläubigkeit des Gerichts zu beklagen, und der Advokat Dreves konnte sich nicht verhehlen, daß, sobald Monica's Niederkunft,

die täglich erwartet wurde, vorüber war, ihm nicht viel mehr übrig blieb, als die Akten an das Appellations-Gericht in der Residenz zu senden, die Unglückliche so viel möglich der Gnade des Regenten zu empfehlen, und darauf bedacht zu seyn, wie er Cecil aus der zweiten Sache mit der Tante herausheifen könnte. — Er hoffte beweisen zu können, daß Monica's Schuld, statt erwiesen zu seyn, vielmehr sehr zweifelhaft, daß ihr Geständniß nur eine Folge der tiefsten Schwermuth und des Lebens-Ueberdrusses war; ein Zustand, der zu sehr an Geistesschwäche grenzet, daß er meinte, ihr dadurch das Leben retten zu können. Er hielt es für seine Pflicht, ihr dieses traurige Geschenk zu erkämpfen.

Cecil dagegen, in seiner festen Ueberzeugung und in jugendlicher Zuversicht, zumal da ihm der Advokat seine Furcht verbarg, verzweifelte nicht an dem Erfolg. — Dreves unterließ auch keinen Versuch, die Tante zu fangen; sie schien überhaupt gar keine Mitschuldige zu haben; und darauf, so meinte er, gründete sich die Sicherheit und Ruhe, womit sie, zu beider größtem Erstaunen, seine Gegenwart ertrug und seine Beschuldigungen anhörte. — Da schlug die Vorsehung sich zum zweitenmal in's Mittel.

Als Cecil eines Abends von seinem Freunde Dreves zu dem Wirthshause heimkehrte, bemerkte er den Wirth vor der Hausthür im heftigen Wort-

wechsel mit einem Fremden, der ein Zimmer begehrte, der Wirth verweigerte ihm die Aufnahme, weil er gar keine Sachen mit sich führte und zu Fuß kam; und redete ihn obendrein in einem Ton an, der genügend zu erkennen gab, daß das Aeußere des Fremden nicht sehr empfehlend seyn mußte. Im Hereintreten warf Cecil die Augen auf den Fußgänger, der gerade in der ganzen Helle des Laternenscheins stand. — Wie ward ihm zu Muthe, als aus einer sehr schlechten Hülle die eigenen Züge ihm entgegenstarrten. — „Victorin!“ rief er fast außer sich, und ergriff den Fremden bei der Hand.

Dieser fuhr erschrocken zurück, sah ihn an, und stürzte dem Bruder erstaunt in die Arme. Es kostete nur Cecil ein paar Worte, und sogleich wurde dem Reisenden ein Zimmer neben dem seinen angewiesen. Mit tiefem Mitleid und Erstaunen betrachtete er den geliebten, erst kürzlich erkannten Bruder, der erschöpft in einen Stuhl sank, und kein Wort hervorbringen konnte. Sein Kleid war abgenutzt, mit Staub und Schmutz bedeckt, die Fußbedeckung schlecht, fast zerrissen. Seine eingefallene, abgehärmten Züge, sein schwerer Knotenstock verrieth mehr einen Räuber, als den zierlichen, anmuthsvollen Franzosen. Cecil stand stumm, tief erschüttert vor ihm. —

„Lebt sie noch?“ stammelte er endlich mit einem unsteten wilden Blick. —

„Monica?“

Victorin nickte.

„Fasse dich, Victorin! Ich hoffe noch sie zu retten!“

„Gut! allein doch im Kerker; angeklagt, ihre Eltern ermordet zu haben. — Man erzählt sogar, sie habe die Mordthat eingestanden!“

„So ist es!“

„So ist es! — Sie! die engelreine Seele, einen Mord begangen haben! und das glaubt man ihren Worten! Ich begreife, ich fühle es, wozu Verzweiflung bringen kann; allein darf man auf das Wort einer Wahnsinnigen bauen? und man hat keine andere Beweise — keine?“

„Leider einen, der bei den Herren der Justiz allerdings Verdacht erregen muß, man hat Gift bei ihr gefunden.“

„Gift!“ rief Victorin, und sprang wild auf, „Gift! und das ist alles!“ —

„Alles!“ —

„So bin ich der Mörder ja! denn das Gift hat sie von mir!“

Cecil sah ihn erstaunt an. — „Woher sie es bekommen, hat sie nie gestehen wollen.“

„Und dazu hat die gute Tante Coelestina geschwiegen?“

„Die gute Tante Coelestina," erwiederte Cecil kalt, „sitzt verhaftet, weil sie mich hat vergiften wollen!"

„Dich! dich!" rief Victorin mit funkelnden Augen.

„Nur ruhig, du sollst Alles erfahren."

„Oh!" sagte Victorin, mit dem Blick gen Himmel und gefalteten Händen, „beweisest du mir nur, daß dieß Weib ein Teufel ist, daß sie gelogen — doch nein, du strafst meine Hoffnung Lügen!" Er bedeckte in Verzweiflung sein Gesicht mit beiden Händen.

„Beweise fehlen mir freilich; allein die Ueberzeugung nicht! Fasse dich, Victorin! du brauchst Ruhe; und vor Allem ist Besonnenheit nöthig — darum sollst du nun ruhen. — Morgen wollen wir, was wir wissen und fühlen, austauschen." —

Nur mit Mühe fand er sich darin; doch hatte er sich kaum in's Bett geworfen, als seine Müdigkeit und Erschöpfung die Unruhe der Seele überwand. Er schlief fest ein. Cecil besorgte noch in aller Eile einen vollständigen Anzug, den er vor das Bette hinlegte.

Victorin schlief noch, als Cecil den folgenden Morgen in sein Zimmer trat; doch stand dieser kaum vor seinem Bette, als er erwachte. Er reichte Cecil die Hand, und sah ihn halb lächelnd mit wilden Blicken an.

„Ich habe einen entsetzlichen Traum, und doch einen schönen gehabt," begann er, und erhob die Stimme immer mehr. — „Es träumte mir, daß ich die Tante Coelestine auf einem Scheiterhaufen sähe; das Feuer versengte zwar meinen Körper ein wenig mit, allein es wurde mir leicht um's Herz. — Wagst du mir den Traum nicht wahrhaft zu deuten, so verhehle mir wenigstens die Wahrheit nicht? Cecil! Großer Gott! zu welcher Stunde sehen wir uns wieder?"

„Woher kommst du? Was hat dich bisher getrieben? und in solchem Zustand?"

„Mein gepreßtes Gewissen!" Er versank in tiefes Nachdenken. Cecil wollte reden, er legte ihm schnell die Hand auf den Mund, und rief: „Schweig! ich will dir zuvor alles, alles beichten. Ihr sollt mich ganz kennen lernen, und aus meinem Munde freiwillig alles vernehmen, damit man nachher nicht sagen kann, daß ich meine Aussage nach den Umständen einrichte."

„Ich bin in dem Hause eines würdigen Predigers erzogen. Er nannte mich Victorin de l'Orbe. Von meiner zartesten Jugend an hörte ich, daß meine Eltern früh gestorben, und meine nächsten Verwandten nach Deutschland gezogen wären, und daß ein bestimmtes Jahrgeld von einem Kaufmann in Marseille für mich ausbezahlt würde. Ich genoß eine recht gute Erziehung, hatte den vollen Ge-

brauch einer anständigen Freiheit; nur wurde ich, nach dem Befehl meiner Verwandten, hieß es, strenge dazu angehalten, die deutsche Sprache zu erlernen; auch ward es mir verweigert Kriegsdienste zu nehmen, wozu eine jugendliche Neigung, von der Lage meines Vaterlandes aufgeregt, mich immer antrieb. Ungern nur wählte ich eine andere Bestimmung. Mein Pflegevater war längst todt; der Banquier in Marseille nannte mir endlich, nach meinen häufigen Fragen nach meinen Verwandten, dein Haus, und namentlich die Tante Cecilie, die mir mit der Zeit die nöthige Aufklärung geben würde. Ich erinnerte mich, sie in meiner Kindheit gesehen zu haben, als sie noch Nonne eines späterhin aufgehobenen Klosters ohnweit meines Dorfes war." —

„Ich schrieb ihr, denn ich wollte mich einer gewissen Zukunft versichern. Nach einiger Zeit wurde ich von ihr eingeladen, mich hieher zu begeben. Das nöthige Reisegeld wurde mir zugestellt; ich legte meine eigene kleine Baarschaft dazu, und reiste ab. Bei meiner geräuschlosen Ankunft, denn ich war in diesem Wirthshause abgestiegen, kam die Tante mir ernst, jedoch gefällig, entgegen. Sie machte mich vorläufig mit dem Inneren des Hauses und den Verhältnissen der Bewohner bekannt, und stellte mich der Familie als einen Verwandten vor."

„Der Vater nahm mich liebreich auf, doch wurde er im Laufe der Monate, wo ich mich in seinem Hause befand, immer finsterer, und in sich selbst versunkener; seine stille, fast stumme Mutter setzte mir eine feine Kälte entgegen, die, wie mir Monica später betheuerte, nur ihren Grund im Mistrauen hatte, aber nie aus einem Herzen kam, das Niemanden übel wollte."

„So lebte ich eine Zeitlang in Unthätigkeit, ohne über Vergangenheit noch Zukunft irgend eine Aufklärung zu erhalten. Die Tante, ihrer Kälte und Strenge ungeachtet, äußerte etwas so Sorgfältiges, so immer Gleiches, so höchst Gerechtes in ihrem Benehmen, daß ich mich geneigt fühlte, ihr meine ganze Hochachtung und Zuneigung zu schenken. Doch wich sie immer meinen Fragen aus. — Was soll ich hier im Hause? — Leben und Liebe gewinnen! — zu welchem Zweck? — zu dem größten! — Und dieser ist? — Glück und Gerechtigkeit! u. s. w. Ich würde mich schwerlich damit begnügt haben, hätte ich nicht befürchtet, durch den Drang der Fragen meinen Aufenthalt zu verkürzen. Die sanfte, unschuldige Monica, ihre düstere Bestimmung, die mir gleich mitgetheilt wurde, ihr reines, kindliches Vertrauen, hielten schon mein Herz in Liebesbanden gefangen. Ich konnte frei mit ihr umgehen, sie etwas allein sehen; ob die Tante nun dieß geschehen ließ, um

mir eine Zerstreuung in dem unheimlichen Hause zu gönnen, oder vielleicht, um meine Blicke von andern Gegenständen abzulenken, weiß ich noch nicht. Sie wiederholte mir nur täglich Monica's unwiderrufliches Geschick. Es ist seit dem Augenblick ihrer Geburt, war ihr ewiges Refrain, der bestimmte Wille des Vaters, und zugleich eine traurige Nothwendigkeit. Für mich waren diese wiederholten Erinnerungen eben so viele Ermahnungen, das schüchterne Opfer seinem Schicksale zu entziehen. — Auf mich hoffte sie Anfangs nur wenig, aber dich lernte ich bald als ihren Beschützer, wie sie dich nannte, ihren geliebten Bruder, lieben. Die Tante hatte schon früher meine Aufmerksamkeit auf dich gezogen. Du schienst ihr werth zu seyn, allein deine ungeheure Verschwendung, die vielen Schuldforderungen, die bei dem Vater einliefen, der Leichtsinn, womit du die Zeit durchbrachtest, das alles kränkte sie tief. Täglich ergoß sie sich darüber in den schmerzlichsten Ausdrücken. — Es wurde mir klar, — verzeihe mir Cecil! — daß Monica von dir nur wenig zu erwarten hatte. Ich beschloß die Geliebte zu retten, aber wie! Meine leisesten Anspielungen darauf fanden keinen Anklang bei der Tante. Monica, welcher die Mutter ein Mißtrauen gegen die Base eingeflößt hatte, das ich nicht theilen konnte, wollte durchaus nicht gestatten, daß ich ihr mein Vorha-

den entdeckte; ihre Gründe verschwieg sie mir. Es ist ein schöner Zug des lieblichen Geschlechts, daß sie von Niemanden Böses reden kann, selbst die Schwächen ihrer Angehörigen scheinen ihr heilig zu seyn; nur gegen sich selbst ist sie strenge. Ich hatte wohl gemerkt, daß ich, was meine eigene Person betraf, auf die Tante wirken könnte, doch nie wenn von einer andern die Rede war. — Die geistesschwache Mutter wurde nie gefragt; der starrsinnige Vater war, ohne es selbst recht zu fühlen, durchaus von der Tante abhängig; — diese stand ruhig und gelassen, unabhängig von jedem da, und beherrschte sie alle; nur der Gedanke an mein Geschick schien eine Gewalt über sie zu üben, die ich mit ihrer kalten, selten auch gegen mich nachgelassenen Strenge nicht reimen konnte. „Nur meine Anwaltschaft an dich habe ich aus der Welt mitgenommen," sagte sie mehr als einmal zu mir; „ich habe deiner Mutter an ihrem Todbette geschworen, für das Lebensglück meiner zu kämpfen, das ihr ein böses Verhängniß nahm." Und so suchte ich von ihrer Gewissenhaftigkeit zu erhalten, was ihr kaltes Herz mir nicht gestatten wollte. Ach! das meine loderte nur um so heißer empor. Monica mußte die Meine seyn; denn, das fühlte ich in meinem Innern, sollte mir kein Sterblicher sie entreißen; waren unsre Schicksale erst verbunden, mußten sich Vater und Tante wohl fügen. Das theure Mädchen war

mein, ehe sie es selbst wußte. — Ihr Uebelbefinden sagte mir zuerst, und ich ihr, daß sie Mutter sey! — Unterbrich mich nicht, Cecil, ich bin dem Ausgang nahe! — Sie erblaßte und ich jauchzte stolz, meiner selbst und aller Folgen gewiß wähnte ich — fröhlich theilte ich der Tante mit, daß Monica meine Frau sey. — Ein Wort aus ihrem Munde zerschmetterte meine geträumte Glückseligkeit." —

„Sie erschrak, sah mich schweigend mit durchbohrenden Blicken an, und sagte finster: „„Ich will nicht hoffen, Unsinniger! Monica ist deine Schwester!""

„Ich stand erstarrt vor Entsetzen!"

„„Ist es wahr?"" flüsterte sie besonnen und gleich wieder gelassen, und ergriff mich bei den bebenden Händen: „„leise, leise!""

„Monica," stotterte ich hervor, „ist meine Frau vor Gott, und Mutter!" —

„Sie starrte nachdenkend auf den Boden; und ich — ich Thor — glaubte in dem Augenblicke, daß kein größeres Vergehen noch mein Gewissen belasten könne."

„„Nur nicht den Muth verloren,"" sagte sie leise, und winkte mir zu gehen. Ich floh in die Einsamkeit; es war Nacht in meiner Seele; endlich erkämpfte mein Nachsinnen sich einen Schimmer von Licht; zu einem Verbrechen, sagte ich zu mir selbst, gehört Bewußtseyn und Erkenntniß desselben. — Die Natur hat mich nicht zurückgestoßen,

gegen sie kann ich mich nicht vergangen haben. Meine Schuld liegt in der eigenen Meinung, und in der der Welt, vermag die eigne Ueberzeugung von der Reinheit meiner Gesinnungen nur die erste zu beschwichtigen, und mein Verstand vorzubauen, daß die zweite die Sache nicht erfahre, dann sehe ich einen Hafen; daß nur Monica unsre Verwandtschaft nie erfahre, des Mädchen zartes Gewissen würde unterliegen, wo der freiere Geist des Mannes sich kühn an die Nothwendigkeit schließt; nur durch Flucht und ewige Verschwiegenheit vermag ich sie, uns beide, unser bürgerliches Daseyn zu retten."

„Gefaßt trat ich wieder vor die Tante, sie blickte mich ernst und finster an; ich entwickelte ihr gelassen meine Ansichten."

„Sie schüttelte den Kopf. „„Romanenheld!"" sagte sie bitter. Nach langem, ängstlichen Schweigen fuhr sie fort: „„Der Vater kennt dich, seine Frau ahnet wer du bist — eine Flucht würde beide tödten: und ich — ich weiß euer Geheimniß, deine verruchte Absicht — darfst du mich, die geweihte Tochter der Religion, zur Verzweiflung bringen? dürfte ich schweigen, und euch in der Sünde fortleben lassen? Unmöglich! Und würdest du selbst glücklich seyn, Unsinniger, wenn die Leidenschaft verraucht ist, und der Frevel entblößt und schwer auf dem ausgebrannten Herzen liegt, und es mit

Grauen und Ekel füllt, wird Gram dich, wenn du schweigst, verzehren, und wenn du sprichst, dein Weib tödten. — Darum wähle Vergessenheit, und nicht Verzweiflung!""

„Wie meinen Sie?" sprach ich, leichter athmend."

„„Verschwiegenheit!"" sagte sie ernst, „„und dann Tod statt Flucht. Laß die Frucht der verbrecherischen Liebe das einzige Opfer seyn. Erbleiche nicht! wurde ich dir einen Vorschlag thun, der ein Verbrechen ist? Ich theile ja diese That! Wie selbstzufrieden mit deinen verständigen Schlüssen trateſt du zu mir ein, und bebſt zurück vor dem noch verständigern, vor dem einfacheren und nächſten, weil dich die Leidenschaft blind macht. — Wird der Vater des Mordes beschuldiget, der in der Seelenangſt dem Geburtshelfer zuruft: denke nicht an das Kind, rette nur die Mutter! — Hier iſt mehr als ein Leben, mehr als das Leben zu retten: dein Glück, die Ehre und Zukunft einer ganzen Familie!""

„Ich hörte ſie tiefſinnend an; die Furien der Angſt traten frohlockend und leiſe wieder aus meinem Herzen, um ſpäter um ſo gewiſſer ſich darin zu theilen. Die Tante beſiegte meinen Abſcheu; ich mußte eine Reiſe machen, um mir ein Mittel zu verſchaffen, das, vorſichtig angewendet, die beabſichtigte Wirkung hervorbringen ſollte. Schwei-

gend gab ich der Tante das Pulver. Sie hatte versprechen müssen, Monica selbst zu überreden; mit einem bangen Gefühl, doch nur ihretwegen, ging ich auf mein Zimmer; die Ueberredungen der klugen, frommen Frau hatten mein Herz zum Schweigen gebracht. Den nächsten Morgen trat sie zu mir ein. „„Monica ist in dem Garten,““ sagte sie, „„geh hinunter, hier ist das Pülverchen; ich habe es besser überlegt, nur die Liebe kann in solchem Streit Sieger werden; nenne mich nicht, doch kann es nicht anders seyn, dann sage ihr alles.““

„Ich fand, daß sie Recht hatte, und ging — o mein Gott! mit welchen Gefühlen! Cecil, erspare mir die Wiederholung einer Unterredung, woran der bloße Gedanke mich zur Verzweiflung bringt. — Ich mußte ihr alles sagen. — Wie kann ich den Zustand der reinen Seele beschreiben, die sich plötzlich von nie geahnetem Verbrechen ohne Rettung befleckt befand. — Es gelang mir nur sehr mühsam, einige Klarheit in den Nebel ihrer Gedanken zu bringen. Unsere nothwendige ewige Trennung, und ihr Klostergelübde lagen einander nur zu nahe, daß sie nicht zum erstenmale mit Trost und Hoffnung diesen Hafen hätte erblicken sollen. „„Nun ist mein Geschick mir erst klar geworden,““ sagte sie dumpf, „„aber — o Victorin! konntest du meine Seligkeit verrathen!““ —

Noch das Gefühl der Schande, die ich erwartete, die Furcht nicht einmal, in das jetzt erwünschte Kloster aufgenommen zu werden; meine Vorstellungen von den Wirkungen einer Entdeckung auf den Vater, auf die Mutter, die Tante, machte sie endlich gefühllos für das Entsetzliche, das ihr zugemuthet wurde. — Ohne Thränen, ohne Worte, stumm wie das Grab, faßte ihre Hand das unselige Pulver, indem sie mit der andern mir zu gehen winkte." —

„Ich mußte gehorchen; erschüttert, ohne Trost, trat ich wieder vor die Tante." —

„„Bist du gefaßt?"" redete sie mich an. „„Fasse dich!"" sie zog mich mit in das Cabinet des Vaters. „„Er muß sogleich verreisen,"" sagte sie zu dem schon vorbereiteten Alten; „„erkenne und segne ihn."" Bestürzt, verwirrt sank ich zu seinen Füßen, kaum vermochte ich das Wort „Vater!" hervorzustammeln."

„„Mein besserer, verkannter Sohn!"" seufzte er schwach, „„reise glücklich und mit meinem Segen; was ich für dich thun kann, soll geschehen.""

„O Vater!" rief ich, „sage mir" — ich weiß selbst nicht was ich fragen wollte; er fiel mir schnell in die Rede: „„Die Tante wird dir alles sagen. Lebe wohl!"" Er küßte mich mit thränenden Augen." —

„Die Tante zog mich wieder mit aus dem Zim-

mer. „„Du mußt reisen, und gleich,““ nahm sie das Wort, „„alles ist bereit; ich will deine Sachen packen; einen Abschied von Monica auf immer. Jetzt wird das Kloster ihr doch eine Wohlthat seyn!““

„Ich wollte Einwendungen machen; herrisch, als fühlte sie, daß ich jetzt ganz in ihrer Gewalt sey, jedoch freundlich, fuhr sie jetzt rasch fort: „„Gehorche, Victorin, und wisse, daß ich nur mit deinem Glücke beschäftigt bin. Gehe nach G * *, suche deinen Bruder kennen zu lernen: die Nachrichten von ihm werden immer unangenehmer. — Sorge, daß er nicht ganz das Vermögen durchbringe, das dir, als dem ältesten Sohn dieses Hauses, gehört — bald hat er mehr als sein väterliches Erbe verschwendet. — Es ist Zeit, daß der Vater aus seinen Drohungen, ihn zu enterben, endlich Ernst mache. Lasse dich nicht von ihm täuschen, traue nicht seinem einschmeichelnden Wesen; vergesse auch nie, daß er der Feind deines Glückes ist; beobachte ihn genau, und verstehe meine Winke — und jetzt gehe zur Monica!““ —

„Ich merkte nur wenig auf ihre Worte, mein Herz und meine Seele waren schon längst bei der Armen, die ich auf immer verlassen sollte. — Wie ich sie fand, was wir sprachen, auf welche Art ich sie verließ — es stehet alles dunkel und verworren vor meiner Seele. Allein voll dieses Vorge-

fühlte war ich noch vorher auf mein Zimmer geeilt, da schrieb ich ihr, was ich nicht aussprechen konnte; ich bot alles auf, um ihr den Muth einzuflößen, den ich selbst nicht in meiner Seele fand. Ich beschwor sie, ihr Leben zu schonen, und empfahl ihr Vorsicht. — Bei ihr selbst hatte ich kaum Worte; die Tante riß mich aus ihren Armen."

Erst auf dem Weg nach G•• kehrte meine Besonnenheit zurück. Ach! die Nothwendigkeit dieses Schritts wurde mir nur zu klar; nun da ich einmal fort war, segnete ich die freundliche Gewalt der Tante; in meiner Seele nannte ich sie meine, unsere Retterin. Ich hatte sie angefleht, Monica's mütterliche Trösterin zu seyn; ich zweifelte nicht daran, daß sie Wort halten würde; aber ach! wie oft brachte doch ein Gedanke an die Arme meine ganze Verzweiflung zurück. — Ich durfte nicht mehr hinter mich sehen, und sah mit Anstrengung vorwärts; also G•• war meine Bestimmung, bis die Tante es anders beschloß, und dort sollte ich — so kam es mir vor — zum erstenmal in meinem Leben den Spion machen; lag dieses nicht deutlich in den letzten Anspielungen der Tante; es klang fast, als wünschte sie, ich solle den Bruder noch tiefer verwickeln; sie hatte schon früher in solchem Ton gesprochen. — Zum erstenmale stutzte ich — da wußte mich der Zufall wenige Meilen von G•• mit einem ziemlich genauen Bekannten von dir,

mein Cecil, in dem Reisewagen zusammen führen; ich verhehlte gar nicht, welche Meinung man mir von dir aufgedrungen hatte; der junge Mann war nicht einmal dein Freund, doch billig genug, um thätig und sonnenhell zu beweisen, daß die Verläumdungen deiner Heimath hier in deiner Nähe einstimmig als boshafte Lügen erkannt werden würden. Das schöne Feuer, womit er der Sache eines unschuldig Gekränkten das Wort redete, den er nicht einmal sonderlich lieb hatte, bewies seine Liebe zur Wahrheit, ja, mußte mich beschämen und erwärmen für den Bruder, an den mich das Herz jetzt doppelt hinzog. — Es war mir nun ein Bedürfniß geworden, dich zu lieben, deine Verhältnisse zu dem Vaterhause zu ergründen. — Ich kam an, fragte sogleich deine Wohnung aus, und eilte ohne Verzug dahin. — Da tratst du heraus, ohne mich zu bemerken, und gingst nur langsam vorüber. Ich erschrak vor meinen eigenen Zügen; ich glaubte Monica's Verderber vor mir zu sehn. — Doch faßte ich mich schnell und folgte dir nach. — Du wirst unsere immer herzlichere Unterredung nicht vergessen haben. — Wie schnell wurdest du mir theuer und lieb. — Schon bevor ich dich sah, hatte ich beschlossen, nicht in deine gesetzlichen Rechte einzugreifen, nur deine Liebe wollte ich gewinnen. Darum brachte ich sogleich die Börse mit, welche die Tante vater meine Sachen gelegt hatte, mir

sagte ein dunkles Gefühl, daß sie eigentlich dir gehöre. — Ich hatte noch meine kleine Baarschaft aus Frankreich unberührt liegend, und kaum war ich des aufgedrungenen unrechtmäßigen Geldes los, als ich mich freier fühlte, und der schnell aber billig aufsteigende Argwohn gegen die Tante in Beziehung auf dich, mich mit Anmuth von ihr losriß. — Du, das fühlte ich lebhaft, würdest gewiß Monica's Beschützer seyn, wenn sie noch einen brauchen sollte. — Ich durfte sie nicht mehr sehen; — ich wagte nicht einmal, mich dir zu erkennen zu geben. — Ich fühlte, es würde unter solchen Verhältnissen immer etwas fremdes zwischen uns bleiben, das uns wieder trennen mußte. — Was sollte ich in einem Lande, wo ich die heiligsten Gefühle bezwingen mußte, wo nur gesetzwidrige, entehrende Bande mich noch zurückhielten. — Dies alles fuhr undeutlich durch meine Seele, und noch bevor wir uns trennten, war meine Flucht fast entschieden. In der Einsamkeit, da der Gesichtspunkt, von welchem meine Betrachtungen früher ausgingen, nämlich von den Ansichten der Tante — nun einmal verrückt war, trat ihr Benehmen mir immer verdächtiger vor die Seele. Gott! hätte sie auch mich getäuscht? — wäre ich nicht Monica's Bruder — doch die Worte des Vaters, deine sprechenden Züge — was konnte, weiß auch ihre Absicht seyn — ach! die haben wir noch nicht ergründet. —

Ach! Cecil! wäre ich nur Monica's Bruder nicht!" —

„Ich mußte mich solcher Verworrenheit selbst entziehen. — Ich schrieb der Tante sogleich, ohne doch den Muth zu haben, meinen Verdacht durchschimmern zu lassen, meinen Entschluß, nach Amerika zu gehen, und du fandest mich schon nicht mehr. Gott sey es gedankt, mein Vorhaben ward nicht ausgeführt."

„So wie der Geier sich in immer kleineren Kreisen um den Gegenstand seiner Begierde schwingt, so irrte ich Anfangs von Stadt zu Stadt, in den äußersten Theilen von Deutschland herum, dem ich gern entfliehen wollte, und es doch nicht verlassen konnte; immer näherte ich mich mehr und mehr gegen meinen Willen dem Zauberpunkte meiner Gedanken. — Ich wußte — eine Stimme in meinem Innern rief mir es zu — den Ausgang von Monica's Geschick erwarten. Dann wollte ich das Vaterland verlassen, wieder froh werden, arbeiten, verdienen; jetzt konnte ich es nicht; obgleich mein Geld, das ich nicht sparte, beinahe ganz hingeschwolzen war."

„Da las ich einmal die Anzeige des Mordes in der Zeitung. Ein dunkles Vorgefühl des noch schrecklichern fuhr kalt durch meine Adern. Ein Fieberfrost ergriff mich. — Ich fand meine Besonnenheit auf dem Krankenbette wieder. — Ungeduld

und Seelenangst verschlimmerten meinen Zustand; und als ich mich endlich insofern hergestellt fühlte, daß ich wieder ausgehen konnte, war ich fast ein Bettler; mein Geld war alles; die Wirthsleute hatten meine Kleider versetzt; doch verlor ich den Muth nicht, ich wollte heim. — Es gelang mir, ohne mich zu verrathen, Nachforschungen anzustellen. — Monica's Verhaftung, ihr Geständniß drang auf's Neue mit zerstörender Gewalt durch mein Gebein. — Und jetzt, wieder zur Besinnung gekommen, nach monatlangem Kampf zwischen der zerrütteten Natur und dem festen Willen, mit Kräften, die nur von der Verzweiflung erborgt, kommt dein Bruder, Cecil! aus einem Armenhospital, um hier als Verbrecher zu sterben."

Cecil küßte ihn in seine Arme. „Mein theurer Bruder!" sagte er, „den soll in dir mein Herz immer erkennen; also auch dich hatte das schändliche Weib zu ihrem Opfer ausersehen! jetzt hoffe ich mehr als je, die Schwester zu retten; vieles wird mir nun klar; — allein du — du darfst nicht als Verbrecher" —

„Schweig!" rief Victorin; „ich will sein was ich bin, — geboren in Schande, will ich in Schande sterben. Gieb mir Kleider, damit ich vor das Gericht treten kann."

Fast vergebens strebte Cecil ihn zu beruhigen, als Dreves, nach dem schon längst geschickt war, in

das Zimmer tret? Der Anblick des fremden Mannes, des Anwaltes der Unglücklichen, seine Besonnenheit und sein Ansehen wirkten beruhigend auf Victorin, der versprechen mußte, sich in seine Ansicht zu fügen. Sie berathschlagten ruhig mit einander, und schieden.

Dreves, mit einem frohlockenden Gefühl, das er kaum verbergen konnte, begab sich, von Cecil begleitet, in Monica's Kerker.

Der Advokat wollte sprechen, er konnte nicht; weinend fiel er ihr um den Hals. Cecil sank fast zu ihren Füßen.

Sie betrachtete erschrocken beide.

„Wir wissen alles!“ rief Cecil! „alles, was dein zartes Gefühl mit dir in das Grab nehmen wollte. Unser Bruder Victorin ist hier!“

„Liebes, gutes, nur zu edelmüthiges Kind,“ stammelte Dreves, „verhehlen Sie uns jetzt nichts mehr, wir können doch alles errathen; das Gift haben Sie von ihm! Sie haben nicht die Mutter vergiftet?“

„Doch, doch,“ seufzte Monica finster.

„Theure Schwester! jetzt gilt es nicht dich allein, auch den armen Victorin! willst du seinen Tod nicht, dann verzichte auch nicht auf dein Leben. — Wenn du in deinem Vorhaben beharrst, stellt er sich selbst noch heute vor das Gericht. — Wir können ihn nicht abhalten.“

„Ich habe die Eltern ermordet!“ nahm Monica mit Thränen das Wort; „wenn sie auch diesen Tag erlebt hätten, würde denn nicht der Anblick von der Frucht der blutschänderischen Umarmung ihrer Tochter sie noch schrecklicher getödtet haben. Die gütige Vorsehung wollte mir durch ein fremdes schnelles Verbrechen die Sünde ersparen, aber nicht die Strafe, darum verhängte sie über mich diese verdiente Anklage. — Ich werde so gerecht und ruhig sterben. — Es ist Gottes Finger! Bei mir wurde ein solches Werkzeug gefunden, durch welches die Mutter starb.“

„Gottes Finger!“ rief Dreves, „Strafe statt Belohnung! Nein Kind! zu einem ganz andern Zwecke haben Sie das Pülverchen empfangen, das können Sie nicht leugnen; aber sie widerstanden der Versuchung und geriethen so in das Unglück.“

„Ich habe es genommen, weil ich nichts anders zu thun wußte; ich konnte den unglücklichen Verblendeten nicht widerlegen; ich habe aber keinen Augenblick geschwankt; ich habe mich dessen nie bedienen wollen. Cecil, bitte Victoria, daß er mir verzeihe. — Ich konnte es nicht, und ich hoffe, daß ich ihm auch dadurch eine Last vom Herzen genommen habe. Sage ihm, daß sein Name nie über meine Lippen gekommen sey; daß er selbst erst jetzt meine Zunge gelöset, und daß ich das Geständniß, wodurch ich ruhig geworden bin, nicht früher aus-

gesprochen habe, als ich überzeugt war, er könne nicht in mein Geschick hineingezogen werden; von dem Augenblick dieser Ueberzeugung war ich einig mit mir selbst und entschlossen."

„Und woher hattest du diese?" rief Dreves, „jetzt Kind dürfen wir alles wissen."

„Bringen sie nur Victorin wieder fort, und ich will Ihnen alles sagen: ich kann ihn jetzt nicht mehr verrathen. Man hatte mich so plötzlich, so gewaltsam durchgesucht. — Ich fürchtete, man würde alles, alles in meinem kleinen Zimmer durchstören, was gewiß auch geschehen ist. Nun besaß ich ein einziges Billet von Victorin, worin er mir auf immer Lebewohl gesagt hatte, und zugleich des unseeligen Pülverchens erwähnt. — Ach! und doch war das Billet mir so theuer, so theuer — wo sollte ich es aber aufbewahren; — kaum meine Sachen, selbst meine Kleider, meine nächtliche Ruhe waren nicht vor der Tante sicher, wenigstens nährte ich diese Furcht; — da begrub ich jenes tief, tief in die Erde eines Blumentopfes mit einer Myrthe, die mir so lieb war; man hatte mir einst erzählt, daß die Bräute sich mit solcher schmückten; — jeden Morgen las ich verstohlen mein Billet, und versteckte es dann wieder in den Topf. Als nun die Eltern begraben waren, und ich ganz allein blieb bei der Tante, die mir Grauen einflößte, fiel es mir plötzlich ein, daß ich den Postwagen vorbei

fahren sahe, daß ich doch noch einen Beschützer auf der Welt habe; auch besaß ich eine kleine Börse mit Geld, das mir die Mutter nach und nach zugesteckt, und die ich auch irgendwo verborgen hatte. Ich entschloß mich sogleich, mich auf den Postwagen zu setzen; ich wollte Cecil alles entdecken, hier sahe ich nur Schande und Tod vor mir. Ich warf behutsam meinen Mantel um, und entfloh unbemerkt aus dem Hause; ach! in der Angst vergaß ich Victorin's Billet. Bald aber wurde ich eingeholt, und kam nie wieder auf mein Zimmer. — Der Gedanke an meinen Blumentopf machte mir in der Einsamkeit die größte Quaal, und ich versprach mir es selbst in meiner Seele, wenn ich täglich mit Fragen über meinen Verführer, wie sie sagten, gequält wurde, daß ich das größte Verbrechen, dessen ich mich schuldig fühle, nämlich des gewiß erfolgten Todes meiner Eltern, eingestehen wolle, wenn es nur mir gelingen möchte, allen Verdacht von Victorin zu entfernen. — Da brachte mir der gute, großmüthige Arzt den Blumentopf. — Ich konnte es kaum abwarten, bis ich allein war, um ihn zu untersuchen, — allein durch meine ungeschickte, ängstliche Eile fiel der Topf mit dem Baum herunter und beide zerbrachen; doch Gott sey gelobt, das Billet war noch da, ich zernichtete es sogleich; — die zerbrochene Zweige, aus deren Grün ich immer geglaubt hatte, mir eine Brautkrone zu

flechten, lagen nun abgerissen vor mir; da wurde es mir um so klarer, daß ich die Braut des Grabes sey. — Ich sprach mein Geständniß gelassen aus, und flocht in Geheim meinen Brautkranz." —

Alle schwiegen bewegt; endlich fragte der Advokat, dessen Scharfsinn kein Wort entgangen war: „Ein Grauen flößte die Tante Ihnen schon ein?"

„Habe ich das gesagt," erwiederte Monica betroffen.

„O verschweige nichts? theure Schwester!" rief Cecil! „sie hat mich einer falschen Anklage geziehen; willst du, daß auch ich als ein Opfer ihrer Bosheit fallen soll, wenn sie nicht entlarvt wird. — Sage, hast du auch Argwohn gegen sie gehegt?" —

„Es ist Ihre Pflicht, Kind!" fügte der Advokat hinzu, „gegen Ihren Bruder, gegen Gott und den Staat!"

„Meine arme Mutter hat sie schon längst in Verdacht gehabt. — Sie war nicht geistesschwach, nur krank, abgemattet, leidend; in den letzten Jahren wollte sie nichts genießen, was ich ihr nicht zubereitet hatte. Sie wußte wohl warum; den letzten Abend vor ihrem Tode, wie ich ihr das Essen zubereitete, rief die Tante mich plötzlich weg. Auch ich dachte an nichts Böses und gehorchte; denn es war ein so unverdächtiges Essen, später

ist es mir eingefallen, daß sie gewiß das Salzfaß umgewechselt hat, denn" —

„Um Gotteswillen Kind! und Sie haben geschwiegen?"

„Ich wollte keinen Verwandten, keinen Menschen angeben. Ich konnte mich ja auch geirrt haben. Gott gehört die Rache, und die Strafe bleibt nicht aus. Ich sehe es an mir. Ach! ihr Tod konnte doch die arme Mutter nicht erwecken."

Sie verließen das geduldige Opfer nach den zärtlichsten Liebkosungen; dem Advokaten rollten Freudenthränen von den Wangen herab. Sie begaben sich wieder zu Victorin. Ihr Bericht erleichterte seinen beängstigenden Zustand in eben dem Verhältnisse, wie die Sache ein widerrechtliches Ansehen in Bezug auf ihn gewann. Der Advokat sann darauf, ihren Aussagen eine Wendung zu geben, die seinen Antheil weniger gehässig machen konnte. Victorin verwarf dieß Anerbieten mit Stolz, im Gegentheil sollten seine Berichte und Ansichten dazu dienen, die Sache immer klarer zu entwickeln. — Ein Umstand machte ihn noch stutzig, nämlich das Gift, welches bei Monica gefunden war. — „Warum aber," fragte er, „ist dieß Pülverchen nicht genau untersucht: es konnte keinen erwachsenen Menschen tödten."

„Es ist Arsenik!" erwiederte Drevet.

„Ich möchte es doch sehen!"

Es wurde bald herbeigeschafft. Victorin erkannte sogleich den Umschlag, allein das ganz weiße Pulver war nicht dasselbe; er erinnerte an den Umstand, daß die Tante es eine Nacht in ihrer Verwahrung gehabt hätte. — Alle drei standen erstarrt über die Bosheit des Weibes.

„O!“ rief Victorin auf einmal laut aufjauchzend, „wie furchtbar hat sie uns alle, auch mich — vielleicht selbst den Vater getäuscht, wenn unsere Aehnlichkeit nur ein Spiel der Natur, und Monika nicht meine Schwester wäre.“

Die Freunde schlugen die Augen zu Boden. „Nun denn, bei dem allmächtigen Gott!“ fuhr er ergrimmt fort, „ich will sie entlarven, — keine Rücksichten auf mich, ich sage es Euch, — die Schande, die ich mit der Schwester theile, ist mein Stolz.“

Nach längerer Berathschlagung, worin Victorin der Klüger war, trat der Advokat vor das Criminal-Gericht, und legte diesem alle Verhältnisse vor. Alle schauderten vor der entkleideten Wahrheit. — Allein auf welche Art sollte das scheue, kluge Weib zum gesetzlichen Geständniß gebracht werden. — Nur durch Ueberraschung sey es möglich, meinte der Advokat. Ihre Unthaten alle, die man schon kannte, sollten ihr vorgelegt werden. — Selbst wollte er gegen sie auftreten. Geist auch als Kläger an seiner Seite. — Ihre Beisitzer

sollten den Anschein haben, als gingen sie nur aus den Berichten der Geschwister, und den angestellten Untersuchungen des Advokaten hervor; dann erst, wenn die kalte Besonnenheit der gewesenen Klosterfrau ihre Bemühungen zu vereiteln drohete, solle Victorin als Zeuge plötzlich hervortreten; denn Dreves setzte ganz richtig voraus, daß sie sich hinter seine Abwesenheit, indem sie ihn in Amerika glaubte, verstecken wolle.

Und also geschah es. Victorin mußte sich in der Nähe aufhalten, so daß er alles anhören, allein nicht gesehen werden konnte.

Im schwarzen Anzug, mit einer weißen klösterlichen Stirnbinde, ernst, kalt und gefaßt, trat sie in den Saal. Ihr blasses Antlitz war ruhig, ihr großes, schwarzes, brennendes Auge durchbohrte jeden Gegenstand, dem es begegnete. — Finster und starr hörte sie alles an. Kein äußeres Zeichen, kein Blatt Papier zeugte gegen sie. — Das in dem Bilde gefundene Schreiben der Schwester hörte sie, wie es schien, mit unterdrücktem Gefühl, fast unwillig an. Die Verwechslung des Salzfasses; Victorins Meinung, von einer früheren Verfolgung der beiden Geschwister, welche er in G** Cecil mitgetheilt haben sollte; der Versuch, Cecil zu vergiften, nichts wurde vergessen.

Sie leugnete alles. — Der Plan zu meinem Verderben ist gut angelegt. Also von der Mutter,

die ich mit liebender Sorgfalt pflegte, ist die Feindschaft auf die Kinder vererbt — und für mich reden nur die ehrerbietigen liebevollen Briefe, die mir Victorin und Cecil selbst geschrieben haben. Der Erste hat mein Thun und Wirken in der spätern Zeit gesehen. — Er könnte für mich zeugen, allein er ist fern. — Jedoch — was habe ich zu fürchten. Gott wacht! Er spricht zu Euch durch meine Ruhe. — Nur zwei Kläger stehen mir gegenüber, wovon der eine ein junger Mann ist, den der Vater ohne meine Fürbitte schon längst enterbt hätte, welches der Anwalt selbst bezeugen muß, und die andere eine sich selbst widersprechende Verbrecherin, die jetzt die schon eingestandene Frevelthat auf mich zu wälzen sucht — zwei undankbare Geschwister, beide meine Feinde! — Ihre Worte können mich nicht verurtheilen, und Zeugen können gegen mich nicht auftreten."

Alle verstummten. Da trat Victorin herein, vor Erbitterung und Abscheu noch bleicher und von furchtbarerem Aussehen als zuvor.

„Doch, doch teuflisches Weib!" — preßte er mit Anstrengung hervor, „denn ich bin hier! auch mich hast du vergiftet; zwar nicht den zerrütteten Körper, sondern die bessere Seele! Statt das unwillkührliche Verbrechen durch den Trost und die Kraft der Religion, in deren Kleid und deren Heiligenschein du dich hüllest, zu lindern und zu ver-

sühnen, hast du mit verführerischen, herzlosen Ueberredungen das erschrockene Gemüth irre geführt, die Gefühle des Vaters und der Natur verbannt, und durch dein gespendetes Gift die liebevollsten Empfindungen in höllische Reue umgewandelt; und nicht damit zufrieden, mich zum Mörder meines Kindes zu machen, gabst du Gift, damit der Tod der unglücklichen Mutter auch auf meinem Gewissen haften sollte; doch — ja! Gott wacht! ihre siegende Tugend, die nicht einen Augenblick der höllischen Versuchung unterlag, hat ihr das Leben gerettet, um gegen dich zeugen zu können; ich reichte ihr das unseelige Pulver, das du vorher mit Gift vertauscht hattest. Bin ich ein Verbrecher, hast du allein mich dazu gemacht. Fluch dir und dem Tag, wo ich das Licht erblickte! Fluch der Mutter, die mich deiner Sorgfalt anvertraute!" —

Er wollte noch fortfahren, allein bei seinem zurückschreckenden Anblick brach die bisher unerschütterliche eiserne Gestalt der Tante plötzlich zusammen. Seine herzzerreißende Rede belebte ihre Züge wieder mit dem wildesten Entsetzen.

„Schweig, Unglücklicher!" rief sie, sich mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte wieder empor hebend, „ich bin deine Mutter! für dich nur ist alles geschehen! So mußten wir uns gegenseitig in's Verderben stürzen! — Ja! Gott weiß, ich bin allein schuldig" —

Sie wankten aus dem Saale, die Gerichtsdiener folgten ihnen, die Richter dachten nicht daran, den Augenblick zu einem weitläuftigern Verhör zu benutzen, so groß war das allgemeine Entsetzen. Victorin war bei ihren ersten Worten sinnlos zu Boden gestürzt, man mußte ihn wegtragen. Der Advocat und Cecil, beide gleich betäubt, begleiteten ihn — alles ging schweigend auseinander. —

Das Geständniß war da. Monica, obgleich durch ein Verbrechen schwanger, hatte dieß vergessen gemacht. — Alle erblickten eine Glorie der Unschuld um ihr Haupt. — Auf Befehl des Gerichts eilte ihr Anwalt, um ihr ihre Freiheit zu verkündigen, und ihr einen erfreulicheren Aufenthaltsort und bessere Pflege zu besorgen. Er fand mehrere Frauen in dem Gefängnisse. Die heftige Gemüthsbewegung, der Kampf ihrer Seele, durch die letzten Begebenheiten auf's Neue erregt, hatten ihre, ohnehin bald zu erwartende Niederkunft beschleunigt. Die Geburtsstunde war da; allein aller Vorstellungen ungeachtet, konnte man sie nicht dazu bewegen, den Kerker zu verlassen.

Dreves eilte schnell zu dem unglücklichen Vater, bei dem er Cecil vorfand. — Victorins Ohnmacht war vorüber, doch lag er in einem heftigen Fieber; er kannte niemand und redete irre. —

Hier suchte ein Gerichtsdiener den Advokaten auf; man pflegte in der kleinen Stadt ihn bei

jedem ungewöhnlichen Falle zu Rathe zu ziehen. Man ließ ihm berichten, daß die Mamsell Agatha auf einmal stumm geworden sey. — Seit sie den Gerichtssaal verlassen, hatte sie kein Wort gesprochen. Sie gab nur durch Zeichen zu verstehen, daß sie zu schreiben wünschte; man war ungewiß, ob dieser Verfall eine Folge der heftigen Erschütterung ihres ganzen Wesens sey, oder ob sie nur diesen Entschluß gefaßt, um sich aller lästigen Fragen zu überheben. Auf Anrathen des Advokaten ließ man ihr mit der erforderlichen Vorsicht das Nöthige reichen.

Cecil eilte zu der Schwester. Sie hatte ein todtes Kind geboren. Sein Ableben konnte ihr nicht lange verschwiegen bleiben. Nach einem kurzen stärkenden Schlummer verlangte sie es gleich bei ihrem Erwachen. — Mit gefalteten Händen seufzte sie leise: „Gott sey gelobt — der Herr dort oben hat gut gethan! Eine seelige Seele mehr ist nun durch mich im Himmel! — Reicht mir ihre Hülle.“

Man wollte ihr nicht gleich gehorchen.

„O! quält mich nicht mehr!“ rief sie, „jetzt braucht ihr doch nicht zu fürchten, daß ich es tödten werde!“

Die gerührten, freundlichen Frauen gewährten ihre Bitte. Sie betrachtete den kleinen Körper lange stumm. — „Dort,“ sagte sie endlich, und

zeigte auf ein kleines Kästchen, das man ihr, nach ihrem ersten Geständnisse, zugestanden hatte, „ich will es schmücken;“ man reichte ihr das Verlangte. Sie kramte lange darin, war nachher viel mit dem todten Kinde beschäftiget, legte es in ihren Arm, und schlief ein, mit dem Kopf sanft über den kleinen Todten gebeugt.

So fand sie Cecil. Als er gewahr wurde, daß sie eingeschlafen war, zog er sich leise zurück. Nach ein paar Stunden kam er wieder, sie schlief noch; sie zärtlich betrachtend, trat er vorsichtig an das Bett: — die arme Monica war todt. In ihrem Arm, fest an die Brust gedrückt, ruhete die neugeborne Leiche. — Auf ihr Haupt hatte sie selbst den heimlich aufbewahrten Myrthenkranz leicht hingelegt. — Da schwebte der Engel Cecils Seele langsam und wohlthuend vorüber.

Der errungene Friede der Schwester trieb sein bewegtes Herz bald zu dem nun doppelt unglücklichen Bruder, der noch unter den Stürmen des Lebens rang. Viktorins Zustand hatte ihn noch immer den Anforderungen des Gerichts entzogen. Das Fieber schien nachgelassen zu haben; doch wollte die Besonnenheit nicht ganz wiederkehren. — In seinen wenig hellen Augenblicken schwebten ihm unaufhörlich Fragen auf der Zunge. Cecil legte ihm den Finger auf den Mund. Er wich diese Nacht und den folgenden Tag nicht von seiner Seite. —

Den andern Abend bekam der Criminal-Richter ein geschriebenes und in Gegenwart des Kerkermeisters versiegeltes Heft von der Dame Agatha. Auf dem Umschlag stand: Ich ersuche meine Richter, in diesen Blättern nichts zu überschlagen, sondern alles in ruhiger Folge zu lesen. —

Der Advokat war eben zugegen. Es wurde beschlossen, es gleich durchzulesen. — Das Siegel wurde erbrochen, und Folgendes, mit einer zierlichen und feinen Frauenhand geschrieben, zog sich bald die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu.

Bekenntnisse der Schwester Coelestina. *)

Ich habe abgeschlossen mit der Welt, und folglich nichts mehr zu verschweigen. Ich habe viel Böses gestiftet; doch bin ich vielleicht weniger schlecht als meine Thaten. — Ein Vergehen gebar ein Verbrechen; das erste Verbrechen eine ganze Reihe dergleichen. Es trieb mich immer vorwärts, umkehren konnte ich nicht; ein ruhiges Stillstehen hätte mir nur einen schimpflichen Untergang bereitet. — Hätte ich dem Geschick gar nichts überlassen, wäre das Spiel vielleicht noch nicht verloren.

---

*) Auch diese Bekenntnisse sind französisch geschrieben.

Ich bin in Marseille geboren, die ältere von zwei Schwestern, und war der Abgott meiner Eltern, bis zu dem Augenblicke, wo die jüngere, zehn Jahre nach meiner Geburt, geboren ward. Von der Stunde an wurde ich merklich zurückgesetzt. So wurde mir nach und nach die Schwester verhaßt, die man anzubeten mich zwingen wollte. Wir wuchsen auf; ich war ein recht tugendhaftes Mädchen, denn das Laster kam mir nie nahe genug, um mein Temperament zu erregen, und der Neid und Unmuth in meinem Innern verletzte nie den äußern Ausdruck des Schicklichen. Auch war ich die Schönere; nur meine Eltern bemerkten es entweder nicht oder damit es nicht bemerkt werden sollte, übergaben sie meiner Thätigkeit die Führung des Hausstandes, wodurch ich in das Innere des Hauses wie gebannt war. — Dort schaltete ich hingegen ganz frei, und wußte nicht allein durch Klugheit und Nachsicht die Zuneigung des Gesindes zu gewinnen, sondern mir auch eine Herrschaft über die sanftere Schwester anzumaßen, die nicht wagte, oder vielmehr nie versuchte, sich bei den Eltern darüber zu beschweren, durch deren Vorliebe sie im Besitz weit größerer Vorzüge war; denn ihr war es vergönnt, an allen geselligen Vergnügungen, in und außer dem Hause, wovon meine Geschäfte mich entfernt hielten, Antheil zu nehmen; auch wurde sie in Kleidern und Putz weit besser gehal-

ten als ich. Eben darum wurde ich von keinem der jungen Leute, die unser Haus besuchten, hervorgezogen; nur ein junger deutscher Commis, Namens Victor * *, der zugleich unser Hausgenosse war, machte eine Ausnahme von der Regel.

Er besaß selbst Vermögens nichts schien seinem freien Willen entgegen zu stehen, und bei den Eltern stand er in großem Ansehen. Wir liebten uns, und ich begann schon Früchte unserer sorglosen Vertraulichkeit zu befürchten, als Victor eine Handelsreise — gewiß auf seine eigene Anstiftung — in Geschäften meines Vaters unternehmen mußte. Noch hatte niemand unser Verständniß geahnet. Er reiste, und blieb weit länger aus, als er mir es vorher verkündet hatte.

Unterdessen konnte ich bald nicht länger mir selbst meinen Zustand verhehlen. Victor blieb immer aus, und ich stand ganz allein. — Ich hatte nur eine Freundin, der ich vertrauen durfte, und sie lebte nicht in der Stadt. — Sie war meine Base, vor kurzem eingekleidet in einem Ursulinen-Kloster auf dem Lande, und glücklicher Weise die Vertraute der Priorin, deren vierjährigen Ueberredungen sie sich endlich ergeben hatte. Auch konnte sie als Klosterfrau nicht wenig auf die Eltern einwirken. — Es gelang mir, ihr Kunde zu geben, wie sehr ich ihren Beistand bedürfe. Unter dem Vorwand einer Krankheit, worin sie sich nach [illegible] der

Freundin sehnte, erhielt sie von meinen Eltern die Einwilligung, daß ich sie auf kurze Zeit besuchen dürfe.

Das Kloster ist eine kleine Welt, die zwar nicht die mannichfaltigen Annehmlichkeiten der äußern besitzt, allein wo alle die unsichtbaren Triebfedern, welche diese beherrschen, mit noch größerer Thätigkeit vorhanden sind, weil die Leidenschaften dort im Inneren mehr concentrirt, um so behutsamer nach Außen wirken müssen. — Es wurden Plane gemacht, um mich in den Klostermauern selbst meiner heimlichen Bürde zu entledigen; es kam nur darauf an, die Erlaubniß da zu bleiben, zu erhalten. Nur ein Mittel, um meinen Aufenthalt so viel als nothwendig zu verlängern, stand mir zu Gebote. — Ich eröffnete den Eltern meinen hier erst erkannten Beruf, Nonne zu werden, und bat mir ein Jahr aus, um mein Vorhaben gründlich unter dem Noviziate zu prüfen. So stand es mir immer offen, nach Victors Zurückkunft und der Geburt seines Kindes meinen Entschluß plötzlich zu ändern, und in die Welt zurück zu kehren. —

Diese Gelegenheit, die geliebte Veronika durch den größten Theil meines Erbes zu bereichern, ergriffen die Eltern mit einer Freude, die nur die herben Empfindungen meines Innern um so bitterer machte. Die Base hatte mich lieb, und zugleich

Mittel in Händen, mir den Verluſt einigermaßen zu vergüten, wenn ich auch ernſtlich den Schleier nehmen wollte. Victorin wurde in einer abgelegenen Zelle geboren. Niemand ahnete das Geheimniß, oder wollte es nicht ahnen. Er wurde einem armen Pfarrer in der Nachbarſchaft übergeben.

Unterdeſſen kam Victor zurück. — Ich liebte ihn, meinte, daß er fühlen müſſe, daß nur ſeine Abweſenheit und der Kummer um ihn, mich in die Einſamkeit getrieben hätten; darum ſchrieb ich ihm nicht. Mehr als drei Viertel meines aus Liſt ergriffenen Noviziats waren vorbei; ich beſchloß nun zurück zu kehren, um, wie es hieß, meinen Eltern ein ewiges Lebewohl zu ſagen; allein in der Zuverſicht, daß die öffentliche Bewerbung des Geliebten um meine Hand, einen ganz andern Erfolg hervorbringen würde. Ich wollte ſie überraſchen, und trat unangemeldet in's Zimmer. — Lächelnd ſchritt der Vater mir entgegen; er faßte die Hand des erſchrockenen, ſich ſträubenden Victors, und ſtellte mir ihn als den Bräutigam meiner Schweſter vor. Ich glaubte in die Erde ſinken zu ſollen. Doch das Kloſter und mein Jugendleben hatten mich Verſtellung gelehrt. — Der Betrüger wußte mir immer aus dem Wege zu gehen. Stolz und Verachtung geſtatteten mir es nicht, mich ihm zu nähern. — Er erfuhr nicht, daß er einen Sohn beſäße. — Ich kehrte bald zurück; kurz

hernach wurde es mir durch die Betreibung meiner Freundinnen vergönnt, den Schleier zu nehmen. Es blieb mir ja nichts anders übrig; die Entdeckung meiner Schande würde keinen andern Erfolg gehabt haben. —

Als der Tag meiner Einkleidung erschien, trafen meine Eltern und die Schwester ein. Victor hatte sich nicht entziehen können, sie zu begleiten. Die Gegenwart der unbefangenen irdischen Braut, reizte den geheimen Groll der himmlischen noch mehr. Ich hatte für Alle aus meiner weltlichen Nachlassenschaft eine kleine Gabe bestimmt. Der Schwester überreichte ich nicht ohne Andeutung ein Kreuz von reichen blutrothen Steinen, und Victor gab ich einen kleinen schlichten Ring, den ich einst von ihm bekommen hatte, zurück; auf der einen Seite hatte ich das Wort: vengeance! eingraben lassen. Schweigend preßte ich ihm den Ring, so ungestüm auf den Finger, daß ihm ein unwillkührlicher Schrei entschlüpfte. »Was ist's,« rief der Vater! »Ein Vorgefühl nur!« gab ich schnell zur Antwort; es wurde nicht weiter darauf geachtet.

Ich sann lange auf Rache, noch wollte sich kein Mittel zeigen, allein ich verzweifelte nicht; nicht einmal als kurz nach dem Tode der Eltern und Gretlis Geburt mein Schwager, — gewiß nur aus Furcht vor mir — den Handel aufgab, und nach seinem Vaterlande zog. Mit Hohnlachen hörte ich den

Bericht von seiner Reise; ich fühlte, daß meine Rache schon begonnen, und wartete die Zeit ruhig und zuversichtlich ab. — „Ich hatte keinen festen Plan; ich wollte — das betheuere ich hoch, — „weder ihm noch der Schwester an das Leben, obgleich ich sie beide haßte; ihn, als den betrügerischen Verführer, sie als die Zerstörerin meines Lebensglücks, als die Räuberin der Liebe und des Vermögens unsrer Eltern. Nur das war in meiner Seele beschlossen, daß mein Sohn, als der Erstgeborne seines Vaters, mit der Erstgebornen meiner Eltern erzeugt, in seine ältere Rechte eingesetzt werden müsse; dieß war mein einziger, allein unabänderlicher Zweck. — Ein jedes Mittel, das dahin führen konnte, sollte mir willkommen, und um so willkommener seyn, wenn es mit Demüthigung derer, die mich so tief verwundet hatten, verbunden seyn konnte. — So wollte ich den Sohn, den ich nicht durch kindliche Gefühle reich machen durfte um so gewißer mit dem bereichern, das ihm in der Geburt schon angehörte, und ihn so bilden, daß er fest und ernst wie ich, das Vorhaben der Mutter ausführen möchte, wenn das Geschick, welches mich an das Kloster fest zu bannen schien, mir kein andres Mittel ließ. — Nur an ihm scheiterte das bald gelungene Bestreben!

Auf einmal wurden die Klöster aufgehoben, und ich war frei. Ich hatte schon voraus für Mittel

gesorgt, um Victorin anständig erziehen lassen zu können. Ich nahm nichts anders vom Kloster mit, als meine unerschütterlichen Gesinnungen, das nöthige Reisegeld, und einen kleinen Antheil von dem sichern Gifte, das dort aufbewahrt wurde. Ich hatte damals keine Absicht damit, ich lies nur keinen möglichen Fall aus den Augen. —

Das Ehepaar erschrack bei meiner Ankunft; ob die Frau von dem Gatten, oder auf anderm Wege von unserem früheren Verhältnisse etwas erfahren hatte, weiß ich noch nicht; ihr befangenes Benehmen lies mich es aber vermuthen. Um so leichter war es mir, durch meine Gewandheit die alte Herrschaft über die Schwester wieder zu behaupten; besonders da ich besser als sie den Hausstand zu führen wußte, und mich immer höchst thätig und sorgsam bewies.

Eines Morgens trat ich sanft ohne Vorwürfe, ohne mit einem Worte an die Vergangenheit zu mahnen, jedoch ernst vor den Schwager hin, und legte ihm die unumstößlichste Beweise über Victorins Geburt schriftlich vor. Er erblaßte, doch flößte mein Betragen ihm Achtung und Verwunderung ein. Er wußte selbst nicht, sollte er mir Ehrfurcht bezeigen oder mich fürchten. — Von diesem Augenblicke war er schon in meiner Gewalt. —

Jedoch war die argwöhnischere Schwester schwerer ganz zu hintergehen. — Sie hatte, obgleich unschuldig, mir sonst in der frühesten Jugend, als später

viele böse Stunden zugezogen. Die Zeit der Wiedervergeltung war nun da; doch suchte ich nur, sie unbedeutend unschädlich zumachen. — Doch erst als es mir gelungen war, die Eheleute zu entzweien, ward meine Absicht erreicht. — Jedoch mehr als ich es früher empfunden hatte, erregten der Kinder zutrauliche Liebe und Anhänglichkeit an die Eltern, meinen tiefsten Haß. — Sie malten mir Verhältnisse vor, die mir und meinem armen Sohne auf immer fremd geblieben waren. — Ich entfernte den Knaben, der nicht meinem Hause gehörte, und durch die Tochter brach ich der Mutter den Muth.

Als ich sicher war, meinen Platz und die wieder errungene Würde behaupten zu können, sagte ich einstmal zu dem Schwager: „Sie haben ihre hier geborne Tochter Monica taufen lassen. Ist es geschehen, um meiner durch diesen Namen zu spotten, oder haben Sie das Kind zu einem Büßopfer ihres Vergehens bestimmt“?

„Wie meinen Sie das“? fragte er, ohne mich anzusehen.

„Ich meine,“ erwiederte ich, „ob Ihr Herz und Gewissen, der Kirche in ihrer Unschuld wieder geben wollen, was ihr durch meine Entweihung freventlich geraubt ist: Auch würden Sie dadurch Gelegenheit finden, ihrem ältesten Sohn seine angebohrne Rechte einzuräumen: Früchte, welche die Treulosig-

heit des Verliebten dem Schuldlosen entgegen hat. — Ich fordre nur dieß Opfer, das auch zu meiner Entsündigung dienen kann. — Uebergeben sie Monica dem Himmel, ich will sie für diese Bestimmung in Ergebung und Unbekanntschaft mit der Welt erziehen, und erklären Sie Ihrer Gattin, daß dieß ihr fester Wille sey. Allein damit die Schwester unser Verhältniß nicht ahne, vergessen Sie nicht, ausdrücklich hinzu zu fügen, daß es meinem Wunsch und Rath entgegen sey". — Er gehorchte.

Das heftige Widerstreben der Frau vollendete die Entzweiung der Eheleute. Gewiß ahnte der Schwester, daß ich die Urheberin sey. Allein mein Zweck war erreicht. — Fremd in dem Land, hatte sie keine Zuflucht, keine Stütze mehr! Statt ihre Rechte mit Muth und festem Willen zu behaupten, zog die sanfte Seele, eben so unbekannt mit der Welt, wie mit Leiden, sie in sich selbst, wie die Schnecke sich in ihr Haus, zurück. Von der Stunde an, wo es ihr klar wurde, daß sie die Tochter nicht mehr zu retten vermochte, war sie auch für sich selbst verloren. Der Schwager zur Ungebundenheit und zum Wohlleben gewöhnt, hätte sich meiner Gewalt leichter entziehen können, wenn er Geist genug besessen, die Stimme seines reuigen Gewissens zum Schweigen zu bringen; im Gegentheil suchte er seine immer beschränkte Lage durch Genüsse zu übertäuben, welche, seinem Verstand und Seelenkräf-

schwächten, ihn meiner Willkühr um so gewisser hingaben.

Der glückliche Erfolg trieb mich bald, dem Zweck gemäß, zu kühneren Unternehmungen. Der gesetzmäßige Sohn, den ich noch als einen Bastard ansehen mußte, sollte dem älteren Bruder unschädlich gemacht, und durch sich selbst in's Verderben gestürzt werden. Glücklich hatte ich seinen unvermutheten Besuch im Vaterhause verkürzt, allein es gab mir Anlaß zu bemerken, daß der Vater nicht zu trauen sey, und daß der Sohn, mit weniger gutmüthigem Leichtsinn begabt, leicht Verdacht schöpfen könne. Von dieser Stunde an schien ich mehr als je seine Wohlthäterin zu werden; an Mittel konnte es mir nicht fehlen; denn die Geschäfte des Hauses waren durch meine Thätigkeit und die sich immer vermehrende Unfähigkeit des Schwagers, alle in meine Hände gekommen. Allein der Vater liebte diesen Sohn noch immer, und jede Aeußerung dieser Liebe fuhr mir durch das Herz; sie war mir nur ein neuer Raub an Victorin, den er noch nicht kannte. Ich bediente mich aller Mittel, um Cecil nur in Ausschweifungen zu verwickeln, indem ich auf der andern Seite seinen leichtsinnigen Charakter bei dem Vater verdächtig machte, und wußte ihn auf eine Art zu vertheidigen, daß dadurch das Uebel noch schlimmer wurde. Durch zum Theil erdichtete Schuldforderungen, die der erzürnte Vater je-

doch auf meine Verwendung für den Sohn zuletzt bezahlte, ward ich zugleich in den Stand gesetzt, auf alle Fälle ein heimliches Capital für Victorin zurück zu legen. — Unterdessen hatte ich diesen kommen lassen. — Sein Anblick wirkte Anfangs gehässig auf mich, so sah er dem Bruder ähnlich. Doch behauptete das mütterliche Gefühl sein Recht. Allein sein weiches Herz schien die ernsten Ansichten der Mutter nicht theilen zu können; ich mußte ihn genau ergründen und prüfen; wenn die Nothwendigkeit es nicht gebot, wollte ich mich ihm nie zu erkennen geben, nur an meinen Thaten für ihn, sollte er die Mutter errathen, und nach und nach mit den Rechten bekannt werden, die er sich erkämpfen sollte.

Mit Unmuth bemerkte ich seine Theilnahme an Monicas Schicksal. Liebe zu erregen hielt ich das unbedeutende Kind für unfähig, und Schrecken überfiel mich, als Victorin mir die seinige entdeckte. Die Folgen ihres Verhältnisses machten mich zittern; nur der Tod mit seinem ewigen Schweigen konnte uns hier Hülfe leisten. Nun erst fiel mir das lang aufbewahrte Gift ein. Es gelang mir, zwar nur mit großer Mühe, und durch die Entdeckung seiner Verwandschaft mit Monica, Victorin die einzige Rettung in meinen Ansichten erblicken zu lassen; allein das Gewissen des Mädchens, das gewiß einst fürchterlich erwachen würde, schreckte

mich schon voraus; was lag mir an ihrem Leben, war sie doch glücklicher im Grabe, als im Kloster; ohne daß Victorin es merkte, tauschte ich das fast unschädliche Pulver um, das er mitgebracht hatte; jedoch war er durch diese That schon in meiner Gewalt. Ich durfte nun sicherer gehen; gleichwohl mußte Victorin unverzüglich fort, um den wahren Hergang nicht zu ahnen. Ich führte ihn schnell zum Vater, dessen Zueignung und Segen ihn meinen Planen zu seinem Glücke geneigt machen sollten. Um so schlechter gelang es mir, ihn mit dem Bruder zu entzweien. Seine Zueignung zu diesem, seine schnelle unvorhergesehene Flucht nach Amerika, die er, wie ich jetzt sehe, nur fälschlich vorgab, und wodurch er, auf alles, was für ihn bestimmt war, zu verzichten schien, nöthigten mich einen andern Weg einzuschlagen, um während seiner Abwesenheit sein Glück, und in diesem das meinige zu fördern.

Monicas sichtbarer Streit, und ihr dauerndes Leben begannen mich zu ängstigen, und in meinem Vorhaben irre zu machen. Ein Meisterstreich mußte geschehen, wodurch Victorin feierlich in die Rechte eingesetzt würde, denen er zu entfliehen suchte. Nur um seinetwillen, und wahrlich aus keiner andern Ursache, nahm ich von dem Schwager das Gelübde: mir die Hand zu geben, wenn seine Frau sterben sollte, und dann Victorin öffentlich anzuerkennen. — Schon seit Jahren konnte er mir nichts

verweigern, und that es auch dießmal nicht; allein ahnte ihm, was geschehen werde, ich weiß es nicht, oder dachte er dadurch vielleicht die Gefahr von der doch geliebten Frau abzuwenden: Er bestand nun selbst darauf Cecil enterben zu wollen, welches, seit dem freundlichen Zusammentreffen der beiden Brüder, nicht mehr in meinem Plane liegen durfte. Zum erstenmal schien er bestimmt zu seyn. Um diesem Schritt vorzubeugen ließ ich Monica der Mutter das Gift reichen. Ihr Tod würde selbst bei der Tochter keinen Argwohn erregt haben, hätte nicht der bestürzte Gatte bei dem Anblick der Leiche das Geschehene geahnet, und das Erschrecken dem schwächlichen Körper den Schlag zugezogen. — Die Energie, die seine Seele seit vielen Jahren verloren hatte, schien gegen alle Regel dieser Krankheit auf Augenblicke wiedergekehrt zu seyn, um sich nur in dem Worte: Gift! auszusprechen. — Ich fürchtete noch nicht für mich, und dachte nur daran, Monica in der Stille zu entfernen; erst bei ihrer unvermutheten Flucht erschrack ich; ihr Zusammentreffen mit dem Bruder hätte die gefährlichsten Folgen für mich haben können. — Allein als sie bald wieder eingeholt wurde; als ihre Schwangerschaft entdeckt, und sie sich, wie ich es vorausgesehen hatte, standhaft weigerte den Namen des Verführers zu nennen, als sie endlich so unerwartet als unbefangen sich selbst als Mörderin erklärte, um Victorin nicht

verrathen zu müssen, begann ich wieder ruhiger zu athmen. Da trat eines Abends eine bekannte Gestalt, geheimnißvoll in mein Zimmer; ich glaubte erst Victorin zu sehen, und verlor meine Fassung; die Ueberzeugung dagegen, daß es nur Cecil war, richtete mich wieder auf. Doch er konnte mir persönlich gefährlich werden; seine ungestümen Fragen, sein Schwur Monica zu retten, bewiesen mir es nur zu deutlich. — Mein Brief, nur geschrieben um ihn zu täuschen und fern zu halten, hatte ihn verstoßt. Es wollte mir nicht gelingen ihn zur Rückkehr zu bewegen. Ich sah schon, wenn auch nicht meinem Untergange, doch großer Gefahr entgegen; da erzählte er mir, wie ich wähnte ganz unbefangen, seine heimliche Ankunft, und als es mir mit weniger Schwierigkeit gelang ihn zu bereden, sich eben so heimlich auf eine kurze Zeit zu entfernen, gab er mir selbst Anlaß und Mittel, in ihm den letzten Feind meiner Ruhe auf eine Art aus dem Wege zu räumen, wodurch der Verdacht wenigstens nicht auf mich fallen konnte. —

Wozu der Worte mehr! An der Weichheit des Sohnes drohte mein Bestreben schon lange zu scheitern; allein bei dem Anblick dessen, für den ich Alles gethan, geduldet, verbrochen hatte, diesen als Kläger gegen mich, als Verbrecher durch mich, mich verfluchend vor mir sehend, bei diesem Anblick brach meine Kraft. — Es ist so — warum denn

länger darüber seufzen, daß es anders hätte seyn können. Mein Kampf mit dem Geschick ist aus; Ich gebe mich verloren, allein nicht in Eure Hände. — Der Kluge theilt seinen Vorrath nicht aus, ohne etwas für sich zu behalten; wenn meine Bekenntnisse zu Ende gelesen sind, athmet diejenige, die sie niederschrieb, nicht mehr. —

Schnell wurde nach dem Kerker gesendet. Dreves eilte selbst dahin. — Man fand die Tante Agathe auf ihrem Bette in Convulsionen und sterbend. Kaum hatte sie ausgerungen, als der Ernst und die Ruhe ihres äußeren Lebens wieder auf das strenge Antlitz zurück kehrte. Auf dem Tische lag ein Federkiel und ein kleiner gläserner Pfropf. Es fand sich, daß dieß in dem Kruzifix verborgen gewesen war. — Ihr Tod erregte allgemeines Aufsehen. Das aufgebrachte Volk verlangte eine Befriedigung seiner Wuth; der entseelte Körper wurde auf einer Kuhhaut nach der Gerichtsstätte hingeschleift und daselbst verscharrt.

Die unglücklichen Brüder waren allein übrig, und der unglücklichere war Cecil. Monicas sanftes Hinüberschlummern, der plötzliche Tod der Mutter, wurden Victorin auf dieser Erde nicht mehr ganz deutlich. — Das heftige Fieber, das lange sein Leben bedrohete, war endlich einem stillen, wohlthuenden

Wahnsinn Typhen, aus dessen wirren, allein sonderbar genug, immer beglückenden Träumen, ihn Cecils Flöte in spätern Tagen, nur in so fern herausreißen konnte, daß er den Bruder erkannte, ihn anlächelte oder seine Hand drückte. — Die Verwendung des Advokaten, und sein Zustand entzogen ihn den weiteren Ansprüchen des Gerichts. — Er wurde der liebenden Sorgfalt des gesetzmäßigen Erben, dem einzigen Uebriggebliebenen der unglücklichen Familie übergeben.

Cecil betrat das väterliche Haus nie wieder. — Er suchte für sich und Victorin einen abgelegenen Zufluchtsort, bei einem Prediger in der Umgegend der kleinen Stadt — ließ alles verkaufen, und fand sich, nachdem er sich mit allen Tribunalen abgefunden hatte, im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Dieß setzte er in Papiere um, und verschwand dann auf einmal mit dem Bruder. —

So verfingen mehrere Jahre; die vergeblichen Nachforschungen, welche mehr die Neugier als die Freundschaft angestellt hatte, hörten nach und nach auf. — Die Unglücklichen wurden bald vergessen.

Nur dem schon früher erwähnten Freunde, der sich einst in G*** bei Cecils Abreise so thätig bewieß, seine nachgelassenen Sachen in Verwahrung genommen hatte, und dem es am Herzen lag diese dem Eigenthümer wieder zuzustellen, diesem Freunde gelang es endlich nach vielen Mühe und

mehreren vergeblichen Reisen, die Brüder ausfindig zu machen.

Cecil hatte sich unter einem andern Namen, in einer entfernten, schönen aber wenig besuchten Gegend niedergelassen, und als besäß er wenig oder gar kein Vermögen, sich um den Todtengräberdienst beworben! Zwar hielt er ein paar Arbeiter zu dieser Verrichtung, denn die Zeit brachte er gemeinlich an Victorins Seite hin, bei dem er entweder in tiefer Schwermuth versunken saß, oder ihn in den Wald an die einsamsten Plätze, die er auffinden konnte, führte; jedoch schlich er sich mitunter des Abends, wenn Victorin schlief, auf den Kirchhof, und ergriff selbst die Schaufel; diese Stunden schienen seine heitersten zu seyn.

Das Gerücht in der nächsten Gegend, von dem sonderbaren Todtengräber, und seinem stillen Bruder, brachte den Freund auf die Spur. Als dieser in Cecils einfaches, aber sehr reinliches mit frischen Blumen, alle vom Kirchhofe, verziertes Wohnzimmer trat, traf er ihn über Victorins Lager gebükt, welcher in den letzten Zügen zu liegen schien. —

Als Cecil den Freund sah, ging er ihm ruhig und lächelnd entgegen, — diesem standen Thränen in den Augen. «Immer unglücklich! armer Cecil!» redete er ihn bewegt an; «warum willst du freiwillig fremden Verbrechen unterliegen?»

„Still!“ erwiederte er; „ich büße meinen Leichtsinn!“ —

Cecil wollte die zurückgelassenen Sachen nicht wie er annehmen; diese und die sich in G*** befindenden Bücher schenkte er dem Freunde; nur seine Classiker bat er, ihm zustellen zu lassen; die mitgebrachten Papiere verbrannte er unerdffnet.

Noch bevor sein Freund ihn verließ, hatte Victorin sanft ausgelitten. Cecil betrachtete die Leiche des Bruders noch zärtlicher, als da er noch lebte.

„Unglücklicher!“ seufzte der Freund: „auch ihn mußtest du verlieren, und bist jetzt ganz allein!“

„Nein!“ gab Cecil ihm freundlich zur Antwort. „Nun gehört er mir erst recht an! denn ich lebe nur unter Todten!“

Schlachruth.

Eine Skizze.

Es war in der Dämmerung; ein herbstlicher Nordwind pfiff durch die Straßen. Ich stand düster, im dumpfen Hinbrüten vor dem Fenster und malte mit dem Finger Figuren auf die angelaufene Scheibe. Da pochte es auf einmal leise an die Thür.

Ich erschrack, denn zwei meiner Haupt-Creditoren hatten gerade an diesem Morgen ihren Besuch mit den bündigsten Drohungen beendet; es war daher nicht unwahrscheinlich, daß alle Augenblicke Gerichtediener erscheinen konnten. Mich verläugnen, ließ sich nicht thun, denn die Thür war nicht einmal verriegelt; ich raffte geschwind allen Muth zusammen und rief entschlossen: „herein!“

Es war der alte freundliche Diener des Obrist-Lieutenant von Wellinghorst; freudig blitzte ein Hoffnungstrahl durch meine Seele. „Schon zurück! lieber Franz“ rief ich ihm erheitert entgegen. „Sey tausendmal willkommen.“

„Schon?“ schmunzelte er. „Seit drei Tagen sind wir hier — und noch haben wir den Herrn Johannes nicht gesehen. Des Herrn Obrist-Lieutenants Respekt. — Sie schicken Ihnen diese Herausforderung!“ Er reichte mir ein Billet hin. Ich schellte nach Licht; mein pfiffiger Johann brachte es. Pfeilschnell, während die zwei Collegen sich leise bewill-

kommten, riß ich das Blatt auf. „Blitz-Junge!“ schrieb mir der Obrist-Lieutenant, „wo steckst du denn? Schwer beladen bin ich zurückgekommen. Soll der schwellende Strom nicht alle Dämme durchbrechen, muß ich ihn wohl bey Zeiten abzuleiten suchen! Und du mein zweiter Sohn, läßt mich unter so vielen Sorgen allein. Was treibst du denn? Wirf dich in den Staat, mein Davidchen! denn es ist heut ein Ehrentag, den ich erst en famille mit dir und dann en bonne Compagnie hinter geladenen Batterien festlich begehen will. Mit vielen herzlichen Grüßen von Adelbert, dein alter launiger Saul.“

„Also schwer beladen kommt ihr aus dem Bade?“ rief ich fast ganz getröstet dem Alten zu. — „Das ist ja gegen alle Gewohnheit!“

Freilich! lieber Herr Johannes, und doch haben wir ein gottloses Leben geführt. — Ich schmeichelte mir der lieben Gesundheit wegen damit, daß wir, wie sonst, leicht und leer hieher zu einem nüchternen und heilsamen Verkehr zurückkehren würden. Allein da haben der Herr Obrist-Lieutenant zum erstenmal seit zwanzig Jahren, und nach unzähligen verlornen Schlachten, den König Pharao besiegt, und ihm schwere Beute abgejagt. — Der Herr Obrist-Lieutenant jauchzen und trakiren ob dieses großen Glückes, und doch ist es nicht der zwanzigste Theil von dem, was uns der verfluchte

Egypter peu um peu abgenommen hat. Wären wir das Sündengeld nur erst los — heute wird nun wieder auf die Gesundheit gestürmt!"

„Ich bin dabey! melde es deinem Herrn, Alter!" Ich ließ schnell mein schwarzes Kleid hervorholen, das, obgleich etwas abgetragen, beym Lichte noch recht zierlich aussah, und stellte unter dem Anziehen mit erleichterter Seele frohe Betrachtungen an.

Frosch — obgleich mir schon längst deutlich geworden war, daß der Obrist-Lieutenant von Wellinghorst mein böser Dämon sey; doch konnte ich mich weder von ihm losreißen, noch aufhören, ihm herzlich gut zu seyn, denn er liebte mich väterlich, fast mehr als den eignen Sohn. Unsere Bekanntschaft war auch sehr alt. Mein Vater und er waren Camaraden gewesen; beide standen bei einem Regimente, das in der nicht großen Residenz, wo ich mich noch gegenwärtig aufhielt, in Garnison lag. Noch in zarter Jugend verlor ich den Vater; theils nur, um meiner eben nicht reichen Mutter auf eine schonende Weise einige Vortheile zufließen zu lassen, theils [illegible] Wellinghorst in einer ewigen Spannung mit seiner Frau lebte, und sie gern, eben wie sie ihn bei jeder Gelegenheit quälte, gab er seinen Sohn in unser Haus in Pension und wir Kinder wurden mehrere Jahren gemeinschaftlich erzogen. Adelbert war zwey Jahre jünger als ich,

und da er zu uns kam, ein trockner, schläfriger Junge. — „Der Mutter wie aus dem Herzen geschnitten," sagte der Obrist-Lieutenant, damals Hauptmann, wodurch er mit mir, der die Lebhaftigkeit und Unbändigkeit in Person war, um so greller contrastirte. Gleichwohl hatte der Vater den einzigen Sohn sehr lieb, und da dieser herzlich an mir, so wie ich an ihm, hing, und sich immer mehr von meiner Wildheit und Kindheit aneignete, so gewann der Obrist-Lieutenant mich auch immer lieber; dazu trugen die Fechtstunden, die er uns gab, nicht wenig bey; ich war ein gescheuter, dabey sehr drolliger Junge, und jedesmal, wenn ich meinem kleinen Gefährten eine tüchtige Terze oder Quarte versetzte, wobei er anfangs immer in Thränen ausbrach, verstand ich in demselben Augenblick ihn und selbst den Vater mit so vielen gutmüthigen Possen zum Lachen zu bringen, daß dieser oft halb zwischen Thränen und Lächeln ausrief: „Halte den Johannes in Ehren, Adelbert, denn wenn ich einst ein alter Saul werde, wird er mir ein junger David seyn!"

Das Verhältniß dauerte [illegible] mein zwölftes Jahr, da hielt der Obrist-Lieutenant es für schicklich, seinen Sohn der weiblichen Sorgfalt zu entziehen, um ihn desto besser seiner militärischen Bestimmung einzuweihen. Er mochte uns aber nicht gerne trennen, denn die Einwirkung meines leb

haften Geistes auf den trägen Charakter seines noch immer etwas hölzernen Sohnes, dünkte ihn diesem ersprießlich — und leichter als er vermuthete, willigte meine Mutter ein, uns gemeinschaftlich erziehen zu lassen; wir wurden in ein Institut, viele Meilen von der Residenz gebracht, hatten aber verschiedene Stunden, da ich aus einer mir selbst unerklärlichen Abneigung vor dem Militärstande mich den friedlicheren Wissenschaften widmete. Vergebens suchte der Obrist-Lieutenant, in dessen Augen das Militair der erste Stand im Staate und der glücklichste im Leben war, diese Abneigung zu bekämpfen. Es gelang ihm nicht, obgleich ich dieser noch gegenwärtig keinen andern Grund beilegen kann, als die Uniform, die in meinem Vaterlande scharlachroth getragen wird, welche Farbe seit meiner zarten Kindheit, gegen den gewöhnlichen Geschmack der mehrsten Kinder, durch dunkle Erinnerungen, und vielleicht durch das Vorurtheil meiner Umgebung, mir durchaus unausstehlich war. — Dieses ist das Erste und Einzige in meinem ganzen Leben, das mir der gute Obrist-Lieutenant recht übel gen[illegible] hat; er war in seinem Zorne nicht abgene[illegible] zu der Mutter zurückzuschicken, als er auf ein[illegible] aus der Residenz erfuhr, — denn er hielt sich von einer [illegible] in der Nachbarschaft eben so sehr als von uns Kindern angezogen, die kurze Zeit seines Urlaubs, bis sein Regiment in

das Feld rücken sollte, in unsrer Nähe auf, — daß meine Mutter ohne die Zustimmung ihrer Verwandten und Freunde nachgesucht zu haben, plötzlich zum zweitenmal geheirathet habe, und mit ihrem zweiten Gatten, einem fremden Kaufmann in eine von der Residenz ziemlich entfernte Stadt zu ziehen, im Begriff stand. Zorn und Mitleid theilte sich nun auf einmal in dem Herzen meines zweiten Vaters: Mitleid mit dem Knaben, der einem bösen Stiefvater übergeben werden sollte, denn der Obristlieutenant konnte sich keinen solchen als gut denken, und Zorn, höhnender Zorn über das Benehmen meiner Mutter, weil sie nicht im thörichten Hochmuth den Rang und Titel einer armen Majors-Wittwe, dem bequemeren Leben einer bürgerlichen und vermögenden Kaufmanns-Frau vorzog. Ohne mir einmal diese Nachricht mitzutheilen, eilte er nach der Residenz, hatte dort eine Unterredung mit meiner Mutter, und als er zurückkam, kündigte er mir an, daß ich fortan bei ihm und unter seiner Vormundschaft leben würde; kaum konnte er sich dazu verstehen, mir den Namen meines Stiefvaters anzuvertrauen. „Ich hoffe," fügte er hinzu, „daß ich niemals den Freund meines Vaters durch Nennung desselben verleben werde." Er war immer übellaunig, wenn ein Brief von der Mutter an mich einlief, und nahm mir es fast übel, wenn ich der verehrten Frau, die mir immer heilig und

theuer blieb, wieder schreiben wollte. In diesem Punkte wurden wir niemals einig; indessen da er wohl in sich selbst fühlen mochte, daß das Recht hier auf meiner Seite wäre, ließ er mich auch gewähren, jedoch schien es eine stille Bedingung unter uns zu seyn, nie ein Wort über diesen Gegenstand zu wechseln; so schloß ich meine redliche Liebe still in mein Herz ein, denn selbst Adelbert, von dem Vater aufgeregt, sah meine Freude bei der Ankunft eines Schreibens nur mit mitleidigem Lächeln an; allein dadurch wurde auch ein Andenken, das keine Nahrung fand, immer schwächer in meiner Brust, und nur mit lauer Theilnahme erfuhr ich, daß die Mutter mir zwei Schwestern nach einander gegeben; um so reichlicher — und zum erstenmale von dem Obrist-Lieutenant, der aus dem Feldzuge zurückgekehrt war, und von meinem jungen Freunde recht bemitleidet, — flossen meine Thränen, als der Nachricht von der Geburt der jüngsten Schwester, die Hiobs-Post folgte, daß die Mutter wenige Tage nach der Entbindung hinübergegangen sei. Doch mein Leichtsinn, von dem Obrist-Lieutenant trefflich unterstützt und ermuntert, trocknete jene bald. — Vater und Sohn bemühten sich, die letzte süße Wehmuth meiner Brust durch lärmende Belustigungen, unter unsinnigem Gelächter zu verscheuchen. Der in meiner Kindheit oft ernste, fast immer übellaunige Wellingerst war seit Jahren

ein ganz andrer Mann geworden. Seine Frau war längst tod. — Er fühlte sich frei wie der Vogel in der Luft. — Allein so wie die von strengen Vätern oder Vormündern eingeschüchterten Jünglinge, wenn sie plötzlich der kerkerhaften Aufsicht entzogen werden, keinen Zügel, nicht einmal den ihrer eigenen Vernunft erkennen: sondern von der Freiheit berauscht, sich den ungestümmsten Leidenschaften hingeben; so stürzte sich auch der Wittwer in den Strudel seiner früher nur mit Mühe niedergekämpften Begierden, und gab sich jeder doppelt angefachten Regung ohne Bedenken hin. In dem Wahn, seine besten Jahre durch die Herrschsucht einer unliebenswürdigen Frau, die er doch aus Liebe geheirathet, verloren zu haben, hatte er, in dem Unmuth seiner Seele, Haß allen Weibern geschworen, und seine trunkenen Sinne dachten nur daran, sie zu verderben. Der Obrist-Lieutenant war ein schöner Mann gewesen, und noch ein lustiger, angenehmer, wiewohl etwas roher Gesellschafter. Eben diese angeborne Rohheit verschaffte ihm einen noch leichteren Sieg unter gewöhnlichen Frauenz von den zarteren, gebildeten fühlte er sich zurückgestossen, und weil er den Maasstab für weiblichen Werth früh verloren hatte, half er sich dadurch, daß er die Weiber insgesammt verachtete, folglich konnte er auch gar keine, wie mit leichterbeuteten Siegestrophäen schmückte er sein kaltes Leben aus. — Aus dem

Gewebe seiner Erfahrungen bildete er sich Grundsätze, diese theilte er den aufblühenden Knaben mit, und in der festen Ueberzeugung, daß die Ehe kein Glück gewähre, bestrebte er sich, während er absichtslos unsre Sinne erregte, uns ein Wohlgefallen an Ehelosigkeit einzuflößen; aus seinen häufigen, zum Theil sehr bekannten Abentheuern war es durchaus nicht möglich, uns ein Geheimniß zu machen; doch gereichte uns sein Beispiel weniger zur Ermunterung, als Entschuldigung. — Die frühreifen Jünglinge hatten sich schon nicht ganz tadelfreie Geheimnisse mitzutheilen, als das Geschick sie aus einander riß. Adelbert wurde sehr vortheilhaft bey einem entfernten Regiment als Cornet angestellt, und mußte gleich nach dem erreichten fünfzehnten Jahre plötzlich abreisen. — Nur was das schöne Geschlecht betrifft, äußerst leichtsinnig gestimmt, hatten wir jedoch, von einem braven Lehrer geleitet, genug aus den Alten geschöpft, um unsern Forderungen an das Leben Gehalt und Würde zu geben. Wir waren Freunde, unzertrennliche, treue Freunde, in dem besten Sinne des Wortes, und wir wähnten uns die Diocuren zu seyn; mit männlicher Gemüthsbezähmung, mit tiefer innerer Wehmuth schieden wir von einander. Nur einmal führte seitdem das Schicksal in einer langen Reihe von Jahren mich in seine Nähe, allein es wollte, daß wir uns nicht umarmen sollten.

Ich hatte ihn seit dem Augenblick unsrer ersten Trennung bis jetzt nicht gesehen, allein unser Briefwechsel hatte nie ganz aufgehört. Als Adelbert uns verlassen, fiel die väterliche Liebe des Obrist-Lieutenants mit noch größerer Zärtlichkeit auf mich, den Zurückgebliebenen. Mein Stiefvater hatte ihm ohne Weigerung mein unbedeutendes väterliche und mütterliche Erbe ausbezahlt. Er wollte mir dieß treu aufbewahren, bis ich mündig würde. Bis dahin fügten es die Verhältniße so, daß er seinen Sohn sehr wenig, mich dagegen fast immer sehen konnte. Auf alles herabblickend, was nicht zu seinem Stand gehörte, und die gelehrte Pedanterie, so nannte er jedes wissenschaftliche Studium, nicht achtend, war er schuld daran, daß es mir mit keinem recht ernst wurde. Mit mehreren Wissenschaften oberflächlich bekannt, in keiner gründlich zu Hause, ward ich ein halbgebildeter Taugenichts. Ich glaubte die Welt zu kennen, indem ich rechtliche Leute, die weit beßer, als ich waren, über den Kopf ansah, und leichfertige Frauen besiegte. Durch einen leichten gefälligen Gesellschaftston, durch einen gebildeten Geschmack und ein immer anständiges äußeres Betragen hatte ich in allen Cirkeln der Residenz Freunde und Bekannte. — Ich fing an, eine höhere Sittlichkeit zu ahnen, als die ich vorher immer besiegt hatte; ich wagte manchen Blick in mir vorher ganz unbekannte Verhältniße; allein

noch hatte ich in dem reißenden Strome keinen festen Fuß gefaßt; und schien es auch mitunter, daß eine anmuthige Aussicht, ein lieblicher Hafen mir auf Augenblicke Kräfte verliehen, mich gegen die Fluth zu stemmen, stand doch der allezeit fertige Obrist-Lieutenant mir immer zur Seite und zog mich immer länger und länger hinaus in die gaukelnden Wellen. Schon längst hatte er mir mein kleines Vermögen übergeben, und es war mir deutlich, daß ich mit den unbedeutenden Zinsen ohne seine Großmuth einen so großen Aufwand, wie meinen gewöhnlichen, nicht Mitte machen können; bald war ich auch zu Ende damit. — Ich kam immer tiefer in Verlegenheiten und Schulden. Der Obrist-Lieutenant selbst besaß längst kein Vermögen mehr. Seine Lage war der meinen nicht ungleich. — Allein sein Rang, sein Ansehen und seine Klugheit eröffneten ihm Hülfsquellen, die mir nicht zu Gebote standen. — Den Winter über war er gern in der Stadt; denn war ich ohne Sorgen. — So lange seine Börse voll war, half er mir redlich aus; war Ebbe in derselben eingetreten, wußte er auf eine bald artige, bald imponirende Weise meine Gläubiger in Respekt zu halten; den Sommer aber brachte er gerne in Bädern zu; da war ich denn ganz ohne Hülfe; denn selten erlaubten unsere gegenseitigen Verhältnisse ihm, mich mitzunehmen. — Den vorigen Winter war er mit leerer Börse zu-

zurückgekommen, und hatte viel von seinem Ansehen und seinem Credit verloren. Kaum vermochte seine Gegenwart mehr den immer größeren Andrang meiner Gläubiger zu mäßigen; und sobald er die Stadt verlassen hatte, welches dieses Jahr früher wie gewöhnlich geschah, — denn er hatte in einem entfernteren Bade eine Zusammenkunft mit seinem Sohne, den er in mehreren Jahren nicht gesehen, und der nun als Oberlieutenant in einer Grenzfestung lag, verabredet — wurde ich förmlich von Christen und Juden belagert. — Mein nicht zu läugnende Verlegenheit zwang mich, Hülfe bey meinen Bekannten zu suchen; die Folge war, daß ich recht bald wenigstens von ihrer Seite mich einer heilsamen Einsamkeit freuete. — Der Ernst meiner Lage öffnete mir endlich die Augen, — ich begann meine Nichtswürdigkeit einzusehen, mich selbst zu verdammen; da stand ich in der Welt, ohne Bestimmung, ohne Ziel. Ich konnte nicht umhin, den größten Theil meiner Schuld auf meinen Wohlthäter zu schieben. — Ich klagte seine Grundsätze an; seinem Herzen aber ließ ich, wenigstens in Bezug auf mich, Gerechtigkeit wiederfahren. Ich sah ein, daß ohne seine Hülfe mein bürgerliches Daseyn verloren sey, so wie mein besseres Ich, wenn ich mich seinen Wohlthaten, seiner Gegenwart nicht entziehen konnte, und wie sollte ich das thun können? Selbst undankbar in seinen Augen nur scheinen, wollte,

konnte ich nicht. Bitterkeit und Unmuth füllten meine Seele. — Noth und Drangsale stürzten zum erstenmal drohend auf mein äußeres Leben ein. Ich sah schon keine Rettung mehr; da mußte plötzlich, früher als gewöhnlich, im Ueberfluß wie auch nicht gewöhnlich, mein gütiger, wohlthätiger Verderber zurückkehren. — Das Herz, mehr als meine Lage, überwand, wie immer, bey mir den Kopf; meine Entschlüsse, meine Vorsätze, meine drohende Verlegenheit selbst war vergessen. Ich eilte, mich in die Arme meines zweiten Vaters zu stürzen.

Vorsichtig entschlüpfte ich dem Hause, um den mir vielleicht begegnenden Gerichtsdienern nicht in die Hände zu fallen, und erreichte glücklich die bekannte, hell erleuchtete Wohnung. Ich trat in den Saal. Der Obrist-Lieutenant, der, so wie ich vermuthete, allein war, kam mir mit offenen Armen entgegen. So wie er mich väterlich an seinen Busen drückte, fiel es mir unbehaglich auf, daß er seine hochrothe Staats-Uniform, mit neuen goldnen Epoulets geschmückt, trug; auch mein ungewöhnliches schwarzes Kleid schien ihn betroffen zu machen. „Ei der tausend, Kohlrabenschwarz. Ich habe dich zu einem Freudenfest und zu keinem Trauermahl eingeladen!“ rief er ein wenig unwillig aus.

„An einem Ehrentage,“ so wie Sie schreiben, Papachen! muß man ja auch feierlich angethan

ſeyn!“ Ich wollte ihm meine Lage nicht ſo plötzlich vor Augen legen.

„Nun meinetwegen! Sieh' mal!“ fuhr er fort, auf den großen Spiegel zeigend, aus dem uns unſre eigene Geſtalten entgegentraten — „ſieh' mal! Kohle und Brand; nie haben wir je vorher ſo ſchroff nebeneinander geſtanden. — Zwiſchen uns wird es hoffentlich doch nie zur Fehde kommen. Entweder muß ja der Brand die Kohle durchglühen, oder die Kohle die Gluth erſticken!“

„Oder zuſammen auflodern, und in mächtiger Vereinigung jeden Widerſtand vernichten.“

„Nein! Johannes!“ ſagte der Obriſt-Lieutenant weich, wie von einem ihn plötzlich ergreifenden Gedanken überraſcht. — „Lieber dann erſticken, den Uebermuth dieſes Brandes wenigſtens. Sieh mal David dort! da haſt du wieder dem Saul vorgeſpielt! — Du haſt dich ſchwarz angezogen, ich will nicht mit dir hadern, du haſt es gewiß abſichtslos gethan; weißt nicht, daß mein Ehrentag, der Tag meiner Freiheit und meines Glücks, zugleich ein Sterbetag iſt! Heute — ja wie viele Jahre ſinds nun, ſeit meine Frau geſtorben iſt! Hölle! — höre einmal, alte Seele!“

Franz trat erwartend aus der offnen Cabinetsthüre herein.

„Geſchwinde hinunter in den Keller, alte Seele! — Ich habe dir es ſchon vorher ſagen wollen,

— hole mir eine Flasche von dem alten Rheinwein aus dem Schrank, du weißt ja wohl — wozu nur du den Schlüssel hast — und zähle nach, wie viel ihrer noch übrig sind.“

Franz ging schweigend.

„Wie viel Bouteillen übrig blieben,“ fuhr der Obrist-Lieutenant fort: „als ich mich vor Freude über meine Erlösung satt getrunken hatte, erinnere ich mich recht gut, aber wie viele Jahre seit der Stunde verflossen sind, will mir nicht recht in den Kopf; nun wir werden bald dahinter kommen. Alle Jahre feiere ich heimlich bei mir selbst dies Fest, und — besinne dich nur darauf — lasse zuletzt meine Gäste schweigend eine Bouteille alten Rheinwein von jenem Ueberreste leeren; aber ich allein nur weiß, wem das Glas gebracht wird, und nun auch du. — Das Geheimniß hat mir dein schwarzes Kleid entrissen. — Siehst du, an diesem Tage bin ich nun immer von Freude berauscht; — ich kann nicht trauern, ob ich auch wollte. Du mahnst mich, wie immer, an das, was ich thun sollte — wenn auch nicht trauern, so doch wenigstens ein bischen ernst seyn. — Weiß nicht wie es zugeht; aber es will mich immer bedünken, als sollteſt du einen Theil des Unrechts, das ich vielleicht in meinem Hochmuth angerichtet habe, einst wieder vergüten. — Nah! denken wir nicht mehr daran! Wir gehören ja noch dem Leben und seinen An-

ſuchen, und du beſonders, glücklicher Burſche! Die Welt liegt noch offen vor dir — ich bin auf dem Rückzuge. — Während du herumſchwärmſt und luſtſt, muß ich mich mit den Lippen des Glaſes begnügen. —“

Ich ſeufzte tief.

Der Obriſt-Lieutenant ſah mich mit großen Augen an. „Clement!“ ſagte er kleinlaut, „was war das für ein Seufzer! Biſt du verliebt, Johannes? nun da brauchſt du wohl nicht ſo jämmerlich zu ſtöhnen; du nicht! — Du machſt ja ein gar ernſtes, trauriges Geſicht dabei. Zum Teufel! Junge! ich kenne dieſe Armenſünder-Miene; du denkſt an's Heirathen?“

„Errathen Papachen!“

„Hm! hm! Die Liebe, ach die Liebe, hat dich ſo weit gebracht? Darum haſt du dich ſo wenig um meine Zurückkunft bekümmert. —“

„Die Liebe in der That nicht!“

„Ha! Das war doch ein Wort des Troſtes! dann biſt du noch zu retten! Alſo nur des Geldes wegen.“

„Ganz recht, nur des Geldes wegen.“

„Iſt ſie hübſch!“

„Ein bischen hochäugig und blaßgelb.“

„Armer Junge!“

„Das Erſte rühret vom Mangel und luſtigem Leben her, das Letzte von verhaltener Kerkerluft.“

„Bist du verrückt? Hast du mich zum besten? oder — wer ist sie denn?“

„Die Tochter des Gefangenwärters in dem Schuldthurm, wenn er anders eine hat.“

„Ja so! Wie soll ich das verstehen?“

„Daß“, versetzte ich, indem das erzwungene Lächeln um den Mund sich ganz verlor, „daß ich wahrscheinlich schon morgen ihre Bekanntschaft machen werde.“ Nun stellte ich ihm offen meine ganze Lage vor.

„Gott sey gelobt!“ fiel er mir in die Rede, so hast du doch keinen dummen Streich gemacht. Nun dann läßt sich's helfen, obgleich ich auch ein wenig in der Noth stecke. — Wie viel reicht zu, um dich aus der dringendsten Verlegenheit zu ziehen.“

„Hundert Louisd'or.“

„Die sollst du haben. — Meine Baarschaft beträgt, — denke dir einmal — das Doppelte. Nun, hundert [illegible] abgezogen, haben wir ja doch genug übrig, um unser Glück heute Abend zu versuchen. Fürchte nichts. — Fortuna hat mir so eben gelacht, sie wird mir nicht so bald wieder untreu werden. Allein du bist jung und unbesonnen, und hier werden sich gewiß alte Knaben einfinden; pointiren darfst du nicht mit. Ich habe versprochen Bank zu legen; um hierzu daher mehr Ansehen zu geben, muß die Gemme so lange bekommen bleiben.

Sey nur munter und fröhlich, armer Junge! du hast in diesen Tagen genug gelitten."

Er streichelte mir liebkosend die Wange; da trat der alte Franz, mit einer Flasche Rheinwein in der Hand, wieder herein. — Diese Unterbrechung kam mir gar nicht recht; denn ich hätte gern die hundert Louis sogleich gehabt; nur zu viele Erfahrungen hatten mich gelehrt, Mißtrauen in das Glück des guten Obrist-Lieutenants zu setzen. Ich konnte aber, ohne unbescheiden zu seyn, in diesem Augenblicke keine Einwendung machen. „Nun, alte Seele!" rief er dem guten Diener entgegen. —

„Es ist die letzte!" sagte dieser, und wischte verstohlen eine Thräne aus den Augen.

„Die letzte!" wiederholte der Obrist-Lieutenant betreten, die Flasche nehmend, „und alljährlich eine geleert — neunzehn Jahre also sind's, seit sie gestorben. — —"

„Haben der Herr Obrist-Lieutenant nur das anordnen wollen", versetzte Franz halblaut, „das hätte ich ja gleich sagen können. Ach! ich gedenke noch oft der seeligen Frau. —"

„Meinetwegen! wenn's nur in der Stille geschieht —" brummte mein Wirth verdrießlich, und trug mich mit sich fort. Wir traten in den Speisesaal, wo ein festliches rundes Tisch, zierlich gedeckt, in der Mitte stand; — auf prächtigen Leuch-

ten prangten hohe noch nicht angesteckte Kerzen. „Ein Freudenmal, und dabei ein Castrum doloris meiner Jugend-Leiden", rief erheitert mein Führer; „aber in diese Blumen der Freude muß ich den rechten Geist hineinbringen." Er stellte die Bouteille sorgfältig oben in die Mitte der Vase, die mit duftenden Blumen gefüllt, von den Kerzen symmetrisch umgeben, da stand. „Die letzte!" wiederholte er noch einmal finster. „Hm, es wird mich über's Jahr recht verdrießen, wenn ich diesen Abend nicht mehr ganz, so wie immer, feiern kann. Neunzehn Jahre! wie die Zeit doch geht. — Es ist mir, als müsse nun eine andere Ordnung beginnen, da der Rheinwein ausgetrunken ist. Es hat mich verstimmt, und vollends die alte Seele mit der Anmerkung; — gedenke ich ja doch auch der Seeligen in allen Ehren, und selbst das alte Erbstück von ihr, den Franz, habe ich gut gehalten und es ihm an nichts fehlen lassen."

„Sie vergessen ein besseres Erbstück, papachen! unsern Adalbert! Sie haben mir noch nichts von ihm erzählt."

„Hast recht, Johannes! Er sendet dir viele herzliche Grüße. — Aus dem ist was geworden! er hat dich überflügelt. — Wie lange ist's nun, seit ihr euch nicht gesehen?"

„Seit der Zeit nicht, da Adalbert als Cornet angestellt worden."

„Aha! dann wirst du ihn nicht wieder erkennen; die kleine knotige Pflanze ist in eine schlanke Tanne aufgeschossen. Wie oft, Johannes, bist du der Gegenstand unsrer Unterredung gewesen. Komm! meine Gesellschaft wird noch etwas ausbleiben, wir wollen ihm eine trauliche Stunde widmen. Alte Seele! Lichter her und eine Bouteille Sillery!"

Wir ließen uns heiter am Tische nieder. Zwei dreiarmige Leuchter vor uns gestellt, erhellten den trefflichen Wein, der recht bald in unsern Gläsern perlte.

„Es lebe der Bruder Adalbert!" begann ich, auf sein Wohlseyn anstoßend; „wir sind ja Freunde, obgleich wir uns fast nicht mehr schreiben, und sein Vater ist ja auch der meinige."

„Ja, ja!" sagte der Obrist-Lieutenant nicht ohne Bewegung. „Er hat dich auch noch recht lieb; nur die Zeit hat euch von einander entfernt. Ich habe dich ihm wieder nahe gebracht, jetzt werde ich auch dir ihn näher bringen; — seyd ihr ja doch beide meines Alters Trost und Freude, und wenn ihr nur meinen Lehren folgt, wird auch euer Leben glücklicher als das meinige werden."

Ich lächelte. — „Ei nun, Papachen! ich habe mich eben nicht weit von Ihren Fußstapfen verirrt, und wenn Adalbert nur nicht hinter uns bleibt."

„Der", rief der Obrist-Lieutenant, „der —

ägerflügeln wird er uns, sage ich dir. Der hölzerne Junge ist jetzt ein gewandter, schlauer Herzensdieb. Er hat meine Lehren beherzigt, und läßt sich von keiner Schürze hinter's Licht führen; mehr als zehn Histörchen hat er mir erzählt, über die ich — ich selbst erstaunen muß. — Hat er auch früher dich zum Beispiel genommen, so kannst du jetzt bei ihm in die Schule gehen. — Ich wünschte, daß er mich hieher begleiten solle; ich wollte den Jonathan gern seinem Davidchen zugeführt haben. — Urlaub hatte er schon. — allein da vertraute der Teufelsjunge mir, daß er eine Intrigue in X** habe, die ihn festhalte."

„Die ihn festhalte, Papachen!"

„Fest hält, Davidchen! bis auf einen gewissen Punkt, versteht sich; das ist nicht mehr, als recht und billig. Ueberdieß ist sie eine Bürgerliche, so wie er sagt!" —

„Das macht also der Unterschied!" fiel ich ihm nicht ohne Bitterkeit in die Rede.

„Gewissermaßen — nicht weil ich eine Adeliche für ein erhabeneres Wesen halte — nur wegen der Lage der Dinge in dieser Welt, und doch ist's ein Unterschied. — Die Bürgerliche will verführt werden, die Adeliche verführt. — Beide müssen wir betrügen, damit wir nicht zuletzt die Betrogenen werden. Alles kommt auf den Kreuzzug an, den Hymen macht. Bleiben wir hübsch diesseits, dann

sind sie die Betrogenen, denn ihr Zweck geht gern hinüber. — Jenseits geschritten — o Weh! da hätten wir das Joch auf dem Halse. Nein — besser betrügen als betrogen zu werden!"

„Wenn's nicht anders seyn kann, freilich! Doch giebt's welche, die lieber betrogen seyn wollen."

„Oho! Das sind Redensarten, die wohl in aufgeregten Augenblicken aus einem schmerzenlosen Herzen kommen können, aber immer in der Praxis scheitern. Der Tausend! Junge, du bist mir so lieb, daß solche Worte in deinem Munde mich wie Eis überlaufen, vollends wenn ich an den Schrecken denke, den du mir schon heute eingeflößt hast. — Höre, ich habe eine ernste, herzliche Bitte an dich."

„Und die wäre?"

„Ich will nur dein Glück, Johannes; liebe so viel du willst, aber heirathe nicht!"

„Sie wollen mich doch nicht zum Maltheser-Ritter machen, Papachen?"

„Wollte Gott, daß es in meiner Gewalt stünde, wenigstens zum Militär; in dem Stande lernt man sich besser schätzen."

„Und wenn ich mir nun eine namhafte Summe erheirathen könnte?"

„Taugt doch nichts; im Gegentheil um so schlimmer. Du schweigst. — Wohlan! ich will selbst

dein Brautführer seyn, wenn du mir nur eine einzige glückliche Ehe nennen kannst. Besinne dich, so viel du willst, ich will ruhig deine Antwort abwarten", fügte er behaglich hinzu, und genoß ruhig den herrlichen Bouquet seines Sillery.

„Ich sollte doch meinen. — "

„Nun — ich höre. — "

„Die Ehe meiner Eltern."

„Gut! Du warst fünf Jahre alt, als dein Vater starb."

„Meine Mutter hat ihn so herzlich beweint. —

„Ha! Thränen stehen einer jungen Wittwe recht schön."

„Ach Gott! In dem einsamen Kämmerlein, nur von Gott und dem Sohn gesehen."

„Nun! Reue hat auch Thränen", erwiederte er leise, dann fuhr er schnell, wie seine Rede beschönend, fort: „Laß es gut seyn! Wahrlich! deine Mutter war keine von den Schlimmsten! — Doch merke dirs, Johannes, bei einer zweiten Ehe ist die erste immer musterhaft gewesen. Das ist eine begreifliche Sache!"

„Ich habe ja die Mutter nicht nach der zweiten Heirath gesehen — allein ihr reiner Sinn, ihre Herzensgüte —"

„Hilft alles nichts! Glücklich können deine Eltern schon darum nicht gewesen seyn, weil sie sich aus Liebe geheirathet haben."

„Das haben sie öfters behauptet.“

„Und mit Recht! — denn die Liebe ist ein Wahnsinn, ein lieblicher freilich, dem ich mich in Gottes Namen von ganzer Seele ergebe — aber doch ein Wahnsinn, wenn die Sinne endlich befriedigt und die Krankheit gebrochen, dann rächt sich der nüchterne Verstand wegen seiner verschmahten Bande, und der entkleidete Zauber zeigt uns immer eine Hexe, wenn sie auch sonst ein recht erträgliches Weib ist. Liebe ist eigentlich die rechte Hexensalbe, wodurch der Geist zum Blocksberg fährt — wenn sie verdunstet ist — liegen wir auf einmal mit zerschlagener Jugendkraft platt auf der Erde. Mein! muß einmal in den sauern Apfel gebissen werden, so geschehe es mit nüchternen Sinnen — einer falschen Berechnung ist immer leichter zu begegnen, als einem schwindelnden Traum. Adalbert heirathet nie, er läßt sich nie täuschen. — Du aber Johannes — du, der du noch ohne festen Grundsatz bist, der, nicht so wie er, mitten in einem lieblichen Traum, die nackte Wirklichkeit erkennen kannst — wenn du einmal heirathen willst, so liebe nicht — hörst du! —

Wir wurden in diesem Augenblick von Franz unterbrochen, der ein paar alte Militärs anmeldete, die, nach altem Herkommen, sich gleich nach dem Mittagsschlaf einfanden.

„Ah so!“ rief der Obrist-Lieutenant. „Gut

dann Johannett wir wollen weiter über die Sache reden. In Summa: heirathe nie! Nicht wahr!“ Er reichte mir die Hand hin.

Ich schlug schweigend ein, und folgte ihm lächelnd zur Gesellschaft, die sich bald vermehrte. Lauter alte Herren, aus dessen Augen, obgleich von aufgeregten Leidenschaften sichtbar verdüstert, noch Lebenslust blinzelte; nur ein paar junge Lieutenants befanden sich darunter, die vielleicht eben so wie ich, gebildet werden sollten. Allen sah man es an, daß eine geheime Hoffnung sie belebte, denn die gewöhnlichen Spielpartien schienen gar nicht vermißt zu werden, und der behaglich geschlürfte Punsch wurde zuvor mit Fröhlichkeit, doch zugleich mit vieler Besonnenheit genossen; selbst die Unterredung nahm einen sehr gemäßigten Ton an, und erst um den runden Tisch näher zusammen gerückt, von gewürzten Speisen und unverfälschtem Wein heiterer gestimmt, ward das Gespräch allgemein lustig und beinahe ausgelassen. — Die alten Herren überboten sich im Witz; Jugendstreiche wurden in geistreiche Anekdoten idealisirt, und Bonmots kreuzten sich wie flammende Leuchtkugeln unter dem fröhlichen Donner eines allgemeinen Gelächters; da fiel endlich in eine zufällig entstandene kurze Pause die Stimme des Nachtwächters dumpf herein, die unten vor dem Hause Mitternacht verkündete.

Lebhaft schob der Oberst-Lieutenant den Stuhl zurück. „Zum Teufel! Brüderchen!“ rief er heiter, die volle Börse auf den Tisch werfend, „die Zeit geht verloren; wir vergessen ja, warum wir hier sind. Still, still! Bleibt nur ruhig sitzen, die Bedienten sollen schnell das Leichentuch des genossenen Mahles vom Tisch wegheben, damit wir mit Blicken auf das hoffnungsgrüne Feld des Glücks unsre Seelen zu ernsten Betrachtungen stimmen können; doch erst wollen wir noch ein Glas Johannisberger leeren, und wer mein Freund ist, der gedenke dabei meiner im Stillen. — Hurtig! alte Leute, die Römer her!“

Wie hingezaubert standen schon die grünen Becher da, und der Obrist-Lieutenant hob, indem er mir einen lächelnden Blick zuwarf, die Bouteille aus der Blumenvase und reichte sie dem Franz hin, der mit dem Korkzieher fertig stand; allein der Pfropf schien seinen Kräften hartnäckig Trotz zu bieten, während die Bedienten die Reste des Mahles und das Gedeck schnell und behend wegnahmen. Der Obrist-Lieutenant, der vor Ungeduld brannte, seine Kunst zu verrichten, machte eine verdrießliche Miene. Mit einem Scherz nahm ich, der an seiner Seite noch immer saß, Franz die Flasche aus der Hand, allein — meine Ungeschicklichkeit mochte wohl Schuld daran sein — ich machte ziehen so

viel ich wollte, der Pfropf widerstand jeder Ermahnung.

„Nun!“ sagte der Obrist-Lieutenant ungeduldig.

„Die Bouteille ist verhext“, rief ich, mein Unvermögen gestehend.

„So gieb sie mir! ich werde sie wohl entzaubern“, entgegnete er, „wäre es auch Salomon's Siegel; noch ist Kraft in den alten Knochen.“ Er faßte die Bouteille zwischen beiden Knieen fest, und zog aus Leibeskräften, jedoch vergebens.

Ich lächelte.

„Warte nur!“ brummte er eifrig, „der lacht am besten, der zuletzt lacht.“ Er strengte sich so an, daß die Ader an seiner Stirne schwoll und die Wangen ihr dunkel färbten; noch ein kräftiger Zug, und der Pfropf fuhr prasselnd in die Höhe; allein in demselben Augenblick entglitt die Bouteille den schwankenden Knieen und fiel auf den Boden; wahrscheinlich mußte sie auf einen Nagelkopf gefallen seyn, denn sie sprang rings zu seinen Füßen. — Der Obristlieutenant selbst griff mich so fest um das rechte Handgelenk, und hielt es wohl eine Minute lang so gewaltig umklammert, daß ich beinahe laut aufgeschrieen hätte; mit der andern Hand stemmte er sich gegen den Tisch, während die Augen stier in die Höhe blickten, und das Dun-

kelroth seiner Wangen sich plötzlich in Todesblässe verwandelte.

Alle, auch ich, starrten ihn erschrocken an. Eine fürchterliche, erwartungsvolle Stille herrschte im Saale. So eben wollte meinen Lippen eine Frage entschlüpfen, da sank der väterliche Freund auf einmal in sich zusammen, erst auf die Knie nieder und dann rücklings zu Boden, ohne jedoch meinen Arm fahren zu lassen, so daß er mich beinahe mit umgerissen.

Alle verließen nun in wilder Verwirrung ihre Plätze und umgaben uns beide; mit Mühe nur machte ich mich los, während die Freunde ihn aufhoben und auf ein Sopha hintrugen. Er war ohne Bewegung, ohne Leben. Die Bedienten stürzten nach einem Wundarzt; ich stand ohne Besinnung, fast regungslos an seiner Seite. Wie gelähmt von Entsetzen, vernahm ich nichts von dem, was in meiner Nähe vorging, und dachte an nichts. Erst als der Arzt nach einer kurzen Untersuchung die Worte: „todt, ohne Rettung!" ausgesprochen hatte, kam ich wieder zu mir selbst; die entsetzten, bisher hoffenden Freunde stoben auseinander.

„Einen Augenblick noch!" sprach ein alter Major, der an der andern Seite des Obrist-Lieutenants gesessen, indem er mehrere zurückhielt, — „erst will ich diesem jungen Mann, der dem Verstorbenen doch näher als unser einer stand, seine

Börse, die er auf den Tisch geworfen, in Verwahrung geben.“ Er reichte mir die Börse hin. Seine Worte riefen mich aus dem betäubenden Schmerze in die unglückselige Wirklichkeit, in meine jetzt verzweiflungsvolle Lage zurück. Mit Zittern faßte ich die Börse, wovon die Hälfte mit Recht mir zugehörte, die mir zu meiner Rettung so höchst nothwendig, so wichtig war, und doch sah ich mir jedes Mittel benommen, ohne meine Ehre zu verletzen, dieß Recht geltend machen zu dürfen; ich fühlte die Angst der Versuchung, die Gefahr der nächsten Zukunft mit dem Bewußtseyn meines Rechtes, vereint mir krampfhaft durch die Finger zucken. Ich raffte mich zusammen, um der eisernen Nothwendigkeit zu gehorchen, und übergab dem alten Franz die Börse; noch mußte ich mich dem Zwange unterwerfen, deren Inhalt mir vorzählen zu lassen. — Der Klang der Goldstücke, die Worte: 200 vollwichtige Louisd'or, drangen zermalmend in mein Ohr. Alle hatten uns unterdessen verlassen, Franz und ich, sammt der mehr bestürzten als betrübten Bedienten, blieben mit dem Todten allein. Ich betrachtete ihn wild und ohne Thränen; den Schmerz, der sich in meine Seele senkte, vermag ich nicht auszusprechen. Wie ich endlich aus dem Hause gekommen, wie ich zu meiner Wohnung geschwankt, ich weiß es noch nicht. — Mein Johann fuhr erschrocken zurück, als er meine düstern, wilden Züge

bemerkte. Sein Auge ruhte fragend und furchtsam auf mir. „Der Obrist-Lieutenant ist plötzlich gestorben", sagte ich schneidend; „Morgen wird man wohl auch mich begraben."

Als ich in das Zimmer trat, reichte mir Johann einen Brief. „Ich weiß nicht ob ich recht thue", sagte er leise: „er dürfte vielleicht nur ihren Gram vermehren, allein es steht Eile darauf." — Der Umschlag war groß, die Adresse von unbekannter Hand. Eben so das Siegel, das glänzend schwarz war; auch das Papier hatte schwarze Ränder. Ich sann ein wenig nach, ohne ausfinden zu können, woher mir in diesem Augenblick eine schmerzliche Nachricht kommen könne. — Mein Gedächtniß verwies mich auf keinen Gegenstand, der mir wichtiger war, als der Schlag, der mich schon betroffen, der so unerwartet meine ganze Zukunft bedrohte. Mit den Worten: „bis morgen mag es immer Zeit haben", warf ich ihn, ohne Neugier zu empfinden, trotz des untergestrichenen Eile, gleichgültig auf den Tisch. Ich wollte das zerrissene, tausendfach beängstete Gemüth in seinem unthätigen Hinbrüten, in seinem auf einen Punkt gerichteten Gram, nicht stören. Wie ein Kind ließ ich mich von Johann entkleiden und zu Bette bringen. — Die Fensterladen waren dicht verschlossen, die Lichter ausgelöscht, die Augen fest zugedrückt. Die Nacht des Grabes und der Verzweiflung umgab meine Seele,

die erst durch die Ermattung des Körpers Kraft zu zusammenhängenden ernsteren Betrachtungen gewann. Noch schrecklicher als gestern, fand ich mich nun einsam und verlassen, und doch waren die fruchtlosen Bestrebungen meiner bessern Stunden, der in meiner innersten Seele heimlich gehegte Wunsch, mich von dem Obrist-Lieutenant loszureißen, auf eine so plötzliche, so entsetzliche Weise in Erfüllung gegangen. Ach! war es vielleicht die Strafe meines Frevels gegen den väterlichen Wohlthäter? Und doch konnte ich nicht umhin, zu schaudern, dachte ich an seine Unterredungen, an seine Lehren, an sein Leben, das ohne Ernst und Würde in der Gegenwart, alles Höhere leichtsinnig von sich weisend, nun so jäh abgeschnitten lag; leerer, insipider als sonst kam mir nun sein Treiben, tadelnswürdiger als je ich mir selbst vor, nun, da meine Zukunft sich mir schwärzer als jemals ganz in der Nähe zeigte. — Seine letzten Augenblicke, sein plötzlicher Tod, welcher, so wollte es mich bedünken, in einer geheimnißvollen Verbindung stand mit der Sterbestunde einer vielleicht verkannten, wahrscheinlich nie recht verstandenen Frau, deren Hintritt er so leichtsinnig feierte, lagen mir unaufhörlich im Sinn. Der glühende Brand war auf einmal zur Kohle geworden, und mich, von dem es ihm ahnete, daß ich sein Unrecht, das ich in seinen Folgen nicht einmal kannte, gut machen

würden, mich Elenden erwarteten nun Armuth, Verachtung — vielleicht Gefängniß. — Seine Bitte: nie zu heirathen, erregte bei mir, in dem Gefühl meiner Hülflosigkeit, ein bitteres Gelächter. Die Hand hatte ich ihm gereicht — darauf oder zum Zeichen, daß ich seine Lehren befolgen wollte? ich wußte es nicht. Seine Lehren — ach! zähneknirschend mußte ich sie, mußte ich die Grundsätze, deren Opfer zu werden ich im Begriffe stand, anklagen; seine väterliche Güte, sein für mich immer offnes Herz konnte ich nicht verkennen; kamen mir doch jene wie seine scharlachrothe Uniform vor, welcher sie anzugehören schienen, und die ja immer ein widriges Gefühl bei mir erregt hatte. — Unter so widerstreitenden und vernichtenden Betrachtungen, die meine Seele mit einer Verzweiflung erfüllte, welche ihr jede Aussicht auf der Erde und in dem Himmel benahm, verging der Rest der Nacht. Das erste Tageslicht fiel schon durch die Ritzen der Fensterladen, bevor ein unruhiger ängstlicher Schlummer die müden Wimpern bedeckte. — Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als ich mich aufgerüttelt fühlte. Ich schlug die Augen verwirrt auf. Die Laden waren aufgerissen. Johann stand mit zerstörter Miene vor dem Bette. — In dem ersten Augenblick besann ich mich nicht auf die Begebenheiten der gewichenen Nacht; es war mir nur, als hätte ich einen bösen Traum gehabt; allein der

erſte Laub ſeines Mundes riß mich in die hoffnungsloſe Wirklichkeit, zu dem vernichtenden Gefühl zurück, das ſich bei dem erſten Anblick des wiederkehrenden Tages in dem Buſen erregt, dem es gelungen, ſeinen drückenden Gram durch einen kurzen Schlaf um wenige Augenblicke zu betrügen.

„Um Gotteswillen, beſter Herr!“ rief Johann zitternd, „ſehen Sie doch auf — die Gerichtsdiener ſind da.“

Ich lächelte, ſtand raſch und ergeben auf, und kleidete mich eilig an, ohne ein Wort zu ſagen.

So wie ich in das äußere Zimmer trat, fiel das große ſchwarze Siegel von dem geſtern gebrachten Briefe mir in die Augen. „Wohlan!“ ſagte ich entſchloſſen zu mir ſelbſt, wir wollen den Becher bis an die Hefen leeren.“ Ich riß das Siegel auf, erblickte einige eingeſchloſſene Papiere, ein Schreiben von ganz unbekannter Hand, mit einem mir völlig unbekannten Namen unterſchrieben; allein die Adreſſe war an mich, ich las. — Ein heftiges Zittern durchbebte meine Glieder; ich wollte meinen Augen nicht trauen, bis ich nochmals geleſen, bis ich Beſonnenheit gewonnen. — Der Amtmann des Gutes Olbenmoer berichtete, daß mein vor kurzem verſtorbener Oheim, der Bruder meiner Mutter, den ich nur flüchtig geſehen und eben ſo flüchtig geſprochen, mich zum Univerſal-Erben ſeiner Güter und ſämmtlichen Vermögens eingeſetzt habe.

Der Amtmann ersuchte mich, so bald wie möglich Besitz davon zu nehmen, weil mehrere nicht unbedeutende Sachen, die durch die Krankheit des Eigenthümers nicht erledigt worden waren, die schleunige Entscheidung des Gutsbesitzers forderten. Er fügte hinzu, daß meine nahe Verwandtschaft mit dem Verstorbenen mich jedes Streites und Verdrusses überhebe, und folglich nichts der rechtskräftigen Besitznahme eines Gutes hinderlich seyn würde, das nicht allein nicht mit Schulden belastet sey, sondern im Gegentheil dem Gutsherrn noch eine nahmhafte Summe zuzubringen habe.

Wer vermag den schnellen Wechsel aller meiner Empfindungen, meines ganzen Daseyns zu beschreiben; meine Freude wurde nur von meinem Erstaunen übertroffen. Ich hatte diesen Oheim fast nur dem Namen nach gekannt, und wußte nur, daß ihm zu derselben Zeit, da meine Mutter sich zum zweitenmal verheirathete, theils durch das Lotto, theils durch eine sehr kurze Ehe, ein beträchtliches Vermögen zugefallen war. — Die Abwesenheit der Mutter, seine Abneigung gegen den Obrist-Lieutenant, dessen Ton und Wesen ihm, nach seinen eigenen Aeußerungen, höchst zuwider gewesen, und welcher umgekehrt den Oheim einen Kopfhänger und Tuckmauser gescholten; Stolz von meiner Seite, der ich mich nicht eigennütziger Absichten verdächtig machen wollte, und noch tausend andere

unbedeutende Zufälligkeiten, hatten uns so fern von einander gehalten, daß nicht einmal die dringende Noth meinen Hochmuth mit dem Gedanken, Hülfe bei ihm zu suchen, überwand — und jetzt war ich sein Erbe, ohne Vorbehalt, ohne Bedingung; nur den Wunsch hatte er ausgesprochen, daß ich seinen Namen dem meinigen anhängen möchte. — Um mir jeden Zweifel zu benehmen, folgte eine Copie des Testaments, das zugleich bedeutende Legate für meine beiden Schwestern bestimmte, welche eine ganz umgekehrte Denkungsart mit dem des Obrist-Lieutenants voraussetzen schienen, da sie eigentlich zu ihrer Sicherstellung vor einer möglichen willkührlichen Behandlung ihrer Gatten zum Zweck dienten.

Ich faßte mich schnell, und trat zu den Gerichtsdienern hinaus. „In wessen Namen", fragte ich, „heißen Sie mich in den Schuldthurm zu führen."

Sie nannten mir den Namen eines Geldverleihers, dem ich wirklich ein bischen arg mitgespielt hatte. Ich erklärte ihnen meine Bereitwilligkeit zu folgen, doch nur unter der Bedingung, daß Sie mich zuerst in das Haus dieses Creditors führen möchten. Erst nach mehreren Vorstellungen verstanden Sie sich dazu. Der Herr wurde sehr unangenehm überrascht, und empfing mich mit schneidendem Hohn. Doch bei dem Anblick des Testa-

ments, das ich ihm schweigend hinreichte, verwandelte sich bald seine verachtende Miene in kriechende Gefälligkeit. — Er nahm sogleich den Verhaftbefehl zurück, erbot sich sogar, mir noch eine nicht unbedeutende Summe vorzuschießen, um meine dringendsten Gläubiger zufrieden zu stellen, welche er alle sehr wohl zu kennen schien. — Es dünkte mich, daß ich ein Anerbieten, das ich bezahlen konnte, nicht ausschlagen dürfe, und frei, muthig, mit Gold beladen, doch noch immer mit Erstaunen, Schmerz und Entsetzen im Innern, begab ich mich sogleich zu der Leiche meines väterlichen Freundes.

Meine Trauer hatte nun Haltung und Würde erhalten; doch an der Seite des Todten durchzogen alle Erinnerungen der nächsten Vergangenheit jetzt verklärend meine Seele, eine erwärmende Gluth durchdrang die Kohle neben dem so plötzlich ausgelöschten Brand, und als dächte der unbefangene David seinen Saul noch in der Ewigkeit beschwichtigen zu können, legte ich tief in meiner Seele das Gelübde ab, von dieser Stunde an mich nur in traurigem Schwarz zu kleiden, bis es mir gelänge, ohne Schauder an das Vorgefallene zurückdenken zu können. Ein anderes Ansinnen schien mich gegen meinen Willen begleiten zu wollen; noch empfinde ich einen kleinen Schmerz am rechten Handgelenke, an der Stelle, wo mich der Sterbende so gewalt-

ſam umfaßt gehalten; und in der That, noch lange Zeit hernach, wenn mein Blut in eine plötzliche ungewöhnliche Wallung gerieth, empfand ich, als wenn die Pulsader mir dort zu enge ſey, immer an dieſer Stelle einen erneuernden Schmerz.

Als ich mich mit Faſſung ermannt hatte, vertrat ich die Stelle ſeines Sohnes. Ich beſorgte die Beerdigung und unterſuchte ſeine Schulden, die weit größer waren, als der Obriſt-Lieutenant es ſelbſt geahndet hatte. Ich berichtete dem Sohn den Tod ſeines Vaters, ſeine Lage aber kennend, verhehlte ich ihm die eigentliche Schuldenlaſt des Verſtorbenen, denn von meinem ſchwarzen Kleide gemahnt, war es mir, als hätte ich, beſonders jetzt, da das Schickſal mir ſo unerwartet Mittel an die Hand gegeben, auch dieß Uebel zu vergüten. Dieß war und ſollte auch der letzte Brief ſeyn, den ich mit meinem alten unveränderten Namen, mit allen Erinnerungen und bittern Rachempfindungen meiner verworrenen Jugend unterzeichnen wollte. Mit der Annahme des neuen Namens wollte ich auch ein anderer Menſch werden, und wahrlich, ich war es geworden. Jene entſetzliche Nacht, mit allen ihren Qualen, ihrer bittern Reue, ihrer unthätigen Verzweiflung, ſtand heilend und wohlthuend vor meiner Seele. Ich dankte meinem guten Engel, der die Hand leitete, als ich den Brief ſtumm und verzweifelnd zur Seite warf, und mich ſolcher Weiſe

einer sonst nicht eintretenden heilenden Zerknirschung und erfolgreichen Lehre unterwarf. Mit dieser Ueberzeugung stieg ich in den Wagen, von Johann und dem alten Franz begleitet, dem ich einen Platz in meinem Hause, wie jetzt an meiner Seite, angewiesen hatte. — Prüfende Betrachtungen über den innern Zustand meines Wesens wechselten in meiner Seele, bis die Nähe meines Guts, bis der Anblick desselben mich aus meinen Träumen in die erwartungsvolle Wirklichkeit versetzte. Ein freundliches Gebäude lächelte mich an. Ein Schwarm von Beamten und Bedienten trat mir mit Demuth, der Amtmann, ein noch junger, gebildeter Mann, mit Anstand und Vertrauen entgegen. Mein Herz schwoll vor Dankbarkeit und Freude, als ich alle die Herrlichkeiten nacheinander betrachtete, die mein geworden waren. Das Gut war in einem blühenden Zustande. Der Amtmann übergab mir eine schwere Casse und den Schlüssel zu dem, sogleich ohne vorhergegangene Oeffnung, versiegelten Sekretair des Verstorbenen.

Voller Ehrfurcht betrat ich sein Cabinet, wo alles von Einfachheit und der strengsten Ordnung zeugte; durch das einzige Fenster lächelte mir eine Aussicht entgegen, dergleichen ich nur wenige gesehen habe. Große Felder, Auen, mit zahlreichen Heerden bevölkert, freundliche, wohlhabende Dörfer, die alle mein gehörten, sah mein trunkener

Blick auf allen Seiten. — Die große Welt reizte mich nicht mehr; hier war die meinige. Ich fühlte ganz das beneidungswerthe Loos, unter so Viele Thätigkeit, Glück und Segen verbreiten zu können. — Zugleich fühlte ich aber zum erstenmale, daß ich ganz allein in der Welt, wie in meinem Schlosse war; Wellinghorst's Wunsch, daß ich nie heirathen möge, fuhr mir unangenehm durch die Seele. Ich kehrte mich vom Fenster ab, um mich mit andern Gegenständen zu beschäftigen.

Mit gerührtem Herzen, und doch mit einem aus Erwartung und Neugier entstandenem Gefühl, nahete ich mich, so wie das Kind dem Zimmer, wo ihm sein Weihnachtsbaum beschert werden soll, dem Cylinder des Verstorbenen, der mein mir noch fremdes Eigenthum aufbewahrte, das vielleicht eine neue Quelle zu unbekannten Pflichten, zu überraschenden Anregungen für mich seyn konnte. — Ich löste das Siegel ab.

Unter den Papieren fand ich sogleich einen versiegelten Brief, mit der Aufschrift: an meinen Erben.

An mich? Zum erstenmal sprach mein mir fast unbekannter Wohlthäter unmittelbar zu mir selbst; ich riß das Blatt schnell auf.

Das Schreiben enthielt die Ansicht eines Lebens, dessen ich mich erst würdig machen mußte. Es rührte mich tief, den verehrten Mann so innig,

so aufrichtig mit dem Wohl eines nahen Verwandten, der ihn so ganz vernachlässigt hatte, beschäftigt zu sehen; ein liebendes Wesen, das nie den sorgenden Blick von mir abgewandt — der Erde entrissen zu sehen, bevor ich seine Liebe dankbar anerkennen konnte. — Das väterliche Schreiben schloß mit folgenden Worten:

— — — „Noch einen Wunsch habe ich hinzu zu fügen, jedoch, merke es dir, lieber Neffe, keine Bedingung, denn ich hasse alle solche, weil sie nur zu leicht den Willen unsers innersten Wesens beschränken. Um das Glück, das ich dir gern bereiten möchte, recht zu genießen, um dein Wesen allen menschlichen und bürgerlichen Gefühlen zugänglich zu machen, und dem Leben den wahren Gehalt zu verleihen — heirathe bald. — Liebe und heirathe, wollte ich sagen, wenn ich nicht gar zu gut wüßte, daß du bei den Grundsatzen, worin du aufgezogen, und dadurch ein Ball der Leidenschaften geworden bist, die dieser dein Blut in Wallung gesetzt, den Unterschied zwischen dem Trieb der Sinne und des Herzens längst verlernt hast; daher rathe ich, damit du Letzteres einmal rein und geläutert in dem Busen wieder finden mögest, heirathe und liebe. — Wärst du ein halbes Jahrhundert früher geboren worden, da häusliche und gesellige Verhältnisse noch anders gestaltet waren, da ein Knabe noch ein Knabe, da die Sitte und die Phantasie streng von einander

getrennt, da Unschuld etwas anderes als Naivität war, ich würde dir mit größerer Freude das erste zugerufen haben; allein gegenwärtig, da ihr in eurem Sinne liebet, um nachher um so bitterer hassen zu können, so müsset ihr, und vor allem du, erst heirathen, um, so Gott will, einst lieben zu können und glücklich zu werden."

Nie heirathen, war des leichtsinnigen, besorgten Freundes letzte halb zugesagte Bitte gewesen; heirathe bald, war des besonnenen, eben so väterlich besorgten Wohlthäters dringender Wunsch. Meine Lage, die Ansprüche meines neuen Namens, selbst das Leben, dem ich mich geweiht hatte, machte mich der Ehe nicht abgeneigt, — und doch — hatte Wellinghorst nicht auch Recht? Hatte ich je eine recht glückliche Ehe gesehen? Weiber genug hatte ich gekannt, die ich wohl lieben, wohl anbeten mochte; keinem einzigen von allen würde ich jedoch jetzt das Glück meines Lebens anvertrauen; zwar begann ich zu ahnen, daß es wohl an meinen Grundsätzen, an meinem Treiben liegen mußte, daß ich kein solches kannte, nicht kennen konnte; doch wurde ich wieder an dem einzigen Punkte irre, worin meine beide Freunde übereinzustimmen schienen, in keinem Falle aus Liebe zu heirathen. — Es war mir deutlich, daß beide aus ganz verschiedenen Gründen zu einem Resultat gekommen waren; allein eine Heirath ohne Liebe blieb mir noch im-

mer ein Greuel, eine profaische Entweihung der Poesie des Lebens, und mit dem besten Willen den freundlich gesinnten Manen zu gehorchen, fürchtete ich doch eben an dieser Klippe zu scheitern. So entstand auf's neue ein geheimer Zwiespalt in meinem Innern, den ich indessen bald mit dem Entschluß beschwichtigte: der Zeit das Weitere überlassen zu wollen, indem Wellinghorst's Ausspruch: daß er selbst mein Brautführer seyn würde, wenn ich ihm eine glückliche Ehe aufweisen könne, mich zu dem festen Entschluß brachte, daß erst die Ueberzeugung des Daseyns einer solchen, mich zu der Ehe bestimmen sollte.

Unterdessen sah ich die Nothwendigkeit ein, einen häuslichen Cirkel um mich zu bilden. In den großen Gemächern, wie in dem innern Hauswesen, war das Treiben eines weiblichen Wesens nothwendig und erheiternd.

Während ich mich nun nach einem solchen umsah, warf ich natürlich zuerst den Blick auf meine Familie. Ich kannte meine nächste Anverwandten fast gar nicht. — Erst lange nach dem Tode meiner Mutter, als ich schon ganz mein eigner Herr war, hatte ich dem Wunsche meines Stiefvaters nachgeben können und sein Haus besucht. Die Schwestern waren noch beide klein; die jüngste nur sieben Jahre. Ich wurde fröhlich und liebreich aufgenommen; die kleinen Mädchen fingen mit Innigkeit an

dem erwachsenen Bruder. Ein Aufenthalt von vier Wochen kam dem Obrist-Lieutenant fast zu lang vor. Er rief mich zurück. Seit der Zeit, es war wohl zehn Jahre, hatte ich gar nichts von ihnen gesehen, und sehr wenig gehört. Zwar hatte ich hin und wieder Briefe mit meinem Stiefvater gewechselt. Er hatte mir noch die Verlobung seiner ältesten Tochter mit einem bejahrten Kaufmanne gemeldet, und war vor zwei Jahren gestorben. Unsere Correspondenz war aber schon vorher abgebrochen, da er mir seine Hülfe, um eine kleine Schuld, die ich gern dem Obrist-Lieutenant verheimlicht hätte, bezahlen zu können, geradezu abschlug. — Von einem Reisenden aus X**, wo meine Schwestern sich aufhielten, hatte ich nur später erfahren, daß meine jüngere Schwester sich nach dem Tode des Vaters in das Haus ihres Schwagers begeben, denn die älteste hatte kurz vorher Hochzeit gehabt; mehr mußte ich nicht. Ich schrieb nun der Aelteren, verlangte ihre Erklärung wegen der Ausbezahlung der Legate unsers Oheims, und äußerte den Wunsch, meine jüngere unverheirathete Schwester bei mir aufnehmen, und ganz für ihre Zukunft sorgen zu dürfen. Denn beschäftigte ich mich ganz in der Stille, Dank sey es der bedeutenden Summe, die mir der Amtmann übergeben hatte, damit, die nachgelassenen Schulden des Obrist-Lieutenants ganz zu tilgen. Eine kurze

Reise nach der Hauptstadt, und dieß Geschäft war bald in's Reine gebracht. — Keine Makel haftete nun an dem Andenken meines mich liebenden Erziehers. Eine wehmüthige Ruhe ergoß sich erwärmend in meine Seele; hatte ich doch, dachte ich, nun so viel Uebel vergütet, als es in meiner Gewalt stand. — Ach! —

Noch hatte ich die Residenz nicht wieder verlassen, als mir Johann eines Tages zwei Briefe, beide aus A**, brachte. Der erste, an meinen vorigen Namen adressirt, war von Adalberts da ich ihm gern, insofern es thunlich war, meinen Antheil an der Befriedigung der Gläubiger seines Vaters verhehlen wollte, hatte ich ihm wenig von meinen neuen Glücksumständen mitgetheilt, und meine Namensveränderung nicht einmal bekannt gemacht. Der Brief war herzlich aber flüchtig; der Hingang des Vaters hatte ihn betrübt, seine Todesart ihn aber nicht ergriffen. Er heischte alles, was ich gethan oder thun wollte, im Voraus gut, und dankte mir mit freundlichen Worten, daß ich ihm eine höchst unangenehme Reise erspart hätte; doch war der Erguß seiner Empfindungen nicht frei; andere Gedanken schienen seine Seele mehr beschäftigt zu haben.

Das zweite Schreiben an den Herrn von Wildorf Ottenmoer war von meiner verheiratheten Schwester. Auch sie war mit meinen Verfügungen

sehr zufrieden; mit ihrer Lage schien sie es weniger zu seyn. Ihr Vatte war unlängst von einem kränklichen Stumpfsinn befallen, der leicht auf seine bürgerlichen Verhältnisse einen schlimmen Einfluß haben könne. „Sie billigte den Entschluß, meine jüngere Schwester, deren Schönheit und Bildung, wie sie sich ausdrückte, sie schon auf eine höhere Stufe in der Gesellschaft erhoben, zu mir zu nehmen, beschwor mich aber, sie selbst abzuholen, damit auch sie den geliebten Bruder umarmen könne, und damit ich die unbegreiflichen Grillen oder Vorurtheile der Schwester Helena höre, aus der sie nicht klug werden könne, die aber bei meinem gütigen Anerbieten erblaßt und in Thränen ausgebrochen war. — Es ahnete ihr ein Geheimniß, vielleicht Unheil, und daher ersuchte sie mich, weil sie in der Krankheit des Gatten Niemand um sich habe, auf den sie sich verlassen könne, recht schleunig zu kommen; jedoch in diesem Falle nicht zu schreiben, denn sie habe Gründe, warum sie ihre Bitte an mich mir nicht einmal mittheilen wolle.

Ich erschrak, ohne selbst zu wissen worüber. Wußte ich doch selbst nicht, warum mir die fast unbekannten Geschwister auf einmal wichtig und theuer geworden waren! Es kam mir aber vor, als wäre ich erst jetzt zu ihrem Beschützer geboren, da es in meiner Gewalt stand, ihr künftiges Leben gemäch-

lich zu machen. — Mit einiger Ungeduld bestellte ich die Postpferde, und recht bald saß ich, von Johann allein begleitet, im Reisewagen. Es freuete mich, durch meine schnelle Abreise beide Schwestern überraschen zu können; und außerdem stand mir noch ein erwünschtes Zusammentreffen bevor. Adalbert hielt sich nämlich in X** auf. Ich sollte ihn nach dreizehnjähriger Trennung wieder sehen. Zwar nicht Militär wie er, konnte ich doch jetzt mit Selbstgefühl unabhängig neben ihm auftreten. — Wie wird er den Jugendfreund empfangen? Alle frohe und traurige Erinnerungen regten sich wieder in meiner Seele. Meine Sehnsucht, meine freudigen Erwartungen eilten den Pferden weit voran, und mit immer steigender Ungeduld, so wie ich dem Ziele näher rückte, kam ich endlich auf die letzte Station von X** an.

Es waren keine Pferde zu haben. Eine durchreisende Fürstin hatte den Vorspann der ganzen Umgegend in Beschlag genommen. Ich mußte mich wenigstens einige Stunden in Geduld fassen. Nicht einmal den Schaffner des Postmeisters und Schenkwirths in dem kleinen, unansehnlichen Dorfe konnte ich, um die Bestellung der Pferde zu besorgen, habhaft werden. „Gleich, gnädiger Herr!“ hieß es, „sobald der Leichenzug vorüber ist.“

Ich hatte das verlangte kalte Frühstück in ein warmes Mittagessen verwandelt, sobald ich erfuhr,

das ich nicht so schnell, wie ich gewünscht, fortkommen konnte; — allein ungeachtet ich es ziemlich frugal bestellt hatte, setzte es doch in der Küche, welches ich durch die nur angelehnte Thüre bemerkte, einen sehr lebhaften Streit zwischen dem Wirth und seiner Frau; trotz allen Protestationen des Mannes, der den Ruhm seines Hauses aufrecht erhalten wollte, bestand die Frau darauf, heute nur sehr einfache Speisen zu kochen, und zu deren Bereitung nur erst dann den Anfang machen zu wollen, wenn sie von dem Leichenzuge zurück gekommen, denn sie wolle und müsse die Rede des Herrn Predigers hören, die gewiß heute ausnehmend schön und rührend seyn würde. — Der Mann erhitzte sich, die Frau gleichfalls, und ich fürchtete schon Zeuge einer Scene zu werden, die in meinen Kram, der ich auf eine glückliche Ehe Jagd machte, gar nicht passen wollte. Um diesem vorzubeugen, rief ich dem Wirth, that, als wenn ich mich eines bessern bedacht, gab einen fürchterlichen Hunger vor, bestellte das Mittagessen wieder ab, ließ ihn kalte Küche bringen, und ersuchte ihn, eine Bouteille Wein mit mir zu leeren.

Sichtbar erheitert, besorgte er sogleich das erstere, aber wie gern er auch vielleicht seinen wirklich recht guten Wein mit mir trinken mochte, schien ihm doch mein Vorschlag gar nicht angenehm zu seyn, doch aus Respekt wagte er nicht ihn abzu-

lehnen; auch hatten wir kaum das erste Glas geleert, als er, der die ganze Zeit zerstreut gewesen und wie auf Nadeln gesessen, plötzlich aufsprang, und mit den Worten: „Ach Gott! die Leiche!“ zum Fenster hineilte.

Ich folgte ihm nach. In ziemlicher Entfernung gewahrte ich einen recht stattlichen Leichenzug, der auf einem Feldwege, der zwischen den zerstreuten Häusern sichtbar war, sich der Kirche nahete, deren Thurm erst kürzlich vom Feuer gelitten zu haben schien. Der Zug, wobei jeder Träger eine Citrone in der Hand trug, während ein ungeheurer Kranz, mit einzelnen Herbstblumen und vielem Flittergolde geschmückt, auf dem Sarge ruhete, unterschied sich nur durch seine Größe von einem gewöhnlichen Leichenbegängniß auf dem Lande. Auch waren wie gewöhnlich viele Frauen unter den Männern, die sich fast bei jedem Hause vermehrten, welche, so wie auch die flatternden weißen Tücher, bezeugten, daß der Todte allgemein beweint wurde. Der Wirth faltete andächtig wie betend die Hände.

„Wahrscheinlich“, fragte ich, wird eine junge Braut begraben, der allgemeines Bedauern gezollt wird?“

Der Wirth schüttelte den Kopf. „Doch, hier!“ rief er endlich, seinen stummen Widerspruch verbessernd, „eine himmlische Braut allerdings, denn man lebt ja eigentlich da, wo sich die Gedanken

befinden — und sie hatte mehr mit dem Unsichtbaren zu schaffen, als wir andere Menschenkinder."

„Wie so?"

„Nehmen Sie es nicht ungütig — es taugt nicht viel, über solchen Sachen zu reden. — Auch ließ sie solche Dinge nur ihre Hausleute merken, — jedoch — hatte sie was Bedeutendes vorher gesehen — wurde doch in der Stille darüber gemunkelt; und die Bauern, welche heimlich Rath und Hülfe bei ihr auf dem Schlosse holten, denn die Herrschaft wollte nichts davon wissen, hatten sie noch für ein wahres Kind Gottes, obgleich sie nie vor ihnen recht mit der Sprache herausrücken wollte. — Sie schütteln ungläubig den Kopf, gnädiger Herr? und doch steht dort vor Ihren Augen ein redendes Denkmal des wundervollen Vermögens der Seligen. Betrachten Sie nur unsere Kirche dort, mit dem schwarz verbrannten abgedeckten Thurm; wäre sie nicht gewesen, stünde vielleicht unsere Kirche ganz in Asche da."

„Hat sie das Feuer besprochen?"

„Nein Herr, das nicht, denn sie war keine Hexe! und ich für meinen Theil glaube an solche Dinge nicht. — Allein sie hat das Feuer vorher gesehen. — Ja! sie gesehen! ein großes fadenhohes Feuer, einen rothen, rauchbedeckten Himmel und viele Spritzen, und viel Gedränge; und nicht im Traum, nicht bei der Nacht, nein, am hellen

lichten Tage. — Flamme und Rauch loderte hervor; Leute und Pferde eilten pfeilschnell vorbei. — Husch war es wieder verschwunden. — Sie theilte es dem Herrn Major mit, der, wohl wissend, was ihre Erscheinungen zu bedeuten hatten, ließ ganz in der Stille alles Feuerlöschungs-Geräth in guten Stand bringen und in Bereitschaft halten; allein es wurde doch von dem wahren Grund hie und da gemunkelt; eine wahre Angst befiel das ganze Dorf, jeder Hausvater glaubte sich im Innern aufgefodert, doppelt aufmerksam auf Licht und Feuer zu seyn, der Küster war schier der Aengstlichste von allen. Was geschiehet ein Brautpaar aus der Stadt wurde eines Tages, Familien-Rücksichten wegen, hier in unsrer Kirche getraut; die Kerzen auf dem Altar flammten munter auf. — Der ängstliche Küster, dessen Frau so eben bettlägerig war, befürchtete das Alleinseyn der Kinder, dachte an die Gefahr, welche ihre mögliche Unvorsichtigkeit mit Kohlen und Feuer über sein Haus, die kranke Frau und das ganze Dorf hervorbringen könnte, und während er in diesen ängstlichen Gedanken die Kerzen am Altar auslöscht, und die Kirchenthür verschließt, vergißt er in dem Eingange unter dem Thurme das Stümpfchen Licht, womit er jene angezündet. — Es war umgefallen; einige alte hölzerne Geräthschaften hatten Feuer gefaßt; die Seile, womit die Glocke geläutet wurde, eben-

falls, und eben, wie es begann dunkel zu werden, schlugen die hellen Flammen aus den Lucken des Thurmes hervor. — Doch, der Herr sey gelobt! alle Anstalten waren fix und fertig, und dem Feuer wurde bald, mit dem Verlust des halben Thurmes, Einhalt gethan."

Ich lächelte im Stillen über seine unbefangene Erzählung, und fragte weiter nach dem glaubigen und vorsichtigen Major.

Dieser, meinte der Wirth, wäre ein recht geschenter Mann, der nach beendigtem Kriege seinen Abschied genommen, und hier von dem Ertrage seines Gutes lebe, das ihm seine Frau, obgleich in einem verfallenen Zustande, besonders in Hinsicht des Gebäudes, zugebracht habe. Er führe daselbst mit Frau und einer Tochter ein zwar beschränktes, jedoch friedenes Leben, und Fräulein Mariane welches so eben begraben werden und früher Gesellschafterin bei seiner Frau gewesen, habe später bei den mehr beschränkten Umständen, die Führung des Hauswesens übernommen. — Unsere Unterredung ging auf andere Gegenstände über.

Indessen kamen die Pferde immer noch nicht. — Der Mittag war schon längst vorbei, und ich begann die Geduld zu verlieren. Obgleich ein trüber Novembertag, den der ganze überzogene Himmel noch trüber machte; obgleich ein feuchter Nebel beinahe dicht auf der Erde lag, und immer tiefer

heruntersinkend, eine heitere Nacht versprach, ging ich in's Freie, den Weg entlang, woher die erwarteten Pferde kommen sollten.

Als ich um die Ecke des letzten Hauses im Dorfe bog, befand ich mich plötzlich bei einer alten, hohen Mauer, die den großen, fast verwilderten Park des Herrenhauses von dem Felde schied, worauf ich hinein trat. — Ein Paar hundert Schritte weiter erblickte ich auf einem Punkte, der eine freundliche Aussicht darbot, ein Gitter von Eisen, wodurch man einen Theil des Parks übersehen konnte, und am Ende einer schon unbelaubten Allee von alten Buchen zeigte sich das alte Herrenhaus, das von braun gebrannten Steinen aufgemauert war. — Der hölzerne Rahmen des Gitters war zerbrochen und halb umgefallen, und gestattete so einen offenen Eingang über einen sich davor befindlichen nicht tiefen und dabei trockenen Graben.

Da fiel mir ein, von einer kleinen Anhöhe im Garten die Gegend überblicken zu wollen, die mir, trotz der rauhen Witterung, um so malerischer vorkam, da der auf der Landschaft liegende Nebel einen See ringsum bildete. Ich sprang leicht hinüber, bestieg die Anhöhe, und fand meine Erwartung nicht befriediget. Selbst die nächste Umgebung, wahrscheinlich eine Folge der Jahreszeit, machte einen unangenehmen Eindruck auf mich.

der Garten selbst hatte durch die alten beschnittenen Taxushecken ein trauriges verwildertes Ansehen; nur die ungeheuern Buchen standen in ihrer gewöhnlichen Majestät da; die mit Gras bewachsenen Gänge schienen schon lange vernachlässiget worden zu seyn, nur dicht bei dem alten finstern baufälligen Herrenhause war ein kleines Parterre von bunten Astern und andern Herbstblumen, die auch schon dem winterlichen Grabe zuwelkten, sichtbar. — Ich wendete meine Blicke davon ab, und gegen die untergehende Sonne, von welcher ein rothgelblicher Schein durch den in den höheren Regionen immer dünner werdenden Nebel drang — da bemerkte ich auf dem Felde, woher ich gekommen war, vier Pferde, wovon das eine einen Bauernjungen trug, rasch daher sprengen. Es mußten die erwarteten seyn, und schnell eilte ich die Anhöhe von einer andern Seite hinunter, um einen kürzern Weg einzuschlagen, und flog durch das rasselnde, von den großen Buchen herabgefallene Laub, das, von der sinkenden Sonne beleuchtet, in röthlich schillernden, vom Herbstwinde angehäuften Streifen vor mir lag. — Es fiel mir nicht ein, daß diese vielleicht Gruben oder andere Löcher decken könnten, und eilte daher sporenstreichs über die schräg hinunter laufende Fläche fort; aber auf einmal stürzte ich in eine nicht tiefe Grube. — Im Fallen bemerkte ich, daß ich über einen ziemlich festen Kör-

per gestrauchelt war, doch wurde dieser Gedanke bald von einem stechenden Schmerz in dem rechten Fuß verdrängt; es war mir unmöglich darauf zu treten, nur auf den Knieen vermochte ich aus dem verwünschten Loche heraus zu kriechen, und von Schmerz durchdrungen, mußte ich ungefähr zwanzig Schritte von der Stelle, wo ich hinuntergefallen war, anhalten. Hier setzte ich mich erschöpft auf die hervorragende Wurzel einer einzeln stehenden alten Eiche nieder. Von diesem Punkte ließ ich erst, wie man es gewöhnlich thut, den Blick auf jene Stelle fallen; Allein man denke sich mein Entsetzen, als ich eben dort einen todten menschlichen Körper zu erblicken glaubte, der durch meinen Fall, halb von dem bedeckenden Laube entblößt, jetzt ein Kleid von der mir unangenehmen rothen Farbe durchschimmern ließ. Wenn ich es auch gewollt, hätte mein Zustand mir es doch nur unter den größten Anstrengungen erlaubt, wieder zurückzukehren, um diesen scheußlichen Gegenstand, von dem letzten Strahl der schwindenden Sonne schwach beleuchtet, genauer zu untersuchen. Ach! er war mir ja deutlich genug. — Mein erster Gedanke, Hülfe in dem Herrenhause zu suchen, wurde dadurch zum Entschluß, weil es mich am rathsamsten dünkte, im Vertrauen dem Gutbesitzer meinen traurigen Fund anzuzeigen. — Vielleicht hatte ich einen längst Vermißten entdeckt, vielleicht — tausend Vorstellungen bestürmten

meine Seele. — Die Leiche war mir ein Gegenstand der Pflicht geworden.

Mit unsäglicher Mühe, unter den heftigsten Schmerzen, gelangte ich endlich, theils auf den Knieen fortrutschend, theis an einem abgebrochenen Aste gestützt, an das Gebäude. Während meines langsamen Fortkriechens war es völlig Nacht geworden. Hie und da erblickte ich Lichter im Haus. — Auf der Seite des Blumengartens gewahrte ich einen niedrigen erhellten Gartensaal, von dem eine Thür zu einigen Stufen führte. — Ich lenkte meine Schritte dahin, und kletterte mit Mühe die Stufen hinauf. — Indem ich heftig anklopfte, fühlte ich die Kräfte mich gänzlich verlassen. Ich lehnte mich auf den Drücker, den ich krampfhaft umfaßte, und als die Thüre kurz nachher geöffnet wurde, fiel ich halb ohnmächtig in's Zimmer und stürzte zu Boden.

Die Gewalt noch heftigerer Schmerzen gab mir das Bewußtseyn zurück. Als ich zur völligen Besonnenheit erwachte, befand ich mich auf einem Sopha. Ein bejahrter, wohlgebildeter Mann stand vor mir und betrachtete mich ernst; ein einfach gekleidetes, sehr hübsches Mädchen an meiner Seite, in deren Hand ein Glas Wasser zitterte; vor mir kniete eine große sehr hagere Frau, im Begriff, mir den aufgetrennten Stiefel auszuziehen.

Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung; die beiden Alten ersuchten mich recht freundlich, nur

ruhig zu seyn. „Sie sind in gute Hände gefallen", fügte der Mann hinzu: „meine Frau ist ein halber Wundarzt, und für's erste immer besser als unser Dorfbarbier." Die Frau bat mich alle Augenblicke, mich nur nicht anzustrengen, und nicht zu sprechen, und unterbrach fortwährend mein Schweigen mit tausend Fragen, die jedoch alle nur auf meine Bequemlichkeit hinausliefen.

„Heute Abend können Sie unmöglich weiter", wandte sie ein, als ich den guten Leuten mitgetheilt hatte, daß mein Wagen und Bedienter sich im Wirthshause befänden; ohnedem würde selbst das Hinwegbringen von hier mit großen Schmerzen verbunden seyn. Machen Sie uns daher die Freude, unser Gast zu seyn, bis Sie weiter reisen können. Wir werden Ihnen mehr Bequemlichkeit gewähren können, als die, welche den Leuten im Dorfe zu Gebote steht. Sie haben sich gewiß dort sehr kümmerlich behelfen müssen. — Haben Sie mehrere Stunden hier im Orte verweilt?"

„Seit diesem Morgen."

„Sie haben also den Leichenzug gesehen?" fiel der Mann rasch ein.

„Ja, zwar nur in der Entfernung, allein doch deutlich genug, um die Anhänglichkeit des Dorfes an die Todte bemerken zu können."

Die Frau lächelte mich freundlich an, das Mädchen dagegen schien betroffen zu werden; es kam

mir vor, als würde sie blaß. Das Feuer ihrer lebhaften schwarzen Augen, welche schon die Angst getrübt, wurde noch dunkler, als ihre Blicke durchbohrend auf mir hafteten.

„Nun kein einzig lästiges Wort von beiden Seiten mehr", fuhr der rüstige Alte fort: „Sie brauchen Ruhe. Morgen sollen Sie uns erzählen, wie Sie zu diesem Unfall gekommen." Die Frau hatte unterdessen den Fuß untersucht, und erklärte, daß er nicht gebrochen, sondern nur verstaucht sey.

„Nun Gottlob!" rief der Mann freundlich, „so brauchen wir nicht einmal den Arzt aus der Stadt. — Der Balsam der seeligen Mariane wird hier seine heilende Kraft bewähren. Nur eine Frage, liebe Frau, wo betten wir unsern werthen Gast hin; es regnet ja durch in das Gastzimmer und" —

„Dafür ist schon gesorgt." — Sie sagte beiden etwas ins Ohr. — „Das Zimmer ist schon seit zwei Tagen fertig und ausgelüftet", vollendete sie laut. „Geh du Sidonie und laß das Bett besehn." — Sidonie verließ mit einem ernsten, fast finstern Blick auf mich, das Zimmer.

Die alternde oder vielmehr alte Frau, denn ihre ansehnliche Gestalt verlieh ihr nur noch einen Schein von Jugend, sah mich dagegen recht wohlwollend, ich möchte beinahe sagen, so wie einen werthen Verwandten an. Sie versicherte, daß nur ungestörte Ruhe zu meiner Heilung nothwendig

ren, und fragte mich, ob ich keine meiner Sachen aus dem Wirthshause wünsche? Ich hatte schon daran gedacht, und ließ meinem Johann meinen Nachtsack abfordern, mit der Bedeutung, daß er den folgenden Tag meine Befehle in dem Wirthshause abwarten solle. Die Frau ging, um das zu besorgen; ich merkte nun erst, als sie einen Stock ergriff, um sich darauf zu stützen, daß sie ein wenig hinkte. Die Blicke des Majors, denn dieser ließ sich in ihm nicht verkennen, ruhten noch immer ernst, wie prüfend auf mir. — Ich fing an, ihm mein Abenteuer erzählen zu wollen. Er dagegen erklärte, daß er mir erst den folgenden Tag zu reden erlaube. — Ich fühlte mich in der That auch auf's Neue sehr schwach; eine unwillkührliche zu rasche Bewegung war durch einen stechenden Schmerz gehemmt worden; ich biß die Lippen zusammen, um nicht laut aufzuschreien und erblaßte. Der Major zog die Klingel.

Mehrere Stunden vergingen, worin ich meiner selbst nicht deutlich bewußt war; wie ich in das mir bestimmte Zimmer gekommen bin, wer mich ausgekleidet und zu Bette gebracht, weiß ich nicht. Der Fuß wurde mir unter höllischen Schmerzen gezogen oder gerieben, dann fühlte ich eine lindernde Wärme in demselben; ein stärkender Trank, von dem ich einige Tropfen genoß, glühete mir heilsam durch alle Adern; ermüdet sank ich endlich

in einen ruhigen Schlaf. — Es muß tief in der Nacht gewesen seyn, als ich wieder erwachte. Die tiefe Ruhe rings um mich her, die nur durch die gleichförmigen Perpendikulschläge einer Wanduhr, die ich nicht sehen konnte, unterbrochen wurde, verkündete mir, welche Zeit es ungefähr seyn mußte; eine freundliche Helle erfüllte das Zimmer, obgleich ein großer Schirm, der zwischen mich und die argantische Lampe gestellt war, einen trüben Schatten in das Bett warf. Mehr aus Vorsicht als aus Furcht vor Schmerz, wagte ich es nicht mich zu bewegen; doch konnte ich einen Theil des Zimmers betrachten. Das Bild eines jungen Frauenzimmers, in einer Kleidung, die in meiner frühesten Jugend Mode war, hing meinen Blicken gerade gegenüber; ich hatte Muße genug, die scharfen, obgleich nicht unangenehmen Züge zu betrachten; die Blicke schienen wohlwollend auf mich zu fallen; einen eigentlichen bestimmten Charakter konnte ich indessen auf dem freilich nicht sehr anziehenden Gesichte, worin doch etwas mir Bekanntes vorschwebte, nicht herauslesen; nur fiel es mir bei meiner sonderbaren Grille unangenehm auf, daß der Putz des Haares und des Busens aus grell rothen Federn und Bändern bestand. — Natürlicherweise wurden dadurch meine eigene Verhältnisse in meinem Innern lebendig, und das irdische Bild des Obrist-Lieutenants stellte sich näher als seit längerer Zeit vor

meine Seele; ja meine lebhafte Phantaſie ließ mich ſogar die gewöhnliche ſchmerzliche Mahnung in dem rechten Händegelenk empfinden; da kamen es mir auf einmal vor, als hörte ich leiſe neben mir ſchnarchen.

Ich ſchob die Vorhänge des Bettes leiſe zurück, und gewahrte ſeitwärts, ein wenig zurück, einen jungen Mann, der an dem Tiſche, welcher vor mein Bett geſtellt war, in einem Lehnſtuhle vom Schlafe befallen war; ein aufgeſchlagenes Buch lag vor ihm. Es war mir willkommen, denn ich fühlte mich völlig wach, und wollte auch meinen Wärter, in dem ich, die Erzählung des Wirths vergeſſend, einen Sohn vom Hauſe vermuthete, nicht gern ſtören. Ich ergriff leiſe das Buch, es waren die Liaisons dangereuses; ich wußte nichts, was meiner gegenwärtigen Stimmung weniger zuſagen konnte; unmuthig legte ich es wieder hin, und betrachtete den jungen Manne genauer; er war höchſt einfach, ſogar etwas grob und unmodiſch gekleidet, wobei ein lockiger Tituskopf ſeltſam genug abſtach. An dem ſchönen, männlichen Geſichte fielen mir nur die pechſchwarzen, ſchmal gezogenen Brauen auf, weil ſie bei langen, blonden Augenwimpern einen ſonderbaren Contraſt bildeten. Auch ſeine Züge wollten mich an etwas Bekanntes mahnen; ich glaubte aber den Grund in ſeiner entfernten Aehnlichkeit mit dem Bild an der Wand zu finden, das ſich auch eben durch ein paar ſchmale

schwarze Brauen auszeichnete, deren scharf bezeichnete Bogen ich doch nur dem Mangel an Uebung des Künstlers zuschrieb. — Ich schlief wieder ein.

Als ich erwachte, war es heller Tag im Zimmer. — Die Strahlen der Sonne zeigten mir, daß ich ruhig und lange geschlafen hatte. — Ich vernahm leise Stimmen. — Es war meine gütige Wirthin, die an meinem Bette saß, und ihr Gatte, der eben hereintretend selbst der Frau das Frühstück überbrachte. Er küßte ihr die freundlichen Lippen und flüsterte leise: „Du bist so beschäftigt heute, daß ich wohl selbst für dir sorgen muß, daß du deine lieben Gewohnheiten nicht vernachlässigst. — Ich bringe dir den Thee, um dir zu sagen, daß, da ich ihn wie gewöhnlich selbst gemacht habe, du ihn auch nicht bei deiner Sorgfalt für Andere, kalt werden lassen darfst. — Ich sollte ihn wohl der Herrin kniend überreichen", fügte er galant hinzu, „allein meine Kniee sind zu steif. Nimm, dann verschwinde ich wieder, um deine ärztliche Bemühungen nicht zu stören — sollte also die Mariane am Rande des Grabes noch einmal mehr prophezeiht haben?"

„Wann hat sie getäuscht, wenn es um Wohlsein unsers Hauses galt?" gab sie zur Antwort, während der Major sich leise und auf den Zehen zurückzog.

Seine Worte schienen auf mich Bezug zu haben,

allein obgleich meine Neugier rege wurde, konnte ich dennoch nicht fragen; eine Bewegung verrieth, daß ich erwacht war. — Die Majorin trat zu mir hin; ich fühlte mich merklich besser, doch wollte sie mir einen Versuch, aufzustehen, nicht erlauben. — „Gottlob!“ sagte sie, „Sie haben, wie ich höre, die Nacht ruhig zugebracht, und ununterbrochen geschlafen.“

„Nicht ganz! Ich bedaure nur, daß Ihr Herr Sohn eine unbequeme Nacht an meiner Seite zugebracht hat.“ —

„Ich habe keinen Sohn!“ versetzte sie lächelnd; „allein ich betrachte freilich jeden unsrer Hausgenossen, als gehöre er zu unsrer Familie; darum entziehen sie sich auch nicht dem, wodurch sie uns einen Dienst erweisen können. Wie sind Sie darauf gefallen, daß er mein Sohn sey?“

„Ich weiß es selbst nicht recht. — Ich glaubte eine Aehnlichkeit zwischen ihm und jenem Bilde zu bemerken, welches wahrscheinlich ein Familien-Portrait ist.“

„Es ist das Bild der Fräulein Mariane, deren Leichenzug Sie gestern gesehen haben. — In den letzten Jahren freilich nicht sehr ähnlich mehr, denn Zeit, Sorgen und Erfahrung hatten diese insipide Jungfräulichkeit, wenn ich sie so nennen darf, verwischt. Sie war nicht mit uns verwandt, und auch nicht mit dem jungen Mann, der diese Nacht

bei Ihnen machte, und den Schreiber bei meinem Manne M. Doch in der That, mit der Aehnlichkeit können Sie Recht haben; aber es ist mir früher nicht aufgefallen.“ — Sie hielt betroffen inne, dann fuhr sie lächelnd fort, indem sie mich freundlich ansah: „sonderbar, daß gerade Sie mich darauf bringen müssen.“ Dann ging sie nach einer zweiten Pause zu der Frage über: „ob es mir, da ich mich doch besser befände, angenehm seyn würde, recht bald genauere Bekanntschaft mit ihrer Familie zu machen, da meine Fragen doch Theilnahme für sie verriethen.“

Ich versicherte sie, nichts könne mir angenehmer seyn.

„Wohlan!“ sagte sie, „so wollen wir es mit Ihnen wie mit einem alten Bekannten halten. Wenn mein Mann sein Morgenpfeifchen geraucht, wird er sich einfinden, und auch wir Uebrigen, sobald unsere Hausgeschäfte es erlauben. — Wenn Sie etwas brauchen, so klingeln Sie nur.“

Sobald ich allein war, versuchte ich, trotz ihrer Ermahnungen, aufzustehen. — Ich fand, daß ich den Fuß zwar auftreten konnte, allein daß ich ihn noch schonen müsse; doch das Betthüten ist mir in der Seele zuwider; ich warf mich daher in mein Morgenkleid, und legte mich auf den Sopha hin. Der Major, der so eben herein trat, suchte, mich auf dem Bette zu finden, gab mir indessen Recht,

und ließ sich freundlich bei mir nieder. Bevor ich ihm aber mein Abenteuer erzählte, suchte ich zu erfahren, ob sich kein Unglück in der Gegend ereignet, ob Niemand vermißt worden u. s. w. Mein Wirth wußte von nichts dergleichen. Nun vertrauete ich ihm, freilich nicht ohne Beklommenheit, denn meine Entdeckung war mir unangenehm, alles, was sich mit mir begeben hatte. Er schien höchst erstaunt zu werden, versicherte aber, daß er nicht die kleinste Vermuthung über diesen Vorfall hege. Ich beschrieb ihm nun die Stelle so genau, daß er sie nicht verfehlen konnte, und wir wurden einig, diesen Theil der Geschichte den übrigen Hausgenossen so lange zu verschweigen, bis der Major die nöthigen Maßregeln getroffen. Er fand es nothwendig, sich zuerst mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen, und zugleich zu untersuchen, ob er nicht die Züge des Unglücklichen kenne; auch wollte er, bis er mit sich einig sey, wie er in dieser Sache handeln solle, und er die nöthige Anzeige bei den Gerichten gemacht habe, den Leichnam noch reichlicher mit Laub bedecken, — damit Niemand, obgleich der Park in dieser Jahrszeit selten besucht wurde, durch sein Erschrecken, wenn er die nämliche Entdeckung mache, vor der Zeit ein unnöthiges Aufsehen errege. Er verließ mich eilig, kehrte aber bald erheitert aus dem Park zurück, und traf mich, wie erwünscht,

noch allein. „Sie haben geträumt, Lieber!“ rief er mir entgegen — „ich habe nicht die kleinste Spur von einem Leichnam gefunden.“

„Dann müssen Sie die Stelle verfehlt haben.“

„Unmöglich! ich habe noch den Abdruck Ihres Körpers im Falle gesehen, Ihren Fußtapfen, den Spuren Ihrer Knie von dort bis an unsere Thür ununterbrochen folgen können. Sie sind wahrscheinlich über einen alten morschen Balken, dem Ueberbleibsel eines zerstörten Denkmals, gefallen. Ist wirklich ein Leichnam da gewesen, so muß er heimlich und mit vieler Vorsicht diese Nacht hinweggebracht worden seyn; denn es ist sonst keine menschliche Spur dort bemerkbar.“ —

„Das muß es; denn in der That, ich habe mich nicht getäuscht.“

Froh waren wir jedoch beide, daß wir wenigstens einer unmittelbaren Untersuchung überhoben waren. — Dem weitern Gespräche über diesen unbegreiflichen Vorfall machte das Hereintreten der Mutter und Tochter ein Ende. Ich hatte gestern nicht unrecht gesehen, die Letztere war wirklich sehr schön, doch auf mich machte sie keinen günstigen Eindruck; ich war bisher gewohnt, wenn nicht mit Zuvorkommenheit, doch auch nicht mit Abneigung aufgenommen zu werden, und diese schimmerte durch ihre ernsten, ich möchte sagen mißtrauischen Blicke, durch ihre kalte, beinahe schwei-

gende Höflichkeit so sehr durch, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr durch auffallende Vernachlässigung zu bezeugen, welch einen geringen Eindruck Ihre Erscheinung auf mich gemacht habe.

Die Mutter schalt, daß ich aufgestanden war; ich dagegen, der nur darin mit ihr übereinstimmte, daß mein Fuß heute noch nicht gut das Rütteln des Wagens vertragen dürfte, weil ich, trotz der Sehnsucht, das Ziel meiner Reise zu erreichen, doch ungern unbefriedigt ein Haus verlassen wollte, wo alles meine Neugier vielfach erregte, ich dagegen bestand darauf, meinen Platz mit an ihrem Mittagstisch zu haben, und folglich das Zimmer zu verlassen; endlich vereinte uns der Major durch den Vorschlag, heute in dem Saale, der an mein Zimmer stieß, zu essen.

So geschah es auch. Den jungen Mann, der die Nacht bei mir zugebracht hatte, fand ich mit der übrigen Familie im Saale. Er verhielt sich sehr bescheiden und stille, und nahm nur, wenn er gefragt ward, an der Unterhaltung Antheil. Der Major behandelte ihn mit der Zutraulichkeit und Geradheit, die ihm eigen zu seyn schien. Die Majorin eben so, doch mit einer ernsteren Würde. Sibonie war sichtlich befangen. Ich dankte dem jungen Mann für die Bereitwilligkeit, womit er mir seine nächtliche Ruhe zum Opfer gebracht habe. Er gab mir eine verlegene, fast schüchterne Ant-

wort; auch fiel es mir befremdend auf, daß er gelegentlich äußerte, er verstände nicht französisch. Lügen strafen mochte ich ihn nicht. — Es wollte mich bedünken, daß er eine Rolle spiele. Meine Gedanken kehrten zu dem verschwundenen Leichnam zurück, und es begannen sich schon dunkle Vermuthungen in meinem Innersten zu gestalten, die freilich zu keinem bestimmten Resultate kamen, als das Mädchen, das uns bei Tische bediente, herein trat und meldete, daß der Bediente des Herrn von Oldenmoer aus dem Wirthshause geschickt und fragen ließe, ob der Herr keine Befehle für ihn ertheilt habe. Während ich dem Mädchen Antwort gab, fixirten mich die Blicke des Schreibers mit vielem Ausdruck, und unwillkührlich, wie betroffen, wiederholte er den Namen: „Oldenmoer."

„Kennen Sie mich, mein Herr?" fragte ich.

„Wenn Sie der Herr von Oldenmoer sind, der die nachgelassenen Schulden eines verstorbenen Freundes so großmüthig bezahlt haben, bin ich Ihnen große Verpflichtungen schuldig — ohne jedoch mehr von Ihnen als den Namen allein zu kennen." —

„Ich habe nur Gelegenheit gehabt, eine eigene, sehr alte Schuld abzutragen. — Allein auf welche Art Sie damit verflochten sind, sehe ich nicht ein, im Gegentheil, es verwundert mich — "

„Unter den Gläubigern des alten Herrn befand sich auch mein Vater, der Schneider Green in

der Reſidenz. — Er wäre ruinirt geweſen, hätte er ſeine Forderungen nicht bezahlt bekommen; der alte Diener des Verſtorbenen benahm ihm in den erſten Augenblicken alle Hoffnung. — Er hat mir aber kürzlich ſeine unverhoffte Rettung, die Rettung ſeiner aufrecht erhaltenen Ehre, durch einen Herrn von Olbenmoer berichtet. — Erlauben Sie mir in ſeinem Namen, in dem meinen" — Er war ſichtbar bewegt.

„Sie ſind mir keinen Dank ſchuldig", fiel ich ihm ſchnell in die Rede: „allein es freut mich, ſelbſt ohne mein Wiſſen die Verlegenheit eines rechtlichen Mannes geendet zu haben. — " Ich zürnte dem alten Franz in meinem Herzen, der wahrſcheinlich den Namen Olbenmoer verrathen hatte, ungeachtet die plötzliche Fluth in einem faſt ausgetrockneten Strombette gewiß nur wenige über deren Urſprung getäuſcht hatte.

Die ernſte Wolke auf der Stirn der Majorin verſchwand; alle kamen mir nach der Erklärung des jungen Mannes zutraulicher entgegen; ſelbſt dieſer wurde weniger ſchüchtern, und ſchien mit edler Freimüthigkeit ſich an mich anzuſchließen. Mein Verdacht war verſchwunden.

Nicht allein der dankbare Schreiber ſah mich mit lächelnder Miene an, auch das Gemüth der ſchönen Sidonie thaukete wie bereuend gegen mich auf. Es ſchien, als wäre ich ſelbſt dem Ehepaare

auf einmal ein werther Freund geworden. So hatte eine einfache That, die mir nur als stille Befriedigung meines Dankbarkeitsgefühl dienen sollte, mich unerwartet bei einer mir ganz unbekannten Familie einheimisch gemacht.

Der Abend sammelte uns alle wieder recht traulich zusammen. Nachdem ich auf den ausdrücklichen Befehl der Majorin etwas geruhet hatte, wagte ich leise herunter zu gehen, und überraschte die Familie in der Wohnstube, wo freilich der Theekessel noch nicht wie gewöhnlich dampfte, weil man die winterliche Erquickung oben bei mir hatte genießen wollen. Nun war ich aber einmal unten, und das Nöthige wurde bald herein gebracht. Die Schreibstube war geschlossen. Green stellte sich bei der Familie ein. Ich fand ihn unterrichteter als die meisten seines Standes, doch sprach er wenig und nur wenn er gefragt wurde.

Im Laufe der Unterredung sann ich lange darauf, die Rede auf Fräulein Mariane zu bringen, von dem ich gern etwas mehr erfahren hätte, denn diese höchst unterrichtete und gebildete Familie, die — davon hatte unsere fortwährende Unterhaltung mich überzeugt — nicht zu den gewöhnlichen gerechnet werden konnte, war über den gemeinen Aberglauben erhaben, und eben dadurch wurde das, was mir erzählt war, doppelt merkwürdig.

Es wollte mir lange nicht gelingen. Erst bei der

frugalen Abendtafel, da der Wein die Phantaſie und das Gemüth erwärmte, und uns Alle noch zutraulicher ſtimmte, kam der Major ſelbſt darauf, denn als Green ſich erbot, auch dieſe Nacht bei mir zu wachen, und ich es natürlich ausſchlug, fiel der Major mir alſo in die Rede:

„Vielleicht werden Sie es doch überlegen, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie vorige Nacht, ohne es zu wiſſen, ein Abenteuer beſtanden haben, das Ihnen Niemand im ganzen Dorfe nachzumachen ſich getrauen würde. Sie müſſen wiſſen, Sie haben in Marianens Zimmer geſchlafen. Die Umſtände erlaubten uns nicht, Ihnen bei Ihrem unvermutheten Erſcheinen ein anderes zu ertheilen; meine gute Frau, die vielleicht vorahnend es ſchon zurecht gemacht hatte, verſicherte mich ohnedem, daß die Stube ſo ausgelüftet und durchgeräuchert ſey, daß das vor acht Tagen erfolgte ſanfte Hinüberſchlummern unſrer Freundin keine nachtheilige Folgen befürchten ließe. — Ich könnte Ihnen freilich jenen Umſtand als eine völlig gleichgültige Sache verſchweigen, es könnte Ihnen aber doch zu Ohren kommen, und von gehäſſigen Bemerkungen begleitet werden, — darum ſage ich es Ihnen geradezu, und trage übrigens kein Bedenken, meine Schlafſtelle mit der Ihrigen zu vertauſchen, und überdem ſtehen Sie in freundlicher Berührung mit der Verſtorbenen", fügte er mit ſchnellem Blick auf

seine Partie hinzu, „denn sie hatte uns ja gewissermaßen vor ihrem Tode auf Ihre Ankunft vorbereitet.“ — Er schwieg; es kam mir aber vor, als mache sich eine flüchtige Verlegenheit in den Mienen der Majorin. Der ängstliche Ernst kehrte auf Sibyllens Stirn zurück.

„Wie so?“ fragte ich erstaunt.

„Auf Sie persönlich wohl nicht“, nahm die Majorin rasch das Wort, „nur auf einen Gast, der zu ihrem Leichenzug kommen würde. Da Sie nun diesen vorgewohnt haben, werden Sie selbst gesehen haben, daß die Verstorbene viele Freunde hier zählt, und vielleicht auch gehört haben . . .“

„Wenigstens was der Volksglaube mir aufgetischt hat.“ Ich erwähnte der Erzählung des Posthalters, den Kirchenbrand betreffend.

„Das ist buchstäblich wahr“, nahm der Major das Wort, „ich könnte Ihnen noch viele ähnliche Vorfälle mittheilen, wie sie die sonderbarsten Dinge gesehen zu haben vermeinte, und uns Ereignisse vorhergesagt hat, die richtig, obgleich auf eine ganz unerwartete Weise, eingetroffen sind. Es kommt freilich darauf an, nicht mehr Gewicht auf solche Dinge zu legen, als sie zu verdienen scheinen. Ich bin immer nur darauf bedacht gewesen, das zu thun wäre, wenn solche Vorhersagungen wirklich eintreffen würden. Mit mir hat sie seit vielen Jahren immer viel zu schaffen gehabt; aber ich spreche

nicht gern von solchen Dingen. Läugnen kann ich sie nicht, eben so wenig erklären; überkluge Leute sehen nur den Gläubigen, der doch nur auf seine Erfahrungen baut, für einen Schwachkopf an. Vielleicht lachen Sie im Innern über unsern Köhlerglauben."

„Mit nichten!" entgegnete ich: „warum sollte ich Ihnen nicht im Gegentheil gestehen, daß eben Ihre Mittheilung von dieser befremdenden Erscheinung mir eine große Freude macht, weil sie meinem Nachdenken neue Ansichten eröffnet, und meine eigene Erfahrungen bestärkt. Ja, mir selbst ist ein paarmal, aber auch nur zweimal in meinem Leben, etwas Aehnliches begegnet. Ich habe gesehen, was in dem nämlichen Augenblick in weiter Entfernung in Erfüllung ging; obgleich ich damals noch so jung war, daß ich mich nicht einmal des Ereignisses erinnern kann, welcher Umstand mir freilich die ganze Begebenheit ein wenig verdächtig macht. — Der zweite Fall aber, der mir bei reiferen Jahren begegnete, ist mir noch unerklärlicher, noch unergründlicher; doch, diese zwei Beispiele abgerechnet, ist nicht der mindeste Anklang von einem unsichtbaren Weben in mein Leben gefallen, und vielleicht würde ich ohne meine Erfahrungen über dergleichen gelächelt haben. —"

„Mir graut schon ein wenig", sagte der Major lächelnd und behaglich. — „Geben Sie uns,

was Sie erlebt haben, zum Besten. In der That solche Dinge von glaubwürdigen Zeugen erzählt, mag ich gern mit einander vergleichen.“

Sie rückten alle näher um mich herum; nur in den Augen des Schreibers glaubte ich einen leisen Spott zu lesen.

„Mein Vater“, begann ich, ist weit von seiner Familie auf dem Bette der Ehre gestorben. Ich mag damals ungefähr vier Jahr alt gewesen seyn. Meine Mutter hat mir erzählt, daß ich eines Tages im Frühjahr, wie es eben dunkeln wollte, aus dem Garten zu ihr hereingestürzt wäre, und ihr athemlos erzählt hätte, wie vier ganz roth gekleidete Männer den Vater bleich, blutend und schlafend quer über das Feld, das an den Garten stieß, getragen. — Er wäre mit einem rothen Mantel bedeckt, und nur das Gesicht frei gewesen. Sie hätten ihn darauf in eine kleine Grube hineingelegt, dann wäre ich weggelaufen. — Die Mutter meinte, daß ich geschlafen und geträumt hätte; ich verneinte es aber, das ließ mir das Gesehene nicht ausreden, sondern bestand mit Heftigkeit darauf; ich weinte, schrie und verzweifelte, daß man keine Leute ausschicken wollte, um den Vater wieder auszugraben. — Wenige Wochen nachher lief die Nachricht von seinem Tode ein. Nach dem schriftlichen Bericht seines Commandir-Sergeanten hatte dieser mit drei Kameraden ihn auf dem

Schlachtfelde begraben. Tag und Stunde trafen mit der Erscheinung überein. Ich habe, wie ich schon erwähnt, nachher nicht die mindeste Erinnerung davon zurück behalten, doch steht sie jederzeit lebendig vor mir, so oft man sie mir später nach meiner eigenen Erzählung wiederholt hat; nur eine sonderbare Abneigung gegen die hellrothe Farbe ist mir geblieben, welche vielleicht selbst Einfluß auf meinen Standpunkt im Leben gehabt haben mag. Ich fühle mich stets von ihr unangenehm abgestoßen, und doch kann ich meine Augen nicht davon abwenden. — Ja — ich gestehe es, es geht mir selbst so mit dem Bilde des Fräuleins Mariane, das oben im Zimmer hängt, und mit seinen rothen Federn und Schleifen meine Blicke wider meinen Willen immer an sich zieht, als wollte es mich auf etwas Bekanntes und doch Bedrohliches aufmerksam machen."

„Hat doch die Selige im Leben keinen Widerwillen gegen die rothe Farbe gezeigt", fiel der Major mir lächelnd in die Rede. — „Im Gegentheil! — nicht wahr Mutter?"

„Lassen wir die Todte ruhen, deren schwache Seite von vielen guten und schätzbaren Eigenschaften überstrahlt, Niemand mehr in die Augen fiel", versetzte die Majorin: „und erzählen Sie nur Ihr zweites Abenteuer."

„Für das kann ich stehen", nahm ich das

Wort, obgleich es mir noch unerklärbarer ist. Es kann wohl sechs bis sieben Jahre her seyn, als ein Jugendfreund von mir, mit dem ich erzogen worden, und seit meinem siebzehnten Jahre nicht gesehen, der Rittmeister Wellinghorst" —

„Wellinghorst!" unterbrach mich der Major heiter und überrascht ....

Ich schwieg, und sah ihn fragend an. „Nun, nun! fahren Sie nur fort, und lassen Sie sich nicht stören!" rief er; „es kam mir nur ein Gedanke ein; fahren Sie fort."

„Als der Rittmeister Wellinghorst", nahm ich wieder das Wort: „auf eine kurze Zeit nach der Residenz kam, wollte der Zufall, daß ich eben abwesend war. — Ein Brief von seinem Vater benachrichtigte mir seine Ankunft, die Zeit seines kurzgemessenen Aufenthalts und den Tag seiner Abreise, und ersuchte mich, sobald wie möglich zurückzukehren, damit er sich in der Mitte seiner beiden Söhne recht [illegible] könne. Mein Geist und mein Herz bedurften [illegible] Mahnung, allein mein Körper hatte einer heftigen Erkältung unterliegen müssen; ich hätte eigentlich nicht reisen sollen, aber die Sehnsucht trieb mich, obgleich noch nicht ganz hergestellt, und in einem sehr reizbaren Zustand, trotz der Warnung des Arztes, eiligst fort, um so mehr, da ich mich ohnehin mehr als billig anstrengen mußte, um noch den Nachmittag vor seiner

bestimmten Abreise anfangen zu können. Er wohnte, ich weiß nicht warum, nicht bei dem Vater, sondern in einem großen Hôtel, dessen weitläufige Corridors und Treppen mir alle bekannt waren; der Vater hatte mir zum Ueberfluß sogar die Nummer seines Zimmers geschrieben. Ich stieg bei meiner Wohnung aus, gab mir keine Zeit mich umzukleiden, sondern eilte nur, um meinen Freund zu umarmen, uns beide durch unser vortheilhaft verändertes Aeußere zu überraschen. Es war nach der Mittagstafel. Der Vater, der täglich in diesem Hôtel speiste, war wahrscheinlich bei ihm, um die Zeit bis zum Abend, wo ich erwartet wurde, mit traulichen Gesprächen zu verkürzen. Es war noch heller Tag, mitten im Sommer, als ich den langen, ich kann nicht einmal sagen recht dunkeln Gang, der zu seinem Zimmer führte, betrat."

„In dem Augenblicke, als ich den ersten Schritt hinein that, bemerkte ich in einiger Ferne eine weibliche Gestalt, die aus einem Quergang mir entgegen trat, und bei der Thür stehen blieb, die meiner Meinung nach zu dem Zimmer meines Freundes führen mußte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in dieser Gestalt die Züge, die Haltung, das Benehmen, ja selbst die gewöhnliche Kleidung meiner seeligen Mutter zu erkennen glaubte. Ich hielt, unwillkührlich bestürzt, doch ohne Bangigkeit, die Schritte an, denn nur die außeror-

deutliche Aehnlichkeit war mir auffallend. Die Gestalt aber stellte sich wie abwehrend vor die Thür, und ihr ausgestreckter Finger zeigte, von einem durchbohrenden, ernsten Blick begleitet, unbeweglich auf mich hin, so daß ich, denn es begann mir unheimlich zu werden, den Blick auf die eigene Hände fallen ließ, auf welche die Gestalt, wie es mir schien, immer starr hin sah. — Aber wie ward mir, als mein rechter Handschuh mir scharlachroth und wie von hellem Blute triefend, in die Augen brannte. — Es war, als müsse ich ihn schnell ausziehen und von mir werfen; schnell erhob ich meinen Blick wieder, indem ich mit der Linken den Handschuh abstreifte — allein die Gestalt war verschwunden, und als ich den Blick nun wieder auf die Hände warf, war mein Handschuh trocken und hellgelb wie vorher, und kein äußeres Zeichen erinnerte mich mehr daran, was sich einige Sekunden zuvor mit mir begeben hatte; doch füllte ein unnennbares Grauen meine Seele. — Es war mir unmöglich, nur einen Schritt weiter zu gehen. Ich kehrte schnell um, ohne den Freund zu sehen, eilte nach meiner Wohnung und schloß das Zimmer ab. Vergebens strebte ich meine Phantasie von dem Vorgefallenen abzulenken. — Ich ließ mir ein paar Bouteillen Champagner holen, und von einem halben Rausch eingewiegt, versank ich, ganz angekleidet, auf einem Sopha in einen tiefen Schlaf. Am näch-

ſten Morgen befand ich mich ruhiger. — Gott mag wiſſen, was ſich eigentlich vor meine Blicke geſtellt haben mag. Freilich läßt ſich Vieles aus meinem noch krankhaften, exaltirten, und daher doppelt reizbaren Zuſtand erklären; ich zwang mich, über mich ſelbſt zu lachen, ärgerte mich aber zugleich über mein geſtriges närriſches Benehmen, und eilte zu dem Vater meines Freundes. — Adalbert war, wie ich befürchtet hatte, ſchon abgereiſt. Ich gab vor, daß ich ſo eben angekommen ſey, und hütete mich wohl, dem Obriſt-Lieutenant eine Begebenheit ahnen zu laſſen, die ihm nur Stoff zum Lachen auf meine Koſten gegeben haben würde; nur ſehr Wenigen habe ich dieſen Vorfall mitgetheilt; den Freund ſelbſt habe ich ſeitdem nicht geſehen; und der Grund dieſer Erſcheinung iſt mir eben ſo unbegreiflich, wie ihr Zweck. — Ich ſchaudere bei dem Gedanken, daß meine Nähe das Blut meines Freundes fließen machen könne, daß ich vielleicht ſelbſt — genug! Gott ſey gelobt, mehr dergleichen Erſcheinungen habe ich nie gehabt."

„Sie haben alſo", begann der Major mit freudefunkelnden Augen, von dieſem Gegenſtand plötzlich abſpringend, „meinen Freund, den Obriſt-Lieutenant Wellinghorſt gekannt."

„Im Leben und im Tode, denn unter ſeinen Augen bin ich aufgewachſen, und in meinen Armen iſt er geſtorben."

„Dann sind Sie uns auch kein Fremder mehr.“ Der Major reichte mir die Hand.

Sidonie warf mir zum erstenmal einen Blick zu, worin eine Sonne freudiger Hoffnungen aufging. Auch Emma's Auge ruhte mit einem sonderbaren Ausdruck auf mir.

„Aufgewachsen!“ wiederholte die Majorin; „ich erinnere mich freilich, daß Wellinghorst einst von einem Knaben gesprochen hat, den er seinem Sohn zum Geführten gegeben; allein die Namen sind verschieden, wie ich nicht, war es ein Witzdorf. —“

„Der setzt den Namen Oldenwoer zu dem seinen gefügt hat.“

„Wirklich!“ rief der Major froh, und schüttelte mir die Hand. „Ihr seliger Vater war mein Freund. — Ach Gott! Sie haben uns ja selbst von seinem frühen Tode erzählt — haben Sie denn von Wellinghorst nie den Namen Barnhold aussprechen gehört?“

Ich mußte es verneinen.

„Sehr begreiflich“, nahm die immer gelassene Majorin das Wort, „seit mehr als achtzehn Jahren ward unser Verhältniß zerrissen, und der gute Wellinghorst bekümmerte sich nur wenig um die Vergangenheit und die Zukunft; die Gegenwart war seine Welt. —“

„In der Freundschaft erkannte er keine Vergangenheit“, fiel ich ein wenig verletzt ein, „und

sein lebendiger Geist wußte alles in die Gegenwart zu verwandeln. Ich möchte den kennen, den er einmal Freund genannt, und Bedenken getragen, auf ihn zu bauen."

„Eine schöne Lobrede", versetzte die Majorin lächelnd, „nur schade, daß die schönere Hälfte der Welt sie nicht unterschreiben würde; im Gegentheil, ich möchte die Frau kennen, die je auf ihn gebauet, ohne es zu bereuen."

„Laß den Todten", unterbrach sie der Major ein wenig unwillig, und fuhr, sich zu mir wendend, fort: — „Sogar das frivole Gericht, das bis jetzt nicht viel von den guten Eigenschaften des Sohnes zu sagen gehabt, nämlich, weil es sich am liebsten mit den schlechten unterhält, will wissen, daß er in Rücksicht der Frauen sich ganz die Grundsätze des Vaters angeeignet hat. — Schade um den jungen Mann, wenn — . . . ."

„Wohl möglich!" fiel ich ihm ein wenig leichtsinnig in die Rede; „doch über ihn wird sich keine beklagen können, denn er äußert seine Grundsätze so unverholen, daß jede Frau wissen muß, wie sie mit ihm daran ist; er soll nämlich bei jeder Gelegenheit erklären, daß er nie heirathen werde."

„Nie heirathen? —" unterbrach mich der Major. „Unmöglich kann der Sohn von Wellinghorst ein Weiberhasser seyn; auch kenne ich Frauen, die im Gegentheil besorgen, daß . . . ."

„Wer hat auch das gesagt", rief ich lachend. „Er fürchtet gewiß nur, Einzelnen die Treue zu widmen, die er dem ganzen Geschlechte geschworen hat. Dieß verehrt er in dem Bilde jeder Einzelnen, wie ein Katholik das Bild seines Heiligen, wohl wissend, daß die Liebe zu dem Bilde selbst eine Abgötterei wäre, welche er dem, der es repräsentirt, alle Augenblicke aufzuopfern bereit ist. —"

„Sie kennen ihn also so gut", unterbrach mich schüchtern die Tochter, „ich meinte . . . ."

„Sein Aeußeres zwar nicht, seitdem er Jüngling geworden ist; allein die Seele seines Vaters ist der Spiegel, woraus mir seine Gesinnungen entgegengestrahlt haben."

Die Majorin lenkte schnell, und nicht ganz ohne Zwang, die Unterredung auf andere Gegenstände, und wußte solche zu ergreifen, die den Humor des Majors und seine gerade Biederkeit in das vollste Licht setzte. Die Rede fing an heiter von seinen Lippen zu strömen, als die Majorin erschrocken rief: „Mein Gott! Sidonie! . . ist nicht wohl. —"

Wir warfen alle unsere Blicke auf das immer mehr erbleichende Mädchen. „In der That", stotterte sie mit Mühe hervor, „es ist mir zu heiß geworden; mir schwindelt; in der Luft wird mir gleich besser werden."

„Wir wollen uns zur Ruhe begeben, mein Kind, und das traurliche Gespräch der Herren nicht ferner unterbrechen. „Es ist nichts lieber Mann", flüsterte sie dem Major zu, — „doch will ich sie zu Bette bringen und diese Nacht in ihrem Zimmer schlafen; sie ist vielleicht zu lebhaft an Marianens Verhersagungen erinnert worden. Ich will dir daher gute Nacht wünschen, denn du fürchtest ja keine Gespenster, Vater." Sie verneigte sich gegen mich, und küßte ihren Mann.

Er umarmte sie herzlich, und führte dann ihre Hand an die Lippen. „Fürchten nun eben nicht," versetzte er, „doch wäre es wohl zu wundern, wenn der, welcher sich einer so treuen Aegide entzogen sieht, wenigstens zu dem Troste Zuflucht nehmen muß, daß uns doch ein Dach bürgte." — Wir waren alle aufgestanden; er sah mit funkelnden Augen nach; dann zog er mich mit sich an das Fenster hin.

„Es ist mir bei Ihren gütigen Wiederholungen ein Gedanken eingefallen", begann er leise, „der mich ungemein erheitert hat; denn ich meine nicht, die Leiche, die Sie im Park haben sehen wollen, hat mich beunruhiget; allein besinnen Sie sich, ob nicht diese Erscheinung auch ein Phantasie-Gebilde, wie die frühern gewesen seyen? — "

Das war mir in der That nicht eingefallen, allein als ich meine Gedanken wieder auf jenen

Leichnam zurückbrachte, der auf einmal so deutlich, und doch vom Lande bleicht, vor mir lag, wurde mir diese Ansicht sogleich wahrscheinlich, ja zur Gewißheit. „Sie haben Recht,“ rief ich, indem ich unwillkührlich zusammenschauderte. „Mein Gott! mich entsetzen dergleichen Erscheinungen. Für ein leeres Spiel kann ich sie doch kaum annehmen.“

„Beruhigen Sie sich“, fiel mir der Major in die Rede, „nehmen Sie in diesen Dingen ein Beispiel an unserer verstorbenen Hausgenossin. Ihre Erscheinungen und Vorgefühle, wie wir sie nun auch nennen wollen, waren ihr freilich sehr lästig, doch ließ sie sich bei ängstlichen Auslegungen derselben keine grauen Haare wachsen. Viele entsprangen gewiß nur aus zu heftigem Andrange des Blutes oder durch eine fabrile Phantasie. — Mögen Sie nun einwenden, daß — wie ich auch zugestehen muß, viele in Erfüllung gegangen sind, so will ich Ihnen wenigstens eine Wahrsagung, mich betreffend, mittheilen, die mich, als ich sie erfuhr, lange beunruhigte, die die Zeit der Erfüllung vorüber war. — Es ist mir freilich so recht lieb, denn sonst wäre ich längst dem Grabe verfallen. Sie werden auch dadurch Gelegenheit haben, zu erkennen, wessen Geist ich in meiner kühnen Brust besitze.“

Er schwieg, sah sich um, und da er sah, daß wir allein waren — der Schreiber hatte stillschweigend

das Zimmer verlaſſen — lud er mich ein, noch ein Glas Wein mit ihm zu leeren.

„Es wird Sie vielleicht überraſchen", begann er, „wenn Sie erfahren, was ich Ihnen nicht früher mitgetheilt, weil ich nicht vermuthete, daß es Sie intereſſiren würde, daß unſere Mariane eine Schweſter des Obriſt-Lieutenants Wellinghorſt geweſen, und daß ich dieſem Umſtand die Bekanntſchaft mit meiner Frau zu danken habe. — Vor ungefähr zwanzig Jahren, als die * * ſchen Truppen dieſe Grenzprovinz bedrohten, wurde mein Regiment in dieſer Gegend einquartirt, und mußte die Brigade, bei welcher Wellinghorſt ſtand, ablöſen. — Ein ländliches Bachanal feierte die Ankunft der neuen und den Abzug der alten Truppen. — Natürlich wurde bei dieſer Gelegenheit manches Wort über die Gutsbeſitzer der Gegend gewechſelt. Dieß Haus wurde von Wellinghorſt unter dem ſchalkhaften beziehenden Lächeln der Uebrigen beſonders als ein Ort erwähnt, wo er und mehrere ſeiner Comilitonen viele heitere Stunden verlebt. Jener nahm dabei eine wichtige, beinahe protegirende Miene an, und es ergab ſich bald, daß ſeine Schweſter Mariane, die eben ſo, wie der Bruder, viele Ahnen und wenig Vermögen hatte, durch die Empfehlungen einer gemeinſamen Freundin, als Geſellſchafterin der nicht mehr ganz jungen noch unverheiratheten Beſitzerin des Gutes, ſich mit ihr

in dem Herrenhause, unter der Obhut eines sehr bejahrten Oheims der Eigenthümerin aufhielt, welcher [illegible] den beiden Damen jede Freiheit ließ. Wallingford gab dem Freunde ein paar Zeilen an die Schwester, und da er kurz nachher das Zimmer verlassen, ermangelten die Uebrigen nicht, mir Aufschlüsse und Vorschriften mitzutheilen."

„Beide Damen, sprach man, sind nicht in der ersten Blüthe mehr; doch ist die eine recht hübsch aber federleicht, die andere gerade nicht unleidlich, aber schwer von Gewicht; daher sind auch die Meisten geneigt, die letzte wählen zu wollen, obgleich Niemand aus dem Fräulein Ottilie, dem gar nicht beizukommen sey, klug werden könne, da im Gegentheil ein Jeder behauptet, das Herz der Fräulein Mariane, noch ehe er daran gedacht, erobert zu haben. — Die Gutsbesitzerin, meinten alle, sey stolz und ungefällig, und es galt daher eine Wette, ob nicht ich, der ein eben so einnehmendes Aeußere als irgend Jemand unter Ihnen besaß, und dabei gelehrter als sie alle war, der Mann wäre, ihre verschmäheten Bewerbungen zu rächen. — "

„Ich fand in ihr, als ich sie kennen lernte, ein ernstes, verschlossenes, allein zugleich höchst gebildetes Wesen, das in Zeit von drei Monaten mein Herz so gefesselt hatte, daß ihr kaltes doch nichts weniger als abstoßendes Aeußere mir täglich mehr ein reines besser Mond wurde, dessen Strah-

len mir mit stiller Wehmuth in's innerste Herz drangen, während Fräulein Mariane, die immer am liebsten die Farbe der Armen trug, dieß in allen Abänderungen des Regenbogens spielen ließ, um mir den großen Unterschied zwischen ihr und der Freundin recht bemerkbar zu machen; doch muß ich zugleich bezeugen, daß ihre Annäherung nie die Grenzen des Anstandes und der Sittlichkeit überschritt. — Ich wurde mehr durch die Anspielungen Anderer als durch eigene Beobachtung darauf aufmerksam, und es erhöhete meine Hochachtung für die Freundin, daß ihr Benehmen gegen Mariane durchaus unverändert blieb, obgleich ich mir es nicht länger verhehlen konnte, daß sie mir gut war. Es war schon auf den Punkt gekommen, daß ich fühlte, es läge nur an mir, meine Wünsche und Hoffnungen auszusprechen; ich fürchtete nicht mehr, daß sie zurückgewiesen würden, nur mein Ehrgefühl, rücksichtlich ihres Vermögens, denn ich war ein armer Teufel, mußte noch beschwichtigt werden, als plötzlich der lange aufgeschobene Besuch einer längst erwarteten Cousine eintraf. Sie war nicht viel reicher als Fräulein Wellingherst, allein eine vollendete Schönheit. Ich möchte den jungen Mann gesehen haben, der nicht von solchen Augen bezaubert worden wäre; mir hat sie wenigstens die traurige Ueberzeugung gegeben, daß der Reiz der Schönheit, wenn etwas Anmuth und Witz verbun-

den; die Huldigungen des Geistes, des Verstandes und der lebendigsten Anerkennung vernichtet. Alle jungen Leute in der Nachbarschaft verloren den Kopf; auch um mich war es geschehen; und als sie mir nun einen entschiedenen Vorzug vergönnte, war die herrliche Ottilie vergessen. In meinem Sinnenrausch jauchzte ich darüber, daß mein Mund noch nicht gesprochen hatte, und als wollte ich jeder Rückkehr meiner besonnenen Gefühle vorbeugen, gestand ich der reizenden Cousine meine Liebe. — Sie ließ mich nicht lange seufzen, und sonderbar genug, an Ottiliens Geburtstag, an dem Tage, dem ich früher eine ganz verschiedene Weise bestimmt hatte, wurde unsere Verlobung bekannt gemacht. — Ottilie blieb sich gleich. Ich war aber zu sehr von meiner Champagner-Liebe berauscht, um gerecht gegen sie seyn zu können: ich pries mich glücklich, daß ich dem kalten, gefühllosen Wesen entschlüpft war, und doch war sie, obgleich still und verschlossen wie immer, weicher gegen die Cousine geworden. — Eine Zeit des Krieges und der Gefahr stand uns wahrscheinlich bevor. Sie trug willig dazu bei, die vielerlei Schwierigkeiten, die sich gegen eine schnelle Verbindung aufthürmten, zu beseitigen; allein ihr gütiges Anerbieten, im Schlosse zu wohnen — sie kannte unsere beschränkten Umstände — schlugen wir bestimmt aus. Sie bestand auch nicht mehr darauf."

„Das gerade umgekehrte Benehmen des Fräuleins Mariane fiel mir dagegen um so mehr auf. Die Vernachlässigung, die sie von mir geduldig getragen, schien nun, da sie auch auf Ottilie überging, ihr ganzes Wesen zu empören. Nicht undeutlich ließ sie mir in's Geheim merken, wie viel Ottilie in der Stille litt. — Schwarze Undankbarkeit nannte sie mein Betragen. Sie bedrohte mich mit der bittersten Reue; schalt meine Braut eine falsche gleißnerische Schlange, und behandelte sie mit dem empörendsten Uebermuth. Sie wußte recht gut, daß wir uns nicht bei Ottilien über sie beschweren würden; meiner Braut lachte sie in's Gesicht. — Sie war auch die Unschuldige. Bei mir bewirkte dieß Benehmen nur, daß ich um so mehr den sanften, duldenden Blick Ottiliens verkannte."

„Unser Hochzeitstag wurde festgesetzt; da veränderte auf einmal Mariane ihr bisheriges Betragen, sie wurde sanft, fast schmeichelnd, zuvorkommend gegen uns Beide; wenn sie uns in einer Liebkosung überraschte, füllten ihre Augen sich mit Thränen, und sie trat mit einem [illegible] an die Seite, statt dessen sie uns früher beinahe gescholten hatte. Sie suchte uns sogar bei vielen häuslichen Einrichtungen behülflich zu seyn, und verweilte ganze Tage in unsrer neuen Wohnung, die wir bei dem Pfarrer im Dorfe bezogen hatten; es war, als wollte sie uns Beiden geheime

Abbitte thun. Ich wußte damals noch nichts von den unheimlichen Gaben der Vorhersehung, die Mariane besaß; ich erstaunte nur, so wie meine Braut, über ihr ganz verändertes Benehmen, und lange Zeit nachher, als mir diese Eigenschaft, die mit zunehmenden Jahren sich immer bedeutender und häufiger äußerte, kund wurde, und es mir auf einmal einleuchtete, daß jene plötzliche Sinnesänderung gewiß darin ihren Grund gehabt, widerstand sie allen meinen Bitten, mir die wahre Ursache zu sagen. Ich nahm daher meine Zuflucht zu Leuten, die sich damals im Besitze ihres Vertrauens befunden, und der alte Oheim Ottiliens, der noch am Leben war, ertheilte mir endlich die gewünschte Aufklärung. Mariane hatte nämlich, eben da mein Hochzeitstag angesetzt war, empört über diesen Frevel gegen ihre verschmähte Gebieterin, die Rache des Himmels über die Häupter der Schuldigen herabgerufen, als sie gesehen — oder geträumt, — denn auf welche Art solche Erscheinungen ihr vor die Seele gestellt wurden, ist ihr selbst nicht recht hell gewesen, wenigstens hat sie sich niemals deutlich darüber erklären können oder wollen — daß sie Zeuge von meiner Beerdigung gewesen, und daß dicht neben meiner Gruft sogleich eine neue bereitet wurde — verwundert hatte sie gefragt, für wen diese wäre, sogleich sich aber selbst mit lauter Stimme die Antwort gegeben: für die, welche den Tod be-

gierig sucht, um sich mit dem Geliebten zu vereinen. — Zum Glück habe ich diese falsche Vorhersagung, die ich noch nie irgend Jemand mitgetheilt, so spät erfahren, als daß sie noch einen ängstlichen Eindruck auf mich hätte machen, oder meinen Muth, da wo es galt, niederschlagen können. — Es kam auch ganz anders. Kurz nachdem ich mit meiner angetrauten Frau unsere kleine Wohnung bezogen, und indem wir in einem idyllischen Leben das stille Glück der Liebe genossen, brach auf einmal der Krieg aus. Ich mußte mit meinen Leuten schnell über die Grenze rücken. Das Regiment, das vor mir hier im Dorfe kantonirt hatte, rückte in seine vorigen Quartiere ein. Wellinghorst mit seinen ausgelassenen Freunden kam wieder. — Eifersucht und Unruhe füllten die Brust des Scheidenden mit Furcht und Zweifeln; nur meine hohe Verehrung für Ottilie hielt mich aufrecht. Sie verstand meinen flehenden Blick, und nahm während meiner Abwesenheit ihre Verwandtin im Schlosse auf, da wurde ich wieder ruhig; ich kannte ja ihre strengen Grundsätze, wußte, daß die Frivolität des Tages sich ihr dort nicht nähern dürfe. — Unter dem ganzen Kriege, obgleich nur wenige Meilen entfernt, erlaubten mir die Verhältnisse nur selten, kurze Besuche in dem Schlosse zu machen. Jedesmal sah ich eine große Anzahl Offiziere dort, doch es beruhigte mich, daß ich auch meinen alten Freund Wel-

linghof, und den Ton der strengsten Sittlichkeit, wie immer, dort fand. — Das letztemal, als ich meine Frau sah, war sie schon ziemlich weit in der Schwangerschaft fortgerückt. — Da kam es endlich zu mehreren Treffen. Siegbeglückt kehre ich einmal zurück, und finde einen Brief von Ottilien, die mich von der Entbindung meiner Gattin benachrichtigt, aber kein Wort von dem Zustande der Mutter erwähnt. Während dieser fürchterlichen Ungewißheit rückten die Armeen zu einer Hauptschlacht gegen einander. — Die unsrige wurde geschlagen. Mit unsäglicher Mühe suchten einige Braven die zerstreuten Korps zu vereinen, und einen kleinen Damm gegen den Feind zu bilden, der wie eine tobende Meeresfluth das unglückliche Land überschwemmte. Dumpfe Gerüchte von dem Tode meiner geliebten Frau, von der Plünderung des Schlosses, der Einäscherung des Dorfes, drangen zu meinen Ohren. Erbitterung, Haß und Verzweiflung kochten in meinen Adern. Vielleicht mit zu wenig Ueberlegung, entschlossen, als der Feind sich übermüthig unserm kleinen Truppenkorps nahete, mich zurück zu ziehen. Der Schlag war blutiger als je. Ich suchte den Tod, und glaubte ihn gefunden zu haben, als mich endlich, von einem Säbelhiebe getroffen, zu Boden sank. Meine Besinnung kehrte nur langsam zurück. — Mehrere Wochen vergingen, ehe ich die Gegenstände rings

um mich her wieder erkennen konnte. — Ich befand mich in dem Winkelchen einer Kammer, die dem Ansehen nach einen Theil eines ärmlichen Bauernhauses ausmachte. Mein ehrlicher Bedienter, der mich, wie ich später erfuhr, unter den Todten hervorgezogen hatte, erhub ein Freudengeschrei, als ich zum erstenmal mich verwundert umsah. Eine weibliche, schlanke, halbverkappte Gestalt nahete sich mir. — Es war Ottilien."

„Der treue Diener hatte mich in die nächste Hütte geschleppt. Da der Feind noch im Lande herumschwärmte, mußte ich, um der dem zurückkehrenden Leben immer bedrohlichen Gefangenschaft zu entgehen, dort verborgen bleiben. Selbst war er, sobald er die dürftigsten Anstalten zu meiner Sicherheit und Rettung getroffen, zu dem nächsten Orte geeilt, wo er und ich Bekannte hatten. Es war dieses Dorf. Er traf alles in einem erbärmlichen Zustande; selbst unser Haus war, wie Sie noch bemerken können, nicht ganz der Zerstörung entgangen, und nur Ottiliens Geistesgegenwart und Festigkeit hatte in dem ersten stürmischen Augenblick ihr Gut vor völliger Einäscherung gesichert. Noch war eine lästige, doch nicht ungesittete Einquartirung dort. Der treue Bursch beschrieb ihr meinen Zustand. — Sie sah die Unmöglichkeit ein, mich in's Schloß bringen lassen zu können, ohne mein Leben zu gefährden, ohne meine Freiheit von neuem

auf's Spiel zu ſetzen. — Allein ſie bedachte ſich nicht lange. Da der Diener betheuerte, ſie ohne Schwierigkeit zu mir führen zu können, nahm ſie nur die Amme mit dem zarten Kinde, und den Bataillons-Chirurg, der, ſonderbar genug, mit ihr zuſammengetroffen war, mit ſich, und eilte zu meinem Zufluchtsort. Um nicht den Verdacht der umher zerſtreuten feindlichen Soldaten zu erregen, zog ſie das Kleid einer Bäuerin an. Marianen und dem alten Oheim überließ ſie die Aufſicht des Gutes.“

„Meine Verwunderung bei ihrem Anblick war grenzenlos, meine Dankbarkeit beinahe ſtumm. „Danken Sie mir nicht“, ſagte ſie mehr als einmal, „Ihre Pflege iſt ein heiliges Vermächtniß meiner ſeligen Couſine; in ihrer Seele nur habe ich gehandelt.“ — In mehreren Wochen, worin ich in Todesgefahr ſchwebte, ſoll ſie mein Lager beinahe nicht verlaſſen haben. — Von der Stunde an, da ich meine kleine Sidonia, das Ebenbild ihrer Mutter, erblickte, da die Erzählung Ottiliens von ihren letzten Augenblicken meinem Schmerz die Stachel benommen, und mir wehmüthige Thränen entlockt hatten, begann meine Wiederherſtellung; allein ſo wie ich mich täglich ſtärker und beſſer fühlte, nahm dagegen die Geſundheit meiner großmüthigen Freundin ab. Ihr ſtarker Körper, vielleicht ſchon durch frühere Gemüthsbe-

wegungen geschwächt, erlag endlich der Feuchtigkeit der unsaubern Thonwände und den ungewöhnlichen, ungesunden Nahrungsmitteln, die der Druck der Zeit kaum genießbar machte. Sie konnte bald das Bett nicht mehr verlassen. Ihr Herz war frisch, aber eine Lähmung hatte ihr den Gebrauch ihrer Glieder so benommen, daß der Wundarzt nicht ohne Grund befürchtete, daß sie Zeitlebens ein Krüppel bleiben werde. — Sie selbst muß ihre Krankheit wohl für noch gefährlicher gehalten haben. — Wir hatten die Rollen gewechselt; jetzt war ich, ihres Widerstrebens ungeachtet, ihr Wärter geworden; eines Tages wünschte sie mit mir allein zu seyn. — „Ich fühle mich sehr krank und matt", begann sie, als wir ohne Zeugen waren, „und wer weiß, was noch kommen kann. Ihre verstorbene Gemahlin hat den Tag vor ihrem Tode, mit ihren letzten Anstrengungen möchte ich sagen, einige Zeilen an Sie geschrieben, deren Inhalt ich nicht kenne; gern möchte ich Ihnen etwas vielleicht Schmerzliches verbergen, doch in meinem Zustande darf ich es nicht länger. Mit Zittern übergebe ich sie Ihren Händen." Sie zog ein kleines, wohlverpfegeltes Billet hervor, und reichte es mir behend. — War es Ahnung — Liebe — ich weiß nicht, ich war unfähig, viele Betrachtungen zu machen ich eilte nur, um es in der Einsamkeit zu öffnen. Es enthielt nur diese Worte: —

„Karl! wir haben wir diese Engelseele so leichtsinnig verkennen, so schmerzlich verletzen können. O eile, statt der Hand die schon erkaltet, die ihrige, die segensreiche, zu fassen; möge sie, die Schwerbeleidigte, dir nur diese nicht entziehen. Mit dem Gefühl, daß du ein besseres Lebensglück verdienst, scheide ich mit der frohen Hoffnung, daß meine letzte Bitte an dich, meine erste Gebete jenseits zu Gott, dich einem solchen übergeben wird. —" Ach! sie hatte meine tiefste, innigste Empfindung getroffen. Ich wagte kaum mehr eine Hoffnung, die ich so muthwillig verscherzt hatte, zu fassen. Jetzt erst erkannte ich den Sinnentraum, aus welchem der Tod mich geweckt hatte. Redlich beweinte ich die Verstorbene; allein der tödtende, verzweifelnde, übermäßige, doch dabei kurze Gram, der auch ein Rausch war, hatte mich belehrt, daß Liebe anders trauern müsse; es war mir nur zu klar, daß meine Sinnen allein, nicht mein Herz, mein freier Geist in der Liebe meiner Frau Befriedigung gefunden hatten. — Ich hatte schon zu ahnen begonnen, daß das Glück, welches mir entrissen war, nur einer längeren Dauer bedurft hätte, um von sich selbst in nichts zu zerflittern. — Diese Zeilen waren mir die erste Beglaubigung einer höheren Sinnesart, die ich nie vorher bei meiner Frau wahrgenommen hatte. Sollte, durfte, konnte ich verschmähen, von Gesin-

nungen Gebrauch zu machen, um den ersten, welche die Todte recht auf eine höhere Stufe stellten. —"

„Ich stürzte, mit dem Billet in der Hand, zu dem Lager der Kranken hin — sie sah mich mit einer Unruhe an, die mir bis jetzt darum noch unerklärbar ist, weil sie sie nie hat eingestehen wollen. — Sie gestand, daß sie mich geliebt, daß sie mich noch liebe; sie verweigerte mir jedoch ihre Hand, wenn sie nicht, was damals sehr zu bezweifeln, den vollen Gebrauch eines gesunden Körpers wieder erlangen sollte; sie stellte mir Gründe entgegen, die ich ehren mußte, obgleich sie mich nicht überzeugten. — Daß ihre Vermögensumstände zum Theil zerrüttet waren, machte ihr weniger Bedenklichkeit. Der Arzt sparte keine Mühe. Es gelang ihm endlich die Krankheit ganz in dem einen Fuß zu verbannen, dem eine Schwäche blieb, die Sie gewiß schon bemerkt haben. — Durch ein Fontanell an eben diesem Fuße wurde ihre völlige Herstellung bewirkt; allein dieses immer offene Wunde ist die Bedingung ihres Lebens. Da gab sie mir endlich nach einigen weiblichen Bedenklichkeiten ihre Hand. Von dem Augenblick bis jetzt hat mein Glück, obgleich unter sehr beschränkten Verhältnissen, ununterbrochen fort gedauert. Sie ist eine wahre Mutter meines Kindes. — Ist es Ihnen wohl eingefallen, daß Sidonie nicht ihre Tochter sey?"

„Nein!" gab ich ihm gerührt zur Antwort.

„Wie Sie Sie jetzt kennen gelernt haben, ist sie seit sechzehn Jahren immer gewesen. — Sie empfinden, wie sehr ich sie liebe, und oft lächelt sie mit Thränen in den Augen, wenn ich Besorgniß äußere, daß sie, über ihre Sorgfalt für mich, nicht die Wunde versäume, die die Quelle unsers Heils, unsers Lebens ist. — Auf dem Gute zurückgekehrt, fanden wir es unter Marianens und des alten Oheims Aufsicht im besseren Stande, als wir erwartet hatten. — Kurz nachher erfuhr ich endlich die prophetische Gabe der ersteren, und später durch den Obsim — deren Betrüglichkeit in Bezug auf mich, denn die Jahre sind für mich längst vorüber, die Leidenschaften zu erwecken vermögen, welche zu einem romanhaften Ende mich an's Grab führen könnten. — Ich habe oft Mariane damit geneckt; sie hat mich mit einem stillen Lächeln, ohne Antwort zu geben, angehört. — Das gute Mädchen! Mit ihrer Jugend und ihrem Flattersinn verschwanden den auch ihre Freier. Sie blieb uns eine treue Gefährtin und Hausgenossin bis an ihren Tod. — Sie sahen, eine höchst bedrohliche Erscheinung Marianen ist bedeutungslos vorübergegangen; darum fürchten Sie nicht die Gaukelspiele Ihrer vielleicht unbewußt aufgeregten Phantasie. — Und nun schlafen Sie wohl, lieber Mitzdorf, erlauben Sie mir, Ihnen nur den Namen zu geben, den ich schon in meiner Jugend lieb gewonnen."

Er drückte mir die Hand, und wir konnten uns, beide gerührt. Seine Erzählung hatte in einer Beziehung, die er gewiß nicht ahnte, einen wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht, mein Gemüth erwärmt, alle meine Kräfte erregt. — Also hatte ich wirklich so unvermuthet die glückliche Ehe gefunden, deren stiller Mondschein nur allein mir in's Brautbett leuchten durfte. Diese neue, ganz veränderte Aussicht meines Lebens möchte ich sagen, ließ mich ganz die Neugier vergessen, die mir diese Umgebung eingeflößt hatte; ich sah nur ihr Glück. — Als ich nun so ganz auf mich selbst und meine Verhältnisse zurückgekommen war, fühlte diese, die Absicht meiner Reise, die Aengstlichkeit, womit ich dazu berufen wurde, meinen Kopf. Es war, als zöge sich das Vorgefühl etwas Unangenehmen, das durch das mir hier begegnete, und durch die aufgeregten Rückerinnerungen in mir entstanden war, an den einen Punkt hin, von dem mir etwas, das ich noch nicht kannte, zu drohen schien, und ich schlief mit dem jetzt doppelt festen Entschluß ein, sobald meine Verletzung es erlauben würde, unverzüglich nach X * * abzugehen.

Den nächsten Morgen fühlte ich mich außerordentlich wohl und gestärkt. Ich sprang leicht aus dem Bette, der Fuß schmerzte mich nicht mehr; meine Abreise war sogleich beschlossen. Während dem ich mich schnell anzog, fiel mein Blick auf das

Bild des Fräulein Marions, dessen ich den vorigen Abend gar nicht gedacht hatte. Es war mir, als ginge sie mir jetzt näher an. Sie war ja die Schwester meines väterlichen Freundes gewesen. Auch sie fühlte mich mit starken Banden an dies Haus geknüpft, worin verwandte Wesen so lange gewandelt hatten. Tausend neue Vorstellungen begannen sich vor meiner Seele zu entwickeln, da klopfte es leise an die Thür.

Es war die Majorin, die mir selbst das Frühstück brachte. Sie hatte mich schon gehen gehört. — Nachdem ich mich nach dem Befinden ihrer Tochter erkundigt, die sich wieder erholt, theilte ich ihr meinen Entschluß, noch heute abzureisen, mit.

„Schon?“ sagte sie überrascht, und fuhr dann mit bekümmerter Stimme fort, „nöthigen Sie vielleicht dringende Geschäfte, ein Haus so bald zu verlassen, wo man Sie so gerne sieht? —“

„Es drängt mich“ gab ich zur Antwort, „liebe Anverwandte zu sehen, die ich schon zu lange vernachlässiget habe, und die meiner vielleicht bedürfen; auch läugne ich nicht, daß unsre gestrige Unterredungen die Sehnsucht, meinen Jugendfreund endlich wieder zu umarmen, mächtig angeregt haben. —“

Sie sah mich durchbohrend an. „Vielleicht“, versetzte sie mit sonderbarem Gewicht, „ist er Ihnen und uns näher als Sie meinen. —“

„Wie so?“ rief ich bestürzt. — „Wie vermuthen Sie, woher wissen Sie das?“

„Von Ihnen selbst?“

„Von mir?“

„Das will ich Ihnen erklären; mögen Sie daraus erkennen, wie werth Sie uns in wenigen Stunden geworden sind, also täuschen Sie die Hoffnung nicht, die ich auf Sie setze; ich lege das Glück meiner Tochter in Ihre Hände.“

Ich küßte der treuen Gattin, der zärtlichen Stiefmutter die Hand; während mein gerührter Blick auf ihrem Krückenstock ruhete. Auch sie war mir durch des Majors einfache und herzliche Erzählung überaus werth geworden. Sie war mir ja die Beglaubigung eines zukünftigen Glücks. „Besetzen Sie, verehrungswürdige Frau“, sagte ich leise, „ich werde Ihr Vertrauen nie täuschen. —“

„Ich will damit anfangen“, begann sie, nachdem wir Platz genommen hatten, „Ihnen dieß ganz zu schenken; Ihre Verhältnisse, die Gesinnungen, die Oldenmoer an den Tag gelegt, und, lächeln Sie nur — die Worte einer fast Sterbenden berechtigen Sie dazu. — Was halten Sie von der plötzlichen Unpäßlichkeit unsrer Sidonie gestern Abend.“

„In der That, Sie bringen mich in diesem Augenblick auf einen Gedanken.“

„Sie liebt, und der Rittmeister Wellinghorst

ist der Gegenstand ihrer unglücklichen Leidenschaft; nur ein Mann, der unser und sein Freund ist, wird es übernehmen können, diese unglückliche Verwickelung zu lösen."

„Und er," rief ich erschrocken, „liebt er sie? Er, der — ich wiederhole es — nie an's Heirathen denkt. —"

„Er hat versucht, es ihr in den Kopf zu setzen," fuhr sie mit Bitterkeit fort. „Hören Sie in wenigen Worten, wie alles gekommen ist. Verhältnisse brachten Sidonie vor einige Monaten nach der Stadt, wo sie die Hochzeit einer Verwandtin mit feiern mußte. Dort hat sie ihn zuerst kennen gelernt. Sie kam ganz verändert zurück; die Symptomen der ersten jugendlichen Liebe entging dem Blick der sorgsamen Mutter nicht. — Anfangs schwieg ich: — ich war ja immer gewohnt, daß sie mich zur Vertrauten ihrer kleinen Sorgen machte. Dießmal that sie es nicht; das beunruhigte mich, und ich sann lange nach, wie ich mir ihr Herz öffnen könne; da kam unsre alte Freundin mir zu Hülfe. Ihre nahe Verwandschaft mit dem Geliebten, die immer einen geheimen Zauber hat; die Hoffnung, die er Sidonien eingeflößt hatte, durch die Tante in unser Haus eingeführt zu werden, und endlich das Bedürfniß der Liebe, sich mitzutheilen, dieß alles hatte sie bewogen, Marianen ihre Bekanntschaft mit dem Neffen zu offenbaren. — Unsre alte Freundin, die — Gott

mag wiſſen warum, eine faſt abgöttiſche Verehrung für mich hegte, und es ſich zur Pflicht gemacht hatte, mir nie etwas zu verſchweigen, — glaubte mit einem Geheimniſſe, deſſen Verheimlichung ſie wohl wußte, die Mutter ihr ſehr übel anrechnen dürfte, und das zugleich ihre Bruſt mit frohen Hoffnungen erfüllte, obgleich er ſich nie um ſie, ſie nie um ihn bekümmert hatte, keine Ausnahme machen zu dürfen. — Ich erblaßte, denn — die Geſinnungen des Vaters waren mir bekannt, und auch viele von den Jugendſtreichen des Sohnes mir zu Ohren gekommen. Ich erklärte ihr rund heraus, daß Wellinghorſt der letzte aller Männer ſey, um Siboniens Hand zu erhalten. Sie mußte meine Anſichten theilen, und wußte Sibonien zu bereden, mir ihre Liebe zu geſtehen. — Sie that es ohne Vorbehalt. — Sie legte mir ſogar Briefe von Wellinghorſt vor, die ihr auf hunderterlei Arten zugeſteckt worden waren; alle voll der glühendſten Liebe, der heißeſten Betheurungen von deren Ewigkeit. — Seine Sinne aufregenden Bilder, deren Abſicht doch an dem reinen Gemüthe des Mädchens ſcheiterte, Bitten um die ſtrengſte Verſchwiegenheit, um Proben ihres Vertrauens, aber kein Wort von einer geſetzmäßigen Verbindung — zeichneten dieſe Briefe aus. Einer davon iſt durch einen Zufall noch in meinen Händen, denn ich habe ihr alle übrigen geküſſen. — Leſen Sie und urtheilen Sie ſelbſt.“

überreichte mir den Brief; die feinen Wendungen, die glühenden Ausdrücke waren unsers gemeinschaftlichen Erziehers würdig, sie erhoben sich sogar weit über seine Bildung; doch stutzte ich — es war nicht Adalberts Hand.

Ich machte die Majorin aufmerksam darauf.

Sie wurde auch betroffen; dann sagte sie nach einiger Besinnung mit bitterem Lächeln: „Auch darin muß der Verführer sich kund geben. Es giebt nur ein Wellinghorst, und dieser ist scharfsichtig und klug. — Diese letzte Entdeckung vergrößert die Gefahr und meine Bitte an Sie. — Hören Sie indessen weiter. Mit Schonung, jedoch mit Festigkeit, erklärte ich Sibyllen, daß ihre Aeltern nie in ihr Unglück willigen würden. — Ich drang in sie, allen Verkehr mit ihm abzubrechen; ich machte ihr seine wohlberechneten Ausdrücke mitten im Feuer der Leidenschaft, das aus seinen Briefen sprach, recht anschaulich; ich setzte ihr seine frivole Denkungsart auseinander, ich beschwor sie mit Thränen, eine Leidenschaft aufzugeben, die nicht allein ihr Leben, sondern auch die Ruhe ihrer Eltern, das Glück unsers Hauses untergraben würde. Sie weinte, verzweifelte, wurde krank, allein sie ist eine gute Tochter. Sie sagte sich meinem Willen, meinen von den mütterlichsten Ueberredungen begleiteten Gründen. Sie hatte zweimal an ihn geschrieben, der Briefwechsel war von seiner Seite so künstlich

eingeleitet, daß ein Mädchen von mehr Erfahrung, als meine unbefangene Sidonie, in die Schlinge gegangen wäre. Sie schrieb ihm zum drittenmal, was ich ihr diktirt hatte. — Bänger geht mein eigentliches Wissen nicht — allein es scheint, daß ich ihr Vertrauen verloren habe — ihre Leidenschaft ist nicht, wie ich hoffte, beschwichtiget. — Eine drohende Gefahr —"

Sie brach ab in heftiger Bewegung, und heftete den durchbohrenden doch unsichern Blick auf mich. — Doch — wahrscheinlich durch meine Ruhe wieder in Fassung gebracht, reichte sie mir die Hand, und fuhr mit einem Seufzer fort: —.

„Haben Sie Nachsicht mit meiner Bangigkeit, die, ich fürchte es, nur zu wohl begründet ist, und hören Sie weiter: Mariane war unsrer Beiden Vertraute. Schon damals erklärte sie: „Sind die Gesinnungen des Vaters auf ihn vererbt, läßt er sich nicht so leicht abschrecken." — Ich fühlte, daß sie Recht hatte. Von ihm hörten wir aber nichts. Geschrieben hat er Sidonien nicht, das hätte sie mir nicht verschwiegen. Kurz nachher wurde Mariane ernstlich krank; ich läugne nicht, daß dadurch meine Aufmerksamkeit von der Tochter vielfach abgelenkt wurde, obgleich die Freundin noch nicht bettlägerig war, und hin und wieder noch im Hause herumkroch. — Erst gestern ist mir durch ein Wort von Ihnen ein Gedanke eingefallen, und wenn der

wahr [illegible], so kann ich mir vieles, alles erklären. — Selbst die unwillkührliche Abneigung, die Marianne für diesen Mann, der wenige Wochen vor ihrem Tode hier ankam, gefaßt hatte. Eine unerklärliche Aengstlichkeit, die in seiner Gegenwart sich immer vermehrte, wogte in ihrer Seele. — Nachher sah ich freilich nur die Vorboten des Todes darin, und damals nur, daß das Fremde ihr in ihrem kränklichen Zustande unbehaglich war. — Sie dagegen behauptete, daß Sidonien eine große Gefahr bevorstünde, die ihr doch nur in dunkler Ahndung vorschwebte. — Einmal aber, nachdem sie lange gerade vor sich hingestarrt hatte — rief sie, mit fröhlichem Jauchzen: „Gottlob! sie wird gerettet werden, allein meine Augen sollen den Erretter nicht erblicken. — Doch soll er von meinem Leichenzug Zeuge seyn.“ — Wir sahen uns erstaunt an, denn ihr Tod schien nicht nahe zu seyn; doch erfolgte er wirklich schnell und unerwartet. — Stellen Sie sich nun selbst unsere Verwunderung vor, als Sie so unvermuthet in unserm Haus erschienen. Ein freudiges Gefühl regte sich in meiner Brust; ein sehr schmerzliches, ich möchte beinahe sagen unwilliges in Sidonien. In dem Augenblick wurde es mir klar, daß Sidonien befangen war, daß sie nur gewaltsam eine Fassung erheuchelte, die sie nicht innerlich besaß. — Die Aehnlichkeit, die Sie zwischen dem Bilde Mariannens und Green

entdeckten, öffneten mir die Augen. Bei Tische gestern waren die Wendungen, die ich mehreren Unterredungen gab, jedes Wort, das ich aussprach, gewählt. Nichts entschlüpfte meinen prüfenden Blicken. — Marianens Abneigung für den Schreiber fiel mir wieder ein, als dieser sich bei Ihren Aeußerungen über Wellinghorst mit flammendem Gesicht unmuthig in die Lippen biß. — Es kam mir vor, als wechselte er und Sidonie Blicke. — Ihr plötzliches Uebelbefinden vollendete meine Ueberzeugung. — Ja, mein Herr, ich zweifle nicht — dieser Green — es ist Wellinghorst; es ist Ihr Freund." —

Ich sprang bestürzt auf, meine Blicke trafen wieder mit dem Bilde zusammen; — bekannte Züge strahlten mir auf's neue entgegen, und da ich jetzt wußte, mit wem ich es zu vergleichen hatte, wurde es mir gleich deutlich, daß nur die blonden Augenbraunen des Obrist-Lieutenants und Adalberts mich der sonst unleugbaren Aehnlichkeit entfremdet hatten. Eben die dunkeln Braunen des Schreibers hatten mich zu einem Vergleich zwischen ihm und dem Bilde gebracht — allein gehört es nicht zu einer vollständigen Verkleidung, auch die Züge zu entstellen. Die Liaisons dangereuses fielen mir ein, die so ganz charakteristisch auf dieß Verhältniß paßten. Seine Betroffenheit bei dem Namen Oldenmoer, die voriaute Erwachung eines Geheim-

niſſes, das Adalbert, obgleich nicht gefliſſentlich mitgetheilt, er doch ohne Schwierigkeit hat erfahren können. Eben ſo behuſſam wie ich, hatte er ja Wellinghorſt's Namen verſchwiegen. — Jetzt beſann ich mich erſt darauf, daß der Schneider des Verſtorbenen Laum Green geheißen haben konnte. — Allein der ſteife, feinfühlende Adalbert in einer unwürdigen Verkleidung? — Nun, wer ſchlau genug iſt, in Liebesſachen ſich der eignen Hand nicht zu bedienen, wird wohl ſchwerlich in der Wahl ſeiner Mittel eine Verkleidung verſchmähen. — Da fiel es auch mir wie Schuppen von den Augen.

„Sie haben Recht", rief ich, und ergriff heftig die Hand der Majorin, die ſtillſchweigend allen Bewegungen meiner Züge mit aufmerkſamem Blick gefolgt war. „Wenigſtens kommt es mir ſehr wahrſcheinlich vor. — Ich will ihn ſogleich aufſuchen, ich will nicht die Prophezeihung einer Sterbenden Lügen ſtrafen."

„Ruhe und Beſonnenheit, mein theurer Freund! Wir haben viele Rückſichten zu ehren. — Ich habe Sibonien dieſe Nacht nicht verlaſſen. — Natürlich war es nach dem Vorfalle von geſtern Abend ſehr leicht, die Rede auf Wellinghorſt zu bringen. — Ich hütete mich aber, ihr meinen fürchterlichen Verdacht zu geſtehen. — Ich hätte ſie denn auf das Empfindlichſte haben kränken, ja ſie zerſchmettern wollen, und ich fühlte ſo herzliches Mitleid

mit der Verirrten. — Sie sagte neulich: „Ich bin sehr unglücklich! — kann ich ihn auch nicht ganz achten, muß ich ihn dennoch lieben.“ — Bald hätte mich meine Bitterkeit gegen den Verruchten verrathen. — Ich hatte vielleicht zu viel gesagt, denn auf einmal kam mir vor, als würde sie kalt und trotzig, und zuletzt stellte sie sich gar, als schliefe sie, obgleich ich recht gut merkte, daß sie wach war. Mein Mann darf von nichts wissen. Ich fürchte seine ungestüme Heftigkeit, sein strenges Gefühl für Ehre und Redlichkeit. Er hat so viel von Wellingford's Charakter gehört, daß er nicht vor dem Gedanken zittern sollte, daß jener seine Tochter, oder diese ihn liebe; nur Mariannens Wahrsagung von einer Gefahr, von einer Rettung durch Sie, konnte ihm nicht unbekannt bleiben. — Er scheint darüber zu lachen; allein wir haben alle Proben gehabt, daß jenes sonderbare Wesen noch nie geirrt. — Reden Sie mit dem Freund ihrer Kindheit, reden Sie wie ein Mann von Ehre, wie sein und unser Freund. Ueberreden Sie ihn, uns zu verlassen, mit Ihnen, es sey unter welchem Vorwand es wolle, nach A** zu gehen; aber hüten Sie sich, ein noch schlummerndes Geheimniß, für dessen Entdeckung ich zittere, zu enthüllen; vergessen Sie nicht, daß Sie beide Zöglinge, Söhne eines Vaters sind; machen Sie das Unheil wieder gut, die seine Grundsätze über uns zu bringen

drohen, und führen Sie beide zurück, uns alle zu beruhigen.“

Sie eilte, um das Mittagseſſen früher wie gewöhnlich zu beſorgen, weil ich gleich nach Tiſche die drei kleinen Meilen machen wollte; doch ſagte ſie mir vorher, daß ein Geſchäft ihren Gatten hinunter in das Dorf gerufen habe, wovon er ſchwerlich in ein paar Stunden zurückkehren würde. Ich beſchloß, ſeine Abweſenheit zu benutzen. Es war, als gäbe mir Marianens Vorherſagung eine höhere Kraft, mir, der am Rande zweier Gräber zu dem eingeweiht war, wozu dieſe verehrte Matrone mich aufforderte; ich ſehnte mich darnach, es mit Adalbert aufzunehmen. Die Todesſtunde ſeines Vaters mußte ſeinem Weſen die angenommene Hülle, die abſcheulichen Grundſätze, die ich verabſcheuete, abſtreifen, und mich ihm um ſo werther machen. — Ich ging hinunter nach der Schreibſtube; die Thür war abgeſchloſſen. — Es kam mir vor, als hörte ich Jemand aus einer hinteren Thür entſchlüpfen, während dem Green mir öffnete.

Er trat finſter zurück, als er mich ſah, und fragte: „Was ſteht zu Dienſten.“

„Können wir hier nicht gehört werden“? entgegnete ich mit leiſer Stimme.

„Nein, aber warum? Ich bin ja ſo glücklich nicht, mit dem Herrn von Olbenmoer Geheimniſſe zu theilen.“

„Vielleicht doch. Wenn auch Herr Ireen Oldenmoer fremd sind, sollten Sie dennoch einem gewissen Johannes nichts anzuvertrauen haben?“

„Johannes? Ich verstehe Sie nicht“, versetzte er ruhig und befremdet.

„Jonathan nichts dem David?“ In der That, es kostete mir viel Mühe, die Worte hervorzupressen. —

„Sie scherzen wahrscheinlich, Herr von Oldenmoer?“

„Adalbert! Wellinghorst!“ sagte ich fest, doch ich gestehe es, immer ungewisser.

„Wellinghorst?“ fragte er unbefangen, meinen Sie den, der nie heirathen wird?“ —

„Denselben, der auch einen Jugendfreund weder verleugnen noch ihm mißtrauen kann.“ — Ich schwieg — war es Unbefangenheit oder wollte er mich necken. — Er sah auch mich mit großen Augen, und wie es mir schien, etwas einfältig an. „Nun wohl!“ fuhr ich fort, „eine auffallende Aehnlichkeit muß mich entschuldigen. Ich habe mich geirrt. — Verzeihen Sie mein Herr.“

Ich verbeugte mich und wollte gehen; da trat er auf einmal mit lautem Gelächter vor mich hin, und rief, indem er mich zurückhielt: „Gewiß hat die Aehnlichkeit in deiner Sache dich doch nicht gemacht, oder mißtraueſt du nur deiner Vermuthung, weil du überzeugt warſt, daß Adalbert ſelbſt den

nicht verleugnen und mißtrauen könne, der sich gegen ihn zu verschwören scheint. Nun ja — ich bin Adalbert — wer hat mich dir verrathen?"

„Die Liaisons dangereuses und das Bild deiner Tante, dem du dich so sorgfältig nachgebildet hast, daß es mich Wunder nimmt, daß mir deine Verkleidung nicht früher aufgefallen ist, als der Grund mir klar war —"

„Teufel!" rief er, und schlug sich vor den Kopf, „du hast Recht. — Woher kennst du aber den Grund? Geschwinde!"

„Du liebst Sidonien. —"

„Wie noch nie in der Welt! Ich glühe, ich brenne, ich lebe nur in ihr."

„Und was soll daraus werden?"

„Bah! seit wann ist dir die Lust zu predigen angewandelt? —"

„Seit ich deinen Vater sterben sah. — Höre, Adalbert —"

„Davon nachher! Ich lebe und will leben. — Erst ein Wort: bist du gekommen, um mir beizustehen oder um mich zu verrathen? —"

„Um Beides zu thun. Ich muß dich zwingen, eine unwürdige Rolle abzulegen. —"

„Einen andern Ton, wenn ich bitten darf. — Zwingen lasse ich mich nicht. —"

„Gut — aber diese Larve muß es sich wenig-

ſtens gefallen laſſen. — Die Majorin hat ſie durchſchauet. — "

„Durch die Brille deiner Freundſchaft gewiß."

„Errathen! Und die Brille verſtattet keine Täuſchung. —"

„Wir brauchen Beide abgekühlt zu werden, merke ich. — Wohlan! ein paar Stunden ſind noch unſer. — Erzähle mir dann erſt, Johannes, wie mein guter Vater ſtarb. —" Er reichte mir freundlich die Hand, und zog mich an ſeine Seite nieder.

Ich glaubte dieſe gute Gelegenheit, auf ihn zu wirken, nicht verſäumen zu müſſen. Als ich alſo meine Erzählung vollendet hatte, fügte ich alles, was die Majorin mir mitgetheilt, und was ſie mir an ihn aufgetragen, hinzu. Ich ſagte ihm alles, was die Freundſchaft, meine gaſtliche Aufnahme, Rechtlichkeit und ernſten Anſichten des Lebens mir nur einflößen konnten.

„Alſo von der Mutter kommt dir dieſe in der That ſehr wahrhafte Kunde?" fragte er ruhig.

„Von der Mutter, von deren hohen Vortrefflichkeit eine lange glückliche Ehe, und die noch immer jugendlich zärtliche Liebe ihres Gatten genug zeugen!"

„Von der Klugheit und Verſchlagenheit der Weiber noch mehr. — Eine Zauberbinde hat ſie freilich dem guten Manne um die Augen gelegt,

und das Symbol ihrer Vortrefflichkeit ist nur der Pantoffel, dem er sich beugt. — Gesunde Blicke durchdringen aber eine solche Zauberbinde, und wir Lateiner sagen ja: audiatur et altera pars. Ich will Dir der Vollständigkeit wegen ihre Erzählung ergänzen. Als ich den erwähnten letzten Brief von Sidonien erhielt, hätte gewiß der altkluge, abstoßende Ton, der darin herrschte, mich sogleich von ihr zurückgezogen, wenn nicht der schlechtverhüllte Haß, die erbitterte Kälte, die aus jeder Zeile sprachen, mich auf der Stelle belehrt hätten, daß der Inhalt eben so wenig von ihrem Herzen, wie die Briefe an sie, wie du ganz richtig bemerkt hast, aus meiner Hand geflossen sind. Mancherlei Erfahrungen haben mir bewährt, daß man, eben weil das Herz so leicht in einen Liebesbrief überwallet, und weil man sie den Schaum des Champagners verrauchen, vielmehr ihn künstlich vermehren soll, daß man darum um so vorsichtiger mit seiner Handschrift verfahren muß; denn ein jedes solches Blättchen ist ja eine Bibel, worauf das Herz freiwillig schwört, und die leicht zur Unzeit gesetzliche Kraft gewinnen kann, wenn der Vielversprecher nicht zum Voraus durch eine nüchterne Vorsichtigkeit, diesem möglichen Fall vorzubeugen sucht. Mein Unterofficier, der eine vortreffliche Hand schreibt, ist der Sekretair meines Herzens, und hat bis hieher immer vollauf zu thun gehabt; hier hat er sogar persönlich, [illegible]

dem ich jenen Brief recht erwogen, eine Recognoscirung anstellen müssen."

„Sobald ich in Erfahrung gebracht, welches durch die Schwatzhaftigkeit meiner alten Tante, die Bestechlichkeit ihrer Vertrauten, und die Schlauheit meines Merkurs, freilich nicht sehr schwer hielt, — daß Sidonie in Schwermuth versunken, daß die Majorin, oder vielmehr beide alten Weiber, den Namen Wellinghorst mit einem Fluch belegt, daß der Major von nichts wisse und wissen dürfe, und daß endlich dieser eben einen Schreiber suche, — da war sogleich mein Entschluß gefaßt: halbjähriger Urlaub war leicht zu erhalten, und durch ein wenig Schlauheit auch nicht viel schwerer mit diesen geschwerzten Braunen und der Titusperücke über meinen blonden Locken, unter dem Namen Green, als Schreiber hier angenommen zu werden. — In welcher Absicht, fragst du? Hat denn die Liebe andere Absichten als Liebe. — Nur lieben wollte ich, mich liebend in das Gemüth der beiden Frauen einschleichen, den blinden Haß in Anhänglichkeit an Green verwandeln; ich wollte sie alle dahin bringen, daß sie den Namen Wellinghorst verehren sollten. O, ich kenne die Weiber!"

„Doch kaum diese Frau? — Nun? und dann — und dann — die Folgen?"

„Die Folgen? Warum mitten im Genuß des Lebens an den Tod denken? Diese Frau — sagst du;

höre nur: Kaum in das Haus getreten, erkannte mich Sidonie sogleich. Ich hätte ihr um den Hals fallen mögen. Sie erbleichte, doch faßte sie sich bald wieder. — In der ersten geheimen Unterredung beschwor sie mich zu fliehn. Sie fürchtete die Heftigkeit des Vaters, den Scharfblick der Stiefmutter. Sie hielt es für Pflicht, mich dieser zu verrathen. Ich entdeckte ihr meine Absicht, ihre Angehörigen zu gewinnen. — Sie meinte — es würde schwer seyn. Zwar wußte sie in dem Vater den Jugendfreund des meinigen; zwar durfte sie auf dieß Gefühl, das sich öfters ausgesprochen hatte, auf seine innige Liebe zu ihr bauen; zwar hatte er ihr oft genug versichert, daß er die Wahl ihres Herzens ohne Bedenken segnen würde — allein — allein — höre und urtheile selbst, ob ich diese zärtliche Stiefmutter verkenne, ob ich diesen schwachen Mann verehren kann, der nur von dem Willen, von der Meinung, von den Wünschen dieses zänkenden, gewaltigen Weibes abhängig ist. — Diese würdige Frau hat der Tochter verboten, ihre Liebe dem Vater zu gestehen; hat ihr zur Pflicht gemacht, mich von jedem Schritt, der mich der Familie näher bringen könnte, abzuhalten, mir jede Hoffnung zu benehmen, und hat Sidonien mit eiserner Kälte erklärt, daß, wenn auch ihr Gatte dem Bündnisse mit mir seinen Segen geben würde, sie ihm doch ihre Einwilligung versagen müsse, und beschwor

das stieftöchterliche Opfer, nicht die erste Saat der Uneinigkeit und des Jammers in die bisher glückliche Ehe der Eltern zu werfen. — Das entsetzte Sidonien; da erfuhr sie durch die kindische Tante, welche die Gesinnungen der Mutter, aus blinder Ehrfurcht vielleicht, zu billigen schien, daß diese den Namen Wellinghorst heimlich hasse und verabscheue. — Ich habe mich sorgfältig bemüht, den Ursprung dieses Hasses, dieser geheimen Erbitterung zu entdecken" —

„Die Grundsätze unsers Vaters, die er wohl manchmal in Ausübung gebracht haben mag —"

„Vielleicht sogar an ihr, oder vielmehr, wenn ich den Ueberresten der Chronique scandaleuse jener Zeit trauen darf, die er an ihr auszuüben verschmähet hat — genug sie hasst mich, ohne mich zu kennen, spricht mir jedes gute Gefühl, jede rechtliche Gesinnung ab, und bietet alles auf, um mir der Tochter Herz abwendig zu machen."

„Und so hart urtheilt Sidonie von der Mutter auch?"

„Ich habe ihr die Augen geöffnet; und so kämpfe ich gegen die blinde Rache eines verschmähten Weibes", fuhr er immer heftiger fort. „Zeige mir die Gefühle von Rechtlichkeit und Tugend, die Ehrfurcht vor denselben, die mich davon abhalten, die mir gebieten sollen," eine Nachtmütze vom Mann zu schonen, der die geliebte Tochter, ihr Glück, sein

eignes, blindlings der Launen eines herrischen Weibes unterwirft. Lieber sey denn die Arme ein Opfer der Liebe, als der Rache und des Stumpfsinnes.“

„Ich kann deine Ansichten nicht theilen.“

„Ich bin seit sechs Wochen, du seit zwei Tagen hier im Hause; dich haben die Larve der Gastfreundschaft, der Gleisnerei und deine eigne Gutmüthigkeit bestochen. Traue deinem Freund, Johannes! Ich täusche dich wenigstens mit Willen nicht. Alles hätte vielleicht noch gut enden können, wenn nicht du — höre — ich gefiel schon dem Major — die Mutter selbst mochte mich leiden. Sidonie, eingewiegt durch die Bilder meiner Hoffnungen, entzog sich den trüben Warnungen der Mutter immer mehr; sie, die diese Stiefmutter jedoch liebt, die dem Teufel selbst, wenn er nur freundlich ist, vertrauen könnte, beginnt allmählig der in Zärtlichkeit gehüllten Schlange zu mißtrauen, weil sie unvorsichtig genug gewesen — freilich nicht in ihrer Gegenwart, der Major selbst hat es aber verrathen — die Erinnerungen meines Vaters bei diesem aufzuregen, ihren Haß gegen uns geltend zu machen, des Andenken des Verstorbenen mit Koth zu bewerfen, und dem Major alle die Gerüchte, die von mir im Umlauf seyn können, aufzutischen, und das alles, während sie selbst dem guten Green das Wort redete; — nur meine Tante vermochte ich nicht zu gewinnen; sie haßte meinen Vater auch, weil er

sie nicht an ein paar gute Freunde verkuppeln wollte. Es muß die Stimme der Natur gewesen seyn; endlich sah sie — ich wünschte mir schon Glück. Da mußtest du kommen — die Eltern nehmen dich, den ganz Unbekannten, auf, als seyst du der erwählte Glückliche — und noch obendrein mußt du den Freund verrathen. — Johannes! — ich lasse mir dieß Mädchen nicht entreißen, ich setze mein Blut, mein Leben daran. —"

„In der Rücksicht beruhige dich — so was ist gewiß den Eltern nicht eingefallen; und ich denke fast eben so wenig als du, an das heirathen — eben darum frage ich — —"

„Doch, doch — wenn es der Liebe ernst ist, wandelt sie den Menschen um. — Ich habe freilich lange geschwankt, doch du hast den Wendepunkt meines Geschicks herbeigeführt. — Welcher Teufel hat dich, du Heuchler! geplagt, daß du mit solcher Zuversicht die Grillen meines Vaters ausprengst, was ich ihm in einer ausgelassenen und doch recht klugen Stunde versprochen, vorlaut wiederholst. — Es hat Sidonien schmerzlich getroffen, sie verließ mich so eben — die Mutter hat ihr diese Nacht hart zugesetzt — doch — was mich jetzt in Erstaunen setzt, ohne sich merken zu lassen, daß Sie um unser Geheimniß weiß. — Sidonie hatte der schlauen Frau beinahe alles gestanden — sie traut mir nicht mehr, droht mich zu verrathen, wenn ich mich nicht so-

gleich entferne. — Lauter drohende Gefahren habe ich dir zu verdanken, dir Johannes! — Oldenmoer! und in eben dem Augenblicke, wo ich sie — von der blinden Willkührlichkeit der Eltern überzeugt, vielleicht zur Flucht bewogen hätte.“ —

„Flucht,“ fiel ich ihm entsetzt in die Rede, „Entehrung einer würdigen Familie, und dann — —“

„Beruhige auch dich — seit gestern weiß ich wohl, was ich thun möchte, um euch alle Lügen zu strafen. Ich möchte wohl heirathen.“ —

„Heirathen! du?“

„Zum Teufel! Ja! Ich liebe dieß Mädchen wirklich auf eine ganz eigne Art. — So hat mir noch keines wiederstanden, und doch so ganz ohne Ziererei, Verstellung, Kunstgriffe! Ich habe mich in der That so ernstlich verändert, daß ich noch diesen Morgen meinem Unterofficier, der sich in der Nähe aufhält, die völlige Auflösung meiner letzten anderweitigen Verbindung in die Feder diktirt habe. Allein — du kennst meine Umstände, wovon sollen wir leben, und gleich, gleich muß es geschehen — zieht die Sache sich in die Länge, wird nichts daraus. Bah! es soll ja nicht so seyn! es ist nicht meine Schuld.“

„Wenn du es redlich meinst, Adalbert! Mein Gott! wenn ich dich glücklich sehen könnte! — Wir sind die unerbittlichen Zöglinge eines Vaters. — Deine Schulden bezahle ich — 1000 Thaler des Jahrs

kann ich entbehren. — Ich belege sie mit vielen Zeichen, wenn diese dein Glück trügen."

Er sah mich betroffen an. „Ist es dein Ernst?" fragte er.

„Wenn es dir mit dem heirathen Ernst ist."

„Ja!" gab er langsam zur Antwort — „auf Ehre, — Ja! obgleich dieß Wort nun, da die Wirklichkeit da ist, mir ein bischen die Kehle zusammen schnürt. Doch es sey! — Ja — ja! mein Glück mag dir danken, meine Worte vermögen es nicht. — Aber nun, da ich einmal verrathen bin, müssen wir geschwinde —"

„Zu den Eltern eilen. — Deine redliche Absichten werden, hoffe ich, die Strenge der Majorin erweichen. —"

„Wo denkst du hin! Vergiß nicht den blinden Haß der gewaltigen Frau — zu ihrem Herzen spricht die Stimme der Natur nicht — sie war selbst nie Mutter. — Besser wäre es, wenn es nur gelänge, Sidonien zu einer kurzen Flucht zu bereden; wir ließen uns jenseits der Grenze trauen, und kehrten als Mann und Frau zurück. — Wenn du dann den Vermittler machen wolltest, müßte die Majorin nachgeben, und unser aller Glück wäre gesichert."

„Nein, Adalbert!" sprach ich bestimmt, „mein Weg ist gerade. Der rechtliche Mann verzweifelt nie daran, das mit Recht erreichen zu können, was

dem schuldigen Einverständniß leichter zu erschleichen dünkt. Du verläßt mit mir unter irgend einem Vorwand das Haus. — Die Mutter will es so, ich habe es ihr versprochen; nach der Mittagstafel reisen wir ab. — Ich kehre aber bald zurück, und will für Wellingshorst sprechen. — Es wird auf dein Betragen ankommen, auch unter diesem Namen Zuneigung zu gewinnen. — Geschieht es nicht, muß Gott walten. — Mache keine Einwendungen; — ich handle nun einmal nicht anders."

„Herrlich ausgedacht!" rief er, „nun begreife ich, warum die kluge Frau bei Eldenien die Unwissende gespielt hat. — Nur recht still, damit der Major ja nichts merke — will sie mich von hier vertreiben, um beste freieres und sicheres Spiel zu haben — und das siehst du, Verblendeter, nicht ein? Und eingenommen für sie, wie du bist, denkst du, wenn ich fern bin, diese Verwickelung aufzulösen? — Haß, Vorurtheile, Kunstgriffe, denen du nicht gewachsen bist, zu bekämpfen? — Glaubst du denn, daß du, weil du reich, auch allmächtig geworden bist? — Hier gilt etwas Mächtigeres als Gold! — Johannes! ich weiche nicht aus diesem Hause; bleibe auch du! — rufen dich denn so wichtige Geschäfte? —"

„Ich muß nach X**; Pflichten und Sorgen ziehen mich hin. Bliebe ich auch, — der Major, Niemand hier, darf diese Verkleidung ahnen, —

zumal, da mein Entschluß zu reisen bekannt ist; mir bleibt kein Verwand übrig — ich werde aber in einigen Tagen zurückkehren."

„Es komme wie es will, ich bleibe; — ich will, ich darf Sidonie nicht unbewacht in der Gewalt der Stiefmutter lassen; allein ich bin von diesem Augenblick an krank — ich trete den Eltern nicht unter die Augen, bis du zurück bist; ich will sogar das Bett hüten, um keinen Verdacht bei dem Major zu erregen; — versichere dieß der Frau Majorin — aber bevor mein Geschick entschieden, verlasse ich dieß Haus nicht. — Zu deiner Beruhigung schwöre ich dir bei Gott, bei meiner Ehre, bei dem Andenken meines Vaters, dem ich zum erstenmal ungehorsam bin — ich will Sidonien heirathen."

Umsonst suchte ich ihn von diesem Entschlusse abzubringen, und um so leichter gab ich diesem nach, da viele Erfahrungen aus der Welt, im Bunde mit seiner vorurtheilsvollen Meinung von der Majorin, mir, wider meinen Willen, einiges Mißtrauen gegen sie eingeflößt hatten, denn so genau kannte ich Adalbert von alten Zeiten her, daß ich wußte, daß ihm Lügen ein Greuel sey — und seine harten Aeußerungen, die in ihrer Unterredung mit mir gar nicht Statt gefunden, erregten meinen Verdacht. — Nun, da ich [illegible], beide jungen Leute durch mich glücklich sehen zu können,

entfernte ich mich von ihrer Ansicht immer mehr — ja ich glaubte, es ihm nicht einmal abschlagen zu dürfen, als er mich ersuchte, Sidonien mit ein paar Worten zu beruhigen, ihr im Vorbeigehen zuzuflüstern, daß ich sein Freund sey, und meine wegwerfenden Ausdrücke gestern nur eine List gewesen, um in das Vertrauen der Mutter zu dringen. — Nur das Letzte versprach ich ihm nicht; und da es schon spät war, mußten wir uns mit einer herzlichen Umarmung, nachdem wir unsere gegenseitigen Verpflichtungen wiederholt, trennen. — Ich hatte ihn ganz so, wie ich erwartet, gefunden; untadelhaft als Freund, als Mann gegen Mann, nur in Bezug auf das schöne Geschlecht unterlag seine Ueberzeugung Grundsätzen, aus deren Gewalt ich mich kaum gerettet hatte.

Auf der Treppe begegnete mir Sidonie; meine lange Unterredung mit dem Schreiber war wenigstens nicht unbeachtet von ihr geblieben. „Ich bin hier so glücklich gewesen", redete ich sie an, indem ich schnell ihre Hand ergriff, „recht viel Vertrauen zu gewinnen; dürfte ich mir auch nur mit dem Ihrigen schmeicheln. Wellinghorst ist mein Freund; Ihre Hand ist sein höchstes Glück. — Sie haben ihn beleidigt. — Vertrauen Sie uns Beiden. Ich will alles wieder Mutter ausgleichen."

Oben an der Treppe traf ich den Major. — Der Tisch war gedeckt. — Eben wie die Familie ver-

sammelt war, meldete das Mädchen: daß Herr Green sich entschuldigen ließe; — er befinde sich sehr unwohl und habe sich niederlegen müssen. Diese Nachricht verstimmte die Majorin sichtbar, und der gewöhnliche Frohsinn, die Heiterkeit, wollten sich bei diesem letzten Mahle nicht einfinden. — Sobald wir vom Tische aufgestanden waren, wußte die Majorin die Uebrigen sehr geschickt auf einen Augenblick zu entfernen. — „Nun", sagte sie mit leiser Stimme, fast zitternd, „erklären Sie mir — ich begreife nichts."

„Ich habe mit einem Felsen zu thun gehabt", flüsterte ich ihr zu, „den man nicht sobald zum weichen bringen kann; aber so wahr Gott lebt, seine Absichten sind redlich, er hat mich überzeugt. — Dulden Sie, bis Sie mich wiedersehen, seine stille zurückgezogene Gegenwart; — er kann nicht von seiner Hoffnung scheiden. Ich bin in drei Tagen wieder hier, und hoffe, wenn Sie gütige Frau mir wirklich vertrauen, ein beglückter Brautwerber zu werden. —"

„Für ihn — nie!" stammelte sie erbleichend mit bebenden Lippen. In ihrem Ton lag so viel Abscheu und Wiederwillen, daß der Verdacht meines Freundes, der mir bei ihrem Anblick unwillkührlich vorkam, stets Nahrung in mir rege machte. — Da hörten wir den Wagen vorfahren, und der Major trat wieder in's Zimmer. — Es verging mir, ehe wir

und trauten, den Meinen ein paar beruhigende Worte zuzuflüstern — und in einer höchst trüben Stimmung verließ ich das gastliche Haus. —

Der Wagen rollte auf dem jetzt trockenen Wege schnell hin. So wie ich mich dem ersehnten X . . näherte, drängten die Erwartungen, die Sehnsucht nach den so lange vernachlässigten Geschwistern und das ehrwürdige Andenken meiner dort hingeschiedenen Mutter alle andere Vorstellungen in meiner Seele zurück. Mit klopfendem Herzen fuhr ich über das hohldröhnende Pflaster des Stadtthors von X . .

Ich meldete dem Schwager das Haus meiner verheiratheten Schwester; bald schmetterte das Horn vor einem stattlichen, doch dürftig erhellten Gebäude. — Ich war von der Hausfrau erwartet, das konnte ich mir wenigstens denken, doch kam mir Niemand entgegen. Erst oben an der Treppe begegnete mir ein Bedienter. — „Sind Sie vielleicht Herr von Ildenmoer?“ — redete er mich an, „so bedaure ich — ach Gott! die Schwester der Madam ist plötzlich sehr krank geworden — sie will die Herrschaft rufen. —“

Ich wußte nicht warum, allein ein kalter Schauder zuckte durch mein Inneres, und so wie gewöhnlich, wenn [illegible] eine heftige Gemüthsbewegung versetzt [illegible] empfand ich einen leichen Schmerz in dem [illegible]

Meine [illegible] Schwester trat mir mit herzlich-

keit, Anstand, und doch nicht ohne Verlegenheit, entgegen; sie bat mich um Erlaubniß, mich zu ihrem noch immer kränklichen Gatten zu führen. „Recht gern", gab ich zur Antwort, „doch dringt es mich, zuerst die Schwester zu sehen. —"

Sie schützte die Gefahr der Ueberreizung vor. —

Das befremdete mich. Die plötzliche Erscheinung eines beinahe ganz Fremden könnte seinen gefährlichen Eindruck nachlassen, meinte ich. Sie mußte nachgeben. — Ich trat fast zu gleicher Zeit mit der Schwester in Helenens Zimmer, die zu Bett gebracht war. „Fasse dich — es wünscht dich Jemand zu sprechen —" sprach die Schwester leise. —

„Er ist hier?" rief die Kranke erstaunt, und richtete sich schnell im Bette auf. — Da trat ich vor sie hin. „Er ist es nicht!" stammelte sie entsetzt, und sank matt an das Kopfkissen.

„Freilich ist er's! — dein Bruder — unser guter Johannes!"

„Bruder?" wiederholte sie langsam, versuchte dann sich zusammen zu nehmen, zu lächeln, reichte mir die Hand hin, verfiel aber zugleich, dem heftigen inneren Zwange erliegend, in ein krampfhaftes Weinen. — Meine ältere Schwester sah mich schmerzlich an, und zog mich, obgleich widerstrebend, aus dem Zimmer.

„Was bedeutet das alles?" fragte ich sie.

„Es wird sich geben."

„Ich will es dir sagen", fuhr ich fort, indem ich schnell alles, was ich gesehn und gehört, mit den Ausdrücken jenes Briefes, der mich hingerufen hatte, zusammen hielt, „ich will es dir sagen — ein verliebtes, wenn nicht ein verführtes Mädchen!"

„Gott! ich selbst fürchte es. Verkenne mich nur nicht, Bruder! die ganze Stadt wird weder ihr, noch unserm Hause das Mindeste nachsagen können, das nur eine Spur von Zweideutigkeit, von Verstoß gegen die strengste Sittlichkeit trägt; allein die Geschäfte meines Gatten, die ich fast alle führen muß, zwingen uns, viele Offiziere beinahe täglich bei uns zu sehen, und halten mich ab, ein so wachsames Auge, wie ich wohl wünschte, auf die Schwester zu haben. — Ich fürchte —"

„Erzähle mir alles, ich klage dich nicht an; trage ich nicht selbst die Schuld einer unverzeihlichen Nachlässigkeit. Nenne mir den Namen des —"

„Ich weiß ihn nicht, der ganze Handel war so fein hinter meinem Rücken angesponnen, daß nur ihr Kummer mir ihn erst verrathen hat. Mehrere Offiziere gingen hier aus und ein. — Freilich auf einen war mein Argwohn gefallen, bis heute; nun bin ich wieder irre."

„Und dieser eine war? —"

„Ein [illegible]er Wellingsport."

„Wellingsport!" rief ich voll Entsetzen; die ganze Hölle [illegible]net sich vor meinen Blicken. — Ich

zweifelte nicht. — „Wellinghorst! ja — der ist's! und warum zweifelst du? warum bist du irre geworden?“

Sie sah mich erstaunt an: „Wellinghorst“ versetzte sie, „ist der Einzige, dem sie eine kurze Zeit Theilnahme zu schenken schien. Doch fiel mir nichts Böses dabei ein, bevor er ungefähr vor sechs Wochen plötzlich die Stadt verließ. Von dem Augenblick an entstand ein Trübsinn in Helenens Gemüth, eine seltsame Unruhe, ein nicht zu verhehlender Kummer. Ich begann ein ernstes Verständniß zu ahnen, das bisher durch ihres Verführers Schlauheit und ihre Folgsamkeit Niemand bemerkt hatte. Ich hoffte immer, es würde sich geben, und schwieg; nur dir habe ich meine Besorgnisse geäußert. Ich meinte, dein unerwartetes Erscheinen würde ihr Jugendkraft, Frohsinn und Stolz wieder geben. Heute Mittag erhielt sie ein Billet, von einer Freundin hieß es. Ich höre im nächsten Zimmer einen Fall und eile hinzu — sie lag erbleicht, leblos am Boden, das Blatt noch in ihrer Hand. — Ich richtete sie auf, steckte es zu mir, und las es nachher. — Es ist aber nicht Wellinghorsts Hand — die kenne ich zu genau; mehrere Betheuerungen sind aus seiner Feder durch meine Hände gegangen.“

„Eben daran, erkenne ich den Teufel“, rief ich, ich werde ihn auch an seiner Tücke erkennen; gieb mir das Billet. — Ich las:

„Meine gute vernünftige Helene! Mein Loos ist

nun entsagen. Die frohen Zeiten sind unwiederbringlich vorbei, wo mich deine süße Liebe beglückte. Gut, daß uns keine gegenseitige Verpflichtungen binden, als die Schwüre einer Zuneigung, deren wir uns auch getrennt, im theuren Auge denkend, erfreuen dürfen. Ich höre, du bist melankolisch geworden. — Sey vernünftig, meine Gute! Wann wollt ihr Mädchen denn aufhören, Ansprüche auf eine Dauer gewisser Verhältnisse zu machen, welcher die Verhältnisse der Welt nun einmal widerstehen. Wir Männer wissen besser uns zu fügen. — Die Besorgnisse, die du bei unserer letzten Unterredung äußertest, kommen mir beinahe unglaublich vor — indessen, wie es auch kommen mag, sorge nur für die Geheimhaltung der Sache und Gesundheit — ich werde für die nöthigen Kosten sorgen, und dir einen getreuen und erprobten Rathgeber senden. Meine süße Heirne muß makellos in der Welt stehen. Nur durch völlige Unbefangenheit, völlige Entschlagung aller Gedanken an mich, kannst du dies erreichen. —"

Ich las nicht weiter — gaben doch seine eignen Wort dieses Morgens mir Erklärung und Gewißheit genug.

„Ich bin ruhig", stammelte ich leise, „Morgen ein [illegible] Ich bin mir in die Lippe, und wiederholte [illegible], daß ich ja ein Mann sey, daß [illegible] meine Schritte lenken müsse,

daß ich diesen Abend, diese Nacht doch nichts unternehmen könne; die Vernunft sagte mir, daß selbst vor den Hausleuten, die noch keinen Verdacht hatten, Verstellung nöthig wäre. — Ich überwand mich selbst, ich beruhigte meine Schwester, besuchte meinen Schwager, ließ Helenen ein paar Vertrauen erregende Worte sagen, und ging in mein Zimmer. — „Ja, Sidonie!“ rief es in mir, „ich werde dein Erretter seyn, der Erretter deines Glücks, der Ehre meiner armen Schwester; ach! nicht ihrer Ruhe. Blinder Thor! der das unglückliche Weib an den Verführer deiner Schwester verkuppeln wollte.“ — Mein Entschluß war bald gefaßt. — Ich fühlte, daß ich Ruhe und Kräfte brauchte — beide aber schienen mich zu fliehn. — Ermüdung schloß mir endlich die Augen.

Ich erwachte etwas gestärkt; kleidete mich schnell an, und schlich aus dem Hause. Mein erster Gang in der mir halbfremden Stadt war um Pistolen zu kaufen. Kaum hielt ich diese in meinen Händen, als ich mich nicht mehr ängstlich, als ich mich besinnen fühlte. — Der Puls nahm wieder den gemäßigten Schlag an; — nur ein fürchterlicher Zweifel empörte noch meine Seele, worüber ich Aufklärung suchen mußte. —

Als ich wieder in mein Zimmer treten wollte, kam mir die Hausfrau verweint und verwundert entgegen. Ich zog sie mit hinein.

„Dieser Wellinghorst“, sagte ich zu ihr, „war der Freund meiner Kindheit. — Habt ihr alle das vergessen? habt ihr meiner nie erwähnt? Es ist mir freilich klar, daß ihm der Namen eines unbedeutenden Kaufmanns, den zu nennen ich mir fast nicht getrauete, und den er nur flüchtig, vielleicht nie recht gehört, entfallen sey, daß er selbst an den Aufenthaltsort meiner Familie nie gedacht — allein der Name Witzdorf mußte immer vor seiner Seele stehen.“

„Ach“, nahm ich zur Antwort, „du warst uns ja beinahe völlig fremd, deine Verhältnisse noch mehr. In unser schlichtes, einfaches Leben paßte außerdem das, was wir von dir vernommen, gar nicht hinein. Erst als Oldenmoer trafst du uns wieder brüderlich entgegen, und da war er ebenfort. — Wir haben deiner nie erwähnt.“ Sie erzählte mir, daß die arme Helene ihr diese Nacht, unter vielen Thränen, alles gebeichtet habe. Jedes Wort fuhr mir schneidend durch's Herz. Helene war, was man ein artiges Mädchen nennt; ihr stiller bescheidener Werth, der mir später in einzelnen Blitzen vorleuchtete, war gewiß nie von ihrem Verderber beachtet worden. Erst die schweren Schläge des Unglücks erweckten glühende Funken davon zu Tage zu fördern.

„Ein [illegible] der weinenden Schwester in die Rede, „[illegible] mich zu Helenen, ich will ihr Trost

geben. Sage ihr, daß ich alles wisse, und daß ich mich noch heute wieder entfernen würde, um für ihr Heil zu sorgen. — Ja — sie soll Frau von Wellinghorst heißen, aber dem Unwürdigen übergebe ich meine Schwester nie."

Ich sprach mit der Armen ohne ihr Wissen vermehrten ihre mildernden, schonenden Worte, ihre Selbstanklage, die ihre schönste Rechtfertigung war, meinen Abscheu, meinen Haß gegen Wellinghorst — und doch konnte ich im Innersten meiner Seele ihn noch nicht ganz aufgeben. — Ach! sollte denn nicht ein besseres Gefühl, als dieser sträfliche Leichtsinn, in seiner Brust schlummern — und Louise liebte ihn so sehr. — Sie war die Schwester des Mannes, dem er so viel schuldig war — wenn diese Fügung des Geschicks wohlthuend sein Herz träfe. — Aber Antonie — der noch unschuldigere, bethörte Gegenstand seiner ungestümen Flammen. — Ich faßte krampfhaft die Pistolen: — „So muß denn Blut fließen, das seine oder meines." Ich ladete sie mit Kugeln, und brachte sie selbst in den Wagen.

Es war kurz nach Mittag, als ich fortfuhr; aber obgleich ich mich nicht über den Postillon beklagen konnte, war es doch während dem Fahren schon dunkel geworden. Der Mond stieg blutig auf herauf, und erhellte bald mit siegender Strahlen die Gegend; ein holperichter Steinpflaster verkündete gleich darauf die Nähe des Dorfes, und

die dicht[illegible] Aeste der großen Buchen bezeichneten mir den Park des Herrenhauses. Mein Herz klopfte stärker; ich konnte es nicht länger im Wagen aushalten. — Auch schien es mir zweckmäßiger, Wellinghof zu überraschen, und ihn augenblicklich zu zwingen, mir Rede zu stehen. — War ja doch der Weg durch den Garten weit näher, und mir das verfallene Gitter bekannt, wodurch ich vor wenigen Tagen hineingekommen. — Ich sprang, bewaffnet wie ein Räuberhauptmann, aus dem Wagen, und befahl dem Postillon, nur recht langsam durch das Dorf nach dem Herrenhause zu fahren. Dann nahete ich mich der Mauer, die, von den hohen Buchenästen beschattet, ganz im Dunkeln lag. — Auf einmal bemerkte ich zu meinem Erstaunen dicht an der Mauer eine leichte, mit vier Pferden bespannte Chaise; ich ging bei dieser noch arglos vorbei, als ich ein Dutzend Schritte davon eine kleine, halb offene Thür in der Mauer gewahr wurde. — Ein Mann im Mantel, der mir den Rücken zukehrte, steckte lauschend den Kopf in den Garten hinein.

„Was macht er hier", rief ich, irgend ein Verbrechen ahnend.

Er war betroffen, doch faßte er sich bald. — „Was [illegible] euch an", sagte er leise, „ich erwarte Jemand, [illegible] euch eures Weges. —"

„[illegible] der meine!" ver[illegible] ich, indem ich [illegible] ihm vorbei in den Garten hinein-

drängte. — Er machte Miene, mich zurückhalten zu wollen, als ich ihm aber die Pistolen zeigte, zog er sich scheu zurück. Mit dieser in der Hand eilte ich rasch weiter; der Weg führte über die Anhöhe, die ich schon einmal bestiegen hatte. Als ich beinahe hinauf war, höre ich verworrene laute Stimmen, Klirren von Schwerten, ein ängstliches Geschrei. — Ich verdoppelte die Schritte, da sah ich vor mir am Fuß des kleinen Hügels, auf dem vom Mond beleuchteten Platz, einen unerwarteten Auftritt: — der Major im Hauskleide, zitternd vor Wuth, während das Wort: Verführer zum wiederholtenmale über seine Lippen floß, mit dem bloßen Degen in der Hand mit W.lingh.rst, der ihn zu entwaffnen suchte, ringen. — Sidonie kniete vor Beiden, mit aufgehobenen Händen; nur ein unverständlicher schreiender Laut entfloh ihrem Munde. — Ich stürzte schnell hinzu; noch ehe ich die Kämpfenden erreichte, hatte W.lingh.rst den Major entwaffnet, und schlug mit Löwenstärke seine Arme um den schäumenden Greis. — „Schnell nach dem Wagen, Sidonie!“ rief er, „oder wir sind auf ewig geschieden. — Ich komme nach.“ — Sidonie, im Gegentheil aufgeschreckt durch diese Worte, oder die Ankunft eines Dritten — ich weiß es nicht, floh, Hülfeschreiend, dem Hause zu. — Es war aber um meine Besonnenheit geschehen. — Im Innersten empört, warf ich die Pistolen weg, und ergriff den

Degen des Majors, der zur Erde gefallen war, — „Zu mir“, rief ich außer mir, „zu mir! mit mir mußt du dich messen, Schurke! —“ Bebend vor Wuth stellte ich mich, Wellingborste Angriff erwartend, der kaum den Major losgelassen, sich kaum zur Wehr gesetzt hatte, als er durchbohrt zu meinen Füßen sank. — Der Major und ich sahen uns starr an — wir reichten einander düster die Hände. — „Johannes! Unbesonnener!“ lispelte eine matte Stimme, — „nur Flucht konnte uns zum Altar führen — die Mutter —“ da kam die Besonnenheit mir wieder, ich warf mich dem Wehe, das mein Herz ergriff, und kniete bei dem Verwundeten nieder: „Ich komme von Helenen!“ sagte ich dumpf, „sie ist meine Schwester!“

„Gott! Gott!“ seufzte er „das fehlte nur! Johannes, ihr Tod versöhnt — kannst du mir verzeihen.“

Ich bückte mich über ihn — das Bild seines sterbenden Vaters schwebte meiner Seele vorbei; — ich drückte heiß einen Kuß auf seine Stirne.

Da versuchte er mit den letzten Kräften die Arme um mich zu schlagen, — „und nun mein Blut, ströme nur hin“, flüsterte er kaum verständlich. „Du hast mir den letzten Dienst erwiesen, mir den Jugendfreund [illegible] gegeben.“

Es waren seine letzten Worte. — Ich fuhr entsetzt auf, warf die Blicke hin über die mit

versilbertem Reif bedeckte Fläche; das Laub knitterte unter meinen Füßen; da lag der mit dem rothen Militair-Ueberrock bekleidete Körper, in das Laub versenkt, vor mir, so wie ich ihn schon früher gesehen hatte. Ich wandte mich schaudernd zu dem Major; seine Wuth war vorüber, mit ruhiger Besonnenheit trocknete er den von ihm aufgehobenen Degen mit seinem Tuche. „Alter Freund!" sagte er in sich, „es träumte mir nicht, daß du mir noch nützlich werden solltest." — Dann trat er rasch zu mir hin, „Freund!" fuhr er fort, „kommen Sie in's Haus! — der Todte läuft uns nicht mehr weg; — ich muß für Sie sorgen. — In der That, Mariane hat wieder Recht gehabt. —"

Wir naheten uns schweigend dem Hause. Die Majorin wankte uns, sichtbar erschöpft, entgegen. — „Was macht Sidonie!" rief ihr der Major heftig zu.

„Sie liegt halb ohnmächtig im Zimmer! Ach — ich mußte sie allein lassen, — die entsetzlichste Angst treibt mich zu dir. — Wo ist Wellinghorst? —"

„In Ruhe. — Ich will zu ihm zurückkehren; nimm diesen mit dir — und sorge für ihn, unsern Erretter." Er eilte an uns vorbei in das Haus hinein.

Nun erst schien die Majorin mich zu erkennen. „Sie sind's?" sagte sie mit einem sehr bittern Ton, indem sie mich scharf ansah.

„Ja! ich kam, um dem vorzubeugen, was hier

vorgefallen seyn muß. — Er nannte Ihren Namen. — Sie haben das Entsetzliche herbeigeführt!“

„Ich? Ja! — ich habe mit Wellinghorst gesprochen. — Ihr räthselhaftes Benehmen, innere Angst, Sorge für meinen Gatten, den ich schonen mußte, der Wurf, den das Gefühl: Recht zu handeln, immer giebt — das alles führte mich in sein Zimmer; — ich gebot ihm, unser Haus zu verlassen, ich benahm ihm jede Hoffnung zu unserer Einwilligung, erklärte ihm, daß ich unsre Tochter lieber todt als in seinen Armen sehen würde. — Er hörte mich finster an, dann versprach er zu gehorchen. — Diesen Morgen war er wirklich fort. — Ein nachgelassener kurzer Brief an meinen Mann suchte Greens plötzliche Entweichung zu rechtfertigen. — Meine Brust war erleichtert, doch tief betrübt ruhete mein Auge auf Sibyllens blassen Wangen, auf ihrer zusammengesunkenen Gestalt. — Ach! ich durfte ihr ja nicht merken lassen, daß ich ihren Schmerz kenne. — Erst nach dem Mittagstische, während der Zeit, wo wir uns gern ein Ruhestündchen zu gönnen pflegen, hatte ich Muse, Betrachtungen über das Vorgefallene anzustellen. In tiefen Gedanken nahe ich mich dem Fenster, da bemerkte ich in dem Zwielichte eine weibliche Gestalt mit einem kleinen Paquet in der Hand, aus einer sonst nie gebrauchten Thüre in den Garten schleichen; es fiel mir befremdend auf; war es Sibylle — oder ein Hausmädchen. Ich

eilte nach ihrem Zimmer; es war gegen die Gewohnheit verſchloſſen. Ahnend, bebend ergriff ich ein Licht, und ging durch eine hintere Thüre, die mit den Zimmern meines Gatten in Verbindung ſteht, hinein. Ihre Sachen lagen alle wie gewöhnlich da; nur auf dem Tiſch ſtand ein Schreibzeug, davor lag ein angefangener Brief. — „Theure Eltern!“ waren die erſten Worte, dann wären mehrere ausgeſtrichen, andere von Thränen verwiſcht. — Es war kein Zuſammenhang, kein rechter Sinn da — es ſchien, als wäre der vergebliche Verſuch ſchnell wieder aufgegeben worden. Da fiel mir auf einmal ein kleiner Zettel in die Augen, der neben dem Stuhle lag; er enthielt nur die Worte: „Um ſechs Uhr an der großen Eiche; die Chaiſe iſt bereit; noch einmal: Oldenmoor wird alles vertreten. W.“ — Die fürchterlichſte Angſt ergriff mich; die Uhr war auf dem Schlage ſechs, Niemand in der Nähe, dem ich vertrauen konnte. — In dieſem Augenblick ſtand mein Mann plötzlich vor mir; — er entſetzte ſich vor meinem Anblick. Ich mußte den Vater anrufen, Sidonien dem Entführer zu entreißen. Er ergriff, ganz ſo, wie ich ihn kannte, wüthend den Degen; ich folgte ihm, ſo ſchnell es in meiner Gewalt ſtand, nach; aber bald kam mir Sidonie, hülfeſchreiend, entgegen: „ſie ſchlagen ſich — Gott! Gott!“ jammerte ſie. — Ich mußte mit ihr zurückkehren, doch, trotz ihren Worten, fühlte ich [illegible] bei ihrem

Anblick beruhigt. — Während ich sie zurück begleitete, glaubte ich aus einzelnen Ausrufungen zu vernehmen, daß sie zu früh gekommen, daß sie reuig umkehren wollte, als Wellingdorf und der Vater zu gleicher Zeit erschienen. — "

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; Sidonie, bleich, entstellt, wankte hinein, und sank sprachlos zu der Mutter Füßen. Die Majorin sah sie, wie mir schien, gerührt an. Sie legte die Hand sanft auf ihr Haupt und sprach leise: „mich, — uns konntest du verlassen wollen?"

„Mutter!" stammelte das Mädchen „warum muß ich den so grenzenlos lieben, den Sie hassen." Sie starrte die Mutter an, als wollte sie noch etwas sagen, doch eine zweite Ohnmacht kam ihren Worten zuvor. Wir trugen sie vereint auf den Sopha hin. Alles war mir nun auf einmal klar; die harte bittere Weigerung der Majorin hatte gewiß Adalbert auf seinen früheren Entschluß zurückgebracht — wie sich aber das arme Opfer zu diesem Schritte hatte verleiten lassen, war mir unbegreiflich; um so bitterer litt meine Seele.

Während dem wir um Sidonien bemüht waren, theilte ich ihr leise mit wenigen Worten alles, was vorgefallen war, mit. „Auch ich kam zurück, um ihn von Sidonien zu weißen", fügte ich hinzu. — „Ohne Ihren weiblichen Haß hatte ich den Kno-

ten wohl ſanfter gelöſt. — Der hat nun Beide, ach! auch meine arme Schweſter getödtet.“

„Gott mag walten!“ gab ſie mir mit Würde, feſt und ſchmerzlich zur Antwort. „Ich bin nicht allwiſſend, und mußte thun, was mir der Augenblick gebot. Ich haſſe Niemand! ich verabſcheue nur das Verbrechen. — Stünde auch Wellingherſt edel und untadelhaft, wo Sie jetzt ſtehen, ich wollte lieber, daß ſich dieſe Ohnmacht in den Tod verwandle, als ihm ihre lebenswarme Hand geben.“

Ich wandte mich unwillig von ihr; da trat der Major raſch herein. „Sie müſſen ſchnell fort von hier!“ rief er, als er aber Sidonie gewahr ward, ließ er die Stimme plötzlich ſinken, und zog mich von dem Sopha weg. „Als ich mit Leuten zurückkehrte“, fuhr er leiſe fort, „fand ich den Bedienten des Gefallenen, meine ich, und noch zwei Männer, im Begriff, ihn in den Wagen zu tragen. Sie wollten ihn nach der Dorfſchenke bringen. — Der Bediente wollte den Thäter geſehen haben, der von der Straße bewaffnet in den Garten eingedrungen war; er meinte, dieſer müſſe noch in dem Park verſteckt ſeyn. — — Ihr Wagen iſt ſchon angekommen, eilen Sie in Gottesnamen weiter. — Ich will wohl das Geſchehene vertreten; allein Sie könnten doch geſehen, erkannt, und in viele Verdrießlichkeiten, die dieß Verhältniß noch auffallender machen können, verwickelt werden. Sie können uns

doch in seinem Unglück weder trösten noch helfen. Der Bursche soll an der Seite seiner Tante ruhen."

Der Gedanke an meine unglückliche Schwester, mein Unwillen gegen die Majorin, deren Benehmen nur zu sehr den Verdacht gegen ihren Charakter, den mir Adalbert eingeflößt hatte, rechtfertigte; das Gefühl, daß nur ihr Haß diesen Ausgang herbeigeführt hatte, trieb mich in den Wagen. Ich warf mich erst schnell um den Hals des Majors. „Schonen Sie Ihre unglückliche Tochter", flüsterte ich ihm zu, „ich eile zu einer noch Unglücklicheren, zu einer entehrten Schwester." Er sah mir erstaunt nach; seine Frau wird ihm meine Worte erklärt haben.

Mein Postillon, zu dem nur ein verworrenes Gerücht von irgend einem Mord gedrungen war, jagte schnell mit mir zurück. Während dem gewann ich Besonnenheit genug, um einzusehen, daß die Schwester nur durch ein schnelles Entrücken ihrer gegenwärtigen Lage vielleicht gerettet werden könne. Ich wollte, es koste was es wolle, mit ihr nach meinem Gute zurück eilen, noch bevor die entsetzliche Begebenheit in der Stadt bekannt würde. Man wußte, daß ich gekommen war, um sie abzuholen; vielleicht konnte es mir gelingen, jeden Argwohn von uns abzulenken.

Mit Ottilien hatte es sich ein wenig gebessert, doch gefaßt war sie noch nicht. — Unsere Schwester hatte ihr meinen Entschluß, mit Wellinghorst zu

reden, mitgetheilt. Die Gefahr einer solchen Unterredung war ihrem Scharfblick nicht entgangen. Sie wartet auf meine Rückkehr wie auf Leben oder Tod.

Meine ältere Schwester erschrak, als sie mich wieder sah. Sie las das Unheil in meinen Blicken, und wollte mich abhalten, zu Helenen hineinzugehen. Meine Stimmung, die Nothwendigkeit machte mich grausam; ich ersuchte die Schwester, die nöthigsten Sachen Helenens ungesäumt zu packen, und ließ sogleich neue Postpferde bestellen, dann trat ich vor die Unglückliche. Völlig angekleidet, doch wie fest gebannt an ihren Stuhl, erwartete sie mich. Sie hatte meine Ankunft gehört; doch eine heftige Angst, selbst die Füßen versagten ihr, mir entgegen zu eilen.

„Allein! Du kommst allein!" jammerte sie händeringend.

„Komm!" sagte ich bewegt, und schloß sie in meine Arme, „wir wollen sogleich diesen unglücklichen Ort verlassen."

„Ich verstehe dich!" versetzte sie leise, „er ist tod! du hast ihn ermordet; du bist ja roth über und über — laß mich auch verbluten."

Warum mich bei einem Gemälde des Wahnsinnes lange aufhalten, woran nur der flüchtigste Andenken noch meine Seele zerreißt. — Es war, als habe die Schwäche ihrer Glieder den Körper

gestärkt. Die Reise schien sie nicht zu ermüden, und in kürzerer Zeit, als ich vermuthet hatte, erreichten wir Oldenmoor. Allein da brach auch ihre körperliche Kraft zusammen. Ich ließ einen Arzt holen; er schüttelte den Kopf. Die Frucht der unseligen Liebe kam todt zur Welt. — So wie ihr Körper schwächer wurde, kehrten ihre Geisteskräfte allmählich zurück. Möchte ich die Leiden dreier Tage mit einer Decke verhüllen können, die keine Erinnerung weghöbe! Am vierten war sie todt. Der erste Seegen, den ich in mein schönes Eigenthum mitgebracht hatte, war der Fluch einer ungeregelten Leidenschaft, die erste Saat, die ich der fruchtbaren Erde meines kleinen Reichs darbringen sollte, war eine theure Leiche.

Theure? Ja! die fremde vernachlässigte Schwester, war mir durch ihr Unglück, durch ihre Verwickelung in meine Jugendverhältnisse, werth geworden. In düsterer Schwermuth stand ich an ihrem Grabe; es war mir, als sey alles, was mich an das Leben band, jeder Anspruch auf Glück, jede Hoffnung mit ihr hinunter gesunken. Was frommte mir jetzt der Ueberfluß, der mich umgab, die lockenden Einladungen zum Genuß, die mir früher so viel gegolten hatten. Ich konnte sie nicht genießen, weil die leichtsinnigen Ansichten des Lebens, die ich mir angeeignet, mir nicht mehr erlaubten, sie mit dem vorigen Leichtsinn zu ergreifen. Meine Träume

von der Würde des Weibes, waren mit meinem Glauben an die Trefflichkeit der Majorin wieder verschwunden. Ich sah in dem scheinbar glücklichen Zusammenleben mit ihrem Gatten, nur eine ganz alltägliche Ehe, worin der Mann aus Gewohnheit und Bequemlichkeit das Gängelband trage, das ihm die Kunstgriffe einer schlauen Gattin um die Schultern gelegt. — Auch Sidonie! — das angebetete Wesen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften den Leichtsinn meines Freundes zum erstenmal in einen Ernst verwandelt, einen Ernst, der ihm verderbender wurde, als der Leichtsinn seiner ganzen Jugend! — Auch dieser Sidonie galt eine Leidenschaft mehr als Vater, Mutter, als die fromme Tugend des kindlichen Gehorsams, die Tugend eines unbescholtenen Lebens. Der Wunsch meines sorgsamen Oheims erregte jetzt Abscheu und Widerwillen in meinem Inneren. — Ja! ich verabscheute das falsche Geschlecht, das um uns zu täuschen, ihre Laster in Tugenden zu verhüllen weiß, bis unser nüchterner Blick in ihren Tugenden nur Laster erkennen lernt. — Ich mußte es hassen, denn hatte ich nicht selbst dessen Ehre, dessen Heiles willen den Jugendfreund geopfert! Ach mußte ich, um das Unrecht seines ahnenden Vaters gut zu machen, die Hände in sein Blut tauchen. Jetzt! ach, nur zu spät verstand ich die Warnungen, die mir die Natter so geheimnißvoll gegeben. Marianens Voraussagungen — ja

sie waren zwar nicht lügenhaft, doch zugleich falsch, falsch wie ihr Geschlecht. So mußte auch mein Glück — obgleich der Liebe fern — ein Opfer weiblicher Schwäche, weiblicher Leidenschaften werden. —

Deutlich kann ich mich zwar nicht des Ganges meiner Gedanken besinnen, allein ich war ein Raub meiner krankhaften Vorstellungen! Trotz der Einwürfe meines Verstandes, beweinte, bereuete ich immer bitterer eine That, welche alle Begriffe von Ehre mir vorgeschrieben hatte, die selbst die Gesetze unter den obwaltenden Umständen nicht verdammen konnten. Immer versank ich tiefer in ein unthätiges Hinbrüten; umsonst machte ich mir in einzelnen helleren Augenblicken Vorwürfe über meine unmännliche Schwäche, mein nervenschwaches Gewissen, das sich vom Blut belastet wähnte, das auf der Wage des Verstandes, des Geistes, des Rechts, diese nicht zum Sinken bringen könne. Es kam mir immer mehr und mehr vor, wenn in der Abenddämmerung die gelben Strahlen der sinkenden Sonne oder in der Nacht die röthlichen Flammen einer Fackel ihren Schein auf mich fallen ließen, daß meine Hände wie im Blut getränkt wären; dann ergriff mich eine quälende Angst — ich wußte nicht, war es wirklich so oder nur Einbildung; ich wagte Niemand zu fragen.

So begab es sich eines Abends, daß plötzlich Feuer in meinem Dorfe ausbrach; unverzüglich eilte

ich dahin! Ach nur in solchen Augenblicken einer mir aufgedrungenen Thätigkeit fand ich mich selbst wieder; — ich leitete selbst alle Löschungs-Anstalten, stellte Sprützen — ja ich ergriff endlich die Röhre einer Schlauche, die ich der rothen Glut gegen über stehend, mitten in die Flamme richtete — da fiel zufällig mein Blick auf meine in die Höhe gerichteten Hände — das blutige Louis Zeichen glühete mir scharlachroth entgegen — ich ließ alles fallen, und eilte verstört zurück auf das Schloß. — Der alte Franz folgte mir nach; seine durchdringenden Blicke bewachten längst alle meine Schritte. — Er glaubte, so wie alle, daß ich von Brandfunken getroffen worden sey. „Empfinden Sie Schmerzen"? sagte er, „wo denn bester Herr! Erlauben Sie eine Untersuchung!" Die Frage war mir willkommen. — „Schmerzen! Ja wohl!" gab ich zur Antwort — „an Händen und Armen! Ist nichts zu sehen?" — Er besah Arme und Hände, bestrich sie über und über mit den seinigen. „Durchaus nichts," sagte er endlich, „nur hier am rechten Handgelenk, ist etwas Röthe sichtbar; brennt es lieber Herr?" Beruhigten mich seine ersten Worte, so brachten mich dagegen seine letzten auf's neue zur Verzweiflung. „Seine Strafe zu tragen, hat der Alte dich mit dem eigenen Blute eingeweiht", rief es in mir. — Ach kam ich immer dem Wahnsinne näher. — Die vielen Geschäfte, von

denen ich geträumt, daß ſie mir frohe herzſtärkende Stunden verleihen würden — beſorgte ich nur theils halb, theils gar nicht. — Das Wohl meines Gutes, und deſſen Bewohner, erregte keine Theilnahme in mir; mein thätiger Amtmann, der alles aufbot, mich zu erheitern, ſchüttelte immer unmuthiger den Kopf. So war ein Jahr, ſo der zweite Winter völlig vergangen; — das Frühjahr nahete wieder mit neuen Hoffnungen, mit neuem Leben, nur mein Winter blieb. In mir war alles ausgeſtorben.

Da fielen endlich eines Tages meine Augen auf die Rückſeite des vor mir liegenden, doch wie immer ungeleſenen, Zeitungsblattes. Der Name Ottilie von Barnhold zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich! — Es war eine kurze wehmüthige, faſt poetiſche Anzeige von dem Tode ihres Gatten. Gegen meinen Willen kehrten meine Gedanken zu jener Familie zurück, von der ich ſeit jener entſetzlichen Scheideſtunde nichts gehört hatte. Sidonie hatte alſo meine arme Schweſter, die freilich ein größeres Opfer geworden war, überlebt. Sie war nun allein in der Gewalt einer Stiefmutter, durch deren ehrwürdige Larve ich ein kaltes, ſelbſtſüchtiges Herz erblickt hatte. — Dieß wußte ich, und konnte doch die Flucht des eingeſchüchterten Mädchens ſo hart beurtheilen. — Der Tod hat immer eine mildernde Kraft, und ſo gedachte ich auch nun der zer-

rissenen Familie mit weniger Bitterkeit und mehr Wehmuth.

In dieser Stimmung überraschte mich ein Brief. Die Aufschrift war von einer unbekannten zierlichen Frauenzimmer-Hand geschrieben. — Ich öffnete ihn und las die Unterschrift: Ottilie. Eines kleinen plötzlich aufsteigenden Unwillens ungeachtet, las ich doch begierig folgende Worte:

„Mein werther Herr!"

„Eben so unvorhergesehen, wie unsre erste Bekanntschaft herbei geführt wurde, so schnell, so unerwartet mußten wir uns wieder trennen. Von feindlichen Leidenschaften aufgeregt, von dem Entsetzlichsten noch von allen Seiten gedrängt, mußte in den letzten Augenblicken unsers Beisammenseyns, Bitterkeit und Argwohn zwischen uns treten. — Sie stehen schon lange in allen Beziehungen gerechtfertigt vor mir. — Ich bin Ihnen diese Erklärung, und auch noch mehrere schuldig. Der Charakter des unglücklichen Wellinghorst war so bekannt, daß der offne einfache Bericht meines Gatten von seiner Todesart, worin doch kein Dritter erwähnt wurde, die Regimentsbehörde bewog, die begonnene Untersuchung zu unterschlagen. — Die Insipidität der Gerüchte hat sich mit vielen Muthmaßungen beschäftigt. Es war seit längerer Zeit die Absicht meines seeligen Gatten gewesen, [illegible] von uns hören zu lassen. — Allein er hat jedesmal die Feder wie-

der weggeworfen. — Er hätte ja von Sidonien reden müssen, und das vermochte er nie. — Von jener unglücklichen Verwicklung ist nur Grace's Verkleidung, die Strafe seines, jede Sitte verletzenden, Unternehmens ihm ganz klar geworden. — Der Anblick der Schwermuth, der stillen Leiden des unglücklichen Kindes, das sichtbar dem Grabe entgegenwelkt, hat noch früher sein Herz aufgerieben. Es hat aufgehört zu schlagen. Zwei verlassene Waisen, stehen wir nun in der Welt allein! Ich aber habe keine Stütze mehr nöthig. Freudig sehe ich schon den Augenblick kommen, der mich mit dem vereinen soll, dem ich einzig geliebt, in dem ich nur gelebt, nur geathmet habe. — So auf's Scheiden bereit, ist mir nur ein Bedürfniß übrig: mir ein freundliches Andenken zu hinterlassen, nicht verkannt im Grabe zu ruhen. Es kann freilich meinem Staube gleichgültig seyn, aber nicht dem schönen Glauben an Menschenwerth, der mich unter vielen Leiden gehoben und getröstet, und den, ein allgemeines Eigenthum, ich nicht gern mit mir in's Grab nehmen möchte. — Es will mich bedünken, als sey der ihrige an mir irre geworden. Lernen Sie daher das Geheimniß kennen, das mich unerbittlich gegen die Leidenschaft der armen Sidonie, auch wenn ich deren Gegenstand hätte achten können, machen mußte.

Eine beinahe blendend schöne, noch sehr junge geistreiche [illegible] von mir, die auf ein weniger

empfängliches Herz als das, meines seeligen Gatten, Eindruck gemacht haben würde, umstrickte beim ersten Anblick alle seine Sinnen, seinen aufgeregten Geist so sehr, daß er, nach wenigen Tagen Beisammensein auf meinem Gute, wohin der Zufall beide geführt hatte, um ihre Hand anhielt, und diese auch empfing. Warum soll ich es läugnen; er war mir schon sehr werth; als ich aber die schöne Hoffnung, sein geliebtes Leben zu beglücken, vereitelt sah, hielt ich es für süße belohnende Pflicht meines Herzens, es gegen die Gefahren zu beschützen, die ihm bei dem Leichtsinn und der Lebhaftigkeit seiner jungen Gemalin bedroheten, welche Fehler er leider erst zu spät bemerkte. Als er ins Feld gerufen ward, suchte ich in so fern der Schutzgeist seiner Ehe zu seyn, daß ich seine Frau zu mir in die Einsamkeit meines weniger beunruhigten Aufenthaltes einlud. Die Verhältnisse erlaubten es jedoch nicht, uns allen Besuchen der in unserer Gegend kantonirenden Offiziere zu entschlagen; unter denen, die ich schlechterdings nicht vermeiden konnte, waren auch die des damaligen Hauptmanns von Wellingborst, des Bruders unserer Mariane. Mit Erstaunen bemerkte ich bald, daß ein Einverständniß zwischen ihm und der jungen Frau obwaltete, und mit Entsetzen machte mein Scharfsinn, die vor allen andern nie geahnete Entdeckung, daß eine sträfliche Vertrautlichkeit, die wahrscheinlich von älterer Zeit her-

rühren mußte, sie aneinander band. Mich, die ich in der Stille für das Glück eines, es nicht erkennenden Freundes wachen wollte, mich mußte es um so tiefer verletzen, eben mein Haus, das ich der Verführung unzugänglich hielt, durch ein Verbrechen herabgewürdigt zu sehen. — Den Hauptmann zu entfernen, war meine erste Sorge; die zweite: offen und erschütternd mit meiner Cousine zu reden. Sie war etwas mehr als leichtsinnig, doch weder boshaft noch verstockt. — Sie hatte Wellingshorst früher gekannt; ein beginnendes Verhältniß war damals durch Zufall unterbrochen wurden, und als er sie hier wiedersah, machte das sprühende, bald verglimmende Brillantfeuer seiner ungestümen Leidenschaft, Beide alles um sich her vergessen. Ja! warum sollte der Mann, der in seiner unwürdigen Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, die Ehre seines Freundes genug zu schonen glaubte, wenn er seinen Sieg in ein gewissenhaftes Stillschweigen auf immer verhüllte, warum sollte der auch nicht zu sinnebetäubenden Mitteln Zuflucht nehmen, um eine Frau zu bethören, die er als Weib keiner Reue fähig glaubte. — Besonders gegen ihn wandte sich mein Abscheu, [illegible] als ich die Lage der unglücklichen Frau bedauerte, konnte ich ihr wenigstens ein stummes Beileid nicht versagen. — Das erschütterte sie tief. Die Reue einmal erwacht, zumal bei mehr leichtsinnigen als bösen Charakteren,

findet Troſt in dem Geſtändniſſe ihrer ganzen Schuld, und ſo erfuhr ich, daß ſie den Hauptmann und nicht ihren Gatten als Vater des Kindes, das ſie unter ihrem Herzen trug, erkannte. — In der Zerknirſchung ihres Herzens wollte ſie durch das offene, freiwillige Geſtändniß eines Verbrechens, deſſen Folgen der Urheber noch nicht ahnete, ihr Verbrechen nicht mildern, und ihr Geſchick dem Ausſpruche ihres Gemahls unterwerfen. Der Erfolg eines ſolchen Schrittes entſetzte mich; denn ich ſah die völlige Vernichtung des geliebten Mannes klar voraus, und nicht allein das Glück des theuren Freundes unwiederbringlich verloren, ſondern ſelbſt ſein Leben gefährdet, oder wenigſtens mit Blutſchuld bedrohet. Ich ſchauderte — aber auf die Zukunft und Gott vertrauend, gebot ich ihr, für's erſte zu ſchweigen. — So vergingen Wochen, Monate; ihre Entbindung nahete. Ihr Gemahl kam noch immer nicht zurück; ihre Unruhe nahm zu; ſie wünſchte ſich und dem ungebornen Kinde den Tod. Ihr zerknirſchtes, ganz umgewandeltes Weſen erregten Betrachtungen in mir, die noch nicht zur Reife gekommen waren, als ſie glücklich und leicht [illegible] gebar. Die Tochter war — faſt gegen meine leiſen Wünſche — geſund. Beide befanden ſich über alle Erwartung wohl.

Die Mutter war ſo unruhig darüber, daß ich beinahe befürchten mußte, daß ſie etwas gegen

ihr Leben unternehmen wollen; wenigstens fiel mir der Gedanken ein, als sie — wie der Verbrecher einen zu nachsichtigen Richter — mich ersuchte, mich ihres Kindes mütterlich anzunehmen, und dann, wie es auch kommen möge, ihren Gatten von dessen Verlust zu benachrichtigen. — Wäre sie Katholikin gewesen, sie hätte sich in ein Kloster geflüchtet.

Indessen hatte ich ihre Gesinnungen geprüft; ihr Verbrechen selbst hatte sie auf den ernsten Standpunkt des Lebens gehoben, auf welchem sie endlich fähig geworden war, ihren Gatten zu beglücken. — Ach! sein Glück wollte ich ja nur. — Konnten, durften wir denn eine Täuschung zerstören, die dem wackern Manne, mitten zwischen den Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges, eine höhere, frohe Würde gab. — Das bewies die kurze Antwort, die er dem Eilboten, der ihm, seinem Befehl zufolge, geschickt war, zurückgegeben. — Da — nachdem ich der Cousine ein unverbrüchliches Stillschweigen zum erstenmal gelobt — beschwor ich sie, für ihre Gesundheit zu sorgen; — ich empfahl ihr durch herzliche, fruchtbringende Reue, durch unermüdetes Bestreben jenen Anspruch ihres würdigen Gatten zu erfüllen, durch Tugend und stille Entsagungen einen Fehler zu sühnen, dessen Geständniß doch nur zerstörend und Unheil bringend wirken könne. — Wellingshorsts völlige Unwissenheit flößte

mir diesen Vorschlag ein, den einzigen, der nicht mit Blut und Vernichtung bezeichnet war, und wodurch die schuldige Brust der einzig Leidende blieb, — und diese gerechte Strafe mußte sie geduldig ertragen. Mein Bestreben sollte es seyn, darüber zu wachen, daß das Glück, das ich herzustellen bemüht war, wenigstens in der Brust des Freundes — wollte es Gott — nie zerstört würde.

Endlich gelang es mir, die Cousine zu bereden; allein es war, als bräche die Ueberzeugung, durch meine Vorstellungen ihr klarer als je geworden — nie eines reinen Glückes genießen zu können — ihr das Herz. Ein Milchfieber trat plötzlich ein. Es wollte den Bemühungen des Arztes nicht weichen. Er zuckte die Achseln; da sah ich die unglückliche Frau zum erstenmale lächeln. — Als wir allein waren, zerfloß sie in Freudenthränen, möchte ich sagen. Nun eröffnete sie mir, daß sie durch Mariane von meiner stillen Neigung gewußt, daß sie in ihrer Verzweiflung mir alles gestanden, damit ich die Gelegenheit ergreifen möchte, mich einer verhaßten Nebenbuhlerin zu entledigen. Sie wollte die Schande, die sie verdient hatte, durch ein hartes, verachtetes Leben büßen. Nicht meine Entsagung war es, die ihr das Herz gebrochen; — allein ihre Seele hatte sie gerettet. — Diese fühlte sich durch mein Mitleid, durch meine Nachsicht wie von dem Hauch einer Hoffnung jenseits des Grabes be-

rührt. Sterbend legte sie mir ihre Tochter in die Arme; ich versprach willig ihre Mutter zu seyn. Sie fügte noch die Bitte hinzu, ihrem beleidigten Manne das Glück zu gewähren, das sie ihm nie hätte geben können. Sie starb. — Mein Herz gebot mir, ihr Vermächtniß zu ehren. Der Himmel belohnte meine ehemalige stille Entsagung. Mein Gemahl ist aus der Welt gegangen, ohne das Geheimniß zu ahnen, das nur eine Katastrophe, noch entsetzlicher als die, welche Ihre Dazwischenkunft herbeiführte, so lange er am Leben war, mir entrissen haben würde. Ich habe Sidonie immer mütterlich geliebt; — Sie wissen aber jetzt warum ich, ohne Gründe anzugeben, mich jener Verbindung entgegensetzen mußte. Nur wenn die Wahrheit heilsam seyn kann, erlaube ich Ihnen, mich vor Sidonien zu rechtfertigen. Ach! ich fürchte, ihr junges Leben ist schon der Erde verfallen, — Bald wird sie einsam und verlassen zwischen Gräbern stehen.

Seien Sie der Vormund des verwaisten Kindes. — Ich weiß, Sie fühlen, daß ich Sie durch diese Wahl ehre; daß ich Sie durch mein Vertrauen, über so natürliches Verkennen meines Inneren am besten beruhige. — Verkennen Sie auch nicht die arme Sidonie, bei der das mütterliche Erbtheil angeborner Leichtsinn, nur zum leichten Sinn geworden war. Ach, auch der ist gebrochen!

Allein diesem entsprang nicht die Leichtigkeit, womit sie den sterbenden Bitten ihres Entführers nachgab! Sie hat mir alles gestanden. Marianens Worte, die uns Sie als ihren Erretter bezeichneten, selbst Sidoniens Zweifel daran, der durch meine ihr unerfreuliche Zuversicht völlig beschwichtigt ward; meine nothwendige Unbiegsamkeit, die ihr Mißtrauen gegen mich einflößte; ihr festes Vertrauen auf des Vaters Liebe: alles vereinte sich, um den Betheuerungen des geliebten Jünglings Glauben beizumessen, und daß Sie, der verheißene, von mir anerkannte Erretter, alles ausgleichen würden; und dieser Glaube überwand ihr kindliches Widerstreben. — Eine neue Morgenröthe stieg für sie empor! Green verschwand, und mit Wellinghorst wollte sie unter die Obhut des Vermittlers eilen. Vielleicht ist nun die Zeit gekommen, da sie auch ihr Erretter nach meinem Herzen seyn können. Der Himmel, der Ihnen eine unglückliche Schwester entriß, ist dem armen Mädchen noch nicht günstig geworden; von einem und demselben Wesen vergiftet — scheint die Ueberlebende auf das Mitleid, auf die thätige Hülfe dessen, der gern alle Beide gerettet hätte, Anspruch machen zu dürfen. — Und soll sie noch für die Welt, für das irrdische Leben gerettet werden, kann es nur durch Sie geschehen, der alle Faden jen. unseligen Verwicklung kennt, und selbst in der Hand gehalten hat. — Ich kann es nicht, denn meine

Laufbahn ist zu Ende; und nahe am Ziel richte ich den hoffenden Blick wieder mit Vertrauen auf sie! Doch noch eine — Bitte, oder vielmehr — ja ich wage es, einen Befehl: lassen Sie meine arme Sidonie nie ahnen, wie nahe sie ihr in jener entsetzlichen Stunde gewesen. — Sie hat sie nicht erkannt, nicht einmal ihre Gegenwart bemerkt. — Ach! was Ihre Hand thun mußte, war ja Ihrer Seele fremd. — Möge der neue Versuch — das vertrauensvolle Vermächtniß, das ich Ihnen darin, in die Hände gebe, von einem für Sie erfreulicherem Erfolge seyn, als der erste es war! Ich habe noch nie Marianens Vorhersagung unwahr befunden." —

Ottilie. —

So wie ich aufblickte, spiegelte sich der Farbenbogen einer neuen Lebenshoffnung in dem nassen Glanz meiner Augen — ein Frühlingsstrahl war in den Winterfrost meines Busens gefallen. Ja! es war mir in diesem Briefe die Morgenröthe des wiederkehrenden Friedens, des Friedens mit meinem reinen Inneren aufgegangen. Das herrliche, äußerlich fast unscheinbare Wesen, dem ich erst vertraut, und es verehrt, dann verkannt und gelästert hatte, stand nun in doppelter Glorie vor mir. Eine Sehnsucht faßte mich, sie so bald als möglich zu sehen, ihr meine Reue, meine Verehrung zu bezeigen, ihre Verzeihung zu erflehen. — Nie hatte ich so lebhaft den Werth der wahren

Jugend erkannt. — Ihre silberreinen Akkorde gießen heilenden Aether selbst in die Brust, welcher die eigenen ungestümen Leidenschaften ewige Wunden geschlagen. — Es war, als sey mir ihr Wort die Beglaubigung, die mich von Blutschuld reinigte. — Doch ich konnte nicht sogleich fort; mit meinem Muth war meine Thätigkeit, das lebhafte Gefühl meiner nächsten, so lange vernachläßigten, Pflichten zurückgekehrt. — Es gab hundert Angelegenheiten mit meinem treuen Amtmann zu besprechen, zu erwägen, zu Stande zu bringen. Ich versprach in seine Hände, das Versäumte nachzuholen, der Vater meiner freundlichen Landleute zu werden. Er sah mich mit Verwunderung an. Erst nach ein paar Wochen konnte ich mich in den Wagen werfen.

Zum zweitenmale nahete ich dem mir verhängnißvollen Dorfe. Bei meinem ersten Besuche war ein trüber Novembertag; die Gegend umher trug schon ein Gepräge der traurigen Unfälle, die mich in ihrem Schooße erwarteten. Sie war das Brachfeld meiner abgestorbenen Jugend, wenn mir nur trübe Erinnerungen, unerfreuliche Vorempfindungen, nur die Saat eingeimpfter Thorheiten und Vergehungen aufgegangen, und von ihrem eignen Gewicht zerknickt waren; Verwüstung bedeckte die Erde, und die schwarzen Schollen der Trauer und der Gräber. Jetzt war es Frühling; die Sehnsucht

Hand der vortrefflichen Frau, hatte einen magischen Teppich leicht über die vernarbten Wunden meines Herzens geworfen. Ich wußte ja, bei ihrem Anblick mußten sie sich ganz schließen. Mit jedem Athemzuge zog ich neue Lebenskräfte ein, die vor meiner Phantasie frohe doch unbestimmte Hoffnungen bildeten. — In meiner Seele regten sich wieder leicht hingeworfene Worte, wie eine leise Ahnung, die sich der [illegible] ausgesprochenen Vorhersagung Marianens, der [illegible]te des Obristlieutenants unterworfen, denn es [illegible]sen: als sollte ich das Unheil, das er angerichtet, ausgleichen. — Hatte es ihm geahnt, daß ich einst als Beschützer eines Wesens, das ihm angehörte, allein dessen Daseyn er nicht kannte, ernannt werden sollte? — Durch die eben so unwürdige [illegible] mußte die Majorin veranlaßt werden, [illegible] von Wellinghorst's Tochter auf die Seele zu binden, mir, dem Mörder — nein sie hatte Recht — es war meiner Seele fremd, was meine Hand that. — [illegible] wie sehnte ich mich, alle meine verworrenen Empfindungen in den [illegible] Busen auszuschütten, damit ihre Klarheit auch Klarheit und Bestimmtheit hinein bringen möchte. Ich wollte das Beste, das Zweckmäßigste, allein ich wußte nicht wie. — [illegible] sollte alles thun, was sie für gut fände. — Ihr Ausspruch sollte unsre Zukunft bestimmen.

An einem schönen Vormittage langte ich vor dem alten Schloß ... an. Der Wagen rollte über das

großen, reinlichen aber öden Hofplatz. Er hielt an. Niemand kam mir entgegen.

Betroffen sprang ich heraus, und eilte über die einsame Hausflur. Da erst trat mir eine alte Dienerin, die mir noch von dem vorigen Besuche her bekannt war, in Trauerkleidung aus einer Thür entgegen. „Befindet sich die Frau Majorin nicht zu Hause?“ fragte ich rasch. —

„Ja wohl!“ gab sie mir mit thränenden Augen und erstickter Stimme zur Antwort — „denn sie ist seit vorgestern begraben.“

Ich stand wie vom Blitze gerührt. — „Und Fräulein Sidonie?“ preßte ich leise heraus.

Sie zeigte mit der Hand auf den Kirchhof hin. „Sie besucht schon zum zweitenmal heute die Gräber ihrer Eltern.“

Ohne mich zu besinnen, eilte ich noch in Reisekleidern dahin. Mit dem Rücken gegen den Eintretenden gekehrt, saß sie auf einem halb versunkenen Leichenstein, den Blick starr auf zwei neue Gräber geheftet. Sie war noch immer schön, nur waren ihre Wangen schneeweiß, und das unaussprechliche Feuer ihrer Augen, das Adalbert in's Grab geleuchtet hatte, war erloschen. So saß sie da, einem marmornen Denkmale ähnlicher als einem menschlichen Wesen. Es war, als suchten ihre Blicke die Erde zu durchdringen, von deren Oberfläche sie sich auf immer abgewendet hatten. Ach! Bis meiner

voreiligen Verheißung hatte ich sie ja nicht gesprochen. — Wie durfte ich wagen, ihr ohne einen Vermittler unter die Augen zu treten. Allein Hofer war bald gefunden. Das noch ganz frische Grab verrieth mir seinen Bewohner; es mußte die betrübte Frau verbergen, und voller Ehrfurcht kniete ich vor den Hügel hin. — In dieser Stellung erblickte mich Sidonie — sie trat ein wenig überrascht, doch nicht befremdet, zu mir hin, und reichte mir die Hand. „Die Mutter hat mich auf Ihre Ankunft vorbereitet", sagte sie leise. „Ach müssen wir uns so allein wiedersehen." Die hellen Thränen perlten in ihren Augen; nein, sie war noch nicht der Welt verloren; ich erkannte die wohlthuende Gewalt Ottiliens, der es schon gelungen, das Eis ihres harten Schmerzes aufzuthauen.

Unsere Unterredung war zwar Anfangs von beiden Seiten etwas befangen: es war, als fürchtete jeder, das zu berühren, wovon das Herz voll war, damit nicht die gährenden Kräfte, noch mehr aufgeregt, das Gefäß zersprengen möchten. Doch die Blumen, die vor uns lagen, die Thränen, die unsere Augen füllten, die milde Frühlingsluft, der liebliche Duft der Veilchen, die zu unsren Füßen sprossten, alle wie freundliche Grüße von den Verewigten, auch die entschlafenen Hoffnungen unseres Inneren belebten, machten schnell jeder Befangenheit ein Ende. Wir hatten unsere Vertraulichkeit vergessen,

unter Gedanken beschäftigten sich nur mit den lieben Todten. Es wurde mir klar, daß in Ehrenens Innerem ein seltsamer Streit obwaltete; ihr Herz zog sie mit allen Kräften zur Erinnerung an die Asche der Mutter hin, und doch war es, als stelle sich Adalberts bleicher Schatten, mit dem zerrissenen Kranz ihrer aufflammenden Liebe, vor ihr blutendes Herzen, und träufele rothe Blutzapfen aus seiner Todeswunde, welche die warmen Ergießungen ihres Gemüths erkälteten. Doch schien es, als spitzten diese schneidenden Empfindungen sie nur gegen sich selbst. „Warum", sagte sie, „mußten Menschen diese Erde verlassen, die in einem treuen Bunde vereint, schon hier so glücklich waren, und ich, die freudenlose Verlassene, Zerrissene, sie überleben? Doch mußte der Vater mir sterbend eine hohe Lehre geben; tief mußte ich empfinden: so zart hatte mich Adalbert nie geliebt. — Als er die letzte Stunde herannahen fühlte, ergriff er die Hand meiner Mutter, die nicht von seiner Seite gewichen war, legte sie zwischen die seinigen, und führte sie zärtlich zu den bleichen Lippen. Er dankte ihr mit rührenden Worten für jeden Tag in den sechzehn glücklich mit ihr verlebten Jahren, und bat sie, ihm jede Kränkung zu verzeihen, die seine Heftigkeit, seine Ungeduld je veranlaßt haben könnte. Da legte sich ein sonstes, wehmüthiges Lächeln auf ihre ernsten Züge, das in meinen Zügen gerne auch in den meinigen,

einen Heiligenschein über ihr Antlitz verbreitete, und indem sie sich nun bewegt zu ihm hinabbeugte, war es, als sogen seine Blicke die ersten Strahlen der Ewigkeit aus den ihrigen, und so starb er. Von diesem Augenblicke, fuhr Sidonie nach kurzem Schweigen bewegt fort, war sie der Tochter verloren. — Ach! mein verlassenes Herz muß ihr es zum Vorwurf machen, daß sie in ihrer jenseits gerichteten Sehnsucht ganz vergaß, daß noch ein lebender Ueberrest von ihm an ihrer Seite in Gram hinging. Mit hoher Ruhe ließ sie sein Grab machen, und bestellte das ihrige — denn — " sie stockte.

„Ach hätte ich sie doch noch gesprochen", fiel ich ihr in die Rede, „zwar sah ihr Brief einem letzten Abschied ähnlich; doch hoffte ich immer, sie noch einmal zu sehen."

„Sie wußte es besser. Ohne ihr Vertrauen auf Sie, hätte Sie die Tochter so schnell nicht verlassen. Sie hat es mir gestanden."

„Wie?" rief ich ungewiß. —

Sie sah mich ernst und prüfend an. — „Wohlan!" sagte sie endlich: — „es war ja der Mutter Wunsch, daß ich kein Geheimniß vor unserem einzigen Freund haben solle. — Sie hat mit völliger Besonnenheit sich selbst das Leben verkürzt. — Ach! warum kann ein solches Mittel auch mir nicht zu Gebote stehen! Viele werden sie vielleicht tadeln; ich kann es nicht. Der Vater war nicht lange begraben,

da wurde sie auf einmal krank; eines Abends konnte sie fast nicht mehr gehen; ihr Fuß war geschwollen, da erschrak ich heftig. In meinen tiefen Gram unthätig versunken, war es mir gar nicht aufgefallen, daß sie zu den bestimmten Stunden die Wunde an ihrem Fuße nicht pflege; der Vater ließ es sich immer so sorgfältig angelegen seyn, sie daran zu erinnern; ich entsetzte mich darüber, daß ich diese gewiß an mich vermachte Sorge hatte vergessen können. — Mutter! rief ich erschrocken, dein Fuß! um Gotteswillen laß mich die Wunde untersuchen." —

„Das ist nicht vonnöthen, gab sie mir mit niedergeschlagenen Augen zur Antwort; „die ist schon geheilt."

„Geheilt!" rief ich mit einem Schrei des Entsetzens! „Mein Gott! es kann ja dein Leben kosten!"

„Das hoffe ich!" sagte sie lächelnd. „Mache dir keine Vorwürfe darüber, Sidonie, du hast nichts versäumt; und ich nichts vergessen. Ich mußte die Quelle des Lebens versiegen lassen, die meine Sehnsucht nach ihm getrocknet. — Beruhige dich, Kind! du hättest mich doch zu nichts anderem bereden können; meine Pflichten gegen dich habe ich einem Andern übergeben; dir kann es ja zu nichts nützen, daß ich leide. — Es ist kein Selbstmord, denn ich habe nicht die Hand an mich selbst gelegt; ich habe

[illegible]dem Muth nicht, ein Daseyn, dem die Seele [illegible] mit verhaßter Sorgfalt zu verlängern. — [illegible]eine Sünde, so flehe mit mir Gott an, daß [illegible] sie vergebe. — Ich konnte nicht anders.“ Ese wurde täglich kränker, und litt viel; denn ihr Herz war gesund, und die fröhlichste Hoffnung hielt ihre Seele aufrecht. Sie starb mit Muth. — Jetzt sind sie vereint im Tod wie im Leben. Ich, um ihrer warmen, treuen Liebe zu dem Vaterwillen, darf ich ja nicht mit ihr hadern, obgleich sie mit unbegreiflicher Härte meine Liebe verdammte, ohne den Gegenstand prüfen zu wollen. In jeder andern Rücksicht ist sie mir immer eine so gütige Mutter gewesen. Ach! warum muß ihr heiliges Andenken diesen einzigen durchbohrenden Stachel in meinem Busen zurücklassen! Warum darf das herrliche Muster, das sie mir im Leben war, nicht ganz makellos vor meiner Seele stehen: im Tod glänzt es um so reiner, dürfte ich ihr nur folgen! — Adalbert ruhet auch nicht weit von hier. — Sie zeigte auf ein entferntes Grab.

Es überlief mich ein leichter Schauder; doch fester als ich's gedacht, vermochte ich meinen Blick auf sein Grab zu heften. Es war mir, als mußte das, was mein Gemüth heilsam berührt, auch eine kräftige Arzenei für das wunde Herz [illegible] seyn. Die seltene Frau, selbst im Tode verehrend, verletzte mich der Irrthum ihrer Pflegetochter tief

In ihrer Seele durfte kein Schatten von Verdacht an das Andenken der Todten fallen, ihre Sehnsucht nach Adalbert nicht mehr auf einen Wahn begründet seyn. — Bewegt ergriff ich ihre Hand. „Lernen Sie diese Heilige", sagte ich feierlich, „ihre zarte Schonung bei der scheinbaren Härte, besser kennen! Ich gebe Geheimniß für Geheimniß. Adalbert! liebe Sidonie! war ihr Bruder!"

„Gott!" rief sie entsetzt, „Gott! und von dem Vater erlegt!"

„Nein Sidonie!" versetzte ich ausweichend — „Der Major war Adalberts Vater nicht!"

Sie sah mich überrascht, ungewiß, wo möglich immer mehr erbleichend an. „Und darum wußte die Mutter?" fragte sie endlich leise.

„Sie allein — Ihr Gatte ist in dem süßen Wahne hinüber gegangen, daß die Tochter seines Weibes auch die seinige war.

Sie sank, ohne ein Wort weiter zu sagen, auf Ottiliens Grab nieder, und umfaßte es mit Heftigkeit. Ich hörte sie beten; ihre Worte konnte ich nicht verstehen; endlich schien sie sich zu erholen. Ich reichte ihr die Hand, erhob sie, und schweigend gingen wir, Arm in Arm, ein jeder nur mit seinem Innern beschäftigt, nach dem Schlosse zurück.

Sobald ich erfahren, daß die Rathschläge der Majorin mich nicht mehr leiten konnten, hatte ich

auf dem Wege nach dem Kirchhofe, bei dem Anblick des verlassenen, holden Geschöpfes, das meiner Obhut anvertraut war, einen Entschluß gefaßt, worauf nun Sidoniens Bericht von dem Tode der Mutter das letzte Siegel drückte. — Die glückliche Ehe war nun doch gefunden, eine Ehe, die sich durch Entsagung und Tod bewährt hatte. — Des Obristlieutenants ahnende Worte, die Vorhersagung Marignens, schienen mir den Wunsch meines Oheims laut auszusprechen. — Laut in jedem Bezuge — denn wir liebten uns ja nicht; — keine Täuschung der Sinne, das härteste Unglück des Lebens führte zwei Wesen einander nahe, welche die Welt, gleichgültig und insipid wie immer, bald wieder von einander reißen würde, wenn nicht ein sichtbares Band ihre Sitten befriedigte. — Durfte aber diese meine Hand, die reine Hand Sidoniens fassen? — Da stellte sich die Majorin ernst, doch lächelnd vor meine Seele, und legte den Finger auf die Lippen; und neben Adalberts friedlichem Grabe erhob sich der Schatten seines Vaters, und seine Stimme sprach in meinem Herzen: Davidchen! willst du mit nichts Besserem als mit Blut vergüten? Ich habe den Sohn hieher gebettet, nicht du — sie ist ja meine, meine reine, unschuldige Tochter! Erbarme dich ihrer Jugend um des Vaters Willen! —

Da schwur ich in meiner Seele: Sidonien wo möglich mit dem Leben zu versöhnen, und in der

ersten gelegnen Stunde bat ich sie mit Ruhe, Muth und Besonnenheit um ihre Hand. —

Sie sah mich erstaunt an: „Ich, die in der Schande geborene?“ —

„Der Urheber Ihrer Tage war mein väterlicher Freund! Mag die Welt seine Gesinnungen, ich selbst den Leichtsinn seines Lebens tief verdammen; was er an mir gethan, gebeut mir sein Andenken zu verehren. Ich habe Verpflichtungen gegen ihn, gegen Sie zu erfüllen. Berauben Sie mich nicht des einzigen Trostes meines Lebens, der einzigen Freude, die mein Daseyn erträglich machen kann: das starre Eis Ihres Herzens freundlich aufzuthauen. Was die Welt Liebe nennt, was wir selbst also nennen möchten — verbindet uns nicht. — Geschick und schwere Erfahrungen haben meine Gefühle abgestumpft; die Ihrigen sind in das Grab versenkt, und kehren nur als Boten der Sehnsucht in ihren Busen zurück. — Allein das Leben hat Ansprüche an uns beide, wie an jeden, dem es gestattet, die Gegenluft des Frühlings einzuathmen. — Wir haben beide Pflichten, denen wir uns nicht entziehen dürfen, so lange deren Erfüllung andre beglücken kann, und in diesen uns selbst. Werden Sie eine gute Hausfrau; ich will mich bestreben, ein guter Hausvater zu seyn. Mein Gut ist nicht unbeträchtlich. Es wird keinem von uns an Anlaß zur Thätigkeit fehlen. — Noch kürzlich ging ich

[illegible] das Haupt noch tiefer als Sie gegen die [illegible] umher; der Segen unſrer Mutter hat es wieder aufgerichtet. — Laſſen Sie mich, um zu vergelten, der Errettete Ihrer noch zu rettenden Jugend ſeyn. Sie wollen ja den Vormund nicht ausſchlagen. — Die bürgerlichen Verhältniſſe verlangen, daß Sie, damit ich es in jedem ſchöneren Sinne des Worts auch ſeyn kann, dem noch jungen Mann einen mildern Namen geben müſſen."

Viel zu früh für die Sitte, traten wir vor den Altar; dann eilten wir nach Oldenmoer zurück, wo meine frohen Landleute ein Jauchzen erhoben, das ſchmerzlich in unſern Buſen widerklang. — Wir glaubten noch beide an kein innerliches Glück — das Gefühl der Pflicht, meine jugendlichen Verpflichtungen zu erfüllen, die Nothwendigkeit, [illegible] Leben, welches das in allen Beziehungen verwa[illegible] Mädchen nicht wegwerfen durfte, äußerlich [illegible] ſtellen zu müſſen, hatten dieß Band geknüpft. Allein unermüdliche Thätigkeit, und die Erfüllung der nächſten Pflichten zwangen, ſo wie ſchon längſt meinen Geiſt, auch bald den ihrigen in die Welt zurück. — Ohne es ſich ſelbſt recht deutlich bewußt zu ſeyn, war der Eine nur um die Sorgen des Anderen bekümmert. So bildete ſich um unſere Seelen ein zartes Gewebe von gegenſeitiger Hochachtung und Schonung — das ſich bald zum Wohlwollen, zur herzlichen Annäherung geſtaltete, und

da Sidonie mir nach einer anderthalbjährigen Ehe verkündete, daß sie sich Mutter fühle, [illegible] zum erstenmale wieder ein Feuer aus ihren Augen, das ich unwiederbringlich erloschen gewähnt hatte. — Ein ähnliches mag auch aus den meinigen geleuchtet seyn, denn sie warf sich zum erstenmal glühend in meine Arme.

Eines Morgens, mehrere Wochen nachher, fand ich sie ungewöhnlich nachdenkend und ernst. — Auf meine Frage gab sie mir zur Antwort, daß sie einen seltsamen, auffallenden Traum gehabt. — Es hatte ihr nämlich geträumt, daß sie einen Knaben zur Welt gebracht, als man aber das Kind in ihre Arme legte, erschrak sie heftig, denn der nackte Junge war über und über scharlachroth. — Sie weinte, und wollte das Kind nicht als das ihrige erkennen; da trat plötzlich die alte Mariane hinzu, mit einem Stück weißer Seife in der Hand, und begann das Kind zu baden und zu waschen. Als sie fertig war, drückte sie das schneeweiß gewordene Kind in ihre Arme, und gab es der Mutter wieder, die es zufrieden an ihren Busen legte; nur ein ganz kleines rothes Fleckchen war zurück geblieben, aber wo, konnte sich Sidonie nicht besinnen.

Mit einem in der That [illegible] hörte ich ihre Erzählung an; doch ich [illegible] nicht geringer Unruhe der Geburtsstunde [illegible]; —

Auch diesen Traum, eben so wenig, wie so viel vorhergehende, wußte ich mir nicht zu erklären. — Ich hatte, außer seit jenem Abend im Schlosse, Sidonien sehr wenig von dem Obristlieutenant und den Verhältnissen meiner Jugend erzählt; wir fürchteten, die Geister der Vergangenheit herauf zu beschwören. — Der alte Franz, der meine Frau fast anbetete, mag wohl mit dem, was er herausgefunden zu haben glaubte, freigebiger gewesen seyn.

Sidonie gebar einen schönen Knaben. — Wie genau ich ihn auch betrachtete, ich fand nichts anders, als was alle neugeborene Kinder mit einander gemein haben. Erst nach dem Verlauf einiger Tage, als ich gerade, wie man das Kind badete, in das Zimmer der Wöchnerin trat, entdeckte ich auf dem jetzt rothen Körper einen schmalen rothen Strich um das rechte Kniegelenk. — Mir war es ein Ring des Bundes und der Verheißung. — Nie mehr nach der Geburt meines Sohnes, und lange vorher — habe ich den gewöhnlichen Schmerz an jener Stelle verspürt. —

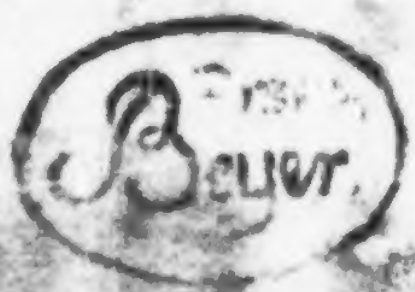
Als wir dem Knaben einen Namen geben wollten, sprachen unsre Lippen auf einmal Otto aus. Er ward er auch genannt. Von dem ersten Tage seines Daseyns an, entspann sich zwischen seiner Mutter eine Liebe — eine Liebe, die kein äußeres Merkmal der Sinne, sondern Vertrauen, Achtung, Sorge und gegenseitige Zuvorkommen zu einem beiden gleich-

theuren Wesen begründet und gepflegt hatte. — Durch ihn lernten wir erst, daß wir uns liebten. — Oft freueten wir uns über den Gutes verheißenden Zufall, der auch unserem theuren Oheim, — der uns unsere gegenwärtige glückliche Lage vorbereitet, und dessen Wunsch nicht ich, sondern das Geschick erfüllt hatte — denselben Namen gegeben.

Otto hat jetzt das zwanzigste Jahr zurückgelegt; Er ist geworden, was ich von ihm erwartete, was er unter den Augen besonnener, gutmüthiger, verständiger Eltern, die durch keine gehäßigen Leidenschaften von ihrem Ziel verrückt wurden, werden mußte. Warum soll ich es verschweigen, daß ich mich in ihm, in mir selbst und an der Seite eines liebenswürdigen, liebenden Weibes immer glücklicher gefühlt habe und noch jetzt fühle? Ruhe und Friede wohnt in meiner Brust. Allein — zwar ohne Reue, jedoch mit tiefem Schauder, denke ich an das Entsetzlichste, was mir begegnet, an den Tod meines väterlichen Wohlthäters zurück, und nie werde ich, selbst nicht am Hochzeitstage meines Sohnes, das selbsterwählte Trauerkleid ablegen.

Für ihn — für dich geliebter Sohn! schreibe ich diese Blätter. — Ich habe alles wahr und treu berichtet. Ich habe Erscheinungen gehört, die ich nicht verläugnen will, noch kann, Voraussagungen gehört, die alle in Erfüllung gegangen — ich läugne es nicht, denn es ist so. — Und doch [illegible] sie mir

Luftgebilde, die nur zu leicht den blinden Sinn, der ihnen vertraut, irre leiten und täuschen können, weil sie außer den Gränzen zu Hause sind, die unserer Natur angewiesen wurden. Was dir auch begegnen mag, halte dich an das, was du kennst — laß den Verstand dich leiten, und folge deinem Gewissen.



Deodats Geburt.

„Ach liebe mich nur, denn ich bin es! –

Deodats Geburt.

Poesie und Prosa

aus

dem Leben.

Von

L. Kruse.

Erster Theil.

Mit Kupfer.

Leipzig, 1823.

Bei Christian Ernst Kollmann.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

ms 5792.1

Vorwort und Bitte.

Bitte.

Obgleich es der Verfaſſer nöthig erachtet, dieſem kleinen Werk ein Vorwort voraus zu ſchicken, ſo erſucht er auch zu gleicher Zeit den Leſer, und vor allen die ſchönen Leſerinnen, die nur dies Büchlein in die Hand nehmen, um die ſonderbaren Begebenheiten kennen zu lernen, welche der „Geburt Deodats“ vorangingen und um die Wiege des Knaben ſich zutrugen, folgendes Vorwort getroſt zu überſchlagen, oder wenigſtens erſt, nachdem ſie das Werk ſelbſt durchgeleſen haben, ihm ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken; damit nach der Abſicht des Dichters, das innere Intereſſe der Dichtung, und die Phantaſie-Träume der Leſenden, durch einen zu frühen Blick hinter den Vorhang nicht unthätig gemacht, und ſo der Zauber, den alle drei vereint dem unbefangenen Leſer gern bereiten mögen, geſtört werde.

Vorwort.

Weniger für den unbefangenen Leſer, der, empfänglich für die Bilder, welche ihm der Dichter kühn vorüberführt, ſich den Eindrücken willig hingibt, die jene in ſeiner Bruſt erregen, als für diejenigen, deren kunſtrichterliche Blicke das kriſtallene Gebäude der Dichtung durchdringen, um die Grundlage zu unterſuchen, worauf es aufgeführt, iſt dies Vorwort beſtimmt. —

Der Verfaſſer ſieht recht gut ein, daß Mehrere wohl die Frage aufwerfen möchten: warum ein Dichter, deſſen Endzweck es doch wohl ſeyn mag, rein-menſchliche Charaktere darzuſtellen, eine mehr romanhafte als romantiſche Begebenheit gewählt hat, da doch die Letztere ihn vielleicht auf eine einfachere und dem poetiſchen Gemüthe mehr zuſagende Weiſe zum Ziele geführt haben würde? Dieſe Frage vermag er nur durch eine kurze Dar-

ſtellung von dem Urſprung dieſes Büchleins zu beantworten, und der iſt folgender:

Ein Freund hatte mir ſo oft den „Grünmantel“ des bekannten beliebten Erzählers mit Enthuſiasmus genannt, als eins der glänzenden Meteore, die faſt eben ſo ſehr, wie Mimili, die Gunſt des Verfaſſers bei der modernen Leſewelt, befeſtigt hätten, daß ich mir das Taſchenbuch, welches die Erzählung aufbewahrt, bringen ließ. Dieſe, auf einer franzöſiſchen Anekdote begründet, nach welcher ein Bräutigam in eigner Perſon ſeinen ſchon eingetroffenen Todesfall ankündigt, ſtellt, wie bekannt, mehrere ſcheinbar übernatürliche Begebenheiten auf, die auf eine zwar mögliche, jedoch weder recht klare noch wahrſcheinliche Weiſe erklärt werden. — Kurz nachher verlangte der Freund in einem kleinen Kreiſe, der ſeine Vorliebe für den geachteten Erzähler theilte, mein Urtheil über den Grünmantel zu hören. — Ich geſtand — und wiederhole es hier auf die Gefahr, die wiedervergeltende Strafe meiner Offenherzigkeit büßen zu müſſen, — daß jene Erzählung mich in Verhältniß zu meinen Erwartungen nicht befriedigt, und mir die Auflöſung am allerwenigſten zugeſagt hätte. Ferner behauptete ich in der darüber entſtehenden Discuſſion, daß eine ſolche Be-

gebenheit, um befriedigend genannt werden zu können, in einem Tone vorgetragen werden müſſe, der dem tiefen Ernſt, den die Situationen erregen, nicht widerſpricht, und daß die Auflöſung, inſofern ſie nicht inſipid werden ſoll, vor allem nicht eingerichtet werden darf wie bei einem mechaniſchen Kunſtwerk, deſſen Beſitzer, während der bewundernde und erſtaunte Zuſchauer von leiſer ſchauerlicher Ahnung eines verborgenen Zaubers ſich ergriffen fühlt, auf einmal die Maſchine öffnet, und die Phantaſie des Zuſchauers durch Vorzeigen der innern Räder und Federn auf eine höchſt unangenehme Weiſe entzaubert — ſondern ſo, daß die Auflöſung des ſcheinbar Unnatürlichen in die ſchlichte Proſa des Lebens unterbleiben, und dem durch das innere poetiſche Intereſſe gefeſſelten Leſer überlaſſen ſeyn müſſe, den Schlüſſel der Thür ſelbſt zu finden, deren Oeffnung eine befriedigende und beruhigende Ueberſicht des Ganzen gewährt. — Man machte mir den Einwurf, daß es beinahe unmöglich ſcheine, daß eine Dichtung, die ſolche ſchaudererregende Begebenheiten, die der alltäglichen Wahrſcheinlichkeit gerade widerſprächen, vortrüge, durch deren Auflöſung in gewöhnliche proſaiſche Mittel, die Anſprüche eines poetiſchen Gemüthes befriedigen könne! — Freilich

mußte ich die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens erkennen, dessen ungeachtet beschloß ich in demselben Augenblicke den Versuch zu machen.

Es galt demnach solche Vorfälle aufzustellen, die sich zwar recht prosaisch ausführen ließen, und doch, nicht allein von den Personen die sich auf der Bühne befinden, sondern auch von dem ruhigeren Leser für Wunder gehalten werden können. — Einen Verstorbenen z. B. sich zeigen und reden, Stimmen von oben, wie aus einer andern Welt herabklingen zu lassen, und mich dieser Mechanik auf eine solche Art zu bedienen, daß sie dem denkenden und gebildeten Leser keinen Ekel erregе, traute ich mir wohl zu; allein ich erschrak beinahe bei dem Einfalle: Göthe's Braut von Corinth, jedoch im umgekehrten Verhältniß in diesem Versuch anzubringen, und noch mehr, indem ich diese geheimnißvollen Besuche einen höchst irdischen Erfolg haben ließ. Selbst die Erscheinung von dem isolirten frischen Kopf, eines schon seit zwei Jahren Verstorbenen, kam mir höchst bedenklich vor. —

Indessen, da ich einmal mir selbst das Gelübde gethan hatte, mich auch den kühnsten Entwürfen nicht zu entziehn, so machte ich mir auch zum Gesetz, jede dieser Aufgaben

genau zu befolgen. Und ſo wurden mir Bedingungen aufgelegt, die mich für leichtſinnig übernommene Verpflichtungen ſtrafen zu wollen ſchienen; denn ich fühlte ſchon damals tief, wie ſchwer es ſey meinem Vorhaben: dieſe ſo unbequeme Materie den Geſetzen einer höheren Kunſt unterzuordnen, getreu zu bleiben; und fühle jetzt, da das Werkchen fertig vor mir liegt, wie weit es hinter dem zu einem Ganzen vereinten Gemählde, ſo wie es vollendet vor meiner Phantaſie ſtand, trotz meines Strebens zurückgeblieben iſt. — Möge der Leſer es nachſichtiger als der Verfaſſer beurtheilen, und ihm zugleich die Sprachſchwachheiten verzeihen, die ihm als einem Fremdgebornen, ſeiner Mühe ungeachtet, unerläßlich ſind. —

Der Verfaſſer.

Devdats Geburt.

Erſter Theil.

Eine Liebe, wie dieſe, — — — — — — — —
wenn ihre Macht dem irdiſchen Leben Gefahr bringt,
iſt die Flamme, in die Pſyche ſich liebend ſtürzt,
und die, irdiſch verzehrend himmliſch verklärt. —

Fanny Tarnow.

Beyer

I.

Aus der geheimen Selbstbiographie eines hohen catholischen Geistlichen.

Der Mensch denkt
Doch Gott lenkt.

— Und so hatte ich mit Gottes Beistand das Ende meines zwei und sechzigsten Jahrs erreicht.

Als am nächsten Morgen, dem 5. Mai, die heitern Strahlen der Sonne mich wach fanden, lächelte der neugeborne alte Mann ihr recht munter entgegen, und begrüßte sie mit der leisen Frage: „Nun, freundliche Sonne! willst Du denn noch nicht mit diesem angehenden Jahre die Erfüllung des so oft wiederholten Wunsches dieses alten Kindes herbeiführen? Soll nie sein treffliches System der Heilkunde, durch vieljährige Erfahrungen in der Stille bewährt, praktisch ins Leben treten? damit die Nachwelt, wenn sie einst

prüfend an seinen Grabstein tritt, und den Namen: Gotthardus Gaudentius von M*** lieset, nicht kopfschüttelnd ausrufen soll: „Was hat der gewirkt? warum hat er gelebt? unter welchen Thaten ist er alt geworden? liegt denn auch hier ein unnützer Prälat begraben?“ — Und doch habe ich emsig im Verborgnen geistlich für mein Kloster gewirkt, und weltlich durch das nützliche Studium der Heilkunde; habe in derselben mir ein neues System ausgedacht, nach welchem es auf das Heil der Seele und des Körpers gleichviel abgesehen ist; denn es steht deutlich vor meiner Seele, daß alle Krankheiten des Körpers, wess' Namens sie auch seyn mögen, nur aus den Schwächen und Gebrechen des inneren Gemüths hervorgehen, denn — doch, warum soll ich am Morgen meines drei und sechszigsten Geburts- und Namenstages mir die Mühe geben, mir selbst zu wiederholen, was in sieben und vierzig Heften in meinem Schreibpulte abgefaßt liegt. An Ueberzeugung der von mir entdeckten Wahrheiten fehlt es mir nicht, nur am Gelde, solche der Welt praktisch darzustellen, denn selbst bin ich unvermögend, und selbst um das Heil

der Menschen zu fördern, darf ich ja meinem mir anvertrauten Kleſier nichts entwenden. Habe ich alter Mann doch keine reichen Verwandten, die ich zu beerben hoffen könnte, und ſo wird wohl auch mein ſeit vielen Jahren heimlich genährtes und ausgebildetes Projekt zu Waſſer werden. Das nemlich: eine Akademie zu errichten, und einen Fond niederzulegen, durch deſſen Intereſſen ſechs junge Leute immerfort, zu ewigen Zeiten, ſich nach meinem Syſtem bilden, zum Heil der Welt die Krankheiten heilen und ausrotten, und das Gleichgewicht zwiſchen Seele und Körper unter allen Menſchen wieder herſtellen können. Dieſe Jünger ſollen —

Ungefähr ſo weit war ich in meinen ſtillen Betrachtungen gekommen. Der Himmel hatte mir zugelächelt, oder vielmehr die erwärmende Sonne mich freundlich angelächelt, als mein treuer Famulus leiſe die Thür öffnete, und alsdann glückwünſchend und ſchmunzelnd herbei trat. Zierlich hielt er zwiſchen den beiden aufgehobenen Fingern einen Brief, den er leiſe auf die Bettdecke hinlegte.

„Von deinem ehrwürdigen Oheim, dem Prior der Benedictiner, Paolo Checco in Rom!“ redete er mich, wie gewöhnlich, lateinisch an. „Er ist per Estaffette gekommen, und da er nun eben nach Gottes Fügung am Morgen deines verehrten Namenstages angelangt ist, wird er auch wohl nur Liebes und Gutes enthalten.“

Da mir nun die Augen, besonders beim Erwachen, ein wenig schwach sind, ließ ich den alten Freund, vor dem ich keine Geheimnisse hege, der meinen still genährten Wunsch kennt, mit dem ich mich öfters über mein liebes System besprochen habe, und der von dessen Trefflichkeit völlig überzeugt ist, das Brieflein öffnen und verlesen.

Es lautete folgendermaßen:

Geliebter Neffe und Sohn in Christo!

„Es ist mir altem Manne nunmehro in „meinen hohen Jahren, wie zum Gespött, „das irdische Glück zugekommen, Reich„thum und Schätze; allein zugleich mit die„sen auch ihr unausbleibliches Gefolge von „Sorgen und Aengsten, Processen und Un-

„feleien. Kurz und gut, unſer beiderſeitiger
„Verwandter, der in ſeiner Jugend, ich
„möchte beinahe ſagen freventlich, ſich dem
„Schooß der Kirche entzog, ſich ſtürmiſch in
„alle Weltangelegenheiten hineinwarf, und
„Reichthümer und Familie erwarb, ich mei-
„ne Francesco Orbitelli, iſt nun endlich,
„Gott ergeben und völlig bekehrt, will ich hof-
„fen, in meinem Kloſter und aus meinen
„Armen zu der Ewigkeit eingegangen, nach-
„dem er ſchon hier ſeinen jugendlichen Wan-
„kelmuth, durch den ſchnell nach einander
„folgenden Verluſt ſeines Vermögens und
„ſeines einzigen Sohnes, gebüßt. Doch hat
„es dem Rathſchluß des Ewigen gefallen,
„nachdem er den armen geprüften Mann mit
„der Schande der Welt bedeckt, und der
„Schmach des Kerkers unterworfen hatte,
„denſelben auf eine merkwürdige Weiſe wie-
„der in den Stand zu ſetzen, ſowohl die
„Welt von ſeiner Unſchuld überführen, als
„auch geſetzliche Anſprüche auf die ihm
„ſchmählich geraubten Güter machen zu
„können; allein der Teufel hat ihm dennoch

„den vollſtändigen Sieg in dieſem Leben ver-
„wehrt, indem er ihm neue Chikanen und
„Proceſſe aufgebürdet, deren Gewicht er
„unterliegen mußte; nichts deſto weniger
„trug der ſchwache gebeugte Mann auch dies
„harte Schickſal mit exemplariſcher Geduld;
„obgleich es mir vorkam, als ſchwankte ſeine
„Seele noch in Geheim zwiſchen der Welt
„und der Kirche. Es war, als hielte die
„Erſte, wie verborgen er es auch halten
„mochte, ſein Herz noch mit ſchmerzenden
„Krallen umfaßt, und verhinderte ihn ganz
„ſich in die Arme der Letztern zu werfen.

„Erſt kürzlich — ich weiß zwar nicht,
„ob durch einen Anlaß von außen, war
„es, als kehrte er auf einmal mit Entſetzen
„der Welt den Rücken, allein ſein Herz brach
„darüber zuſammen. Ich wurde eiligſt ge-
„rufen; mit ſchwacher Stimme ſprach er
„ſeinen letzten Willen aus, und beſtätigte
„ihn mit bebender Hand: demnach hat er,
„weil er keine Erben in gerader abſteigender
„Linie nachgelaſſen, mich, als ſeinen ent-
„fernten Verwandten, oder — wie viel-

„mehr seine Meinung gewesen — die Kirche „durch mich, zwar mit-gebrochenem, doch „mit sichtbar erleichtertem Herzen, zur Uni„versalerbin aller seiner Rechte und An„sprüche eingesetzt; kaum aber war dies ge„schehen, als er, ohne daß ihm verstattet „wurde die letzte Beichte noch in mein Ohr „abzulegen, aus der Welt schied.“

„Mit seinem Tode schwiegen sogleich die „Stürme des Neides und der Verfolgung. „Seine Gegner, die Erben und hinterlasse„nen Freunde des Grafen Ladugno in Ve„nedig, haben mir das Anerbieten gemacht, „den Proceß zu meinem Vortheil fallen zu „lassen; unter Bedingungen, welche einzu„gehen ich kein Bedenken getragen habe. „Solchergestalt glaubte ich mich schon im „ruhigen Besitze eines Vermögens von mehr „als 200,000 römischen Scudi, und freuete „mich schon im voraus, noch vor meinem „Tode meinen beiden gleich geliebten Ver„wandten, Dir und meinem Kloster, oder „meinem Kloster und Dir gemeinsam, eine „Wohlthat erweisen zu können.

„Jedoch ist nun auf einmal ein Teu-
„felskerl, ein gewisser Arzt, Namens San-
„drini in Venedig, aufgestanden. Der-
„selbe untersteht sich, sowohl auf den Proceß,
„als auf das hinterlassene Vermögen des ver-
„storbenen Orbitelli, im Namen eines gewiß
„erdichteten Enkels desselben, Ansprüche zu
„machen. Dieser Enkel soll in seinem Hause
„geboren seyn, und wird noch daselbst erzo-
„gen. Der Arzt besteht darauf, den Beweis
„seiner Behauptung führen zu wollen, und
„es sonnenhell thun zu können, obgleich er
„selbst das Alter des Kindes nur zu drei
„Jahren angegeben hat, indem es doch, zu-
„folge der unter dem Nachlasse des verster-
„benen Orbitelli gefundenen Papiere und
„zugleich aus seinen eigenen Worten an
„mich und mehrere, die solches beschwören
„können, erwiesen werden kann: daß sein
„einziger Sohn, mithin der angebliche Vater
„dieses Kindes, schon seit vier und einem
„halben Jahre gestorben und begraben sey. —

„Diese Tollheit meines Gegners brachte
„mich anfangs zum Lachen; allein von allen

„Seiten werde ich jetzt gewarnt, auf meiner „Hut zu seyn, denn besagter Sandrini „soll nicht allein in Venedig mächtige Gön„ner besitzen, sondern er hat auch in dem „Advokaten Baldi hier in Rom, dem An„wald des verstorbenen Orbitelli, eine „Stütze und einen Gläubigen gefunden. „Dieser hat schon gegen die von mir einge„gangenen Bedingungen protestirt, ist mit „höchst entehrenden Beschuldigungen gegen „den Grafen Ladugno aufgetreten, und hat, „wie man sagt in Gemeinschaft mit jenem „Sandrini, es dahin gebracht, daß ein „gewisser Abbate, einer der Hauptgegner des „alten Orbitelli, sich geneigt finden soll, „ihren Behauptungen ein williges Ohr zu „leihen. So sehe ich nun das schöne mir „so plötzlich zugefallene Erbe eben so plötzlich „wieder angefochten."

„Nun bin ich ein schwacher und grauer „Greis von vier und neunzig Jahren, und „weder will noch kann ich mich mit solchen „verdrießlichen Welt- und Rechtsangelegen„heiten befassen, freue mich daher, daß ich

„noch einen jungen und rüſtigen Neffen be-
„ſitze, deſſen Gewandtheit, tiefdringendem
„Blick und rechtlichem Sinn es gelingen
„möge, allen Verzweigungen dieſes lächerlichen
„und auffallenden Betruges auf die Spur
„zu kommen und zu zernichten, und ſodann
„dieſen neuen Proceß zum Heil und zur
„Ehre der Kirche und zu eignem Ruhm ſieg-
„reich zu beendigen.“

„Ich erſuche Euch alſo, geliebter Vetter
„und Neffe! ſefort das Verſteheramt Eures
„kleinen beſchränkten Kloſters in *** auf-
„zugeben, ohne Verzug zu mir zu kommen,
„um mir altem Manne mit aller Kraft Eu-
„rer ſchönen Jahre beizuſtehen, und einſt,
„wenn es Gottes Wille iſt, mich zu beer-
„ben. — Ich darf noch hinzufügen, daß es
„Seiner Heiligkeit gefallen hat, der Bitte
„eines alten treuen Dieners der Kirche Ge-
„hör zu geben; er läßt Euch, da Ihr doch
„unſers Ordens ſeyd, durch mich verſichern,
„daß er Euch ſchon zu meinem Nachfolger,
„und nach meinem Tode zum Prior meines
„Kloſters ernannt habe, wodurch, ſo wie ich

„hoffe, ein gemeinsamer Vortheil für meine „beiden Lieblinge entstehen wird; denn ich „zweifle gar nicht daran, daß es Euch, so „wie auch mir darum zu thun sey, an der„selben Stelle, wo wir Ehre und Ansehen „genossen, uns auch ein ehrenvolles Anden„ken zu stiften. Bestellt daher unverzüglich „Euer Haus, und macht Euch auf, um „für unsre rechtliche Sache zu kämpfen; „Euren thätigen Beistand erwartet sehnlichst „Euer alter Oheim, der täglich für Euch „betet und Euch segnet.“

Pater Ambrosius sah mich wohlgefällig lächelnd an, ohne irgend einen lächerlichen Spott über die mir zugetraucte Rüstigkeit in seinen Mienen zu äußern, und in der That glaubte ich zu vernehmen, wie eine jugendliche Glut die erschlafften Nerven stärkte, und den lange ruhigen Busen bei dem Gedanken erwärmte, daß mir so plötzlich Gelegenheit und Mittel dargeboten waren, für mein wunderthätiges System zu wirken, und dadurch uns, dem Oheim und mir, ja dem römischen Kloster selbst, ein würdiges Andenken zu

ſtiften, indem ich nur das Letzte zur Wiege meiner Stiftung zu machen, und aus den jüngern Kloſterbrüdern Jünger zu erwählen brauchte. Weit weniger fühlte ich mich durch den erhöheten Glanz meiner Würde gehoben, als durch die Empfindung erfreut, meine alten ſich nach Ruhe ſehnenden Tage in der milden Luft und der anmuthigen Umgebung verleben, und in denſelben friedlichen Mauern ſterben zu können, woſelbſt ich mehrere fruchtbringende und andenkenswürdige Jugendjahre zugebracht hatte. Der Gedanke ſtellte mir zugleich dieſe wieder lebhaft vor die Seele, und führte mich natürlich auf den zurück, dem ich doch indirekt dies zweifach errungene Glück zu verdanken hatte, nemlich auf den verſtorbenen Francesco Orbitelli.

Ich ſtand ſchon in den beſten Mannes-Jahren und war fertig meinem Beruf nach dem deutſchen Vaterlande zu folgen, als der in dem Brief des Oheims erwähnte Vorfall eintrat; und dieſer brave, jedoch leichtſinnige Jüngling, als ſchon ſein Novice-Jahr halb beendigt war, auf einmal alle klöſterliche Bande zerriß, und in die Welt hinein eilte, auf deren Zerſtreuungen das geerbte

große Vermögen seines Vaters dem jungen Herzen nur zu unwiderstehliche Ansprüche reichte. Vergebens suchten die Obern des Klosters und alle Brüder dem Scandal vorzubeugen, und den Abtrünnigen theils durch Zwang, theils durch Bitten wieder zu gewinnen. Alle seine vorigen Gönner und Vorgesetzte verließen ihn zuletzt mit Verweisen und Drohungen, zumal da die weltlichen Freunde und Rathgeber, die den jungen Unbesonnenen umgaben, zu verhindern wußten, daß er lange nicht seinen kranken Beichtvater sehen wollte.

Ich hatte immer den gutmüthigen Jüngling lieb gehabt, er war einer meiner gehorsamsten und fleißigsten Schüler gewesen. Die Obern setzten großes Vertrauen in meine Beredtsamkeit, und so wurde ich von dem Wunsch meiner Vorgesetzten und von dem Drang des eignen Herzens dazu getrieben, den abtrünnigen jungen Mann zu besuchen. Der Anblick eines freundlichen verehrten Lehrers, der nur als brüderlicher Freund vor ihn trat, verfehlte die Wirkung auf sein Herz nicht. Er ließ mich bis in den Grund seiner Seele lesen. Als ich nun inne wurde,

daß er nur eine seit Jahren unter heftigen Seelenkämpfen errungene Ueberzeugung ins Werk gesetzt hatte, stimmte ich einen andern Ton an, und einsehend, daß seine bewegliche Seele nie in der klösterlichen Einsamkeit Befriedigung finden würde, pflichtete ich seinen Gründen bei. Ja ich ging vielleicht, indem ich das abstoßende Benehmen meiner Klosterbrüder gegen ihn mißbilligte, auf der andern Seite wieder zu weit; denn als er hingerissen von meiner ernsten, doch nachsichtigen Prüfung, mir anvertraute, daß eine unbesiegbare Liebe auch viel zu seinem Entschluß beigetragen habe, und daß er im Begriff stände, sich mit dem geliebten Gegenstande zu verloben, steckte ich selbst ihm einen Ring an den Finger, um sich desselben bei dem Wechseln der Ringe zu bedienen, und drang ihm dies nach meiner Meinung segensreiche Geschenk mit der Bemerkung auf; daß meine sterbende Mutter mir es einst zu dergleichen Gebrauch überreicht habe, der ich mich doch schon damals heimlich der Kirche gewidmet, und demnach erreichte es sodann durch unsre ganz umgekehrte Gemüthsstimmung den bestimmten Zweck. Dies Geschenk schien ihm,

der, trotz seiner Ueberzeugung, doch in seinem Innern unter Gewissensscrupeln immer geschwankt hatte, aufs neue Entschlossenheit zu verleihn, und eine völlige Beruhigung hervorzubringen. Er warf sich weinend in meine Arme, nahm den Ring, der ein Zeichen seiner Bestimmung, gleich als zwei in einander gefügte Hände geformt war, dankbar an, und gelobte, ihn und in ihm meinen Segen, auf seine Nachkommen zu vererben!

Jedoch ist er in der Welt nicht glücklich geworden, und soviel ich aus dem Brief des ehrwürdigen Oheims ersehen konnte, scheint es, als hätte er den jugendlichen Abfall wieder bereuet, und wenigstens durch seinen letzten Willen der Kirche das wiedergeben wollen, was er ihr damals gegen den Wunsch seines verstorbenen Vaters entzog. Träumte ich doch nicht davon, während meiner Lebenszeit jenen erfüllt, und das ganze blühende Geschlecht vergangen zu sehen. Wohlan denn! auch seinem Namen kann durch mein Bestreben ein würdiges Andenken erhalten werden!

„Und so beschloß ich auf der Stelle mich in Gottes Namen in den Willen des würdigen ver-

genden Greises zu fügen. Ich verlor daher keine Zeit, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und für die Zukunft meines treuen Famulus, den ich ungern, obgleich auf einem ehrenwerthen Posten im Kloster zurückließ, zu sorgen. Uebrigens sind mir alle Rechtsstreitigkeiten und Processe, besonders die um des schnöden Mammons Willen, verhaßt und ich gestehe: nicht das bedeutende Vermögen, die Aussicht auf eine höhere Würde und kaum die Pflicht, dem schwächlichen Oheim eine große Sorgenlast abzunehmen, wozu er Hände genug hätte finden können, würden mich bewogen haben, mein geliebtes ruhiges Kloster zu verlassen, meine gewohnte Bequemlichkeit aufzugeben, und den Rüstigen zu machen; wenn nicht die Liebe zu meinem System, der Nutzen, welcher daraus für die Menschheit entspringen mußte, und der Ruhm des Erfinders, mir als ein Stern der Verkündigung, hell in der Nacht meiner Gedanken erschienen wären.

Um unnütze Kosten zu ersparen, und beschwerliche Höflichkeitsbezeugungen von mir abzulehnen, ließ ich, unter meinem Incognito, heimlicher

Weiſe auf mein Lieblingsſtudium und mein bald hervortretendes Syſtem anſpielend, mich nur ſchlechtweg Doctor Gaudentio nennen, ſetzte mich, nachdem alles in Ordnung gebracht, und die Sorge für das Kloſter meinem Nachfolger feierlich übertragen war, mit einer Art ungeduldiger Eile in meinen kleinen bequemen Reiſewagen; und meinen alten treuen Ulrich an der Seite, der kaum ſeinen Verdruß darüber unterdrücken konnte, daß er mich nur Herr Doctor nennen ſolle, fuhren wir in kleinen Tagereiſen unſrer Beſtimmung entgegen.

Ich hatte einen nicht ganz gewöhnlichen Reiſeweg gewählt, weil ich befürchtete, auf dem allgemeinen durch zufälliges Zuſammentreffen mit bekannten und vornehmen Reiſenden mein Incognito bedrohet zu ſehen; ich bekam aber bald Anlaß, dieſen Entſchluß zu bereuen, denn nachdem ein anhaltender Gewitterregen faſt zwei Tage lang ſich über uns ergoſſen hatte, wurden auf einmal, mitten in den Felſengebirgen und Schluchten Tyrols, durch die reißenden angeſchwollenen Bergſtröme, die zerbrochenen Dämme, die abgeworfenen Brücken und überſtrömten und zerſtörten Wege

unſere Schritte dermaßen gehemmt, daß es uns nur mit genauer Noth, und unter tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten, die mich nur zu empfindlich daran erinnerten, daß es mit meiner Jugend und Rüſtigkeit nicht weit her ſey, gelang, die kleine Stadt *** zu erreichen.

Es war für's erſte an kein weiteres Fortkommen zu denken, obgleich, als wir kaum angelangt waren, ſich die ſchwarzen Gewitterwolken zu theilen begannen. Zu meinem nicht geringen Kummer und Aergerniß mußte ich nun auch hören, daß der von mir verſchmähete Weg, welcher mit großer Sorgfalt unterhalten wurde, wenig oder gar keinen Schaden gelitten hatte, und ich mußte mir Zwang anthun, um nicht bei mir ſelbſt meinen gezwungenen Aufenthalt an dem ſonſt freundlichen Orte zu verwünſchen. Es träumte mir blinden Thoren gar nichts davon, daß er mir einmal eine reiche Quelle werden, woraus ich noch heute die ſtillen Freuden und die ſüßeſte Zufriedenheit meines hohen Alters ſchöpfen ſollte.

Als ich den Morgen nach meiner Ankunft ziemlich übellaunig erwachte, wehete mir eine laue

Sommerluft entgegen, und ein breiter goldener Streif, als ein freundlicher Gruß der wiederkehrenden Sonne, hatte ſich vor mein Bett gelagert. Mein alter Ulrich, der meine Gewohnheiten kennt, war, als er den heitern Morgen bemerkte, hereingeſchlichen, hatte die Vorhänge aufgezogen und das Fenſter leiſe geöffnet. Ich war noch nicht ganz munter geworden, als ein geiſtliches Morgenlied, von einer ſtarken Kinderſtimme in reinen deutſchen Tönen vorgetragen, hell zu mir hereindrang. Die Worte wurden, obgleich vernehmlich, doch auf eine ſolche Weiſe geſungen, daß ich dem Sänger nur ein ſehr zartes Alter beimeſſen konnte. Sogleich aber fühlte ich, wie einſt Saul, den böſen Geiſt in mir beſchwichtigt, ſtand hurtig auf, um den kleinen Zauberer zu ſehen, und trat an's Fenſter, eben zu rechter Zeit, um Zeuge eines ſonderbaren Auftrittes zu werden.

Mir gerade gegenüber, an der andern Seite des engen Seitengäßchens, auf welches mein Schlafzimmer ſtieß, doch etwas niedriger als dieſes, ſah ich in eine geräumige Stube eines

kleinen Hauſes hinein, welches, wie ich ſpäter bemerkte, durch reinliches Anſehen und durchſichtige ſpiegelhelle Scheiben ſich von den angrenzenden vortheilhaft unterſchied. — Vor dem geöffneten Fenſter dieſes Zimmers, das ſich im zweiten Stock befand, ſtand ein bildſchöner Knabe von ungefähr drei Jahren; derſelbe, der ſo eben ſein Morgenlied ſcharf abgebrochen hatte, von blühender Geſichtsfarbe, zarten weißen Gliedern, und hinter ihm, ein kleines, ſehr hageres altes Weib, das zu ihm einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, der Junge war im bloßen Hemde, das von feiner Leinwand, über die linke Schulter herabgefallen, eine Art von Gewand bildete, wodurch er einem Raphael'ſchen Engel nicht unähnlich war. Er ſtand mit dem Rücken halb gegen das Fenſter gekehrt, und ſich rückwärts aus dieſem herausbiegend, ſtreckte er die kleinen weißen Arme wie abwehrend gegen die Alte aus, die ihm mit einer großen Ruthe drohete. „Ich habe nichts gemacht, liebe Großmutter!" rief er, „nur geſungen, zu Gott geſungen; die liebe Sonne zog mich aus dem Bette und her an's Fenſter. Es iſt nicht meine Schuld!"

„Deine Unart ist es, kleiner Teufel!“ schrie die Alte; „erkälten willst Du Dich, krank willst Du werden, nur um mich zu plagen und zu peinigen. Fort, fort und ziehe Dich an!“ Sie gab ihm schnell und heftig einige Streiche mit der Ruthe.

Der Knabe fing an zu weinen und faltete flehend die Hände; auf einmal aber stürzte er sich heulend an ihren Busen, und klammerte die Hände um ihren Nacken. —

Da fing die Alte eben so laut zu heulen an; warf die Ruthe mit Abscheu weit von sich weg, und rief unter Schluchzen: „Schweige, schweige, mein süßes Kind! mache mir kein Hetzensweh, Goldsöhnchen! Komm, komm! Zuckerwerk sollst du haben, und frische Mandeln, alles was Du nur wünschest; sei nur kein böses Kind, damit mein Herz nicht zusammenbreche; und suche nicht Gelegenheit mich zu vergiften, denn Du kannst mich ja noch nicht entbehren, Deodatchen! noch nicht! — Weine nicht! mein Herz! weine nicht, nun machst Du mich gar in Thränen ersticken! pfui über Dich. — Das ist ja eben mein

ſchweres Kreuz, daß ich Dich wegen deiner Höllenſtreiche zerfleiſchen und Dich doch lieben muß!

Sie zog, ohne auf mich Acht zu geben, das offne Fenſter ſchnell zu, wickelte den Jungen, der ſie wieder lächelnd liebkoſete in ihre Schürze ein, und trug ihn in ein andres Zimmer.

Ich hatte Zeit genug gehabt, ſie genau zu betrachten. Sie war in einem dunklen Unterkleide, trug darüber einen weiten weißen etwas ſchmuzigen Pudermantel; auf dem Kopf eine ſchwarze florene Haube und darunter zierlich friſirte, ſo eben ſtark gepuderte Haare, deren graue Grundfarbe doch unverkennbar war; die Stirn war ſorgfältig mit dem Pudermeſſer gereinigt, und zeigte dicht an dem Haare einen breiten zierlich geformten Rand von Puder. — Ihr Geſicht war gelblich bleich; die Stirn voll Runzeln, kleine brennende Augen, ſcharfe Züge und ein ſpitzes Kinn, gaben ihr etwas hexenartiges, obgleich ſie dem Anſehn nach von Stande ſeyn mußte.

Mitleid und Erſtaunen regten ſich zugleich in meinem Buſen. Kinder habe ich immer recht lieb gehabt, und es flößte mir eine lebhafte Theilnahme ein, ein ſo ſüßes unſchuldiges Weſen, in

den Händen einer Verrückten, und ihrer Willkühr überlassen zu sehen; denn nicht anders konnte die alte Frau mir vorkommen. Ich ließ daher den Wirth heraufrufen, und erkundigte mich bei ihm, wer diese Frau sei.

„Ach! die drüben!" entgegnete er spöttisch. — Ich will zu meiner Ergötzlichkeit unsre ganze Unterredung niederschreiben. — „Die drüben, welche mir die Frau Nachbarinn weggefischt hat. Ja so gehts in der Welt, und solche Leute nennen sich Freunde! Hm, man sollte allen fremden Leuten sein Haus verschließen! —"

„Allen Fremden?" fragte ich!

„Allen Fremden, die nichts verzehren und nichts bezahlen, meine ich; nun! es mag seyn! mit ihrem Gelde schien es doch auf die Neige zu gehen. Die Nachbarinn wird wohl bei der Närrinn nicht viel Seide spinnen. —

„Ich weiß noch immer nicht, wer die Frau sey, Herr Wirth!" fiel ich schon ungeduldig ein.

„Verzeihen Sie gütigst, allein es ist ja zum todtärgern! Es kann nun wohl ein drei Wochen her seyn, da kommt jene Frau mit dem Kinde in

einem kleinen offnen Wagen, in vollem Gallop ganz allein hier an; sie wollte nach Deutschland und hatte Eile; allein sie hatte zu viel Eile gehabt, denn noch denselben Abend wurde sie, theils von der Anstrengung einer so unaufhaltsamen Reise, theils wohl auch von innerer Gemüthsbewegung sterbens krank. Sie hat lange, lange in Ohnmacht gelegen, und wir haben in der That viel Mühe mit ihr gehabt. Nun haben wir, Gott sei Dank, zwar einen alten Arzt in der Stadt, allein der liegt am Zipperlein nieder, und kann nicht mehr ausgehen. Der Junge schrie und heulte, aber noch mehr die Frauen und Mädchen. — Sie waren von allen Ecken herbei geströmt, denn Euer Wohlgeboren wissen ja selbst, wie mitleidig junge Frauen sind, und wie gern die Mädchen Mutter spielen wollen, wenn sie so eine große niedliche Puppe sehen — je mehr sie ihn liebkoseten, und zu beruhigen suchten, je toller heulte er, und die, welche ihn zum Schweigen bringen wollten, noch lauter; alles lief hin und her, nur die ohnmächtige Frau lag wie eine Leiche da; der Junge schrie immer wie besessen, und wollte sich über sie werfen. Ich wußte zuletzt nicht mehr, we mir

der Kopf ſtand, und fing an zu fluchen. Er half freilich nicht viel, allein die Wittwe, die drüben wohnt, die half."

„Der Lärm von dem Kinde und den vielen Weibern, die immer aus und ein ſtrömten, und den ſchönen Jungen beklagten, hatte auch ſie herüber gelockt. Sie wollte ſogleich Bäder bereiten laſſen, und erbot ſich bei der Kranken zu bleiben; das letzte wurde ihr ohne Widerrede zugeſtanden, mit dem erſten mochte ich mich nicht gern befaſſen; man muß erſt die Leute kennen, ehe man ſich ſo viel ihretwegen bemüht."

„Da entſchloß ſie ſich, ſelbſt die kranke Frau in ihr Haus aufzunehmen, und den Jungen dazu; ich war es zufrieden, denn die Fremde führte wenige Sachen bei ſich, und meine Frau, die ihre Kleider Stück vor Stück in der Hand gewegen, hat ſie alle ziemlich leicht gefunden. Nun ſind ſie alle beide ſeit drei Wochen dort im Hauſe; die Fremde iſt ſchon wieder hergeſtellt, und iſt noch da, und was noch ſchlimmer, die Wege ſind Gott Lob, wie Euer Wohlgeboren wohl wiſſen, nicht zu paſſiren — alſo muß ſie noch da bleiben. Und das allerärgſte iſt,

daß die Leute hie und da in der Stadt davon munckeln, daß sie eine reiche, vornehme, und obendrein verrückte Dame sei, — was jedes Kind sehen kann, — und daher die Aufsicht eines verständigen Mannes braucht, und sie ist noch immer da; — allein weil sie mein Haus so schnell und unartig verlassen hat, will ich auch nichts mehr von ihr wissen, und eben so wenig von der saubern Frau Nachbarinn, die in mein ehrliches Handwerk pfuscht, worein doch die Obrigkeit ihr Einsehen haben sollte."

Mich kümmert es ja auch nicht, sagte ich zu mir selbst, und ärgerte mich dann wieder, daß ich solches sagen oder meinen könne; denn es rief mir eine Stimme in meinem Innern zu: „es solle mich kümmern!"

Die Wolken schienen sich bald verziehen zu wollen, bald nicht; diesen und den folgenden Tag war es sehr stürmisch, und Regengüsse strömten hin und wieder herab. Ich stellte mich oft vor das Fenster, und der Blick, der nach den Wolken spähen wollte, senkte sich eben so oft herab, und fiel durch die hellen Scheiben in die

Wohnung mir gegenüber. Da wurde ich nun bald wieder die Alte gewahr; sie saß mit einer Handarbeit beschäfftigt, welche sie doch häufig aus den Händen verlor, indem sie sich einem dumpfen Sinnen hingab, aus dem sie wieder durch die muntern Sprünge des Knaben, oder auch, wenn ihr Hinbrüten ihm zu lange dauerte, oder sie nicht auf seine Fragen Antwort gab, durch seine Liebkosungen gerissen wurde; mitunter schien es auch als beobachtete sie ihn heimlich, und wenn dann das arglose Spiel, das er trieb, ihr nicht recht war, oder er nicht, wie ich später erfuhr, alle die seltsamen und kleinlichen Vorschriften der Alten befolgte, griff sie sogleich nach der Ruthe, und verwandelte plötzlich seine schuldlose Freude in ein lautes Geheul. Allein ich ward bald inne, daß der Kleine wirklich ein Spiel mit ihr trieb; die Natur hatte ihn früh allerlei List gelehrt, und eben so schnell verstand er die Großmutter durch Thränen zu entwaffnen, oder ihre strengsten Verbote durch die bezaubernden Schmeicheleien in Nachsicht und Beifall aufzulösen.

Die Alte war mit Sorgfalt gekleidet, jedoch trug sie nur ein einfaches grauseidenes Kleid mit

schwarzen Bändern, das eine Wittwentrauer ankündigte; übrigens hing ein weißer Schleier hinten über den Kopf, unter dem Kinn zusammengebunden, so wie ihn die Nonnen gern tragen, hinunter; an ihrer Seite glänzte ein kleiner Rosenkranz von schwarzen steinkohlnen Perlen, und ein weit größerer war bei der Ruthe befestigt, und diente dazu, wenn der Knabe ihrer Meinung nach eine Unart begangen hatte, ihm denselben über den Kopf zu werfen, und damit auf die Knie zum Beten nieder zu ziehn; ihre Streiche mußten seine Gebete immer begleiten. Der Knabe war auf eine noch auffallendere Art gekleidet; indem er ganz schwarz angethan war, selbst, wie ich später in der Nähe bemerkte, eine Halskrause, die er trug, war von dieser Farbe.

Als er nun denselben Tag gegen Abend einen Augenblick in dem Zimmer allein blieb, war er sogleich am Fenster, machte es auf, sah mit Sehnsucht auf die Straße hinunter, und da ihn vielleicht die Lust anwandelte einen kleinen heimlichen Spaziergang in's Freie zu machen, wo jedoch noch alles naß oder feucht war, wußte er mit vieler Gewandtheit den kleinen Hut zu erhaschen,

welcher in der Ecke des Zimmers ziemlich hoch aufgehängt war; dieser war auch ganz schwarz, allein mit einer sehr großen hochrothen Feder geschmückt, die dem Jungen ungemein zu gefallen schien. Er setzte den Hut auf, stellte sich vor den Spiegel hin, und machte allerlei Bewegungen vor demselben, indem die heruntersinkende Sonne, die schräg in's Zimmer hereinfiel, ihn scharf beleuchtete, und so erinnerte mich diese kleine bewegliche Figur, selbst durch den Schnitt der Kleider lebhaft an ein altes Bild, wo ein zierlich verkappter Teufel, ebenso abgebildet dasteht, nur mit dem Unterschied, daß hier das süße Engelsantlitz des Kindes auffallend gegen die drollige Teufelstracht abstach.

Plötzlich trat die Alte wieder herein, betrachtete ihn lange unbemerkt mit Erstaunen, dann schlug sie die Hände zusammen und fing bitterlich zu weinen an. Als der Knabe sie bemerkte, riß er pfeilschnell den Hut ab, warf ihn hin, und wollte liebkosend in ihre Arme eilen.

„Teufelskind!“ rief sie, indem sie ihn zornig weit von sich wegstieß: — ich kannte jedes Wort

hören, denn der Junge hatte das Fenster offen gelassen — „Teufelskind! darf ich dich denn keinen Augenblick allein lassen? Scherz treibst du mit dem Hute, der dir zur Warnung und Buße aufgestellt ist? weinen solltest du über deine Schande, über das angeborne Verderben, und du freuest dich zu dem ewigen Feuer, dessen Zeichen du trägst? Wehe mir, muß ich dich nun wieder züchtigen, die Höllenfreude aus deiner jungen Seele peitschen?“ —

Wirklich ergriff sie, fast behend vor Eifer und Heftigkeit, die Ruthe wieder; der Knabe fing schon zu weinen an; da er aber bemerkte, daß die Thür nur angelehnt war, weil die Alte, im Hereintreten über seinen Anblick bestürzt, sie zuzumachen vergessen hatte, entwischte er schnell aus derselben. — Die Frau, die sonst nur mit Beschwerlichkeit ging, warf die Ruthe schnell und erschrecken weg, rief ihm die süßesten Namen und allerlei Lockungen nach, und folgte ihm so schnell sie nur konnte. — Zufällig stand die Hausthür offen. Wenige Minuten hernach erschien der Knabe unten, sah sich noch unter der Thür lächelnd um,

und ſtürzte plötzlich die hohe ſteinerne Treppe rücklings hinunter.

Ich erblaßte, denn ſolcher Fall konnte tödlich ſeyn, und, ich geſtehe es mit Erröthen, der Schreck hatte mich ſo gelähmt, daß ich mich nicht von der Stelle bewegen konnte. Faſt in demſelben Augenblick eilte eine wackre Frau von mittlerem Alter, die mir ſpäter als die Hauseigenthümerinn bekannt wurde, die Stufen herunter, und erhob den, jetzt zu meiner Freude, laut weinenden Knaben. Mehrere Nachbarn ſtrömten behülflich herzu, und ich hörte bald aus dem zuſammengedrängten Haufen einige Stimmen äußern, daß er ein Bein gebrochen hätte. Indeſſen war auch die Alte herunter gekommen, doch konnte ich unter dem verworrenen Lärm nur bemerken, daß ſie ſogleich wieder hinaufgetragen wurde.

Des einzigen kranken Arztes eingedenk, und bei dem Gefühl, daß mir dies jetzt nicht gleichgültig ſeyn dürfte, zumal da der Mann, welcher 47 Hefte über die Theorie der Heilkunde geſchrieben, doch auch in Prari nicht ganz unverſucht war, ging ich ſogleich hinüber, und ließ

mich als Doctor Gaudentio, einen reisenden Arzt, anmelden. — Die Hausfrau kam mir dankbar entgegen, und führte mich zu dem Jungen, der am meisten schleuniger Hülfe bedurfte. Er war schon mit Vorsicht ausgekleidet worden, und in sein kleines Bett gelegt; ich entblößte die beschädigten Glieder, und wurde, Gott sey Dank! bald inne, daß der Fuß nur verstaucht war. Sobald ich ihn verbunden, begab ich mich zu der Alten, die sich unterdessen erholt hatte, und mich, der ich als Arzt bei ihr angemeldet war, sehr gelassen aufnahm.

„Ich bin nur im ersten Augenblick sehr erschrecken, überaus heftig," sagte sie noch schwach und zitternd, „ich fürchtete schon, daß es um ihn geschehen sey! Jetzt weiß ich es besser. Es war alles Spiel und Trug. — Der Junge, flüsterte sie geheimnißvoll, steht mir nur nach dem Leben; — meinen Sie, Herr Doctor," fuhr sie lauter und ruhig fort, „daß das Kind die Schmerzen, die es leidet, als Züchtigung ansehen wird; denn sonst bin ich gezwungen, wie schwach ich auch bin, ihm solche zu ertheilen."

„Züchtigung genug, wenn er auch solche verdienen mag," gab ich zur Antwort, „die höchste Ruhe und Milde thut ihm Noth. Er hat den Fuß verstaucht, und ich habe die nöthigen Heilmittel angewandt." —

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Das nöthigste Heilmittel ist Beten," sagte sie endlich wie belehrend. Seinem Geist könnte vielleicht ein Arzt heilsam seyn, der Körper bedarf keinen."

Diese Worte trafen mein Herz. Sollte ich denn aus dem Munde einer Verrückten die Bestätigung meines Systems hören; und mußte ich in ihrer Rede den tiefen Sinn einer ewigen Wahrheit erkennen, oder das Gespött eines feindseligen Wesens vernehmen. — Allein selbst ihre unläugbare Verrücktheit machte sie mir um so mehr anziehend, denn so würde sie einen neuen Beleg zu meinen vielen Erfahrungen abgeben können, und dergleichen, däuchte mir, konnte ich nicht genug haben. —

Es kam nur darauf an, ihr Vertrauen zu gewinnen. In der Ausübung dieser Kunst ist meine natürliche Gutmüthigkeit mir mein ganzes Leben

hindurch sehr zu Statten gekommen, und schon in unsrer ersten Unterredung gelang es mir besser als ich gehofft hatte, zumal da ich mich als einen Priester zu erkennen gab, nach welchem, wie ich mit Freude inne ward, ihre ganze Seele verlangte. Wir sprachen lange zusammen. Ich sah in ihr eine sehr gebeugte und zugleich ganz nach außen gebildete Frau; ihr Inneres dagegen, obgleich höchst religiös gestimmt, fand ich doch nicht von der höheren Ueberzeugung durchdrungen, die ein, ob auch sündhaftes und zerknirschtes, Gemüth zu erheben vermag, jedoch schien sie was ihr Noth that klar zu fühlen; nur wenn der Kleine der Gegenstand unserer Unterredung war, begannen ihre Ideen sich zu verwirren, und etwas Gespanntes in ihrem ganzen Benehmen wurde sichtbar. — Als ich sie endlich verließ, um, wie ich ihr sagte, den Knaben noch einmal zu besuchen, ersuchte sie mich auf eine zutrauliche und dabei sehr geheimnißvolle Weise, keine äußern Heilmittel anzuwenden, nur den Knaben recht aufmerksam zu betrachten, und vor allem den Fuß; für ihn zu beten, und sie den folgenden Tag mit meiner Gegenwart zu beehren.

Der Knabe war eingeschlafen, fest und ruhig. Wie ein schlummerndes Engelskind lag er da, die Stirn von hellbraunen krausen Locken umwallt, mit feinen, schönen, sinnigen Zügen. Alle Glieder in dem schönsten Ebenmaaße, ein zartes fast ätherisches Wesen, an dem der geschwollene, mit Leinen umwickelte Fuß nur an den Staub erinnerte. Die Hausfrau saß tiefsinnend an seiner Seite.

Ein wahrer Johannes!" rief ich, nachdem ich, alle Auftritte erwägend, ihn lange mit inniger Rührung betrachtet hatte; ein unschuldiger Engel, und doch schon so früh einer Gegenwart unterworfen, die wie Mehlthau an der schwellenden Knospe nagt. — "

„Ja wohl!" gab die Frau seufzend zu Antwort, und wie es mir vorkam, nicht ohne Bezug; „wie beglückend daher, hier der Erlöser seyn zu können!"

Ich sah sie verwundert an; „wer ist diese Frau?" fragte ich.

„Sie nennt sich nicht, wenigstens nur, wie ich glauben muß, mit einem falschen Namen.

Sie ist, wie auf einer Flucht begriffen, hieher gekommen, redet vom Pilgerleben, von einer tiefen Verborgenheit, von einer Freystatt vor der Hölle. — Sie kann nicht die Mutter dieses Kindes seyn; dazu ist sie zu alt, doch hat sie es wieder zu lieb, um eine ganz Fremde seyn zu können; sie ist in den Jungen vernarrt wie ein Kind in seine Puppe, und quält ihn, wie ein Landstreicher das Thier, das er Künste lehren will. Ich zittre, daß sie wegreisen soll! Ich darf, ich kann ja nicht das holde Wesen den Armen entreißen, die ihm durch Liebe Verderben bringen."

„Hm!" stammelte ich unwillkührlich, jedoch tief bewegt. — „Ein Erlöser, ein väterliches Herz wenigstens, würde sich wohl finden. —"

„Auf der andern Seite," setzte die Frau leiser hinzu — könnte auch Trennung von dem Jungen der Alten den Tod geben, so wie ihr ferneres Beisammenseyn ohne kräftige Maaßregeln ihm alle die Unarten beibringen muß, die Sie schon bei ihm voraussetzen. Ich fühle es tief in mir, es gehört mehr als ein flüchtiger Anflug von Mitleid dazu, in dieser Verworrenheit ein Gleichgewicht

herzuſtellen, denn ohne Muth und Vermögen, dem, was wir für gut und edel erkennen, unſere Bequemlichkeit und unſre Kräfte zu opfern, kann auch hier nicht viel ausgerichtet werden."

Ihre Worte ſchienen mir ein ſtiller Vorwurf zu ſeyn; daher drückte ich auch ſchweigend und dankbar ihre Hand, und ging nachdenkend in mein Wirthshaus zurück. —

Ich konnte die ganze Nacht nicht einig mit mir ſelbſt werden. — Liebe und Mitleid regten ſich zwar in meinem Herzen; doch fehlte es mir noch an Muth, und daher auch an Vermögen.

Den folgenden Morgen recht früh beſuchte ich den lieben Jungen wieder. Er ſaß aufrecht im Bette, heiter und lächelnd; und ſpielte mit Blumen, welche ihm die Alte, die, ihn ſtarr und ängſtlich betrachtend, mit gefalteten Händen an ſeiner Seite ſaß, in Ueberfluß gereicht hatte. Er heftete ſeine großen verſtändigen Augen auf mich. Welche Augen! Sie verliehen ſeinem Geſichte einen ganz andern Charakter, als den, welchen es im Schlafe ausgedrückt hatte; die himmliſche Ruhe war nicht mehr darin; ein irdiſcher Geiſt trat hervor, der in ſeinem Hervortreten die Welt

beſiegte; eine anmuthige Kühnheit ſprach aus allen ſeinen heitern Zügen, und ein Feuer ſtrahlte ſo brennend aus den kindlichen Blicken, daß ich die Farbe ſeiner Augen nicht unterſcheiden konnte.

„Schmerzt Dich der Fuß? Kleiner!“ fragte ich freundlich.

Er nickte, gab aber keine Antwort, und ſpielte dann ruhig mit ſeinen Blumen fort. Die Alte war freundlich aufgeſtanden, und flüſterte mir leiſe zu: „Haben Sie für ihn gebetet!“

„Auch für Sie! Ein rechter Arzt vergißt nie den, ohne welchen keine Hülfe möglich iſt!“

„Das iſt ja ſchön!“ verſetzte ſie zutraulich und betrachtete mich mit einem zweifelnden Lächeln, während ich den Fuß unterſuchte, der nicht mehr geſchwollen, nur etwas roth war. — Ich ſtrich ihn ſanft mit der flachen Hand, um inne zu werden, ob er dem Kinde noch ſchmerze.

Die Alte zog mich leiſe auf die Seite. „Sie finden es doch nicht heraus, was dem Fuße fehlt;“ ſagte ſie mir ins Ohr, „wenn ich Ihnen nicht zu Hülfe komme. Allein ich kenne ſie erſt ſeit geſtern!“

„Setzen Sie immer Vertrauen in mich. Mein Stand und mein offnes Betragen mögen meine Bürgen seyn. Betrachten Sie, was sie mir anvertrauen, wie eine Beichte.“ Ich entblößte mein Haupt, und ließ ihr die Tonsur sehen; dadurch wurde sie sogleich beruhigt.

„Nun denn!“ fuhr sie fort, „wenn Sie mich auch täuschen können, retten Sie nur die Seele des Kindes. — Merken Sie denn nicht, was hervorbrechen will?“

„Hervorbrechen?“

„Nun ja! oder herauswachsen“ — Sie flüsterte ganz leise: „der Pferdefuß!“

„Der Pferdefuß!“ —

Sie zog mich heftig einige Schritte zur Seite, und fuhr unter heftigem Zittern fort. — „Nun ja, sehen Sie ihn doch recht an; kennen Sie den Erbfeind nicht besser. — Er ist ja der Teufel, und ich bin seine Großmutter!“ —

Ich stutzte, jedoch versetzte ich ganz ruhig, als hätten ihre Worte mich in kein Erstaunen versetzt: — „und wer ist der Vater?“

Sie ſah mich verwirrt an: „der alte Teufel, der Graf, der Erdengeiſt, der Verſucher, welcher ſo vielen Heiligen erſchienen iſt, der Lügenfürſt — der Todte!“ —

Ich unterbrach ſie: „und die Mutter?“

„Ach! Sie iſt unſchuldig, ſie iſt unſchuldig!“ rief ſie jammernd und rang die Hände. — „Ich allein bin die Verruchte, bringe mich nur nicht auf den Scheiterhaufen, dann iſt die Seele des Kleinen nicht zu retten.“

„Nicht zu retten?“

„Ach! das iſt noch meine einzige Hoffnung, ohne die ich verzweifelte würde: der Teufel hat ihn ja erzeugt — ſo weit hat eine Mutter, habe ich es gebracht! — Doch ſeine Seele iſt ein Erbtheil ſeiner Mutter, eben ſo ſanft und rein; Ihr ſelbſt kann ich nicht mehr in die unſchuldigen Augen ſehen; auch in die des Sohnes nun gar nicht. — Ach! ſie kennt den Vater ja nur halb, es ahnet ihr nicht, was in dem Jungen wohnt. Von jenem aber die böſen Triebe, die Unart, die Bosheit, daß er die Großmutter vergiften will, die ihn ſo zärtlich liebt; allein das alles iſt Trug vom Va-

ter, damit es mir nicht gelingen ſoll, ihn um den Sohn zu betrügen, doch Gott wird mich erleuchten, die Seele muß gerettet werden. Laß mich nur mit ihm leben, der Böſe ſoll hinaus, er ſoll — die Ruthe, gieb mir die Ruthe!"

Dieſe Eröffnung hatte ſie angegriffen. Sie ſank halb ohnmächtig in meine Arme; der Knabe ſtreckte die kleinen Hände nach ihr aus und begann zu weinen: „Großmutter! ſüße Großmutter!" rief er; „nicht böſe! ich will ja artig ſeyn, will Dir keine Kirſchen geben, will alles ſelbſt aufeſſen!"

Die Hausfrau trat ein. Durch ihre Hülfe erholte die Alte ſich ſchnell. Sie ſah mich ein wenig befremdet und nachdenkend an; reichte mir die Hand mit Anſtand und Faſſung, und raunte mir ins Ohr: — „Ich zittre an allen Gliedern, ſo viel vermag der Böſe doch immer über mich; ich muß beten! Laß den Fuß doch nicht ſo entblößt; die Leute möchten Unrath merken; ich traue meiner Wirthinn nicht!"

„Sei unbeſorgt!" gab ich ihr eben ſo leiſe zur Antwort; „gehen ſie nur in ihr Zimmer;

der Fuß soll nicht zum Vorschein kommen. — Geben Sie," fuhr ich muthig fort, denn in demselben Augenblick war ein Entschluß in meiner Seele auf einmal gefaßt und reif geworden. „Geben Sie der Kirche den Jungen, dann ist er gerettet!"

„Meinen Sie?" gab sie schnell zur Antwort. — „Ach! das ist mir auch eingefallen, ich habe nur immer gefürchtet, sie möchten ihn kennen, und nicht aufnehmen wollen — Ja! ja! nun will ich muthig gehen und beten." —

Sie ging, ich sah ihr erstaunt, beinahe entsetzt nach. Es lag etwas so herzzerreißendes und zu gleicher Zeit so geheimnißvolles in ihrem Wahnsinn, daß ich nicht umhin konnte zu vermuthen, daß dieser seinen Grund in einem schrecklichen Ereigniß, vielleicht in einem Verbrechen haben müsse. — In meinen tiefen Betrachtungen merkte ich nicht, was um mich verging, als zwei warme Hände die meinige ergriffen, wodurch mein Blick auf die Hausfrau fiel, die in einer ehrerbietigen Stellung fast im Begriffe stand, vor mir zu knien.

„Nun haben Sie es wohl selbst gehört," flehte sie und doch, wie dürfte ich Euer Hochwürden Gnaden zumuthen." —

„Sie kennen mich?" Ich sah sie befremdet an, und trat erstaunt zurück.

Mein alter Ulrich hatte geplaudert. Er war mir gestern Abend, bei jenem unglücklichen Vorfall gefolgt, war Zeuge gewesen, wie ich für den Knaben und die Alte Sorge getragen, und hatte mit heimlichem Groll gesehen, daß man ganz ohne Umstände mit mir umgegangen. Dies hatte nun den alten Thoren so angegriffen, daß er, als ich schon fort war, theils aus Rührung darüber, daß ich — wie soll ich mich nun ausdrücken — unter meinem Incognito ganz den Eingebungen meines Herzens ohne andere Rücksichten folgte, theis aus Aerger, daß die Unwissenden mir nicht die, seiner Meinung nach jetzt doppelt gebührende Ehrfurcht bezeigten, laut weinend der Hausfrau sein Herz ergoß, und so erfuhr sie, zwar nicht meinen ihr doch gewiß unbekannten Namen, allein doch den Stand und die Würde eines hohen Geistlichen, der

nach Rom ging, vielen Einfluß beſaß, und den der alte Ulrich, wenn nicht irre, in ſeinem Eifer ſogar zum Verwandten des Pabſtes gemacht hatte.

Die kleine wackre Frau geſtand mir unverholen, daß ihr dieſe Entdeckung ſehr zu Statten gekommen, doch würde ſie ſie nicht zu benutzen gewagt haben, wenn ſie ihr nicht zugleich den erwünſchteſten Aufſchluß über meine Denkungsart, und meine Mildthätigkeit, wie ſie ſich ausdrückte, gegeben hätte; und ſo geſtand ſie mir gerade zu, daß ſie mit der Herkunft des Kindes nicht unbekannt ſey. —

„Nun denn, ſo vertrauen Sie mir ganz,“ rief ich, „ich bin nicht ſchlechter als die Larve, die Sie ſchon kennen gelernt haben.“

„Wahrſcheinlich,“ fuhr ſie fort; „Nein! gewiß iſt die alte Dame dem Arzte Sandrini in Venedig entflohn; das Kind“ — ſie ſtockte.

Zum Glück bemerkten ihre niedergeſchlagenen Blicke mein Erſtaunen nicht. War es nicht derſelbe Name, welchen mein Oheim in ſeinem Schreiben genannt, der uns das auf uns ver-

erbte Gut, durch einen lächerlich ſcheinenden Kunſtgriff ſtreitig zu machen ſuchte; gegen den ich einen Proceß zu führen hatte, und — alle gütiger Gott, ſollte es vielleicht daſſelbe Kind ſeyn, das er für den rechtmäßigen Erben ausgiebt, welches nun die gerechte Vorſicht mir in die Hände liefert; es hat ja das angeführte Alter! —

„Sandrini“ wiederhelte ich, mich faſſend, „kennen Sie ihn?“

„Nicht perſönlich! allein ich habe nur Gu'es von ihm gehört; er iſt mein Schwager!“

„Mein Gott! ſo werden Sie ja auch mehr von dieſem Kinde wiſſen! Hat er vielleicht Urſachen es zu entfernen.“

„Im Gegentheil! deſſen Gegenwart iſt ihm wichtig; ſo klein der liebliche Junge auch iſt, hat er doch ſchon mächtige Feinde. — Sie ſchweben gewiß in ſeiner Heimath in der tödlichſten Unruhe; doch ich hoffe, ſie werden jetzt wohl mein Schreiben haben. Ich zittre aber, weil ich weiß, daß Sandrini nach Rom, eben wegen des Kindes gereiſet iſt; ich zittre, daß

die alte Dame bald ihre Reise fortsetzen werde; und ich habe kein Recht, kein Mittel sie aufzuhalten; sie kennt mich nicht einmal, auch würde mein Name mich nicht bei ihr empfehlen."—

„Hat sie Rechte auf das Kind?"

„Sie ist seine Großmutter? Ihre Tochter — großer Gott! Ich habe in meiner Angst, schon mehr verrathen, als — Hochwürden Gnaden, ihre Würde, und diese Zutrauen erweckenden Züge, mögen mich entschuldigen." —

Da stand ich nun nicht ohne innere Verlegenheit. Sollte ich mir Geheimnisse zu erschleichen suchen, die vielleicht mein Gegner eben mir am angelegentlichsten zu verbergen strebte? Ich sann ein wenig nach; doch in dem Bewußtseyn das Rechte überall, selbst gegen meinen Vortheil, befördern zu wollen, und schon im voraus Freund meines kleinen Feindes, dessen Rettung selbst meine Fragen erheischten, fuhr ich kühn fort, indem ich ihre Hand ergriff:

„Liebe Frau! ein halbes Vertrauen ist gefährlicher als gar keines, eben weil es beleidigt und zurückstößt. — Ich will dem Kinde in allem

was recht und nützlich ist, beistehen: allein ich will wissen, was ich zu thun habe; überlegen Sie zuerst was Ihrem Zweck dienlicher seyn kann: Schweigen, oder meiner Würde, und diesen Zutrauen erweckenden Zügen zu vertrauen."

„Es ist nicht mein Geheimniß," gab sie leise zur Antwort; gegen Sie, die Sie aus Deutschland kommen, habe ich ja keine Ursache Zweifel zu hegen; allein gesetzt wir ständen vor Roms Thoren — da wo der Junge, so mächtige Feinde hat, wie ich vermuthen muß, — die können ja auch würdige, nur hintergangene, Männer seyn, — dürfte ich dort reden! — hier oder dort — es ist nicht mein Geheimniß!" —

„Ich gehe nach Rom; wenn ich nun solche hintergangenen Männer enttäuschen könnte — allein ich ehre ihre Gründe — sie werden Sie beruhigen, wenn auch ihre Aufrechthaltung ein größeres Uebel hervorbringen sollte." —

Sie sah mich einen Augenblick durchdringend an. — „Sey's wie es will," sagte sie endlich rasch, „Ihnen vertraue ich: die Tochter der alten Dame, ist die Mutter dieses Kindes. Der Vater." —

„Und der Vater? — Sie ſtocken ſchon?

„Weil ein ſo ſonderbares, ein ſo unglaubliches Geheimniß über des Kindes Geburt ruht! Ahnen Sie denn nicht ſchon aus dem Gemüthszuſtande der Großmutter etwas Entſetzliches?“

„Allerdings! ihr Benehmen gegen den Knaben!“ —

„Den ſie anbetet und fürchtet; den ſie liebkoſet und doch für einen Teufel hält.“ —

„Muß das alles von dem Vater herrühren?“

„Alles, und noch mehr: — die Entehrung einer Familie, eines reinen holden weiblichen Weſens, daß nur ſehr unglücklich iſt, indem es ſich glücklich wähnt, das, wenn Gott nicht ein Wunder geſtattet hat, ungeheuer betrogen iſt. Ach! eine quälende Angſt ergreift mich. — Bringen Sie Sandrini, meiner geängſteten Schweſter, der hinwelkenden Mutter, das liebliche Kind — dort werden Sie alles noch genauer erfahren.“ —

„Wackre Frau!“ entgegnete ich höchſt geſpannt, aber ſogleich entſchloſſen: „Nun ja, obgleich es außer meinem Wege liegt, ich bringe Sandrini das Kind; allein zaudren Sie nicht

länger; ſammeln Sie ihren Muth durch einen Blick in dies alte ruhige Auge, woraus Ihnen gewiß keine Argliſt entgegen ſpringt; ich will nur das Gute, und ſo frage ich Sie noch einmal: wer iſt der Vater dieſes Kindes?"

„Haben Sie nicht ſchon bemerkt, daß die Großmutter ihn in ihrer Verrücktheit für den Teufel hält, was werden Sie ſagen, wenn ich bei vollen Sinnen nur antworten kann: ein Todter."

„Ein Todter!" In der That ich erſtaunte, denn ſolcher Wendung war ich am wenigſten vermuthend.

„So viel ich weiß — wie unglaublich es auch ſei, man nennt ihn Orbitelli." —

Nun war mein letzter Zweifel beantwortet. „Warum unglaublich?" fragte ich langſam. —

„Weil die Mutter ihn nur als einen Todten gekannt habe." —

„Lächerlicher Betrug!"

„Wahr! allein von wem und wie? O! wenn Sie die wundervollen Umſtände erſt kennen. — Ich weiß keine lebende Seele, als nur den Knaben, der Vortheile aus ſolchem Betruge

erndten könnte; und ſelbſt ihn erwartet nur Schmach, wenn das Geheimniß zum Tagesgeſpräch würde.“

„Unmöglich!“

„Das habe ich auch geſagt; allein ich könnte Ihnen die bündigſten Beweiſe anführen!“

„So thun Sie es!“

„Ich will es auch! Man ſagt freilich, daß Briefe ſelbſt in der Eigenthümerhand ein zartes Heiligthum ſind, das er durch Mittheilung leicht verletzen kann, doch Ihnen darf ich ja wohl aus einer Sache kein Geheimniß machen, die Ihr welterfahrnes Auge ſchärfer als das meinige durchſchauen dürfte; und ſo werde ich Ihnen wohl auch dieſe Briefe übergeben müſſen. — Was meinen Sie?“

„Machen Sie es ſo, daß ich in dieſem Sandrini einen ehrlichen Mann ſehe, daß ich ihm mit Rath und That nützlich, und dem ſchuldloſen, ſüßen Jungen ein beßrer Vater ſein kann.“ —

Sie ſchlug das Auge ſinnend zu Boden; ich unterbrach ihr Stillſchweigen. „Sie ſagten ja, daß die alte Dame ſie nicht kenne. — Wie haben ſie ſich denn zuſammen gefunden?“

„Durch den glücklichsten Zufall — nein! Durch Gott! — Meine Schwester schreibt mir, daß die Großmutter mit dem Kinde, eben in diesem für dessen Erdenglück so kritischen Zeitpuncte entflohen wäre, daß — ja! ich sehe die Nothwendigkeit ein, daß Euer Hochwürden Gnaden diese Briefe selbst durchlesen. — Sie werden sie nicht durch ein Wort, durch einen Gedanken nur, der die arme Schuldlose, und mein argloses Vertrauen verletzen kann, mißbrauchen!"

„Nein bei Gott! brauchen vielleicht, wackre Freundinn, um wo möglich einen kühnen Betrug zu entdecken; — wenn Sie das befürchten, so geben Sie sie mir nicht!"

„Nein! denn eben dieses ist unser aller Wunsch, wenn ein solcher wirklich vorhanden ist. — Hören Sie weiter: Sie wissen wahrscheinlich auf welche Art die alte Dame in mein Haus gekommen ist. Ich läugne nicht, ihr Anblick, der Anblick des räthselhaften Kindes, ihr halbwahnsinniges, gleich in die Augen springendes Betragen, und der fast zu gleicher Zeit durch eine Estafette empfangene Brief, bestimmten auch mein Benehmen. Noch hat sie sich mir nicht genant,

allein alles, ſelbſt der Name des Kindes, trifft zu. — Die Schweſter ſchreibt mir, daß die Großmutter einen Teufel in dem Kinde zu ſehen glaube, und das erſte was die Fremde hier unternimmt, während erſt Krankheit, dann die Natur ihre weiteren Schritte gehemmt hatten, iſt, daß ſie dem Knaben eine Art Teufelskleid verfertigt, ſo wie alte Volksmährchen und der Aberglaube jene abkonterfeit; ſonſt berührt ſie, bis auf dieſen Punkt fein und ſchlau, keine ihrer Verhältniſſe. Allein der Knabe, wie ſorgfältig ſie ihn auch bewacht, hat ſich durch manche Antwort auf meine künſtlich geſtellten Fragen verrathen; und ich zweifle in dieſer Rückſicht nicht mehr. — Ihr Verſprechen, Hochwürden Gnaden, hat mir eine neue und ſchöne Hoffnung gewährt; denn wer weiß, welche Maasregel meine gute einſame Schweſter, in der großen fremden Stadt treffen kann, und die alte Dame ſpricht ſchon wieder vom Weiterreiſen. — Doch ich weiß, daß die Briefe, welche ich dem hohen Geiſtlichen, und in ihm, dem frommen Diener Gottes, verlegen werde, meine Hoffnung auf ihn nicht rückgängig machen können."

Sie verbeugte ſich ehrerbietig und ich ging wie träumend auf mein einſames Zimmer zurück; wo ich in heißen, inbrünſtigen Gebeten mir Muth und demüthige Kraft erflehte, um allen Verſuchungen, die mir vielleicht in dem Abentheuer, worein ich mich ſo unerwartet verwickelt fand, begegnen dürften, widerſtehen zu können.

Ich fühlte mich dazu kaum hinlänglich ausgerüſtet, als mein alter Ulrich mir ein großes Paquet Briefe übergab, das ſo eben von der braven Wittwe abgeben war, und ich freuete mich, da die unruhigen Wolken noch nicht weichen wollten, doppelt, eine Beſchäftigung gefunden zu haben, die mir nicht allein Veranlaſſung gab nützlich ſeyn zu können, ſondern auch in naher Berührung mit meinem eigentlichen Auftrage ſtand. —

Ich theile, aus dieſen höchſt wundervollen Briefen, von welchen ich nur das weggelaſſen habe, was der Geſchichte ſelbſt nicht angeht, folgende Begebenheit mit, welche ich wohl mit dem Namen, die Todtenbraut, bezeichnen möchte. —

II.

Die Todtenbraut.

Briefe von Eliſabeth an die Wittwe Tharall in **** in Tyrol.

Stillen Silberfluthen trauend
Scheitert manches feſte Boot,
Und empor zum Sternbild ſchauend
Bleibt der Schiffer Trug bedroht.

Caroline Still.

Erſte Abtheilung.

1.

Im März 17**.

Ja theuerſte Schweſter! ſo bin ich denn, ſo wie ich zu Dir in die ſtille Abgeſchiedenheit hinzuziehn im Begriff ſtand, wieder in die Welt, und in eine gröſsere als mich je umgab, hineingeworfen.

Was ich Dir vor zwei Monaten nur flüchtig melden konnte, bin ich ſchuldig Dir jetzt, da

alles um mich und in mir sich aufs neue ruhig gestaltet hat, deutlich und klar zu entwickeln, damit Du über meine Lage beruhigt wirst.

So wisse denn, ich bin zufrieden und glücklich. Glücklich; denn die Vergangenheit hat mir nichts vorzuwerfen, und ich sehe — was mir bei dem Grabe unsrer lieben Mutter nicht ahnete, einer fortgesetzt-thätigen, und nicht minder als damals beglückenden, Zukunft entgegen. Daß ich noch nicht alle meine neuen Umgebungen genau kenne; daß die unübersehbare Weite um mich, mir an dem neuen Horizonte manche kleine schwarze, vielleicht drohende Wolke zeigt; daß mir nicht alles so gefällt, oder mich so milde anlächelt, wie die beschränkte stille Aussicht des klaren lebensmüden Blicks der Mutter, versteht sich von selbst; allein das reine, schwermüthig leuchtende Auge der siebzehnjährigen Manuela, welches mit Hoffnung und kindlicher Zuversicht sanft auf mir ruht, hat auch einen schöneren Muth in meinem Busen angefacht, dessen Lebensblüthe, an dem immer offnen, nahen Grabe der lieben Entschlummerten zu verwelken drohete, jetzt dagegen, durch den Thau der Lilien jenes

frischbedeckten Grabes, aufs neue aufgefrischt, heiterer als vorher aufgehen muß, um einem aufblühenden Leben zum Segen zu werden. Und so habe ich getrost, mit Muth und zuversichtlichem Herzen meine Duennenschaft angetreten.

Schelte mich nicht, daß ich die Unruhe und die Gefahren der großen Welt, der freundlichen Einladung, deine abgeschiedene aber stille Ruhe mit Dir zu theilen, vorgezogen habe. Mein Gott! als dein lieber Brief mir die erste recht tröstliche Empfindung nach dem Tode der Mutter gewährte, war ich schon halb gefangen. Du weißt ja, daß fast alle in unsrer kleinen Landstadt mich gern haben. Das nur so scheinende Opfer, einige sogenannte gute Parthien, wobei doch mein Herz ganz ruhig schlug, ausgeschlagen zu haben, um die kurze, ihr noch übrigen Lebenszeit, dem Unterhalte und der Pflege einer alten, treuen, kränklichen Mutter zu widmen, hatte man hier in unsrem Städtchen, wo man nicht begreifen kann, daß ein Mädchen im sieben und zwanzigsten Jahre nicht alle Segel aufspannt, um unter die Haube zu kommen, viel zu hoch angeschlagen, und meine immer gleiche

Fröhlichkeit in einer nichts weniger als beschwerlichen Lage, die man, Gott weiß warum, sich sehr drückend vorstellte, war eine hier so befremdende Erscheinung, daß der endlich erfolgte Tod der Mutter mir von allen Seiten eine freundliche Theilnahme erweckte. — Mir war sie indessen ein wenig peinlich. Ich kannte Dich zu gut, um nicht gleich einzusehen, daß eine Einladung, zu Dir zu kommen, recht bald erfolgen werde. —

Ich hatte sie in meiner Seele schon angenommen, als der Chef eines bekannten Handlungshauses in Wien, Herr von Harrau, der in unsrer Gegend ein kleines liebliches Landhaus besitzt, sich eines Tages bei mir anmelden ließ. Er ist ein herrischer, allein dabei angenehmer Mann, hoch in den Vierzigen, schnell und gewandt in seinem Betragen, offen und gerade in seiner Rede. Nach den ersten Begrüßungen eröffnete er mir sogleich seinen Antrag. Er suchte so ein Mittelding von Erzieherinn und Gesellschafterinn für seine schon erwachsene Tochter. — Die Liebe, welche mir meine Nachbarn schenkten, und meine, wie man glaubte

verlaſſene Lage hatten verurſacht, daß ſeine Wahl auf mich gefallen war. —

Mit vieler Offenheit und Gutmüthigkeit ließ er mich in die Verhältniſſe blicken, die ihm dieſe Sorgfalt nothwendig und wünſchenswerth machten; allein es ſchien ihm dabei ausgemacht, daß ich ſeinen Antrag mit beiden Händen ergreifen müſſe. Dieſe Zuverſicht verdroß mich ein wenig, um ſo mehr, da ich ſchon, bevor jener ausgeſprochen war, bei mir ſelbſt beſchloſſen hatte, ihn auszuſchlagen. Eben ſo offen wie er, erklärte ich ihm was in meiner Seele vorging. Er ſtaunte mich an, ließ ſich aber nicht irre machen, und erwiederte ruhig: „So muß ich mich wohl auf's Bitten legen: Sie dürfen ſich nicht einer Welt entziehn, die Ihrer und Ihrer ſchönen Tugenden bedarf. Sehen Sie meine Tochter nur erſt, Sie werden ihren ſanften Bitten nicht widerſtehen, und eine höhere Beſtimmung darin erblicken: ein kindliches Geſchöpf für die heitere Welt und das ſtille Glück ſeines Innern zu bilden, als ſich ſelbſt in einer voreiligen Entſagung zu leben.“

Schon den folgenden Morgen trat er von einem lieblichen Mädchen begleitet in mein Zimmer. Eine schlanke, zarte Gestalt, deren Züge beim ersten Anblick gar nicht auffallen, allein durch deren sanfte Anmuth, von zwei dunklen, nachtblauen Augen überstrahlt, man sich von Minute zu Minute immer mehr angezogen fühlt, obgleich die milden, jedoch durchdringenden ernsten Blicke etwas Begeistertes aussprechen, daß nicht der Welt, sondern nur dem Himmel, oder der Liebe anzugehören scheint.

Sie war zierlich, allein sehr einfach gekleidet, und trat, einen Kranz von Lilienconval und dunklen Auriceln in der Hand mir zuversichtlich entgegen.

„Ich möchte mich Ihnen gern recht angenehm machen, nahm sie das Wort, und bringe Ihnen, was eine innere Stimme mir angerathen hat, diesen Kranz für das Grab Ihrer lieben Mutter. — Hätte ich Sie doch einige Wochen früher gekannt, damit ich auch die theuren Ueberreste hätte verehren können. Es muß eine schöne Leiche gewesen seyn.“

In der That, ich wurde von diesen einfachen Worten ergriffen, und gestand ihr, wehmüthig gerührt, daß sie keinen besseren Weg, meine Zuneigung zu gewinnen, hätte erwählen können; und wirklich, als wenn durch einen Hinblick aus der Vergangenheit in die Zukunft mein töchterliches Verhältniß durch ihre Anrede plötzlich umgekehrt worden wäre, faßte ich sie recht mütterlich in meine Arme.

Der Vater stutzte auch. — „Sehen Sie, sagte er lächelnd," so ist sie immer, und da hat sie Ihnen auf einmal ihre sonderbaren Grillen an den Tag gelegt. — Ich lese es schon in Ihren Augen, Sie gehören uns an; und demnach müssen Sie auch je früher je besser alle unsre bösen und guten Eigenschaften kennen lernen. — Sollten Sie es wohl glauben, meine sonst so lebensfrohe Manuela, schlägt gern einen Ball aus, um einen Todten sehen zu können."

„Nicht jeden Vater!" gab sie erröthend zur Antwort; „warum aber soll ich läugnen, was tief aus meinem Innern mich lockt und treibt. — Hören wir doch alle gern, — mit Andacht möchte ich fast sagen, — Gespenstergeschichten an, und

je beklommener wir, von einer unheimlichen Angst dabei ergriffen werden, je ſtärker fühlen wir uns angezogen. So geht es mir mitunter mit den Todten. Es ſchaudert mich, wenn ich mich einer Leichenkammer nahe, ich möchte nicht um die ganze Welt eine Leiche anrühren; und doch ſtürmt es in mir, und es drängt mich in den ernſten unbeweglichen Zügen zu leſen. Es will mich immer bedünken, als habe die Ewigkeit geheime Charaktere auf das vom Tode bereitete Pergament geſchrieben; und die unleſerliche Schrift der andern Welt ſpricht ſich nicht ſelten deutlich und klar in meinen innerſten Gedanken aus. Es iſt bei mir ein geheimer Gottesdienſt, den ich mit Schaudern begehe, und zu dem ich mich doch, freilich nicht immer gleich aufgeregt, hingezogen fühle. Nur wenn ein ehrwürdiger Greis ſanft hinübergeſchlummert iſt, oder eine fromme Matrone die Hände zum letztenmale gefaltet hat, treibt es mich das Abbild ihres ganzen mühevollen Wandels, der jetzt überſtanden, und das Siegel der Ruhe, die ihnen geworden iſt, in den bleichen Zügen verſchmelzen zu ſehen! Ja! Es kömmt mir mitunter vor, als gewahre ich Strahlen eines höheren

Lichtes, die sich zu einer heiligen Oehlung verkörpert haben, darüber ausgegossen, und so ruhen, wie gesalbte Könige, deren gekrönter Zweck nun erfüllt ist, die Körper im Grabe, eine geläuterte Seele durch harte Prüfungen einer höhern Weihe theilhaftig zu machen; welche aus Dankbarkeit ihnen wieder zu dem Elemente ihrer Natur zurückzukehren vergönnt, und den schon Erstarrenden ihr erstes himmlisches Lächeln noch als einen Geleitsbrief zu der stillen Verwesung aufgedrückt hat. Aber noch stärker, möchte ich sagen, zieht es mich hin, wenn die Bahre die Hülle einer aufblühenden Jungfrau trägt; oder die bleiche, ohnmächtige Gestalt, unter der noch vor kurzem ein kraftvoller Jüngling die Welt kühn herausforderte. Verleiht nicht der Tod der Jugend-Schönheit, eine rührende Anmuth, die in das tiefste Herz dringt. Ach! indem die lebendige Brust, alle die zerstörten Hoffnungen, alle die unerfüllten Wünsche, die getrennte Liebe, die hier wie zerbrochene Scherben liegen, beweint, vergißt sie ja so leicht, daß sie es sey, die alles verloren, und daß der Beweinte schnell ein schöneres Ziel erreicht habe, als die irdischen Hoffnungen sich hier abgesteckt hatten.

Darum scheltet nicht Untugend eine Neigung bei mir, die mich nicht dem Leben entfremdet, sondern mich allem, was himmlisch ist, nahe bringt.“ — „Ich bin überzeugt,“ endete sie, indem sie meine Hand ergriff, „daß Sie in den ruhigen Zügen Ihrer lieben Verstorbenen ihre Verklärung schon gelesen haben!“ (Ist auch diese Rede nicht ganz ihre eigne, drücken doch wenigstens vorangeführte Worte ganz den Sinn aus; doch gestehe ich gern, daß wenn ich diese halbpathetische Tirade überlese, ich die höchst anspruchslose Schwärmerei, die ihr einen so unbeschreiblichen Reiz verlieh, auf dem Papier vermisse.)

Brauch' ich Dir, also liebe Schwester! weitläuftig zu erzählen, daß meine beiden Gäste, und vor allem die Anmuth Manuelas, alle meine Bedenklichkeiten bald beschwichtigten. Herr von Harrau hatte Recht: ich gehörte ihnen schon, und recht bald werde ich ihr Hausgenosse.

Auch kenne ich bereits die innern Verhältnisse dieses Hauses, sogar genauer, als es mir lieb ist, und kannst du errathen, durch wen? Durch die Hausfrau, die mich bei jeder Gelegenheit auszeichnet, und mir schon ihr ganzes Vertrauen ge-

ſchenkt hat. — Sie gefällt mir übrigens wenig und ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſer zuvorkommenden Aufnahme nicht eine tiefe Abſicht zum Grunde liegt; jedoch bin ich dadurch zu einem ſchnelleren Ueberblick meiner neuen Umgebung, gelangt. Sie iſt eine kleine geſchwätzige, zugleich aber hochmüthige Frau, eben ſo wie ihr Gatte aus einem alten, jedoch von ſeiner Höhe herabgeſunkenem Geſchlechte; durch ihre erſte kinderloſe Heirath vermögend geworden, hat ſie ihrem Ehemann Schätze ſtatt Jugend und Schönheit zugebracht, denn ſie ſcheint wenigſtens zehn Jahre älter zu ſeyn, als er; herriſch in noch höherem Grade als er, ſteht ſie mit ihm heimlich auf einem geſpannten Fuße, und da ſie ihm die Stirne nicht öffentlich zu bieten wagt, ſtellt ſie ſeinem offnen geraden Sinn geheime Intriguen entgegen. Die Zukunft der Tochter ſcheint der Punkt zu ſeyn, worüber ſie beſonders mit einander zerfallen ſind.— Beide lieben ſie, allein auch beide auf ihre eigne ſelbſtſüchtige Weiſe. Beide wollen ihr Glück, ſtatt aber dies auf den Character und das Herz der Tochter zu begründen, ſuchen ſie nur an ihr die eignen unerreichten Jugendwünſche

und Forderungen an das Leben in Erfüllung zu bringen; und das, welches damals das höchste Ziel ihres Strebens war, und Ihnen noch wünschenswerth erscheint, soll und muß nun auch ihr Glück ausmachen; daß ihr ganz andre Ansichten zu Gebote stehn, fällt ihnen, wenigstens der Mutter, nicht ein, und so sehe ich in den verschiedenen Gesinnungen aller drei nur eine Quelle zu Besorgnissen, aber zugleich zur Beruhigung für mich, denn es steht klar vor meinem Geiste warum ich hieher berufen bin, und ich will der lieblichen Manuela, die mich schon mit kindlicher Liebe, möchte ich sagen, umfaßt, eine treue Freundinn seyn; ich werde dafür sorgen, daß sie nicht, ein schuldloser Ball eigensüchtiger Ansichten, sich selbst überlassen in dem Kampfe untergehe, der ihrem Herzen bevorsteht. — Sie schreitet ruhig, heiter und ahnungslos ihren Pfad vorwärts zwischen Felsen, die vielleicht nur zu bald ihre Schritte beengen und beängstigen, oder sie zu Abgründen führen werden, denen sie ohne den Beistand eines unverwerrenen Schutzgeistes kaum entrinnen wird. Ich werde ihr einer seyn. Auch erblicken schon die

Eltern einen solchen in mir, aber auch den ihrer Absichten; diese kenne ich freilich noch nicht; allein es ist deutlich, daß beide mich für sich zu gewinnen suchen. Ich komme allen freundlich entgegen, jedoch vergebe ich mir nichts. Dem offnen geraden Vater, der noch obendrein ein zärtliches, wahrhaft väterliches Herz besitzt, werde ich ohne Scheu meine Meinung ganz offen sagen; mit der Mutter hingegen steht mir gewiß ein schwerer Stand bevor. Ohne Zweifel zielen ihre Absichten dahin, den Glanz ihres Hauses durch die Tochter wieder herzustellen, und wahrscheinlich sind schon Pläne gemacht, die zu ihrer Zeit an den Tag kommen werden; obendrein ist sie sehr abergläubig, und mehr als einmal in ihrem Leben mag es wohl eingetroffen seyn, wenn sie nach langen Schwanken endlich nahe daran war, einen zweckmäßigen Entschluß zu fassen, daß ein zufälliger Traum, der nicht einmal die kleinste Beziehung enthielt, die ganze Sache rückgängig machte. Sie versteht die Tochter gar nicht. Die Anlagen des holden Mädchens zur Einsamkeit und Schwermuth rührt wahrscheinlich nur von ihrer Kindheit her; da ihre sich früh ausbildende Seele von ihrer nächsten

Umgebung weder begriffen noch gewürdigt wurde, und von der gespannten Lage der Eltern unter sich, die sie wohl öfters daran gehindert, dem Kinde mit offner Liebe zu begegnen, und ihm statt wohlthätiger Empfindungen nur Bonbon gereicht hat. —

Die Mutter im Gegentheil will diese Eigenheit aus einer ganz sonderbaren Quelle herleiten; sie will sich nämlich erinnern, daß ihr Gatte, als er sie vor neunzehn Jahren kurz nach seiner Rückkehr aus Italien heirathete, von einer ihr unbegreiflichen Schwer[illegible]th befallen war, die sich erst nach der Geburt der Tochter nach und nach verlor; diese, obgleich sie wahrscheinlich aus Reue über irgend ein Vergehen entsprang, hat sich, der Mutter Meinung nach, auf die Tochter vererbt. Auch soll es den Nachforschungen der Ersten nicht entgangen seyn, daß die Correspondenz ihres Gatten nach Italien, welche besonders früher sehr häufig war, wohl etwas anders als bloße Handelsverbindungen betroffen habe. — Ja! Sie will sogar entdeckt haben, daß er dort einen natürlichen Sohn heimlich erziehen lasse, von dem sie indessen nicht mehr weiß, als daß er Sismondo

Murani genannt wird. Nach einer Bekanntschaft von weniger als einem Monat, war ich schon im Besitz dieses Geheimnisses, welches doch kaum auf Manuelas Schicksal Einfluß haben kann. —

2.

Im August 17•3.

Warum ich so lange nicht geschrieben? ach theure Schwester! wir haben hier traurige Tage erlebt; recht traurige, allein ich hoffe zugleich segensreiche! Denn zwei Herzen, die von der Natur an einander zu schlagen gebildet sind, und welche äußere Begriffe von einander entfernt hatten, haben sich während der Zeit wieder genähert, nämlich Manuelas, und das ihrer Mutter.

Das liebliche Mädchen hängt an mir, mit der vollen Stärke ihres unschuldigen Gemüths, und ist lebensfroher und heiterer als je; allein sie bedurfte auch eines gleichgestimmten Busens,

um die reinen Ergießungen ihrer Seele aufzufaſſen und zurückzugeben; es wird mir immer deutlicher, daß die ſchwermüthig ſcheinende Neigung ihres Gemüths zu einer ſtillen Beſchauung, nur eine nothwendige Verſchloſſenheit in ſich war, weil ſie ſich von allen Seiten zurückgeſtoßen fand.

Zwei herrliche Monate haben wir beide hier ganz allein zugebracht, denn der Vater war in Geſchäften nach Wien berufen; und die Mutter, welche keine Gelegenheit die Reſidenz zu beſuchen vorbeigehen läßt, begleitete ihn dahin. Seit einigen Wochen ſind ſie zurückgekehrt; ich ſah ſogleich der gnädigen Frau etwas ungewöhnliches an; ſie war mehr als ſonſt hochfahrend gegen das Geſinde; liebreicher, zuvorkommender gegen die Tochter, einſchmeichlender gegen mich; es kam mir vor als ſchwebe ihr ein Geheimniß auf den Lippen, dem ſie ſich doch nicht recht Worte zu geben getraute. Ich empfand gar keine Luſt ihr entgegen zu kommen, — denn ſelbſt die einſchmeichelndſte Güte, wenn ſie ohne Vertraulichkeit nur Abſicht verräth, läßt kalt. —

Da fiel die Frau von Harrau auf einmal in eine ſchwere Krankheit, und während dieſer

entwickelte meine junge Freundinn einen neuen ſcharfen Zug ihrer tief eingewurzelten Gemüths-Stimmung; höre nur:

So wie die Mutter immer ſchlechter wurde, brach Manuelas kindliche, nur zurückgeſcheuchte Liebe, ſtets ſichbarer hervor. Auch ſchien die jetzt in ſich mehr geſammelte Kranke, die lange nicht bemerkte treue Anhänglichkeit tief zu empfinden, und ſah oft die Tochter mit Augen an, aus welchen ein ſo herzliches Gefühl zurückſtrahlte, das ich dieſer hochfahrenden Frau nie zugetraut hätte; auch fielen ihre thränenden Blicke wie ein lauer Frühlingsregen auf Manuelas erwärmtes Herz. Zum erſtenmale hatte ſie eine Mutter, und ſie empfand es mit einiger Dankbarkeit. — Mögen nur die gleichen Gefühle der Mutter nicht verloren gehen! — Sie war mehrere Tage faſt ohne Hoffnung krank; während dieſer Zeit verließ die tiefgebeugte Manuela das Zimmer der Kranken nur um in dem eignen zu beten. Immer, ſelbſt während der gefährlichen Criſis, trat ſie beruhigt, faſt mit ſtrahlenden Blicken wieder heraus.

In einem ſolchen Moment, tief erſchüttert durch einen hinzugetretenen Krampf, welcher den letzten Augenblick der Mutter anzukündigen ſchien, ging ich Manuelen ſchnell entgegen, um ſie dem herzzerreißenden Anblick zu entziehn. — „Was iſt's?“ redete ſie mich ruhig an; „ſtirbt ſie? Nun in Gottes Namen! der Tod iſt ja ſchön! Ich hoffe, ſie wird recht glücklich werden; nur betrübt es mich, daß ich nicht in ihre Stelle treten kann, da Sie doch noch gerne zu leben wünſcht. — Ich komme von dem Tode; er ſah milde, doch ſchien er unerbittlich!“

Ich ſah ſie befremdet an; ſie ſchwieg aber, und trat ſanft lächelnd an das Bette der Mutter; der Anfall ging vorüber. In der folgenden Nacht, als ſie ſich ſchon auf mein Bitten in ihr Cabinett zurückgezogen hatte, nöthigte mich ein kleiner Auftrag der Kranken, ſie in ihrer Einſamkeit zu ſtören. Ich fand ſie kniend an ihrem Betſtuhl, auf welchem zwei Wachskerzen vor einem über dieſem aufgehängten Madonnenbild brannten; indem ich mich nun mit gewöhnlichem Auftreten nahete, gewahrte ich unter demſelben ein ziemlich großes Miniaturbild, welches ich

mich längst vorher unter Manuela's Sachen, flüchtig gesehen zu haben besann; allein da ich mich zugleich erinnerte, daß sie damals, als mein Blick fragend darauf fiel, das Fach unter leichtem Erröthen schnell zuwarf, trat ich auch jetzt, als sie bei meiner Annäherung verwirrt aufsprang, bescheiden zurück.

„Verzeihen Sie," sagte ich unbefangen, „ich dachte nicht Sie zu überraschen!"

Sie reichte mir freundlich die Hand; nach kurzem Bedenken nahm sie das Wort:

„Vor meiner treuen Freundinn, brauche ich mein kleines Geheimniß ferner wohl nicht zu verhehlen." Sie hielt mir das Bild hin. Es war auf Elfenbein gemalt, ohne Rahmen, nur auf ein schützendes Papier geklebt; und stellte etwas mehr als das Bruststück eines schönen hellbraungelockten Knaben von ungefähr zwölf Jahren vor; er war wie ein Genius, halbnackt abgebildet, und betrachtete sinnend einige Cypressenreiser, welche er in einen Kranz zu binden beschäftigt war; diese schienen aber von einer andern weniger geübten Hand herzurühren. —

„Es sind früher Myrthen gewesen!“ begann Manuela mit niedergeschlagenen Blicken.

Ich sah sie fragend an.

„Mehrere Jahre sind es schon her,“ fuhr sie fort, als ich mich eines Morgens bei dem Vater in seinem Cabinette befand, wo er eben in seinem Sekretaire nach einem verlegten Papier suchte. Er kramte in verschiedenen Fächern und Schubladen herum, wovon einige halb offen standen; meine kindliche Neugier ließ diese gute Veranlassung, manche köstliche noch nie gesehene Sache zu betrachten, nicht unbenutzt; unter andern fiel mir auch dieses Bild, das sorgfältig eingewickelt war, in die Hände; erst nachdem ich es seiner Hülle beraubt hatte, und in laute Bewunderung ausbrach, bemerkte es der Vater. Statt böse zu werden, wozu er wohl Ursache gehabt hätte, verweilten seine Blicke liebreich auf mir und dem Bilde. Das flößte mir Muth ein. „Soll ich es haben, Vater?“ fragte ich liebkosend. — „Warum nicht,“ gab er bedächtig zu Antwort, „wenn du es recht heilig halten; es niemanden zeigen, und mir versprechen willst, es recht lieb zu haben.“ — Das versprach ich mit Freuden:

„Wen ſoll es vorſtellen, Vater?“ fragte ich weiter. — „Ein Kind, ein liebliches Kind, wie Du — Ihr gehört euch beide an!“ — Er ſprach wohl noch mehr, deſſen ich mich nicht beſinnen kann, allein ich hielt mein Verſprechen in Ehren, denn recht bald wurde mir das Bild immer theurer und werther; jeden kleinen Verdruß, jede Freude vertrauete ich ihm; oft wenn ich mich den Eltern mit weit aufgeſchloſſenem Gemüth näherte, und der Vater, mit anderweitigen Gedanken beſchäftigt, mich nur flüchtig anhörte; oder die Mutter über meine kindlichen Aeußerungen in ein lautes, meinen kleinen Stolz kränkendes Gelächter ausbrach, und dann die hervorquellenden Thränen mit Obſt oder Spielſachen wieder trocknen wollte, nahm ich zu ihm meine Zuflucht; ach! keine meiner kleinen Spielgefährtinnen verſtand mich ſo gut wie er: Sein anmuthiges Lächeln, ſein ſinniges Schweigen gab mir befriedigende Antwort. — Es war damals ein Glas über dem Bilde; einſt zerbrach es unter meinen kindiſchen Liebkoſungen, und die Myrthenzweige wurden alle beſchädigt; ich erſchrak, legte es ſtill hin und vergoß viele Thränen! Ich

hatte meinen einzigen Freund verletzt. — Es war als hätte dadurch unsre Vertraulichkeit einen gewaltigen Stoß erlitten. Ich wagte nur selten ihn anzusehen, und eine Traurigkeit befiel mich, die wirklich anhaltender war, als man an mir den Jahren nach hätte vermuthen sollen; da fiel es mir einmal ein, daß ich ja schon nicht übel zeichnete; wie glücklich, wenn ich ja selbst, ohne daß es Jemand erführe den Schaden ersetzen könnte. Ich wurde auf einmal so übertrieben fleißig, daß es meinem Lehrer erst Verwundrung, dann das höchste Lob abzwang. — Endlich nahm ich zitternd das Bild vor. — Allein — habe ich mich in den Farben vergriffen oder in dem vorgelegten Muster? es bildeten sich unter meiner Hand ganz andere Reiser, als die früher abgebildeten. Ich merkte nichts davon, und rückte immer weiter in meiner Arbeit fort. So wurde ich von meinem Vater überrascht; froh über das, so wie es mir selbst vorkam, schon Gelungene, erzählte ich ihm aufrichtig den ganzen Verfall. — Er lächelte und nahm das Bild in die Hand um es genau zu betrachten. — „Wie Manuela!“ rief er auf einmal betroffen, fast

unwillig: „Du haſt ja die Myrthen in Cypreſſen, Zärtlichkeit und Liebe in Grabesreiſer umgewandelt. Du haſt ja doch den Tod nicht abkonterfeien wollen?“ — Er legte das Bild ſchnell vor mich nieder, und entfernte ſich betreffen, ohne ein Wort weiter zu ſagen. Ich ſah ihm verwundert nach, dann verſank ich in tiefe Betrachtungen; ein unwillkührlicher Schauder überlief mich: Das Bild war vollendet; ich ſcheb es leiſe hinweg, und verſteckte es tief unter meine andern Sachen. — Doch lange dauerte der Unwillen, deſſen Urſache ich keinem andern als mir ſelbſt zuſchreiben konnte, nicht, das Bild war ja mein beſter Freund geweſen, und ſo wie ich den immer hellern Betrachtungen Raum gab, gewann es ſeine alten Rechte wieder, ja noch größere als vorher. — Hatte nicht unſer würdiger Pfarrer und Beichtvater in der Vorbereitung zu dem heiligen Abendmahl mich gelehrt: Daß der Tod kein Schreckensbild ſey, nur ein ſtiller Freund, der uns in ſeinen Armen zu dem wahren Leben hinüber trägt — und war es nicht damals, als hätte er nur die Worte gebraucht, die ich in meinem Innern geſucht, um

denſelben Gedanken damit auszuſprechen! Hatte er nicht ſelber mir das ſcheußliche Gerippe, worunter die Kirche den Tod abbildet, als unwahr und falſch geſchildert? kannte ich nicht den ſtillen lieblichen Genius mit der geſenkten Fackel, mit dem die Alten ihre Grabmähler bezeichneten; und durfte es dem chriſtlichen Glauben nicht freiſtehen, ſich auch in dem Tode einen lieblichen Engel vorzuſtellen, deſſen freundliche, ſinnige Blicke nur die fröhlichen Geheimniſſe des Jenſeits ahnen laſſen dürfen! der einen Cypreſſenkranz windet, um damit zu bezeichnen, daß er, für den glücklichen Todten unbeſorgt, nur daran denkt, als ein redlicher Bote den trauernden Hinterbliebenen einen Gruß, der ihren Schmerz anſpricht, von dem Geſchiedenen zu überreichen. — „So ſey denn Du," ſagte ich zu mir ſelbſt, „namenloſer Freund! den ich vorher zwar liebte, aber nicht kannte, ſey Du mir von nun an das Bild des Todes! Laß mich wie zuvor in allen Widerwärtigkeiten des Lebens Troſt bei Dir ſuchen und finden, Du der Menſchen letzter Troſt! Und haſt Du, durch die unwillkührliche Verirrung meines Pinſels mir bezeichnen wollen, daß Du mich früh

hinübertragen wirſt, wehlan! Dann ſollſt Du mich auch nicht unvorbereitet finden; mögen auch deine Arme ſo kalt ſeyn, wie man ſagt, ich werde es doch nicht ſpüren; denn da werde ich kälter ſeyn als ſie; allein Du trägſt mich ja der Wärme der ewigen Sonne entgegen. „Von dem Augenblicke an, wurde der vertraute Freund meiner erſten Jugend der Genius meines beſſern Selbſt, zu dem ich mich flüchte, wenn das Leben mich beängſtiget, von dem ich weiß, daß er mich einſt zu einem beſſern ſanft hinübertragen wird. Nie habe ich ihm ſo innig genaht, als jetzt, da er ſich der Mutter genähert; ich weiß, er kann ſie, wie ſehr ſie ihn auch fürchtet, nur beglücken, und mit Ruhe erwarte ich, was der Himmel beſchloſſen hat. Der Anblick dieſes Bildes bringt immer Gleichmuth und Ergebung in meine Seele."

Ich umfaßte gerührt die theure Schwärmerinn; und in der That, das Bild übte auch über mich, ihrer Erzählung eingedenk, einen ſtillen Zauber aus. Es war ſo bedeutend in das Leben der Freundinn getreten. — Ich habe es recht genau betrachtet; es ſcheint aber weniger ein Ideal als Portrait zu ſeyn: aber weſſen? Doch muß

ich bemerken, daß es gar keine, ſelbſt nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit Manuela's Zügen hat; denn wahrſcheinlich wird es Dir, ſo wie mir, einfallen, daß es vielleicht den Bruder vorſtellen könne, deſſen geheimen Urſprung die Mutter mir anvertrauet hat, wenigſtens ſcheinen die Worte des Herrn von Hanau der Beziehung zu entſprechen.

Als ich wieder in das Krankenzimmer trat, fand ich die Mutter leiſe und ſanft ſchlummernd. Die Krankheit hatte ſich gebrochen; doch genas ſie nur ſehr langſam. Die Annäherung zwiſchen Mutter und Tochter hat bei der erſten eine neue, zärtliche Empfindung erregt, die jedoch, ſo wie die körperlichen Kräfte der Kranken hergeſtellt wurden, zu einem Gefühl des Triumphs übergegangen iſt, den die hochfahrende Frau ſelbſt gegen den Gatten geltend zu machen ſucht, und ihre wahrſcheinliche Abſicht nur errathen läßt; ich ſehe ſchon den unerwünſchten Augenblick kommen, wo ſie mich zu ihrer Vertrauten machen wird.

3.

In den erſten Tagen des Septbr. 17'3.

Was ich wegen Mannelas Zukunft befürchtete, iſt eingetroffen, doch wird der unerwartete Erfolg ganz anders, noch weiß es nur Gott, ob auch beſſer ſeyn, als ihn uns das Ereigniß in ſeinem Entſtehen verkündigte.

Die Mutter war ſchon völlig hergeſtellt, nur eine Schwäche war zurückgeblieben, die ſie ſanfter als ſonſt machte, und ihr eine faſt rührende Liebenswürdigkeit verlieh. Da fuhr eines Tages plötzlich und unerwartet ein prächtiger Reiſewagen vor, der in einem Augenblick von mehreren Livreebedienten umgeben war, die alle auf demſelben, Gott mag wiſſen auf welche Art, Platz gefunden hatten. Herr von Harrau eilte ſelbſt hinunter, um den Fremden zu begrüßen, und ehe eine Viertelſtunde vergangen war, hallte der Name des Grafen di Ladugne ebgleich faſtzur Unkennt-

lichkeit entſtellt, von allen Winkeln und Ecken des geräumigen Hauſes wieder.

Die gnädige Frau ließ mich eiligſt rufen. Ich fand ſie in voller Beſchäftigung vor ihrem Spiegel: „Es iſt ein venetianiſcher Nobile,“ rief ſie mir franzöſiſch entgegen. „Ich erſuche Sie, meine Beſte! ſorgen Sie heute ſelbſt für Manuela's Toilette!“

Ich wollte eben bemerken, daß dieſe Sorgfalt dem einfachen Mädchen nur befremdend erſcheinen dürfte, als Herr von Harrau hereintrat. Er ſchien eben ſo verſtimmt zu ſeyn, als ſeine Gattinn roſenfarbiger Laune war. Es ergab ſich in meiner Gegenwart, daß die unerwartete Erſcheinung des Grafen, die Folge einer ſehr angelegentlichen Einladung der Frau Gemahlinn war, die ſeine Bekanntſchaft in der Reſidenz gemacht, wohin eben ſeine Ankunft, bei den bedeutenden Verbindungen, in welchen Herr von Harrau mit ſeinem Hauſe ſtand, dieſen berufen hatte. Zu ſpät runzelte nun der Gatte die Stirn, doch unterdrückte er die ſchon aufflammende Heftigkeit. Ich ſah recht gut ein, daß er dem Beſuch des Grafen gern ausgewichen wäre, aus Furcht deſſen, worauf

die hochmüthige Mutter ihre süßesten Hoffnungen bauete.

Seine Unruhe war sichtbar; er gab mir heimlich zu verstehen, daß er mich zu sprechen wünsche. So wird mir, mit meinem redlichen Herzen, vielleicht die peinliche Rolle gegeben, die Vertraute aller Beiden zu spielen; doch durch die dunkeln Wolken funkelte mir winkend ein heller Stern: Manuelas Glück!

Erst in dem Speisesale bekamen wir den Fremden zu sehen. — Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen? Stelle Dir, liebe Schwester, ein kleines zierliches gepudertes Männchen vor, mit einer flachen durchaus nicht italienischen Physiognomie, matten blauen Augen, denen selbst der feurigsten Champagner oder Chambertin gewiß nur eine leichte, vorüberfliegende Sinnenglut zu verleihen vermöchte; übrigens recht gefällige, doch unbedeutende Züge. Der Graf kann höchstens drei bis vier und zwanzig Jahre alt seyn, doch sieht man es ihm an, daß er, noch einen guten Theil seines Lebens verauslebt habe — oder sollten diese blassen Züge, diese eingefallenen Wangen und halb erloschenen Augen nur eine Folge der

ſtrengſten Enthaltſamkeit, der kleinlichen, e Heiterkeit entſagenden Frömmelei, und der Hingebung aller Arten von Kaſteiungen ſeyn, welches alles, ſo wie ich höre, ſchon ſeit Jahren ſeine Vorfahren und die frühverſtorbenen Eltern, trotz ihrer großen Reichthümer, die Ihnen auf eine umgekehrte Rolle Anſprüche gaben, in Geruch der Heiligkeit gebracht haben? Seine nächſte Umgebung beſteht aus einem Abbate, deſſen Züge mir ein Räthſel ſind, welcher ſein Schatzmeiſter und Beichtvater zugleich, und aus einem Kammerdiener, der augenſcheinlich mehr ſein Vertrauter als ſein Bedienter iſt. Der letzte hat zwar ein ſehr verſchmitztes Geſicht, allein ſeinem äußeren Benehmen nach, könnte man ihn, wenn er kein Italiener wäre, für einen der Stillen im Lande halten.

Der Graf ſelbſt iſt ſeit ſeinem elften Jahre elternlos geweſen, und ſeit ſeinem achtzehnten, da er mündig erklärt wurde, hat er theils in Venedig, theils in Wien gelebt, und auch mehrere Reiſen in ſeinem Vaterlande gemacht. Er hat, in ſo fern das Geld immer einen Glanz abwirft, eine glänzende Rolle geſpielt, und was mitunter auch für

eine Tugend gelten kann, der Ruf hat sehr wenig mit ihm zu schaffen gehabt; jedoch weiß die Frau von Harrau sehr viel von den edlen Gesinnungen, dem frommen Charakter, und den strengen Grundsätzen, welches alles er bei mehreren Veranlassungen an den Tag gelegt haben soll, zu erzählen.

Bei seinem ersten Auftritt war er sehr einsylbig, fast verlegen, doch sobald er nur ein wenig einheimisch geworden war, trat auch bei ihm die Zuversicht hervor, die von Geburt und Vermögen unzertrennlich ist; jedoch war seine Unterredung immer ziemlich flach und abspringend, und schien am liebsten bei seinen frommen Vorfahren und bei Kirchenfesten zu verweilen. — Die Wirthinn übertraf sich selbst in Zuvorkommenheit, und mit einer noch nicht von mir bemerkten Gewandtheit wußte sie alle längst verblichenen Ritter, Generale und Obersten, aus ihrer Familie, auf das Tapet zu bringen. Herr von Harrau war höflich, ohne herzlich zu seyn, zuvorkommend ohne sich etwas zu vergeben; Manuela wie immer. Sie schien nicht einmal zu merken wie bald und leicht sie, zu dem unverkennbaren Triumph ihrer Mutter, wirklich an dem Grafen eine Eroberung ge-

macht hatte. Herr von Harrau hatte mir schon den ersten Tag seine Besorgnisse mitgetheilt; ich beruhigte ihn mit der Ueberzeugung, daß nur Geist und Gemüth Manuelen fesseln könne. Er gab mir Recht, fügte aber bedenklich hinzu: „Allein die Mutter, unter wie vielen Masken von mütterlichen Ueberredungen, von erheuchelten Thränen, von schlauen Vorspiegelungen wird die Eitelkeit thätig seyn.“ —

Betheuernd versetzte ich: „Ich würde über Manuelens leicht zu überraschendes Herz wachen.— Es erkennt noch nicht die eigne Würde, und muß nun auch den Werth der Freiheit kennen lernen, um beide behaupten zu können.“

„Recht gut! Allein,“ fügte er etwas betreten und düster hinzu, indem er mich schnell verließ. „Gehorsam bleibt doch immer die erste kindliche Pflicht! und woher wissen Sie, ob nicht schon über ihre Hand bestimmt ist!“

Da wurde mir im Ernst beklommen, denn es lag ja deutlich in seiner Aeußerung, daß der Vater auch seine Absicht hatte, die dem armen Mädchen vielleicht weit gefährlicher, als die der Mutter werden konnte; um so mehr, da der

herrische, öfters ungestüme Mann alle kleinlichen Mittel verwerfen, und vielleicht einen eisernen Willen aufstellen würde, an dem meine Ohnmacht und Manuelens Glück scheitern dürften, in der That, ohne meine redliche Anhänglichkeit an sie, hätte ich gern ohne weiteres dem Hause den Rücken gekehrt, das schon nach meinen Ansichten gehässigen Leidenschaften preisgegeben war.

Die Mutter schien, so wie ein vertrauteres Verhältniß zwischen ihr und dem Grafen täglich fester wurde, sich von mir zurückzuziehen. — Ich weiß nicht, trauete sie mir nicht recht, oder standen sie beide in der Meinung, daß ihr Zweck durch eine allgemeine Ueberraschung am leichtesten erreicht werden könne? Du wirst hören, es war darauf angelegt und nicht ganz übel; denn die Hausfrau wußte recht gut, daß Herr von Harrau, so beharrlich er auch auf seinem einmal gegebenen Worte bestehe, auch eben so leicht verleitet werden könne gegen die eigne Ueberzeugung zu handeln, wenn ein ganz unerwarteter Antrag ihm auf eine imponirende Weise plötzlich zu dringender Entscheidung vorgelegt würde. Und

der Graf meint allerdings imponiren zu können. Gott Lob mit ihm wissen wir nun woran wir sind. —

Eines Tages, als das Mittagsmahl beendigt war, der Abbate das Zimmer verlassen hatte, und also die Familie mit dem Grafen und mir allein blieb, gesellte er sich wie gewöhnlich zu Manuela, und indem er einen Ring mit einem dunklen Rubin, den sie so lange ich sie kenne immer getragen, aufmerksam und lobend betrachtete, zog er ihn wie spielend von ihrem Finger. — Sie verlangte ihn scherzend zurück; da verzog sich plötzlich die lächelnde Miene des Grafen zu einem feierlichen Ernst; er kniete vor ihr nieder, beschwor sie ihm den Ring zu schenken, und in diesem die Zusicherung seines höchsten Glückes.

Manuela trat erstaunt zurück. Ihre Augen suchten die Eltern. — Die Mutter warf ihrem Gatten einen halb flehenden, halb triumphirenden Blick zu; allein Herr von Harrau, dessen ahnender Seele dieser Auftritt nicht, so wie man gehofft, unerwartet kam, trat ruhig einen Schritt näher. Der Graf drehte sich mit Manuela an

der Hand, welche er festgehalten, zu ihm herum, mit den Worten: „Sie haben nun meine Gesinnungen gehört, und kennen schon seit lange meine äußeren Verhältnisse. Ich darf hoffen, beides wird dazu beitragen, in so fern meine Person und meine Denkungsart Ihnen nicht zuwider sind, daß Sie selbst, mein edler Gastwirth, mir bei ihrer schönen Tochter das Wort reden werden!“

„Herr Graf!“ entgegnete der Vater nach kurzem Bedenken: „Sie entreißen mir, um der leider abschlägigen Antwort jeden Stachel von Argwohn irgend einer persönlichen Beleidigung zu benehmen, ein Geheimniß, das noch nicht an das Licht zu treten bestimmt war; meine Tochter ist Braut!“ —

„Braut!“ tönte erstaunt von allen Lippen, selbst ganz leise von Manuelens.

„Ja! Herr Graf!“ fuhr Herr von Harrau fort: „Und damit Sie sich überzeugen, daß ich einer, obgleich unverhofften, jedoch hochgeschätzten Ehre keine leere Ausflucht entgegen stelle, bin ich verpflichtet Ihnen den Bräutigam zu nennen:

Sie kennen doch gewiß das Haus Orbitelli und Sohn in Rom.“

„Wie sollte ich nicht? zwischen Ihnen und ihm sind alle meine auswärtigen Geschäfte vertheilt. „Er ist,“ fügte der Graf etwas finster hinzu; „meiner Familie fern verwandt, aus einem alten berühmten Geschlecht, und hat früh sein altes Schwert in die Wechselbank verschlossen. So wie ich! — Handelsverbindungen führten mich vor fast zwanzig Jahren, während meines Aufenthaltes in Italien mit ihm zusammen. Obgleich jene sich immer fester verschlungen haben, sind sie doch nicht so fest zusammengewachsen wie unsre jugendliche Freundschaft. Seit mehr als zehn Jahren ist meine Tochter seinem Sohne verlobt; in so fern nämlich der Jüngling ihrer würdig seyn würde, und ihr freies Herz sich gegen ihn hinneigen kann.“

Wir schwiegen alle; selbst die hochbestürzte Mutter konnte keine Worte finden. Der Graf sah sie etwas einfältig an. „Höchst sonderbar,“ nahm dieser endlich das Wort, „doch ich muß Ihnen glauben. Also ganz ohne Vorwissen ihrer Frau Gemahlinn?“

„Ohne das Verwiſſen irgend eines Dritten; ſelbſt meine Tochter erfährt es heute zum erſtenmal. Allein Herr Graf! ich bin Mann und Vater. Dieſen Ring," fügte Harrau leicht hinzu, während er ihn höflich aus der Hand des Grafen wand, „dieſen Ring, den einzigen, den meine Tochter je getragen, und der daher einen bindenden Zauber in ſich faßt, habe ich heimlich dem Bräutigam aufbewahrt."

„Ich verſtehe!" ſeufzte Ladugne. Langſam, zum erſtenmal mit einer dunklen Gluth in den matten Augen, die mir einen kalten Schauder einflößte, trat er vor Manuela hin, küßte ihr ehrerbietig die Hand, und wie mit einem Anfluge von Geiſt, ſprach er nicht ohne Bitterkeit: „So leben Sie denn wohl, mein Fräulein. — Zwar kann ich das Geſchick, welches mich von Ihnen trennt, nicht ehren, allein die Ehre meiner Verhältniſſe gebietet mir, ihm zu weichen. „Erlauben Sie," ſetzte er noch gegen uns ſich verbeugend mit Stolz hinzu, „daß ich den unverhofften Schmerz, welcher mir ſtatt des Glückes in dieſen Mauern entgegen ſprang, wenigſtens dadurch erleichtere, daß ich mich einem Orte

entziehe, wo jede Minute ihn nur unheilbarer macht.“ Er verließ ſchnell den Saal.

Wir bleiben alle verlegen zurück. Harran ſtellte ſich mit dem Rücken gegen uns gekehrt ſchweigend in ein Fenſter hin, und trommelte leiſe mit den Fingern auf die Scheibe. Seine Frau ſchlich mit hochglühendem Geſichte aus dem Zimmer.

Manuela ſah mich fragend an. Ich ſchlug meine Augen zu Boden, damit ſie ihr gar nichts ſagen ſollten. Ich war überzeugt, daß die reine Seele des unbefangenen Kindes das rechte und beſte ergreifen würde. Nach kurzem Nachſinnen nahete ſie ſich dem Vater und klopfte ihn leiſe auf die Schulter: „meinen Ring! Vater!“ ſagte ſie ſanft.

„Ich möchte gern“ gab er ihr etwas verlegen, mit freundlichem Lächeln zur Antwort, „ihn noch heute deinem Verlobten überſenden!“

„Mein Gott! Es iſt alſo wirklich Dein Ernſt! Sobald ſoll meine fröhliche ſtille Kindheit zu Ende gehn. Du willſt mich der lieben gewohnten Gegenwart, Deiner und der Mutter

heiligen Nähe entziehen, und mich einem fremden Manne übergeben, mich, die ich keinen einzigen Mann noch gekannt habe?"

„Sey ein gutes Kind! Manuela!" fuhr er verwirrt fort. „Es ist der liebste Wunsch eines Vaters, dessen Glück nur in dem deinigen blüht. Besinne Dich! Der Bräutigam ist Dir nicht unbekannt. Du hast seine geliebte Nähe schon geahnet. Das schöne Bild, das Dir so fest ans Herz gewachsen ist, stellt ihn als Knaben vor; und jetzt deiner Liebe nicht weniger werth, möchtest Du ihm wohl diese entziehn?"

Manuela schwieg überrascht und verwirrt. — „Nun," fuhr der Vater fort, „darf ich dem, den du schon im Bilde lieb gehabt, deinen Ring nicht anvertrauen?"

„Vater!" flüsterte sie nach kurzem Besinnen, fast erröthend, „laß mich erst ihn lieben lernen; damit du aber siehst, daß dein Kind nicht eigensinnig ist, werde ich bis dahin den Ring bei dem Bilde aufbewahren; und ihn als ein fremdes Eigenthum fürder nicht mehr tragen. — Allein ich will ihn oft betrachten. Er soll mir die

neuen Pflichten zuflüstern, gegen den, um welchen ich meine Eltern einst verlassen soll, wenn sie es befehlen, und Vater! nicht wahr auch mein Herz!"

Er reichte ihr gerührt den Ring hin, küßte ihr die erröthenden Wangen, und verließ uns schnell mit den Worten: „Ich will noch heute dem Vater schreiben, — Ein vor der Zeit enthülltes Geheimniß fordert Eile, damit die Zeit nicht die Voreiligkeit rächе. Er soll den Sohn, so bald wie möglich herschicken; vorläufig werde ich sein Bild, so wie er jetzt aussieht, kommen lassen."

Manuela winkte mir schweigend. Ich folgte ihr in ihr Zimmer; dort warf sie sich ängstlich, mit klopfendem Herzen an meine Brust: „Kommen Sie," flüsterte sie, nachdem sie sich erholt hatte, „Sie sollen Zeuge seyn, daß ich mein Wort erfülle." — Sie nahm das kleine Bild schnell hervor, als sollte es ihr einen neuen Gegenstand zeigen. So wie sie die Augen darauf warf erblaßte sie. —

„Was ists?" rief ich erschrecken.

Sie faßte sich schnell: „Es fällt mir jetzt ein,“ erwiederte sie ernst: „Es ist ja mein Genius, der freundliche Tod; und ihm hat der arme Vater unbewußt und so früh seine Tochter geweiht?“

„Sie vergessen,“ entgegnete ich lächelnd, „daß Ihre lebhafte Phantasie selbst das Bild dazu geschaffen hat, und daß sich jene über den Gegenstand getäuscht, beweiset Ihr Erschrecken.“ —

„Nein! meine Freundinn!“ gab sie eben so ernst zur Antwort, „ich liebe ihn ja, und sehe ihn gern kommen. Es ist nur ein leichter Schauder der irdischen Natur, dessen sich die Seele nicht erwehren kann, weil in ihrem genauen Bunde ihre Eigenschaften in einander fließen, und der unsterbliche Theil unwillkührlich die Verwesung des vergänglichen auf sich überträgt. Es ist nur ein leichter Tribut an die Erde, die von dem Uebersinnlichen in mir schon längst überwunden ward; und bestätigen nicht tausend Erfahrungen, daß öfters dem unwillkührlichen Spiele unserer Phantasie eine wohlthätige Vorbedeutung zum Grunde liege. Nun weiß ich klarer als je was mich erwartet.“

Sie befeſtigte den Ring mit einem ſeidenen Faden an das Bild, faſt ſo wie eine wunderthätige Madonna mit Perlenſchnüren geſchmückt daſteht, und ſchloß es darauf wieder ein.

Du kannſt wohl begreifen, liebe Schweſter! daß ich dieſe ſonderbare Anſicht unſrer holden Schwärmerinn mit allen Waffen der Freundſchaft und der Vernunft bekämpfe; ob es mir gelungen iſt oder gelingen wird, weiß ich nicht. Sie iſt wie immer ruhig und gelaſſen. Sie widerlegt mich mit allen Gründen ihrer kleinen Philoſophie, und wenn ſie nicht weiter kann, giebt ſie mir Recht und lächelt. —

Die Mutter ſucht mich wieder für ſich zu gewinnen. Sie hat mir ſelbſt anvertrauet, daß ſie nachher noch denſelben Tag, vor der ſchleunigen Abreiſe des Grafen, eine lange Unterredung mit ihm gehabt hat. Die Wendung, welche Herr von Harrau der Sache gab, war beiden ſo unerwartet, daß alle genommenen jetzt aber unanwendbaren Maaßregeln verloren gingen. Wahrſcheinlich iſt ein andrer Plan geſchmiedet, den die Frau von Harrau mir doch nicht mitgetheilt hat; ich ſehe es ihr aber an, daß ſie den Muth noch nicht ver-

loren hat. So viel hat sie mir nur anvertrauet, daß der Graf unverzüglich zurück nach Italien gegangen sey, in Familienangelegenheiten, wie sie sagt! Doch sollten sich diese so plötzlich dargeboten haben, oder ihm auf einmal so wichtig geworden seyn?

Der Vater ist auch nicht unthätig gewesen. Er hat einen Brief sehr geheim per Estafette nach Rom abgeschickt. — Wir erwarten alle, jedes auf seine Weise, mit heimlichem Beben, die Dinge die kommen werden. —

4.

In den letzten Tagen des Septbr. 17°3.

Nur in aller Eile diese wenigen Zeilen. — Das ganze Haus, so wie auch ich, ist mit Packen beschäftigt. — Wir gehen alle nach Italien, und nicht, einmal den gewöhnlichen Weg über Wien und Venedig. Die letzte Stadt, wo der Graf sich aufhält, scheint Herr von Harrau geflissentlich

vermeiden zu wollen. Wie sehr wünschte ich, da wir doch nun einen kleinen Umweg durch Tyrol nehmen müssen, diesen nur ein wenig mehr seitwärts verlegen zu dürfen, um Dich liebe Schwester in deinem stillen Bergthale im Fluge umarmen zu können. Allein ich darf diesen kleinen Wunsch nicht laut werden lassen, denn Herr von Harrau treibt und treibt, und kann die Stunde kaum erwarten, wo wir alle in dem Wagen sitzen werden.

Nachdem er die letzte Zeit durch fleißiges Schreiben seine Ungeduld niedergekämpft hatte, kam endlich gestern Morgen die Antwort aus Italien per Estafette zurück.

„Das Portrait für Dich Manuela!“ rief er dem Mädchen lächelnd zu, indem er uns heiter zuvor eilte, um dem Bedienten das Paquet abzunehmen. — Er schloß sich in sein Cabinet ein; erst nach dem Verlauf einer guten Stunde, trat er langsam und düster heraus: das weibliche Kleeblatt war eben erwartungsvoll, ein jedes gewiß mit klopfendem Herzen versammelt.

„Meine Tochter und ich,“ begann er, indem er ihre Hand ergriff, „werden eine schnelle Reise

machen. — Wollen Sie uns begleiten, meine Damen! Ich muß hin, Manuela! Er kann vor der Hand nicht kommen. Doch ich hoffe, Du willst deinen Vater deinetwegen nicht allein in die Welt schicken. Du folgst mir doch gern."

Manuela warf einen schnellen Blick auf mich, als wollte sie sagen: zum Tode; dann reichte sie dem Vater freundlich die Hand, und flüsterte leise: „Ich gehorche!"

Die Frau von Harrau erklärte sich zu unsrer Verwunderung augenblicklich bereit. — In so fern ich habe bemerken können, ist über den Antrag des Grafen kein einziges Wort zwischen ihr und dem Gatten gewechselt.

Daß ich meine kleine Freundinn weder verlassen konnte noch wollte, wirst Du leicht selbst einsehen. — Theils um eine bei ihr wohl voraus zu setzende kleine Neugierde zu befriedigen, theils auch um ihre Aufmerksamkeit von dem gefährlichen Bilde etwas abzulenken, fragte ich den Vater, in dem ersten Augenblick wo ich ihn allein traf, nach dem erwarteten Portrait.

„Gut, daß Sie mich daran erinnern" fiel er mir in die Rede. — „Ich habe es bekommen,

und will es sogleich herholen; wenn es nicht geschmeichelt ist, dann" — er ging einige Augenblicke in tiefem Nachdenken auf und ab; endlich blieb er stehen. „Es ist beßer so," fuhr er in seiner unterbrochenen Rede fort: — „Sagen Sie Manuela! ich werde es ihr aufbewahren. — Sie soll ja doch, hoffe ich, bald den Bräutigam selbst sehen. — Ich will doch lieber Erwartungen, die vielleicht nie erfüllt werden können, nicht erwecken!"

Was kann er meinen? Ich habe seinen Auftrag ausgerichtet. Morgen sitzen wir schon im Wagen; wir erwarten nur den Boten zurück, der nach Wien an sein Comptoir abgegangen ist, um die nöthigen Wechselbriefe zu erhalten. Dann wird in wenigen Tagen wohl dies Räthsel gelöset seyn. Sein vieljähriger treuer Bedienter, Jacob, ist schon voraus als Courier abgegangen.

5.

Bologna. — Mitte des Octob. 17°3.

Theuerste Schwester! Mitten in einem fremden Lande, unter neugierigen, habsüchtigen Leuten, denen wir uns nur unzulänglich verständlich machen können, an einem Orte, wo wir nicht die Gesetze kennen, deren Schutz wir bedürfen, oder die herauszufinden, die uns nützlich seyn würden, sind auf einmal unsre Schritte gehemmt. Möge meine Seele, indem ich alles, was uns begegnet ist, und nur verworren mir verschwebt, um es Dir berichten zu können, in ein Ganzes zusammenzufassen mich bestrebe, das verlorne Gleichgewicht wieder finden, und mir einen ruhigen Hinblick auf unsere Lage gewähren. Wie liegen doch in dieser Welt die feindlichsten, entgegengesetzten Dinge einander naht. — Reichthum und Noth — Gesundheit und Todeskampf — Hochzeit und Grab. — Wir eilten um eine Braut zu schmücken, und indem ich diese Zeilen niederschreibe, hallen die

die abgemessenen Tritte, womit man den Sarg des Herrn von Harrau auf die Flur hinunter trägt, durch die gewölbten Zimmer.

Wir hatten eine glückliche, fast übereilte und zugleich traurige Reise bis hieher gemacht. — Gewiß, jeder von uns empfand eine geheime Unruhe in dem Gemüthe, ohne jedoch das ihm Bevorstehende zu ahnen. Besonders bezeigte sich Herr von Harrau finster und ungeduldig. Endlich kamen wir hier an; allein es wurde um nichts besser. Er lief selbst auf die Post, um zu erfahren ob kein Brief für ihn angekommen sey. — Es war keiner da. Er kehrte sehr übellaunig und unmuthig zurück. Niemand, selbst Manuela nicht, wagte zu fragen. Seine Niedergeschlagenheit steckte uns beide an, nur die Frau blieb unerschütterlich gleichmüthig. Es ist traurig, herzzerreißend ist es, wenn in einer Ehe das Unglück des Einen die Zufriedenheit des Andern macht; — denn er war uns allen deutlich, daß die Unruhe des Gatten Bezug auf das Haus Orbitelli hatte. —

Den folgenden Tag gegen Abend trat der alte Jacob plötzlich in's Zimmer. Er blieb stumm bei der Thür stehen, und winkte dem Herrn. Wir

ſahen es ihm alle an, daß er ein Unglücksbote war. Herr von Harrau erblaßte! „Gott! meine Ahnung!“ rief er aus, und zog den Bedienten mit ſich in das abgelegenſte Zimmer.

Nach einer unendlich langen halben Stunde, ſtürzte der alte Diener, an allen Gliedern zitternd heraus, und ſtammelte mit Mühe hervor: „Hülfe! Waſſer!“ Selbſt Hülfe bedürfend ſank er erſchöpft in einen Seſſel; jedoch von entſetzlicher Angſt getrieben, achteten wir wenig darauf, und eilten ihm vorbei zu dem Herrn, den wir, vom Schlage gerührt, an dem Boden liegend antrafen.

Die Gattin warf ſich jammernd vor ihm nieder; Manuela ſtand regungslos, wie eine ſtarre Bildſäule da. — Gott Lob! die Geiſtesabweſenheit der andern gab mir meine Beſonnenheit wieder. Mehrere Leute waren hereingeſtürzt. — Der Herr von Harrau wurde ins Bette gelegt, ſchnell nach einem Arzt geſchickt, und es gelang mir die Frau, die mir in ihrer unmäßigen Verzweiflung recht widerlich vorkam, zu entfernen.

Manuela hatte die Rechte des Vaters mit der einen Hand ergriffen, und mit der andren feſt

an ihre Bruſt gedrückt; als wollte ſie dadurch die unbändigen Schläge ihres Herzens hemmen, ſtand ſie mit gewaltiger Faſſung an ſeiner Seite, und ſah ihm unverwandt in das erſtarrte Auge. Sie war nicht hinwegzubringen, und merkte nichts von dem, was rings umher vorging.

Endlich trat der Arzt Sandrini ein, ein ernſter, jedoch gefälliger Mann. Die bloße Gegenwart eines Arztes pflegt gern Zutrauen zu erregen, und noch mehr mußte dies ruhige, theilnehmende Geſicht es thun. — Ein Wort von ihm ſchien zugleich Manuela zu ſich ſelbſt zu bringen; wir mußten uns beide auf ſeinen Befehl entfernen. —

Welche tödliche Minuten der grauſamſten Ungewißheit, die durch die Nachricht, daß der Kranke ſich wieder erholt habe, ſich noch länger, mit langſamer Marter bis zu ſeinem vorgeſtern Morgen erfolgtem Tode, ausdehnte. Wie viele Momente, reich an Schmerz, Thätigkeit und Erfahrungen, haben ſich in dieſem kurzen Zwiſchenraum zuſammen gedrängt. Wir flogen ſogleich zu ſeinem Bette. Er lächelte mir ſchwach entgegen. Seine Beſonnenheit war zurückgekehrt,

allein alle Functionen des Körpers waren gelähmt, und es kostete ihm Mühe einzelne Worte zu sprechen.

Auch die Frau von Harrau hatte sich, sich selbst überlassen, bald erholt. Sie trat zwar beruhigter, doch immer weinend und jammernd vor das Bett des Gatten. Ich verstand ihre forschenden Blicke recht gut, welche, da sie nicht zu fragen wagte, den Ort herauszufinden suchten, wo der Schlüssel zu dem Reisekästchen ihres Gemahls sich befand. Wahrlich nicht aus Mißtrauen, das erst bei ihren scheuen Blicken in mir entstand, und vielleicht auch ungerecht seyn möchte, sondern um keine Unruhe bei dem Kranken zu erregen, wenn er ihn vielleicht vermissen sollte, hatte ich diesen, und mehrere kleine Sachen, der Tochter in Verwahrung gegeben. Seiner Brieftasche hatte sie sich aber, weil sie aus dem Kleide hervortragte, so wie ich später erfuhr, sogleich bemächtigt. Als der Gatte zu schlummern schien, und der Arzt uns winkte recht ruhig zu seyn, zog sie mich mit sich in das nächste Zimmer, und zeigte mir dieselbe.

„Ich bin es mir und meiner Tochter schuldig," begann sie, „unter gegenwärtigen Umständen auch nicht müßig zu seyn. Wir müssen zu entdecken suchen, was meinen guten Mann so plötzlich niedergeworfen hat; wir können nicht wissen, ob nicht selbst ein kurzer Aufschub, oder eine Vernachlässigung, bedeutende Folgen für die Zukunft nach sich ziehen können; doch will ich keine Untersuchung ohne Zeugen anstellen, und da Sie die vertrauteste Freundinn unsrer Tochter und zugleich unsres Hauses sind, so wollen wir die Papiere gemeinschaftlich durchgehen."

Ohne Antwort zu erwarten, öffnete sie sogleich die Brieftasche. Unter vielen gewiß wichtigen Papieren fanden sich doch nur zwei, die Bezug auf dies Ereigniß zu haben schienen. Das eine, ein noch versiegelter Brief mit der Aufschrift: „An den Herrn Orbitelli," von Herrn von Harraus Hand, den, wie sich auch nachher bestätigte, der Bediente unabgeliefert wieder mit zurückgebracht haben mußte, und ein andrer, unterzeichnet: Orbitelli, der wahrscheinlich die erste Unruhe in die Seele des Kran-

ken geworfen, und seine späteren Schritte geleitet hatte. Sie lief ihn mehrmals schweigend durch, und theilte mir sogleich den Inhalt in Bruchstücken mit, welche mir die Muthmaaßung gaben, daß sie mir geflissentlich einige Aeußerungen verbergen mochte. — Das mir Mitgetheilte ist in der Hauptsache folgendes:

Der Briefsteller hatte sogleich, in Uebereinstimmung mit der Aufforderung seines Freundes, seinem Sohne die Abrede der Väter eröffnet, und ihn, dessen Herz frei war, geneigt gefunden die Reise nach Deutschland, um die Braut kennen zu lernen, augenblicklich anzutreten; allein eine plötzlich eingetretene Bedenklichkeit hatte den Vater, und auch ihn davon abgehalten. — Fast zu gleicher Zeit waren Stockungen in seinen Geschäften eingetreten, die beide ängstlich, und aufmerksam machten. Um seinen Freund nicht zu beunruhigen, hatte Orbitelli lange mit der Antwort gezögert, in der Hoffnung, während dieser Zeit die Ursache der plötzlichen Aufkündigung so vikler Summen, und des Aufbleibens mehrerer erwarteten Capitalien zu entdecken, und üblen Folgen vorzubeugen. — Mit Schrecken

wurde er aber bald inne, daß ihm schon von mehreren Seiten, und besonders von einem angesehenen auswärtigen Hause, vorsetzliche Hindernisse in den Weg gelegt waren! Längst geleistete Zahlungen wurden ihm zum zweitenmale abgefordert. Bedeutende Papiere waren ihm unter den Händen weggekommen, und sorgfältig verwahrte Quittungen verschwunden. Und so sahe er sich nahe daran das Opfer einer ihm unbegreiflichen Cabale zu werden. In dieser so gefährlichen Lage seines Hauses, überließ er es ganz dem väterlichen Herzen, und der innern Ueberzeugung des Herrn von Harrau, zu bestimmen, was aus der Verbindung ihrer Kinder werden solle, indem er von seiner Seite dem Freunde sein Wort zurückgab; übrigens stand auch dieser in so verwickelten Verhältnissen mit dem Briefsteller, daß er ohne schnelle und äußerst vorsichtige Maaßregeln, nur zu leicht in seinen bevorstehenden Fall hineingezogen werden konnte.

Der Brief des Herrn von Harrau, den die Gattinn schnell und ängstlich entsiegelte, enthielt bedeutende Wechsel, Versprechungen noch größerer Hülfssummen, eine erneuerte feierliche Bestätigung

des gegebenen Wortes, selbst in dem Fall, daß ein oder beide Häuser brechen dürften, und endlich die Versicherung, daß er selbst, sobald als möglich, dem Briefe folgen würde, um persönlich durch sein Ansehen und seine Thätigkeit dem Freunde allen möglichen Vorschub zu leisten.

Der alte Jacob wurde herbeigerufen. Unter den gegenwärtigen Umständen wagte er nicht etwas zu verschweigen. Er berichtete, daß sein Herr es ihm auf die Seele gebunden, diesen wichtigen Brief nur in die eignen Hände des Herrn Orbitelli abzugeben; daß er aber, trotz der gewissenhaftesten Eile, doch zu spät gekommen sey. Bei dem Eintritt in den Orbitellischen Pallast habe er Schrecken und Entsetzen auf allen Gesichtern gelesen; das Haus war so eben gefallen. — Des Vertrauens eingedenk, das sein Herr in ihn gesetzt, sey er jedoch zu gleicher Zeit mit den Gerichtsdienern in die Zimmer gedrungen. Er sey selbst Zeuge gewesen, daß der Herr sich ohne Widerstand habe in ein entehrendes Gefängniß führen lassen; nur die Worte: „Gerechte Strafe!“ wären diesem unwillkührlich entschlüpft, und da sie von mehreren vernommen, bald zur Stadtgespräch ge-

worden; alle wollten nun das Zeugniß einer niedrigen Betrügerei darin finden. Der Sohn, welcher als Compagnon des Hauses auch festgesetzt werden sollte, habe sich in der Nacht vorher geflüchtet, und mehrere wichtige Papiere, ja — so behauptete man wenigstens, — selbst Capitalien mitgenommen. Diese Flucht schien die Lage des Vaters noch gefährlicher zu machen. — Es war dem alten Jacob nichts anders übrig geblieben, als schnell zurückzukehren, um seinem Herrn, der nun auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn mußte, eine vergebliche Reise zu ersparen. Der Herr aber hatte sogleich die traurige Botschaft, die er überbracht, in seinen Mienen gelesen; Jacob hatte ihm alles gerade aus berichten müssen; er war aber noch nicht zu Ende gekommen, als Herr von Harrau besinnungslos zu Boden sank; „auch ihn," fügte der alte Diener geheimnißvoll und bedenklich hinzu, „haben die erwähnten Worte: „„gerechte Strafe" ganz besonders erschüttert."

Frau von Harrau wollte aufs neue verzweifeln. Sie glaubte schon den Verlust ihres ganzen Vermögens und aller ihrer Hoffnungen erlebt zu haben. — Ich suchte vergebens sie zu beru-

higen; indeſſen hatte ſie Beſonnenheit genug, einen in der Briefſtaſche vorgefundenen ganz kleinen ſilbernen Schlüſſel zu ſich zu ſtecken.

Ihr Gemahl ſchien fortwährend unruhig zu ſchlummern. Mutter und Tochter waren geneigt aus dieſem Umſtande Troſt zu ſchöpfen; der wackre Sandrini aber verſicherte mich ins Geheim, daß es kein Schlaf, ſondern nur der vergebliche Kampf der ſchwindenden Lebenskraft ſey.

Gott welche Stunden! welche Tage habe ich verlebt. Ich durfte ſeinen armen Angehörigen die nahe Gefahr nicht in ihrer ganzen Größe erblicken laſſen. — In immer ſeltenern Zwiſchenräumen kehrte die Beſinnung des Kranken zurück, und mit höchſter Anſtrengung nahm er der Gattinn das Gelübde ab: ſeinen letzten Willen ehren zu wollen. Sie verſprach es ihm weinend. „So vergiß nicht, meine theure Tochter! daß mein Wort mir immer heilig geweſen,“ flüſterte er Manuelen kaum hörbar zu, „und jetzt mir es doppelt iſt; mein gutes Mädchen wird es einlöſen. Du biſt noch immer die Braut des jungen Orbitelli. Er wird wieder zum Vorſchein kommen, denn Verbrecher ſind ſie

nicht.“ Der Wehmuth zerfließend hauchte Manuela leise hervor: „im Leben und im Tode!“

Herr von Harrau gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ihm sein Reise-Sekretair gebracht werden solle; ich mußte ihn auf den Rand des Bettes hinstellen und öffnen. Ein kleines elfenbeinernes Kästchen mußte Manuela selbst herausnehmen: „Es ist Dein,“ stammelte er mit mattem Lächeln: „verwahre was es einschließt gut, und öffne es, wenn Du glücklich bist!“ Erst nachdem sie das Kästchen in den Händen hatte, schien er ruhiger zu werden. — „Mein Vermögen wird wohl tüchtig einschmelzen,“ sagte er später zu seiner Frau; „allein arm seyd ihr noch nicht!“

Am Schluß des folgenden Tages ward er aufs neue unruhig. Meine Vermuthung bestätigte sich. — Dem alten Jacob hatte er einen geheimen Auftrag gegeben. Er hatte mehrmals nach ihm gefragt, endlich kam er zu Hause. Er mußte sogleich zu dem Kranken hinein. Wir waren alle um das Bett versammelt. Sobald Herr von Harrau ihn bemerkte, bemühete er sich vergebens sich zu erheben, wobei er ihn scharf ansah. —

Der alte Diener schüttelte betrübt den Kopf: — „Rede! rede!“ flüsterte der Kranke! „ich habe Dir keine Geheimnisse aufgetragen.“

„Ich kann sie nicht auffinden,“ nahm Jacob das Wort: „der Vater ist ausgezogen; die Nachbarn wissen nicht wohin, und der Sohn soll seit Jahren von ihm gelaufen seyn!“

Der Sterbende faltete die Hände und betete still; ein innerer Schmerz war unverkennbar; zum Glück waren alle Nerven schon so gelähmt, daß keine plötzlich tödtende Erschütterung mehr hervorgebracht werden konnte. — Er winkte uns allen näher: „Noch eins“ sprach er, so schwach daß ich fürchtete er möge die Rede nicht vollenden: „Es lebt ein Jüngling Sismondo Murani — suchet ihn, er ist mir theuer und werth. Er sey dein Bruder, Manuela! — Weib! Dein Sohn! — wie auch seine Verhältnisse seyn dürften, haltet ihn als einen solchen und ehrt sein Vermögen.“

Da brach sein Auge. Nur mit Mühe konnten wir — ich und der Arzt, die Frau wegbringen, die sich jetzt wie vorhin ganz trostlos geberdete.

Manuela kniete ruhig an der Seite des Vaters und betete. Sie bewährte nun auf eine ſchöne Weiſe ihren jugendlichen Freundſchaftsbund mit dem Tode; denn gelaſſen ſah ſie den Vater ſterben, und mit einem kindlichen Kuß auf ſeine Stirne, drückte ſie ihm ſanft die Augen zu.

Sie iſt in der That die ruhigſte von uns allen; ſie weiß den Vater glücklich und ſagt muthig und ergeben. „Ich kann keinen Todten beweinen.“ Die weltlichen Verhältniſſe, welche die Mutter zu Boden drücken, und unſre hülfloſe Lage, die mich quält, ſcheinen keinen großen Eindruck auf ſie zu machen: Nur der Name Murani, den ſie zum erſtenmal hörte, und der die frühere Vermuthung der Mutter, die bei ſeiner Nennung ſich einer leiſen Aeußerung des Verdrußes nicht erwehren konnte, zu beſtärken ſcheint, hat, als ein verehrtes Andenken von dem Sterbenden, ihre lebhafte Theilnahme erweckt und zu mehreren Fragen Veranlaſſung gegeben, die der alte Jacob, eben ſo unwiſſend wie wir alle, nicht beantworten konnte. —

Die Wittwe will, ſobald die Leiche aus dem Hauſe iſt, gleich nach Deutſchland zurück, doch

scheint sie keine Anstalten dazu zu machen. — Herr von Hatrau wird hier nur in einer Capelle beigesetzt, denn er soll einmal, so versichert die Gattinn, geäußert haben, daß er in seinem Vaterlande zu ruhen wünsche. Unbekannt mit den Sitten des Landes, sind wir des männlichen Schutzes beraubt, tausend Verdrießlichkeiten und Scherereien ausgesetzt. Wahrlich! ich müßte verzweifeln, stände nicht der gute Sandrini thätig und theilnehmend an unsrer Seite. Lebewohl.

6.

Bologna in den letzten Tagen des October. 17°3.

Wider Erwartung erhältst Du noch aus dieser Stadt einige Zeilen von mir. Der Graf Ladugno ist hier unerwartet angekommen oder vielmehr nicht unerwartet; denn die Wittwe hat mir anvertrauet, daß sie noch vor dem Tode ihres Gatten, ihre hülflose Lage erwägend, Gelegenheit ge-

ſucht und gefunden hätte, ihm einen Eilboten zu ſchicken. Jetzt iſt mir die ſonſt abſichtsloſe Verzögerung mit der Abreiſe begreiflich.

Auch der alte Murani hat ſich eingefunden. Kurz nach dem Tode des Herrn von Harrau, hat er ſich ſelbſt gemeldet. Er ſchien ſehr beſtürzt darüber, ſeinen Wohlthäter und Erhalter, ſo nennt er ihn, nicht mehr am Leben gefunden zu haben; doch kommt mir ſeine Beſtürzung, ſo wie ſeine ſpäte Erſcheinung, da er doch geſucht worden iſt, ein wenig verdächtig vor. Er wollte von einem geheimen Verhältniß zwiſchen dem Verſtorbenen und ſeinem Sohne nichts wiſſen, und behauptete, daß er nur deſſen Pathe geweſen wäre. Als aber die Wittwe ihn, eine von ihm geforderte Penſion betreffend, ſcharf in's Verhör nahm, geſtand er, jedoch auf eine Art, die eben ſo gut den Schein einer augenblicklichen Erdichtung haben konnte, daß ihm der kleine Siſmondo von dem Herrn von Harrau zur Erziehung übergeben ſey, und ihm nicht unbedeutende Summen zugeſtanden wären, unter der Bedingung, daß der Knabe ſeinen Namen, Murani, tragen ſolle, und es nie anders erfahre,

als daß er sein Vater sey. — Der Jüngling aber scheint nicht gerathen zu seyn. — Er hat den Alten verlassen, und treibt sich nun bald hie bald da, ohne eine ihm würdige Beschäftigung herum. Murani hat zum letztenmale aus Venedig von ihm gehört. Nach diesem Geständniß hat er der Frau von Harrau eine beträchtliche Summe Schulden vorgelegt, welche den jungen Mann bewogen haben sollen, in die Fremde zu gehen, und deren Bezahlung nun ihm, dem Vater abgefordert würde. Diese Summen sind in der gegenwärtigen Lage der Wittwe zu bedeutend, als daß sie solche, wenigstens nicht früher, als es erwiesen ist, daß sich die Sache wirklich so verhält, bezahlen könnte oder dürfte. Murani scheint ein verschlagener Böswicht zu seyn; sie wollte sich deßhalb mit dem Grafen berathen.

Seine eilige Erscheinung, und nicht weniger die Einladung, welche derselben voranging, scheinen die Aufrechthaltung des Gelübdes, das die Wittwe dem Sterbenden gab, eben nicht verbürgen zu wollen, indessen fange ich an den Grafen von einer bessern und schönern Seite kennen zu lernen; er kommt mir in seinem Vaterlande als

ein ganz anderer Mensch vor, weit lebendiger und thätiger als in Deutschland; oder täuscht mich vielleicht die Selbstsucht? Dort war er uns überflüssig, unbequem, hier ist er der einzige Anker, worauf wir unser Daseyn stützen.

So viel ist denn doch an sich wahr, daß er Manuelas Verhältnisse ehrt, und sich in einer ehrerbietigen Ferne hält. Keine Erwähnung der Vergangenheit, keine Beziehung auf seine damalige Bewerbung, ist seinen Lippen entflohn. Er zeigt sich als ein wahrhaft thätiger Freund der Familie. Obgleich er selbst bedeutend bei dem Bruche des Orbitellischen Hauses verlieren soll, nimmt er doch wenig Rücksicht auf seine eignen Geschäfte, und sendet den Abbate mit einer Vollmacht von der Wittwe nach Wien, um von ihrem Vermögen zu retten, was noch gerettet werden kann; denn obwohl sie sich auf die Männer verlassen können, welchen die Führung des Hauses übertragen ist, so ist doch die Gegenwart eines Mannes, der die Verhältnisse des Orbitellischen Hauses genau kennt, und auf die Masse desselben Einfluß haben kann, von großem Gewichte. —

Auch hat der Graf durch sein Ansehen den alten Murani zur Ruhe verwiesen; seine Pension soll, wenn das Haus es vermag, ihm, der vorgelegten Verpflichtungen zu Folge, ausbezahlt, der Schuldforderungen dagegen nicht mehr erwähnt werden, bis der Sohn aufgefunden ist. Wenn dieser eine genügende Rechenschaft über diese ablegen will und kann, soll er nach den Umständen Unterstützung finden.

Der Graf redet mit Theilnahme von der Familie Orbitelli. Vor zwei Jahren, da die Hausfrau noch lebte, ist er während seines Aufenthaltes in Rom in dies Haus gekommen. Er will sich auch für die Freiheit des Vaters verwenden; der Sohn ist ihm persönlich, obgleich nicht genau bekannt, und er will alles aufbieten, um diesen, gegen den schon Steckbriefe in seinem Vaterlande, und überall wo er in Handels-Verbindungen gestanden, herumgelaufen sind, ins Geheim ausfindig zu machen, und er meint, das wird nicht schwer halten. Mit welcher Empfindung habe ich jenes entehrende Signalement, des wahrscheinlich schönen Jünglings gelesen; er, der dem lieblichsten Mädchen

bestimmt ist, und ihrer nicht unwürdig seyn soll. Ich suchte Manuela diese Schmach zu verbergen; die Mutter hat ihr aber alles mitgetheilt.

Sie erblaßte, doch faßte sie sich bald und sagte ruhig: „Die Welt mag ihn verdammen, versicherte der Vater doch, daß er kein Verbrecher sey.“ Zu mir sagte sie doch nachher mit gepreßter Stimme, die Hand ihrer Gewohnheit nach fest an die Brust drückend: „denkt er wie ich, sehen wir uns in diesem Leben nie.“

Sein Name kommt auch nie über ihre Lippen, und seitdem jener Sismondo Murani uns in einem sehr zweideutigem Lichte erscheinen muß, erwähnt sie seiner auch nicht mehr. — Der Graf hütet sich wohl beider Namen, und alles was an sie erinnern kann, in ihrer Gegenwart zu erwähnen. Heute Morgen ließ die Wittwe mich rufen, um ein neues Anerbieten von ihm mit mir zu berathen, oder vielmehr nur, um es mir mitzutheilen; denn sie hatte wahrscheinlich ihren Entschluß schon gefaßt.

Er hat nämlich, auf eine so feine Weise, daß es nicht leicht abzulehnen ist, uns allen einen Zu-

fluchtsort in seinem Pallaste in Venedig angeboten. Unseres Aufenthaltes hier, sind wir schon lange müde, und nur ungern würde die Frau von Harrau ihr eigenes Haus in der Heimath betreten, so lange sie nicht weiß ob es auch wirklich ihr Eigenthum ist. Sie hat mir noch viele Gründe angeführt, die ihr dieses Anerbieten schätzenswerth und angenehm machen. Alle meine Bedenklichkeiten wußte sie zu beseitigen. Der Graf läßt zugleich auf seine Kosten, da er, nach seinen Worten zu urtheilen, dem Verstorbenen einen freundlichen Ersatz für seinen langen Besuch schuldig ist, seine Leiche nach Venedig führen, wo sie bis auf weiteres in seine Familiengruft beigesetzt werden soll. Dieser Umstand mag wohl bei der abergläubischen Frau von besonderem Gewicht seyn. Ich mußte mich wohl fügen; da ich doch nur des Scheines wegen befragt wurde. Zudem hat der Graf alles so eingerichtet, daß, durch die Beziehung seines Pallastes, weder Sitte noch Anstand auf die kleinste Weise verletzt werden. Jeder Grund zur Weigerung ist uns benommen; und doch stellt sich, nicht ohne Aengstlichkeit, der Gedanke bei mir ein; daß die arme Manuela, wenn

er wirklich ins Geheim noch Absichten für sie hegt, daß wir alle dadurch ganz in seinen Händen sind. Freilich kann ich mir das bängliche Vorgefühl um so weniger erklären, da wir doch hier, trotz seines noch immer im Ganzen nichtssagendem, abgeschliffenen Aeußeren, nur Gutes und sogar Lobenswerthes von ihm sagen können.

Wie es auch kommen wird; eine Stütze wird uns nicht fehlen; der wackre Arzt Sandrini, der während der Krankheit des Herrn von Harrau, und auch später, durch seine unverkennbare Theilnahme, und seine klaren Ansichten unser ganzes Vertrauen gewonnen, hat einen Ruf nach Venedig bekommen. — Ein sehr reiches und vornehmes Haus dort, hat ihn als Hausarzt angenommen; und so wird jenes ängstliche Gefühl durch die Ueberzeugung beschwichtigt werden, einen treuen Freund in der Nähe zu wissen, der in jeder Hinsicht dem Grafen an Manneskraft überlegen ist. — Während meines Schreibens sind alle Anstalten getroffen und morgen schon reisen wir ab. —

7.

Venedig im Januar — 17°4.

Daß ich so lange nicht geschrieben habe, laß Dich nicht beunruhigen liebe Schwester. Ich kann meine Briefe nur bis an die Grenze frei machen, und ich möchte Dir gern, die Du so wenig übrig hast, alle nicht durchaus nothwendigen Kosten ersparen. Wir sind nun drei Monate hier, und unser stilles eingezogenes Leben ist an Ereignissen, eins ausgenommen, das mir einen geheimen Schauder eingeflößt hat, gänzlich leer, wir leben so ganz nur mit unserm Innern beschäftigt, daß unser äußeres Leben bis jetzt kaum Stoff zu einem Briefe abgiebt.

Den Grafen sehen wir, Manuela und ich, nur selten. Er scheint ihren Schmerz zu ehren, den er vielleicht nach der Trauerzeit abmessen mag, und Gott Lob nicht versteht; denn nicht der todte Vater, sondern nur der lebende, unglückliche

Flüchtling, deſſen Schickſal ſie mit dem ihrigen unzertrennlich wähnt, füllt zwar nicht ſeiner Perſönlichkeit, ſondern ſeiner Ehre wegen, ihre Seele mit einer ſtillen Trauer, und ſie theilt ſeinen Schmerz, einen geliebten Vater in einem ſchmählichen, unverdienten Kerker zu wiſſen. In der That! beſſer hätte Herr von Harrau nicht ihr Herz ſeinem Willen öffnen können. — Das Unglück des Verlobten hat ihm ihre Liebe zugewandt; doch hält eine ſonderbare Scheu, vielleicht mehr als des Vaters Worte, ſie davon ab, wenigſtens in ſeinem Bilde ſeine Bekanntſchaft zu machen. Die Mutter hat ihr ſchon längſt voller Ungeduld den kleinen ſilbernen Schlüſſel, der wahrſcheinlich zu dem elfenbeinernen Käſtchen gehört, überliefert. Sie hat ohne zu verſuchen ob es damit geöffnet werden kann, ihn, ich weiß nicht wo, eingeſchloſſen. Es iſt der Mutter freilich nicht recht, doch äußert ſie kein Wort darüber.

Sie ſpielt überhaupt fortwährend eine paſſive Rolle, die ihr gar nicht natürlich iſt. Sie ſieht den Grafen oft, ja faſt täglich; iſt jene Rolle von ihm mitgetheilt, ſo hat er auch nicht ſeine Abſichten aufgegeben, und ich ſchreite mit Furcht der

Zukunft entgegen. Uebrigens hat er, rückſichtlich unſrer Einrichtung in ſeinem Pallaſte viel Feinheit bezeigt. So trafen wir bei unſerm Abtreten die Livree des Grafen mit ſchwarzen Bändern geſchmückt; und die, welche zu unſrer Bedienung beſtimmt waren, ganz in Trauerkleidern. Sich ſelbſt hat der Graf auf den einen Flügel beſchränkt, den andern bewohnen wir mit unſern Leuten. Ein groſſer Saal, zu welchem die breite Treppe hinaufführt, trennt unſere Wohnzimmer.' In dieſem iſt immer die Dienerſchaft, vor dem groſſen altmodiſchen Thron verſammelt, der mit dem gräflichen Wappen geſchmückt, nach alt italieniſcher Sitte darin errichtet iſt. Der Graf ſelbſt kann uns alſo nur vor den Augen ſeiner Leute beſuchen. — Zunächſt dieſem Saale liegen die Zimmer der Frau von Harrau, dann kommen die meinigen und die innern ſind Manuela zugetheilt; zwar ſtoßen dieſe an unbewohnte Gemächer die wieder durch eine lange Gallerie in Verbindung mit dem Flügel ſtehen, welchen der Graf bewohnt; allein die Communikations-Thüre iſt zugemauert; und ſo iſt überall für den Anſtand geſorgt.

Unſe Zimmer ſind alle ganz neu, im edlen Geſchmack, und mit zierlichen Meublen verſehen. Dieſe koſtſpielige Artigkeit beläſtigt uns gar ſehr; um ſo mehr, da die Zimmer, welche ſich der Graf vorbehalten hat, düſter und dunkel, ganz ſo wie ſie die Vorfahren bewohnt haben, mit ſchwerfälligen Meublen aus verſchiedenen Zeiten gefüllt geblieben, wodurch der Eigenthümer eine fromme Verachtung für die Bequemlichkeiten des weltlichen Lebens an den Tag zu legen ſcheint. Der Graf hat uns, um Frau von Harraus Wunſch zu befriedigen, zu unſrer großen Beſchämung, die er doch nicht bemerken wollte, ſelbſt in dem Pallaſte herumgeführt. Faſt in allen Zimmern befindet ſich ein Betſtuhl, mit Büchern, alle religiöſen Inhalts, in reichen mit Gold und Diamanten beſetzten Einbänden. Der Graf, welcher von den hohen, düſtern, traurigen Gemächern einſchloſſen, leiſe und bedächtlich, bald dieſes, bald jenes von dieſen Büchern, zur Andacht und Erhelung ängſtlich wählt, kommt mir in dieſer altväteriſchen Umgebung noch kleiner und unbedeutender, ja faſt ganz unheimlich vor. Ich wollte, daß ich ſein tägliches Leben nicht ſo nahe geſehen

hätte. Die Spuren eines freiern, thätigeren Geistes, den ich früher bei ihm bemerkt haben wollte, gehen unter solcher Umgebung ganz unter.

Frau von Harrau hatte in seinem Wohnzimmer einen rechten Schreck: an der Wand hängt ein dunkelrother reicher Vorhang in grossen Falten herunter, und zieht unwillkührlich die Aufmerksamkeit auf sich. — In der Vermuthung, daß er ein kostbares Familienbild bedecke, zog Frau von Harrau mit einer leichten Bitte um Erlaubniß, worauf sie die Antwort jedoch nicht erwartete, das Tuch schnell hinweg; allein wie von einem elektrischen Schlage getroffen fuhr sie zurück, als sie nur eine schwarze, mit Sammt bezogene Thüre erblickte; in deren Mitte ein Todtenkopf über kreuzweise gelegten Knochen in Silber gestickt war. —

Der Graf zog sie verlegen, nachdem er schnell ihre Hand ergriffen, in das nächste Zimmer; wir andern folgten: „Eine kleine Hauskapelle" sagte er nun, als er unser Erstaunen über seine Verlegenheit in allen Mienen las. — Ich läugne es nicht, dieser Vorfall erregte unsre Neugierde, und die der Wittwe war zu einer solchen Höhe gestie-

gen, daß sie, es koste was es wolle, befriedigt werden sollte. Sie wendete sich heimlich zu dem Kammerdiener des Grafen, um ihre Absicht zu erreichen.

Den nächsten Morgen, während der Graf, wie gewöhnlich, verschiedene Messen besuchte, trat jener in das Zimmer der Wittwe, wo Manuela und ich uns befanden, und erbot sich, uns die Kapelle zu zeigen. Zum größten Verdruß der Frau von Harrau, schlugen wir sein Anerbieten gänzlich aus; denn allein mit dem Diener wollte, oder wagte sie doch nicht zu gehen. Doch als dieser uns endlich nach vielen Umschweifen gestand, daß der Graf selbst ihn ins Geheim zu uns hergeschickt habe, um unsere Neugierde zu befriedigen; denn selber wollte er uns nicht hineinführen, ja sich sogar stelle, als wisse er von diesem Besuche nichts; weil es eine auf ihn von seinem Großvater, den Erbauer dieser Kapelle, vererbte Sitte wäre, daß kein Frauenzimmer sie betreten dürfe — und er es sich doch zur Pflicht gemacht habe, uns gar nichts über seine Verhältnisse vorzuenthalten. — Da war von der Seite der Wittwe kein Halten mehr, und auch wir hatten

keinen Grund, diesem neuen Beweis von der wirklich zarten Aufmerksamkeit des Grafen auszuweichen.

Demnach folgten wir dem Diener, und traten durch die schwarze Thür, vor der Frau von Harrau nicht mehr zurückbebte, in eine kleine runde Kapelle; die Wände waren mit schwarzem Satin ausgeschlagen; dessen tiefe Trauer, von Festons von hellrothem Flor, mit silbernen Franzen gemildert war. — Auf beiden Seiten der Thür hing eine Mönchskutte, mehrere Geißeln und Cilicien, kurz alles, was ein zerknischtes Gemüth nur zur Kasteiung seines Körpers erfinden kann. Von der Kuppel hing ein cristallner Leuchter herab, der unsertwegen angezündet war, und überall ein mildes Licht verbreitete; besonders warf er seine Strahlen hell auf den Altar, der fast einen Drittheil der kleinen Kapelle einnahm, und dessen Blatt die Versuchung des heiligen Antonio vorstellte. Ein kunstreiches Gemälde, worin die Teufel gar nicht widerlich erschienen, und bald mit süßen Engelsköpfchen, bald als glänzende Vögel, bald unter fast zu üppigen Reitzen, uns die Versuchung sehr sprechend

versinnlichten. — Die Frau von Harrau, gleich zur Andacht aufgeregt, kniete fromm auf die sammtnen Kissen vor dem Altar nieder, während Manuela und ich ängstlich und beklommen alle Gegenstände genau betrachteten, und uns über dies sonderbare Gemisch von rauhen Kasteiungen und anmuthiger Weichlichkeit nicht genug verwundern konnten. — Wir waren froh, als die Mutter sich wieder erhob, und der Kammerdiener uns herausführte. — Diesen, der mir schon in Deutschland widerlich war, haben wir hier wieder angetroffen. Er macht zugleich eine Art von Haushofmeister; seine lauernd lächelnde Miene, seine scheuen, tückischen Blicke, die mir schon früher auffielen, kommen mir hier noch unheimlicher vor, und dieser Mensch ist immer um uns, denn er hat in dem ganzen Hause, so auch in unsern Zimmern, viel zu schaffen; und sucht sich durch tausend Künste in unser Vertrauen einzuschleichen; dies ist ihm auch bei der Wittwe gelungen; besonders kann er nicht genug die Frömmigkeit seines Herrn erheben — und hat uns mit geheimnißvollen Mienen anvertraut, daß, obgleich er nichts davon gemerkt habe, doch seine

Mitdiener, wenn der Graf sich bei nächtlicher Stunde zur Buße und Kasteiung in der Kapelle verschlossen, nicht selten zwischen seinen lauten Seufzern liebliche Stimmen gehört haben wollten, die nur von Engeln, die seine heiße Andacht herunter gelockt haben möchte, herrühren könnten — und dergleichen Erdichtung mehr. Mitunter ist dieser Mann doch in kurzen Zwischenräumen abwesend gewesen. Ich bin immer froh wenn ich ihn nur nicht sehe. Des weggelaufenen Murani wird mit keiner Sylbe erwähnt: auch der Abbate läßt selten von sich hören.

Manuela und ich lassen uns mitunter in den Lagunen herumfahren; das ist fast unsre einzige Zerstreuung, so wie unsre Besuche in St. Moise, die Kirche, worinn sich das Grabgewölbe des gräflichen Hauses befindet, und wo der Sarg des Herrn von Harrau beigesetzt ist; oft begleite ich Manuela dahin, um für die Seele ihres Vaters zu beten; und dort — dort ist uns vor einigen Wochen etwas begegnet, woran die bloße Rückerinnerung mir wie Eis durch die Adern läuft, besonders da kein Nachsinnen mich zu einem natürlichen Aufschluß darüber leitet; außerdem hat mir

Manuela Stillschweigen auferlegt, und kaum wage ich es dir, mein zweites Ich, anzuvertrauen. Es ist mir als öffne sich das Geisterreich zu meinen Füßen, über mir, rings um mich, wenn ich daran denke; mir, die ich doch nur wenig an Ahnungen, und gar nicht an hier noch wirkende Kräfte der Verstorbenen glaube. Höre also den Vorfall, und zerbrich Dir den Kopf, so wie ich.

Als wir eines Abends kurz vor Sonnenuntergang St. Meise besuchten, um dort unser gewöhnliches Gebet zu verrichten, erblickten wir, eben als wir wieder die Kapelle verlassen wollten, was wir doch nie früher in Venedig gesehen hatten, eine in der Mitte der Kirche ausgestellte Leiche, nach italienischer Sitte auf einer, über eine kleine Erhöhung ausgebreiteten schwarzen Decke ruhend. — Wie ich voraussehen hatte — Du kennst ja Manuelas sonderbare Neigung Todte zu betrachten; richtete sie augenblicklich, als könne sie es nicht erwarten, ihre Schritte dahin. — Ich sah mich flüchtig um; wir waren ganz allein, und ich gestehe es, nicht ohne einen geheimen Schauder, denn ich bin eines solchen Anblicks nicht gewohnt, folgte ich ihr.

Es war ein schöner, in seiner herrlichsten Blüthe weggeraffter Jüngling. Bleich und ernst lag er da; aber das Lächeln, welches man so oft um den Mund der bejahrten, lebensmüden Todten erblickt, und das Zufriedenheit über die endlich errungne Ruhe bezeugt, weilte nicht in den reinen einnehmenden Zügen, ein weißes Leichentuch, worunter Spuren einer bürgerlichen Kleidung zu sehen waren, bedeckte eng die schlanken Glieder bis an das Kinn, nur die weißen Hemdeärmel waren darüber sichtbar, und die bleichen Hände, die kreuzweise, aber nicht gefaltet, übereinander lagen; dunkelbraune Locken umwallten wie eine stille Glorie die edle hohe Stirne.

Manuela betrachtete ihn lange aufmerksam. Ihre Blicke schienen eine unruhige Befremdung auszudrücken; ihr Busen hob sich sichtbar. Mir wurde ängstlich dabei, weil sie sonst immer mit einer so sanften Ruhe ein todtes Antlitz betrachtet; und ich ergriff ihre Hand, indem ich ihr, um sie aus ihrem Traume herauszureißen, recht laut zurief: „Komm, Manuela! Es wird spät.“ —

Sie wehrte meine Hand ab. „Still!“ sagte sie leise, „findest Du nicht, daß er Aehnlichkeit mit ihm hat? Es sind dieselben Züge, nur mehr entwickelt.“

„Mit wem?“ fragte ich!

„Mit meinem Genius! mit dem Tode!“

Nun kam es mir in der That auch so vor, nun da sie mich aufmerksam darauf gemacht hatte, doch sah ich nur eine Zufälligkeit darin; ich wollte sie mit mir fortziehen.

„Warte!“ fuhr sie fort, „ich muß doch für ihn beten!“

Sie kniete still an dem Rande des schwarzen Teppichs nieder, und faltete die Hände. Da ergab es sich, wahrscheinlich weil das Tuch durch ihr Hinknien sich straff gezogen, und dabei eine kleine Erschütterung hervorgebracht hatte, daß der Arm der Leiche, der ihr am nächsten war, herunterglitt, wodurch die Hand des Todten wie gegen sie ausgestreckt dalag; und uns einen Ring, welchen der Todte trug, und der wie zwei in einander gefügte Hände gebildet war, zeigte.

Ehe ich es hindern konnte, denn oft kann ja die unversichtige Berührung einer Leiche An-

steckung irgend einer Krankheit hervorbringen — ergriff Manuela schnell die Hand des Todten, um sie wieder in die vorige Lage zu bringen; sie betrachtete gerührt den Ring, faltete dann ohne Scheu, die wirklich bei dieser schönen Leiche auch bald verschwinden mußte, die steifen Hände, so gut es sich thun ließ, und sagte leise: „wir wollen zusammen beten.“ —

Nach einer kurzen Stille erhob sie sich wieder; ihre Blicke ruheten noch immer auf der Leiche. Ich war indessen, nicht ganz ohne Ungeduld, ein Paar Schritte vorausgegangen, und harrete ihrer in einer Entfernung; da sprach sie mit tiefer Wehmuth, doch so laut, daß ich es vernehmen konnte:

„Ach! muß er, noch bevor er unter die Erde ist, so einsam seyn? müssen fremde Hände ihm den letzten Liebesdienst erweisen? — Der Ring scheint doch zu bedeuten daß er eine Braut nachgelassen, die ihn vielleicht eben so einsam in ihrem stillen Kämmerchen beweint; warum muß eine thörichte Furcht für das Todte die Liebenden so früh von einander trennen? — Wie können diese reinen edlen Züge, die noch zu der Seele reden, ein

liebendes Herz verscheuchen. — Wenn dieser Todte "er" wäre. Ich würde ihn so erst recht lieben!"

Sie wollte eben umkehren, um sich wegzubegeben, als sie auf einmal wie horchend stille stand, und erschrocken sich wieder zu der Leiche hindrehete. „Hast du es vernommen?" rief sie plötzlich, indem sie eilig zu mir hinflog: „der Todte hat gesprochen!"

Wirklich war es mir auch so vorgekommen, als hätte ich undeutliche Worte in der Luft lispeln hören: „Wie!" rief ich entsetzt.

„Ja!" fuhr sie ruhig fort, „er flüsterte: So liebe mich nur, denn ich bin es!"

„Unmöglich!" rief ich mit hochklopfendem Herzen; „gewiß nur eine Täuschung deiner lebhaften Phantasie."

„Dann hat mein Geist gesprochen!" fuhr sie besonnen fort; „so kann ich ihn jetzt nicht verlassen; ich muß mir diese Züge in die Seele prägen!" Sie betrachtete ihn lange schweigend, endlich rief sie, wie aus einem Traume emporfahrend: „Wer ist dieser Jüngling; ich muß ihn kennen; wo finden wir jemand, der zur Kirche gehört, und

uns Auskunft geben kann; denn in der That, wenn er es seyn sollte, so will ich ihn lieben!"

Da vernahmen wir beide, wie aus dem unbeweglichen Munde des Todten, laut und deutlich, das einzige Wort: „Amen."

Wir sahen uns noch einmal bestürzt um; wir waren allein, wir zwei mit dem Todten. Eine entsetzliche Angst ergriff mich, welche nun auch Manuela ansteckte. Wir flohen aus der Kirche in unsre Gondel; dort kehrte unsre Besonnenheit zurück. Manuela wollte umkehren, sie wollte, mußte Auskunft über den Todten haben, den Kirchendiener sprechen, sich den Ring zueignen; sie fühlte: er gehöre ihr! Es kostete mir Mühe sie zu beruhigen, sie zu überreden, daß wir ja noch nicht klar erkennen könnten, ob nicht vielleicht unsre gereitzte Phantasie uns getäuscht habe, daß sie leicht einen Raub an einem Fremden begehen könne, und endlich, daß wir uns durch eine mündliche Anfrage compromittiren würden; da es uns doch nur ein Wort koste, um vermittelst des Grafen die erwünschte Auskunft zu erhalten.

Zum guten Glück begegnete uns der Graf, der eben als wir landeten in seine Gondel stei-

gen wollte. Es war das erstemal daß ich ihm mit einer Bitte nahete. Nachdem er Manuela begrüßt hatte, der er, so wie mir, etwas Ungewöhnliches ansah, welches seine Neugier erweckte, zog ich ihn auf die Seite. — „Herr Graf," sagte ich ihm halb ins Ohr, „wir kommen von St. Moise. Es liegt darin ein Todter, der unsre größte Aufmerksamkeit erregt hat; Sie haben ja den jungen Orbitelli gesehn, sehen Sie selbst ob Sie diesen kennen; wenn nicht, suchen Sie zu erfahren, wer der Todte sey.

In diesem Augenblick gewahrte ich den ersten schönen Zug von dem Grafen. Er wurde von dem Gedanken an den Tod seines Nebenbuhlers so ergriffen, daß er erblaßte. „Ich sehe nicht gern Todte," rief er in der höchsten Bestürzung; „doch, mein Gott! sollte es möglich seyn — ich werde Ihnen gewiß Nachricht bringen." — Er ließ den Kammerdiener rufen, und beide stiegen ein.

Der Bericht, welchen er den folgenden Tag abstattete, war nicht ganz überzeugend. Eine Messe, welche der fromme Herr, zufolge eines Gelübdes, erst in einer entfernten Kirche hören

mußte, hätte seine Ankunft verspätet; St. Moise wäre schon verschlossen, der Aufseher nicht zu finden gewesen. Als der Graf den nächsten Morgen ankam, war der Todte bereits begraben; allein er brachte uns doch seinen Namen, einen völlig unbekannten, und eine Art Zeugniß von der Behörde unterzeichnet, das uns belehrte, daß der Todte zwar ein junger Fremder sey, allein er habe doch viele Bekannte und Freunde in der Stadt gehabt, von denen der Graf genügende Auskunft eingezogen hatte. Manuela schüttelte in tiefen Gedanken, wie ungläubig, den Kopf. Ich stellte ihr vor, daß hier an keinen Betrug zu denken wäre, denn es müßte ja selbst dem Grafen darum zu thun seyn, obgleich er sich immer in ehrerbietiger Ferne hielte, den Tod des Einzigen, der ihm im Wege zu seyn schiene, beweisen zu können; und daß ihr noch das Mittel übrig bliebe, die gewiß genau aufgefaßten Züge des Todten, mit dem noch nie gesehenen Portrait zu vergleichen. „Nein!“ erwiederte sie; „dabei kann die Phantasie mich auch irre führen.“

Es ist als habe sie noch immer eine Scheu vor diesem Bilde, bestimmt das ältere, welches ihr noch

so theuer ist, bei ihr zu verdrängen. Oder fürchtet sie vielleicht enttäuscht zu werden? Sonderbar, daß es ihr immer Mühe zu kosten scheint, von dem, was schon hinüber ist, sich zu trennen.

Seitdem haben wir öfters, ja fast täglich St. Moise besucht. — Die Stelle, wo die Leiche stand, ist wieder leer, und nichts mehr vorhanden, was an jenes Ereigniß erinnern könnte. Manuela sagt nichts, allein ich habe wohl bemerkt, daß sie, statt früher nur einen, jetzt zwei Blumensträuße auf den Altar, vor dem sie ihr Gebet verrichtet, niederlegt.

8.

Venedig im Mai 17°4.

Sandrini ist nun seit vier Monaten in dieser Stadt; und wie viel anders hat alles sich in dieser Zeit um uns gestaltet.

Unsre tiefe Einsamkeit begann uns ein wenig langweilig zu werden; die Trauerzeit hindert, Gott

Lob! noch die Wittwe daran, ſich in die großen Cirkel einführen zu laſſen. Die wenigen weiblichen Bekanntſchaften, die ſie gemacht hat, ſind nicht ſehr anziehend. Es freut uns ſie beſchäftigt zu ſehen, wir aber, Manuela und ich, zogen die Einſamkeit vor, und du kannſt alſo denken daß der Arzt, deſſen Beruf ihm überall freien Zutritt geſtattet, uns eine ſehr willkommene Erſcheinung war, und da auch die Frau von Harrau einen unterhaltenden Geſellſchafter in ihm gefunden, iſt er jetzt unſer einziger und faſt täglicher Gaſt.

Auch Manuela ſieht ihn gern, und ich — warum ſoll ich nicht geradezu, ohne viele Worte, Dir geſtehen, was Dich doch gewiß erfreuen wird: Ich bin Braut! Sandrini und ich haben uns in ernſten Augenblicken, an dem Sterbebette eines verehrten Mannes, kennen gelernt, und unſer ſpäteres Zuſammentreffen hier, hat uns beide überzeugt, daß der erſte Eindruck auch oftmals in einem reiferen Alter, wo die jugendlich friſchen Farben, und die oft nur zu lebhafte Phantaſie nicht mehr täuſchen, entſcheidend werden kann! So gieb Du, meine älteſte Freundinn, mir denn: ſtatt der ſchlafenden Mutter, Deinen Seegen! Und

nun kein Wort mehr von dem Bunde, wovon die Jugend gern spricht, allein dessen Glück, das gereifte Herz am liebsten in sich verschließt! Laß es Dir genug seyn, ich bin zufrieden und glücklich. —

Die Frau von Harrau, eben so wie meine geliebte Manuela, bezeigen über diese Verbindung die höchste Freude; doch scheint es der Ersteren gar nicht recht zu seyn: daß ich Sandrini zur Bedingung gemacht habe, ihm erst dann meine Hand zu reichen, wenn das Geschick meiner Freundinn sich entschieden hat, oder sie wenigstens einer beruhigenden Zukunft entgegenblicken kann; ja sie scheint sogar darüber in einen Zwiespalt mit sich selbst gerathen zu seyn. Es kommt mir vor, als schwanke sie in der Wahl, mich zu entfernen, oder mich zu ihrer Vertrauten zu machen. Das erste weiß sie nicht recht anzufangen, und bei dem letzteren fühlt sie wohl, daß sie zu weit gegangen sey, um sich auf einmal zurückziehen zu können; denn noch früher, als es zur Erklärung zwischen mir und Sandrini gekommen war, hat sie mir Eröffnungen gemacht, wodurch ich aufmerksam gemacht, eben diese Bedingung festgesetzt habe. —

Durch diese bin ich zwar an dem Charakter des Grafen aufs neue irre geworden, bin aber nicht mehr über seine Absichten im Dunkeln; die Täuschung, welche er durch sein Benehmen beabsichtiget, ist wohl zu entschuldigen, doch keineswegs lobenswerth; denn ich sehe nun deutlich ein, daß alles, was er thut, nur geschieht um Manuelens Herz durch Dankbarkeit und Anerkennung seiner Großmuth und Uneigennützigkeit zu besiegen. — Die Mutter eröffnete mir die Lage ihres Hauses, zu Folge der eingelaufenen Nachrichten von dem Abbate in Wien: Orbitellis Bruch würde ohne Zweifel, da beide Häuser so genau mit einander verbunden, und in so vielfachen gegenseitigen Verpflichtungen gestanden, auch den ihrigen nach sich gezogen haben, wenn nicht der Graf großmüthig große Capitalien vorgestreckt, wodurch die plötzlich von allen Seiten herbeiströmenden Forderungen hätten befriedigt werden können. Das unbewegliche Eigenthum ist freilich dadurch gerettet, doch muß es natürlicherweise dem Grafen zugesichert werden, um seine bedeutenden Anleihen zu decken. — Darauf besteht die Wittwe und mit Recht; denn der Graf soll sich gegen den Abbate

sehr galant geäußert haben: daß kein Opfer ihm zu groß sey, wenn nur die himmlische Manuela durch keine erniedrigenden Sorgen daran erinnert werde, daß sie noch auf der Erde wandle. „Mit dem Orbitellischen Hause," fügte die Wittwe in einem herrischen muthigen Ton hinzu, „ist doch nun ferner an keine Verbindung mehr zu denken. Der Vater schmachtet noch im Kerker; der Sohn ist nicht aufzufinden, und wird wohl auch nie zum Vorschein kommen. Das Haus ist ganz zu Grunde gerichtet, und läßt sich weder aus dem Staube noch aus der Schmach erheben!" Der Graf und sie wollten indessen noch einige Zeit ruhig den Ausgang erwarten, doch beschwor sie mich: der Großmuth, der Bescheidenheit, den großen Aufopferungen dieses zuvorkommenden, mächtigen Freundes, wenn auch nicht seiner Liebe, bei Manuela das Wort zu reden.

Ich werde alles, was sich mit der Wahrheit verträgt, gewiß recht gern thun; zu Intriguen aber erniedrige ich mich nicht, ich kenne die Fügungen des Geschicks nicht, weiß nicht ob es möglich sey, daß Manuela einst dem Grafen ihre Liebe oder wenigstens ihre hochachtungsvolle

Freundschaft zuwenden kann; allein ich fühle, daß sie wissen müsse, wie wert er seine Liebe und seine Absichten aufgegeben hat, damit nicht die Dankbarkeit ihrem unbefangenen verdachtlosen Herzen Worte verleihen möge, denen der Graf einen Sinn beilegen könne, welcher dem ihrigen nicht entspräche.

Ich habe ihr daher auch unverhohlen eröffnet daß es mir deutlich sey, daß der Graf sie noch immer liebe, und er sich glücklich schätzen würde, dürfe er einst sich erlauben, seine zurückgewiesenen Ansprüche zu erneuern. Sie hörte mich bedenklich und sehr nachdenkend an, endlich stand sie entschlossen auf, holte das immer noch geliebte Bild hervor, trennte den Ring schweigend davon, nahm den kleinen silbernen Schlüssel aus ihrer Toilette, und reichte mir beide mit den Worten hin: „Geh', liebe Elise! ich darf das Kästchen nicht nicht öffnen, denn ich bin ja nicht glücklich. — Du wirst wahrscheinlich ein Portrait darin finden, allein blicke es nicht an; meine Augen müssen es zuerst betrachten; lege den Ring darauf. So verlobe ich mich feierlich mit ihm, dem Lebenden vielleicht, oder auch dem

Todten. Iſt ja das kleine Käſtchen doch ein Grab, deſſen Geheimniſſe ich nicht enthüllen darf, ſo bewahre es auch das meinige! Habe ich doch dem Vater mein Wort unbedenklich gegeben, daß ich dem, welchem er mich verlobt, im Leben gehöre und im Tode."

„Nur im Leben, hat er von dir verlangt, meine Manuela;" erwiederte ich, „wie iſt es möglich, daß die ſchöne Ueberzeugung des beſſern Jenſeits eine ſo traurige unnatürliche Sehnſucht hervorbringen kann, die Dir die heitere Freude der ſonnenwarmen Natur verdunkelt. Mag der Tod Dir ein vertrauter, aber entfernter Freund ſeyn, und genieße was die friſche Gegenwart Deinem geſunden fröhlichen Sinn darbietet! auch das irdiſche Glück iſt ſchätzenswerth, und bei Dir kann es nur ein würdiges Vorgefühl eines höheren werden!"

„Thörichte Freundinn!" gab ſie mir lächelnd zur Antwort! „Ich will ja recht gern auch hier glücklich werden; wenn ich nur kann und darf! Lege den Ring nur immer hin. Gott mag walten."

Ich ging in ihr Cabinett und nahm das Käſtchen aus dem Schranke hervor; meine Hand bebte, indem der Schlüſſel ſich in dem Schloß leicht herumdrehen ließ. Ein Anflug von Neugier ängſtigte mich wirklich, denn ſeit jenem Ereigniſſe in der Kirche, fühlte ich den heftigſten Drang, das Portrait zu ſehen; und doch hielt ſelbſt die Erinnerung daran mich faſt mehr als mein Wort zurück. Ich bebte dauer, unberufen in die Geheimniſſe der Geiſter einzudringen. Es wurde mir wieder leicht, als der Deckel aufſprang, und ſich mir ein geldenes Oval zeigte; die Hinterſeite des Bildes, das in weicher Baumwolle verſenkt lag. Ohne das Käſtchen, das leicht noch mehr enthalten konnte, genauer zu unterſuchen, legte ich den Ring leiſe auf die geldne Platte. Es war als zucke ein elektriſcher Schlag in dem Augenblick der Berührung durch mein Inneres. Ich verſchloß das Käſtchen ſchnell wieder, und gab Manuelen den Schlüſſel ſchweigend zurück. —

Mit ihrer Zuſtimmung habe ich Sandrin alle Verhältniſſe, das Abentheuer in St. Meiſe ausgenommen, erzählt, der mir dafür Gerüchte,

die sich in Hinsicht der ihm bekannten Begebenheiten verbreitet hatten, mittheilte. Der Bruch des Hauses Orbitelli hatte in der ganzen italienischen Welt Bedauern und Bestürzung erregt. — Die bedeutendsten Häuser, welche seit vielen Jahren damit in Verbindung gestanden, sind eben so sehr von der Rechtschaffenheit seiner Führer überzeugt, als andre Gläubiger, deren Namen theils weniger, theils gar nicht bekannt, und große Summen zu fordern hatten, über Betrug schrieen und auf Bestrafung drangen. — In Bezug auf den Grafen scheint Sandrini seine ungeschwächte Liebe, wie sein Benehmen, nicht zu tadeln; die Liebe, welche nur zu oft selbstsüchtig ist, mag entschuldigen, wenn dies Verstecken seines unerschütterlichen Zweckes, den er doch immer mehr und mehr entwickelt, des Gegenstandes nicht ganz würdig ist. — Er selbst, so wie seine Verfahren, ein altes angesehenes Geschlecht, sind immer sehr geachtet werden. Jedoch beurtheilen die vornehmen Familien in Venedig dies anschauende Leben, das auch seine Eltern geführt haben, nicht so günstig wie das Volk, und ein leises, geheimnißvolles Gemurmel von Vergif-

lungen und plötzlichen Todesfällen, stehet mit dem errungenen Ruf der Heiligkeit dieser Familie, der sich sogar bis auf den Pallast derselben erstreckt, in Widerspruch. — Sandrini hat mir scherzend mitgetheilt: daß der Graf selbst nur selten und schüchtern sein herrliches Landhaus an der Brenta besuche, weil es in dem Rufe stehe, daß es dort umgehe, „und" fügte er lachend hinzu: „es wird von ihm gesagt, daß er sich vor jedem Gegenstande fürchtet, der von etwas Geistigem belebt wird." Doch, was man auch sagt, ohne Verstand ist der Graf nicht, und verrathen seine Züge keine Bosheit. — Auf ein leeres Gerücht kann man sich nicht verlassen; obgleich ich nicht leugne, daß ich mich freue, daß der Kammerdiener des Grafen nicht mehr bei uns ist. Dieser Mensch ist auf einmal wie verschwunden! Der Graf soll ihn herumreisen lassen, um den jungen Orbitelli endlich, es koste was es will, ausfindig zu machen; diese Nachricht hat die Wittwe mir mitgetheilt. Diesmal wird wohl seine Abwesenheit länger als gewöhnlich dauern, denn Statt seiner hat der Graf sein Vertrauen auf eine ganz eigne Erscheinung übertragen, nämlich auf einen

gelbbraunen Afrikaner, mit wollartigem Haar. — Die Dienerſchaft, welche ihm die plötzliche ausgezeichnete Gunſt des Grafen beneidet, nennt ihn nur il negro, und neckt ihn wohl auch manchmal heimlich. Er iſt noch ziemlich jung, ſchlank und fein gebaut, hat etwas zutrauliches und gutmüthiges in ſeinem ganzen Weſen, und, im Gegenſatz zu dem vorigen Haushofmeiſter, Manuelas und meine Gunſt eben ſo ſchnell, wie die des Grafen, gewonnen; obgleich er nur ſchlecht italieniſch ſpricht, und obendrein ſchwer zu verſtehen iſt, weil in ſeiner Kindheit von einem barbariſchen Herrn an ihm der Verſuch gemacht worden, ihm die Zunge zu verſtümmeln.

Der Graf neckt uns mit dem neuen Günſtling, und hat ihn ausdrücklich bei unſrer Bedienung angeſtellt. Es ſcheint als gefalle ich ihm beſſer als Manuela, der er — ſo tief hat er ſchon in die Seele ſeines Herrn geblickt, ſich nur mit einer ehrfurchtsvollen Scheu nahet.

Wir haben eine kleine Reiſe gemacht, und ich freue mich Anlaß dazu gegeben zu haben; denn ſie hat nach Sandrinis Verſicherung eine ſichtbar

wohlthuende Wirkung auf Manuelens Gemüthsstimmung gehabt. Die Frau von Harrau ließ mich eines Morgens, als ſie mich noch unbedenklich mit ihren vertraulichen Mittheilungen beehrte, rufen. — Mit Augen, funkelnd vor Freude, zeigte ſie mir einen Schmuck, der noch ſtärker funkelte, und auf ihrem Puhtiſch ausgebreitet lag. — „Es iſt; wie Sie wiſſen," vertrauete ſie mir, „in acht Tagen Manuelens Geburtstag. Dies koſtbare Geſchenk hat ihr der Graf beſtimmt. Sie mögen uns rathen, auf welche Art und Weiſe es ihr am beſten überreicht werden kann!"

Ich erſchrack; denn ich ſah deutlich voraus, daß Manuela unter keiner Bedingung ein Geſchenk von dem Grafen annehmen würde. Es gelang mir die Mutter davon zu überzeugen; — Ich geſtand ihr, daß ich Manuela die Geſinnungen des Grafen hätte ahnen laſſen; daß die Art, wie ſie meine Eröffnungen aufgenommen, mir die Ueberzeugung gewähre, daß jede Annäherung von ſeiner Seite vergeblich ſeyn würde, ſo lange Orbitellis Schickſal im Dunkeln ſey, und daß Manuela feſt an dem gegebnen Worte halte. Um die Richtigkeit meiner Anſichten zu belegen, nahm ich

keinen Anſtand, ihr den kleinen Verfall mit dem Ringe mitzutheilen. Die Oeffnung des Käſtchens ſetzte ſie in eine neugierige Unruhe, die ich, wie Du weißt, liebe Schweſter, nicht befriedigen konnte. — Sie wollte gern, was es enthalte, wiſſen; denn ſie wollte geſehen und bemerkt haben, daß ihr Gatte, noch vor der Abreiſe nach Deutſchland, mehrere von ihm ſelbſt emſig geſchriebene Blätter darin verſchloſſen habe, auch deuteten ſeine letzten Worte auf wichtigere Geheimniſſe, als ein einfaches Portrait. — Ich konnte ihr nur verſichern, daß der weitere Inhalt Manuela eben ſo unbekannt ſei wie mir, und unſere Unterredung endete damit, daß ſie den Schmuck ſehr mißmuthig wieder verſchloß, und verſprach, ſich mit dem Grafen darüber zu berathen.

Er nahm den Schmuck zurück, und veranſtaltete dagegen ein wirklich ſchönes Feſt in dem genannten Landhauſe an der Brenta, das Manuela, als die Königinn des Tages, um ſo mehr überraſchte, weil ſie glaubte, daß es nur auf meine Verlobung angeſehen war, deren der Graf auf eine ſehr galante Weiſe erwähnte. Er hat ſich gewiß auch recht glücklich gefühlt, denn Ma-

nuela war, ohne durch ihr Betragen ihm irgend eine Aufmunterung zu geben, höchſt liebenswürdig, und wußte alle durch ihre Anmuth zu bezaubern. Jedoch iſt ſie zutraulicher gegen den Grafen geworden, und hat ſogar ein kleines Geſchenk, das an ideellem Werth nicht unbedeutend iſt, von ihm angenommen. Und was hat dies Wunder bewirkt, wirſt Du vielleicht fragen? — Etwas, wovon der Graf ſelbſt nicht einmal geträumt hat, ein Anklang aus dem Geiſterreiche?

Ich habe oben erwähnt, daß das Gerücht ſich damit trägt: es ſey in ſeiner Villa nicht ganz geheuer. An ihrem Aeußeren iſt nichts Auffallendes, was zu dieſem Glauben mehr als bei den übrigen Villen der Gegend Anlaß geben könnte. Altmodiſche Pracht, ſchwerfällige, unbequeme Meubeln verurſachen, daß der anziehende Eindruck, den die äußern architectoniſchen Verhältniſſe auf die Seele machen, ſich bald im Innern verliert. — Den Abend vor unſrer Rückreiſe unternahmen wir einen Spaziergang am Ufer der Brenta, von welchem in einer kleinen Entfernung das Schloß, mit ſeinen in dieſem Theile von Italien ungemein reizenden Garten, ſich ſehr zu ſeinem Vortheil aus-

nimmt. Sandrini bemerkte, wie ſehr es alle benachbarte Villen übertraf.

„Es iſt auch kein Wunder!“ gab der Graf lächelnd zur Antwort. „Es ſteht unter der Obhut eines ſchützenden Geiſtes?“

„Eines Geiſtes?“ riefen auf einmal Mutter und Tochter, doch gewiß aus ganz entgegengeſetzten Beweggründen.

„Oder eines Geſpenſtes!“ fuhr er fort. „Es iſt, wie ich Ihnen verſichern kann, Thatſache, daß dies Schloß vor ſechzig Jahren mit ſeinen Umgebungen verwüſtet worden wäre, hätte nicht mein Großenkel, der es erbauet, in der Blüthe ſeiner Jahre allhier ſtarb, und mit dem Geiſterreich in Verbindung ſtand, voraus gewußt was geſchehen würde. Ohne ſich an das Gelächter und Kopfſchütteln der Nachbaren, die ſeine Warnungen verachteten, und nicht glauben wollten daß ein ſo einfaches Werk der Kunſt, wie die Brenta, zu Naturverheerungen Anlaß geben könne, zu kehren, ließ er jenen halbverfallenen Damm aufführen. Er war kaum damit fertig geworden, als in einer ſchrecklichen Märznacht von Erderſchütterungen und

Wolkenbrüchen begleitet, das künstliche Bett der Bernia, welche die plötzlich entstandenen Wasserströme nicht aufnehmen konnte, dem unbändigen Elemente zu eng wurde, das nun auf einmal alles plötzlich ringsum verwüstete, indessen unsre kleine Villa unversehrt, wie auf einer bezauberten Feeninsel dalag, und auch ganz allein, selbst ohne den kleinsten Schaden, glücklich davon kam.

Sandrini bemerkte eben nicht ganz zart: Er hätte immer geglaubt, man sey hier zu Lande schon vor sechzig Jahren darüber hinaus gewesen, kluge Vorsicht und rege Thätigkeit einer Verwandtschaft mit Geistern zuzuschreiben. Er wenigstens vermuthe, daß der gute Geist der damals und noch jetzt in diesem Schlosse obwalte, kein anderer als die kluge Umsicht des Großonkels sey.

Der Graf schien über diesen Zweifel verdrießlich; und theilte uns, wie er sich ausdrückte, als den vertrautesten Freunden seines Hauses diese Begebenheit mit, die er von der eignen Hand seines Vaters besaß, welcher in seiner Kindheit den Oheim gekannt hatte. — Ich gebe Dir liebe Schwester ganz kurz die Hauptzüge seiner Erzählung.

Jener Großenkel hatte in früher Jugend in eben dieser Gegend eine innig geliebte Braut durch einen Unglücksfall verloren. Er nahm das Maltheser-Kreuz und verlebte mehrere Jahre in der düsterſten Schwermuth, nur mit kabbaliſtiſchen Schriften beſchäftigt. Durch anhaltendes Studium war es ihm endlich gelungen, ſich ihre geheimnißvollen Lehren anzueignen, und in die Tiefen des Geiſterreichs zu dringen; von dieſem Augenblick an verwandelte ſich ſeine Schwermuth in eine heitre Ergebung. Er ließ dies Schloß, das damals faſt einer Ruine ähnlich ſah, ganz umbauen, und verließ ſelten oder nie deſſen zu einer ſtillen Beſchauung eingerichteten Mauern. Bald wollten die Leute wiſſen, — und er ſelbſt verſchwieg es ſeinen vertrauten Freuden auch nicht, daß ihm in ſeinem geheimſten Kabinet, — wo alles noch wie zu ſeiner Zeit ſtehet, und welches faſt niemals und nie ohne ein leiſes Grauen geöffnet wird, — öfters die Gegenwart der verſtorbenen Geliebten vergönnt würde, ja daß er ſelbſt ſie erſcheinen laſſen könne. In ſeinem kurzem, jetzt nicht mehr unglücklichem Leben, ſoll ſie ihm mehrmals nützliche Rathſchläge und Warnungen, die ihm ſogar das Leben ge-

rettet, gegeben haben; unter andern auch jene früher erwähnten. Ja! er soll selbst scherzend geäußert haben, daß er Anstand nehme das Maltheserkreuz ferner zu tragen, da er in einer glücklichen, obgleich unsichtbaren Ehe lebe. In jenem Zimmer war er auch ruhig und sanft hinüber geschlummert, doch nicht ohne vorhergehende nur ihm allein sichtbare Erscheinungen, und wie von himmlischen Akkorden gerufen, welche die Anwesenden deutlich vernommen hatten.

Wir äußerten alle unsre Neugier jenes Zimmer zu sehen. Er schien zwar diese Bitte ablehnen zu wollen, als aber Manuela, die ihm mit sichtbarer Beklommenheit und Theilnahme unter der Erzählung immer näher und näher gerückt, und in tiefen Gedanken versenkt, unser Gespräch gänzlich überhört hatte, plötzlich aufsprang, und seine Hand zum erstenmale mit den Worten ergriff: „Ich muß das Zimmer sehen; dort muß ich für die Verstorbene beten," konnte er nicht umhin sie uns zu gewähren; doch wurde diese Unternehmung bis auf den folgenden Morgen verschoben, da der Graf ausdrücklich hinzufügte, daß nach einem Besuche in jenem Zim-

mer lange nachher Niemand, selbst von der Familie, im Schlosse zu schlafen wage, und es sey immer nur kurz vor der Abreise geöffnet worden. Die Frau von Harrau zitterte schon bei der Erzählung, und nach einer unruhigen Nacht konnte sie sich nur mit vieler Mühe überreden uns Gesellschaft zu leisten.

Demnach begaben wir uns alle den folgenden Morgen, Manuela zum erstenmal an dem Arm des Grafen, über den großen Saal in einen Flügel, wo wir noch nicht gewesen waren. Hier hatte der Großonkel gewohnt. Nachdem wir mehrere Zimmer durchschritten hatten, öffnete uns der Haushofmeister, sichtbar zwischen Furcht und Andacht schwebend, das geheimnißvolle Zimmer. Wir traten erwartungsvoll hinein, und sahen — sehr wenig Erhebliches.

Dunkle lederne Tapeten verdüsterten das Zimmer. Alte Mobilien, eine große Bettstelle mit sammtnen Vorhängen, alles in sehr gutem Zustande, vergegenwärtigten die Vergangenheit. In den Ecken des Zimmers standen: ein Himmelsglobus, ein Tubus und ein Paar mir unbekannte künstliche Instrumente; der Tisch war mit alten Perga-

menten und Papieren bedeckt; noch fielen uns ein zierlicher Betstuhl, und ein großer altmodischer Schrank, worinn der Schlüssel steckte, in die Augen.

Die Zimmerthür war mit vielen, später angebrachten Riegeln und Schlössern versehen. Wir waren alle in unsern Erwartungen getäuscht. Frau von Harrau konnte sich nicht genug wundern, daß hier ganz keine Rauchfäßer, keine Zaubergürtel, kein Thierkreis zu sehen war.

„Mein Großonkel!“ nahm der Graf das Wort, „hat dergleichen nicht gebraucht; ja er soll sogar geäußert haben, daß er alle Annäherungen an das Geisterreich durch Zauberkünste für Sünde hielte, und jede Schwarzkünstelei verachte; dessen ungeachtet — solche Widersprüche finden wir ja oft bei den Menschen — ist er doch wohl nicht von Zauberei ganz frei gewesen; denn unter mehreren Sachen bewahrt dieser Schrank ein Amulet oder einen Talißman, gleichviel wie es heißen mag, den er immer um den Hals trug, und der, Gott weiß warum, nicht mit ihm in den Sarg gelegt ist, obgleich er diesen Wunsch schriftlich

nachgelaſſen hatte: Vielleicht iſt das Blatt zu ſpät gefunden. — Seine nächſte Umgebung wollte wiſſen, daß er durch jenen in Verbindung mit dem Geiſterreiche geſtanden."

Es ſchien als hielten wir es alle in geheim für unbeſcheiden nach dieſem Talisman weiter zu fragen, und der Graf machte ſichtbar ängſtlich eine Bewegung, das Zimmer wieder zu verlaſſen, worin wir doch gar nichts unheimliches gefunden hatten. Die Sonne lächelte durch die kaum geöffneten Laden freundlich und recht proſaiſch in die Dunkelheit hinein. Manuela allein konnte ihren Wunſch; das geheimnißvolle Werkzeug zu ſehen, nicht unterdrücken. — Mit der ſchmeichelnden Anmuth, die ihr ſo gut ſtehet, und ſich mit einer gewiſſen Scheu ausſpricht, wenn ſie auf Gefahr der Meinung etwas thut, worüber ſie ungewiß iſt, ob es nicht der Convenienz zuwider, flüſterte ſie dem Grafen zu: „denken Sie denn wirklich der weiblichen Neugier den Anblick eines ſolchen Schatzes entziehen zu wollen?"

„Wenn Sie es wünſchen Signora! verſetzte er in ſichtbarem Streit zwiſchen Aberglauben und dem Beſtreben ihr zu gefallen. — „Ich habe ihn

noch nie in meinem Leben angerührt; da er nicht," fuhr er lächelnd und leichter fort, „so wie es der Onkel gewünscht, mit ihm in den Sarg gekommen ist, so könnte es ja ihm einfallen, ihn von der frevelnden Hand, die ihn anfaßte, wieder abfordern zu wollen." —

Er hatte indessen den Schrank geöffnet, und nahm muthig aus einem Fache eine kleine Kapsel heraus, die er Manuela überreichte. Sie machte diese neugierig und unbefangen auf, noch über den kaum ausgesprochenen Scherz des Grafen lächelnd. Sie enthielt ein kleines griechisches Kreuz, von dünnem sehr weißem Silber; auf den vier Enden desselben standen auf jedem ein Wort in unbekannten Ziffern mit kleinen goldnen Punkten eingelegt. — Vergebens bemüheten wir uns, sie zu deuten. Sandrini meinte, daß die Charaktere arabisch wären.

„Was gäbe ich nicht darum," äußerte Manuela, „wenn ich sie verstände! Ist es keinem der Ihrigen, Herr Graf! eingefallen, einen Gelehrten darüber zu befragen?"

„Nein! und ich stehe mit wenigen, und dazu mit gar keinem Orientalisten in Verbindung," gab

der Graf zur Antwort, „doch muß wohl ein solcher in der Stadt aufgetrieben werden können. Wenn Sie sich nicht davor fürchten, so heben sie nur das Kreuz auf; ich werde mich bemühen einen Sachverständigen zu finden, obgleich ich in diesem Augenblicke nicht weiß, wo ich ihn suchen soll."

Plötzlich fiel mir Tony ein, so ist der Name unsres Negre. Der Graf hat schon so viel von seiner Geschicklichkeit und Lernbegierde erzählt; und der Herr, der einst im Begriff stand, ihn so grausam zu verstümmeln, soll ein Araber gewesen seyn. — Ich äußerte meine Vermuthung.

„Sehr möglich rief der Graf, indem er mich erstaunt ansah;" mitunter liegt uns das ganz nahe, was wir mit großer Mühe und Aufopferung in der Ferne suchen. Wir können ja immer eine Probe machen."

Manuela steckte mit sichtbarer Freude das Kreuz zu sich, und dankte dem Grafen mit einer Wärme, die ihn entzückte; und so kehrten wir, nachdem wir zwei fröhliche Tage dort zugebracht hatten, heiter nach Venedig zurück.

Am folgenden Morgen, als wir uns zum Frühstück bei der Wittwe einfanden, trat der Graf mit Tony herein! „Er meint wohl damit fertig zu werden!“ rief er uns heiter entgegen. Manuela holte das Kreuz. Während sie die Kapsel öffnete, und das äußere Papier sorgfältig ablöste, trat der Diener ihr ehrerbietig näher; sobald er aber des Kreuzes ansichtig wurde, sprang er erstaunt zurück, und warf sich auf beide Knie, mit den Händen auf der Brust.

„Ich verehre das mächtige Zeichen in Deinen Händen, Gebieterinn!“ hob er ehrfurchtsvoll an, indem Sie ihn betroffen ansah. „Ich habe dergleichen schon früher gesehen — woher du es auch haben magst, es wird Dir Segen bringen, und schon hoch gesegnet bist Du dadurch, daß es in Deine Hände gekommen!“

„Weißt Du die Schrift zu deuten,“ fragte sie verwirrt, und hielt ihm das Kreuz hin. Er rührte es nicht an, sondern betrachtete es, mit dem Körper ehrerbietig vorwärts gebückt, und die Hände so wie vorher kreuzweise auf die Brust gelegt, aufmerksam!

„Ich habe es geleſen," ſagte er endlich, „meine Seele hat den Sinn aufgefaßt, allein nur dem beglückten Eigenthümer dieſes Schatzes, darf ich die geheimnißvollen Worte anvertrauen, damit der heilige Saame in einem edlen Boden reiche Erndte trage, und nicht in den Wind geſtreuet werde."

„Dann muß ich auf dies Geheimniß Verzicht leiſten," verſetzte Manuela, „denn der Eigenthümer ſteht dort." Sie wollte dem Grafen das Kreuz zurückgeben.

Dieſer weigerte ſich aber. Auf ſeinem Geſicht war ein ſo unverſtelltes Erſtaunen ſichtbar, daß es uns allen deutlich ſein mußte, daß dieſes höchſt ſonderbare Benehmen des Bedienten, nicht von ihm angegeben war. — „Nein, Signora! ſagte er zurückweichend; „durch Geringſchätzung habe ich ein Recht verwirkt, wozu mir ohnedem doch der nöthige Sinn fehlt. Ich bringe alſo kein Opfer, und könnte ſelbſt, wäre dies der Fall, Ihnen das nicht entziehn, was Ihnen Segen bringen wird."

Zu meiner Verwunderung nahm Manuela mit Dank und ohne Verwirrung das Geſchenk an,

winkte Tony, der ihr in ihr Kabinet folgte. Nach wenigen Minuten trat er wieder heraus; gegen Mittag dagegen kam erst Manuela zum Vorschein, stille, ernst, allein sehr liebenswürdig; und von der Stunde an hat sie nie mehr, selbst nicht gegen mich, jenes sonderbaren Vorfalls erwähnt. Die Frau von Harrau hat mir in Bezug darauf sehr vergebliche Fragen vorgelegt. Mir kommt die Sache sehr bedenklich vor; obgleich ich in dem Kreuze nur ein kabbalistisches Ueberbleibsel erblicke; doch kann leicht ein gefährlicher Wahn, durch Tonys Aberglauben bestärkt, sich in Manuelens nur zu leicht aufgereiztem Gemüth festsetzen, besonders da die Träume ihrer Kindheit, und das früher erwähnte Abenteuer in St. Moise, offenbar ihre Aufmerksamkeit auf das Kreuz so ganz hingelenkt haben, daß sie es ohne Bedenken aus der Hand des Grafen genommen.

Ich fürchtete schon, daß ihre Schwermuth trüber als je zurückkehren würde; allein ich habe mich geirrt. Sandrini hat Recht: seit er mich darauf aufmerksam gemacht, bemerke ich eine sonderbare Veränderung in ihrem ganzen Wesen.

Ich könnte ſagen, ſie ſey zurückhaltender gegen mich geworden, wenn ich nicht befürchten müßte daß ich es bin, die einen Theil der Liebe und Sorgfalt, die ihr ausſchließlich gewidmet waren, auf einen andern Gegenſtand übertragen, und dadurch eine kleine Lücke in unſer Verhältniß gebracht habe, welche ſie, ohne ſich zu beklagen, mit ſtiller Duldung ausfüllt. Sie iſt in ſich verſchloſſener als früher, aber dabei heiterer. Es iſt, als blicke ſie die Welt mit einer neuen Hoffnung an. Ich habe bemerkt, daß ich ſie gar nicht mehr mit dem kleinen geliebten Bilde in den Händen antreffe; das geheimnißvolle Kreuz aber trägt ſie verſtohlen am Halſe, ich habe ſie, es ſtarr betrachtend und vor dem Betſtuhl kniend, mehrmals überraſcht. Uebrigens beſuchen wir, ſo wie früher faſt täglich St. Moiſe. Die zwei Blumenſträuße dürfen nie fehlen. In dem einen winden ſich manchmal weiße Roſen, und helle Myrthen ſcheinen die Cypreſſen verdrängen zu wollen. Mag es mir immer ein Räthſel ſeyn, wenn es ſich nur ſchön löſen wird.

9.

Venedig im Juli 17'4.

Zitterte Deine Hand nicht, als Du dieſen Brief öffneteſt? — Denn mit einem Herzen voll ſchon eingetroffenen Kummers und banger Ahnungen iſt er geſchrieben; nicht um meinetwillen, allein alles, was ich ſchon früher wegen Manuelens Zukunft befürchtet habe, ſcheint nun, da kaum ſich alles um uns ruhiger und hoffnungsvoller zu geſtalten beginnt, auf einmal eintreffen zu wollen. Und nicht allein äußere feindliche Mächte, die ſich noch vor kurzem freundlich bezeigten, bedrohen ſie, ſondern ich fürchte, ihr eigenes Gemüth wird noch unabwendbarer die Ruhe ihres Lebens zerſtören, als fremde Gewaltthaten es je vermochten. Nur zu gewiß dämmert ein Licht in meiner Seele auf, daß mir einen unbezweifelten, jedoch mir durchaus unerklärbaren Zuſammenhang, zwiſchen jener jugendlichen Hin-

neigung zu dem Tode, der ſpäteren Erſcheinung in St. Moiſe, und endlich dem geheimnißvollen Talisman, erblicken läßt. — Manuela hat mir zwar kein Wörtchen anvertraut, allein — allein theure Schweſter! höre:

Beſonders ſeit meinem letzten Schreiben hatte wirklich zwiſchen Manuela und dem Grafen eine Annäherung Statt gefunden, die den Letzteren glücklich und immer kühner machte, und der Wittwe eine größere Zufriedenheit und heiterere Laune verlieh, als ich je bei ihr bemerkt habe. Mehrere Zerſtreuungen erheitern jetzt unſer einförmiges Leben; mit den Trauerkleidern, die auch die Dienerſchaft abgelegt hat, iſt der vorige finſtre Ernſt aus dem Pallaſte verſchwunden, und der Eigenthümer hat ein heiteres, faſt zutrauliches Weſen angenommen. Wir haben mehrere Waſſerfahrten gemacht; der Graf hat Muſik veranſtaltet, und in der ſeligen Ruhe, die nur der italieniſche Mond, und die wehmüthigen herzergreifenden Töne der Gondoliere hervorzaubern können, ſind wir, er feſt zu Manuelens Füßen, öfters über das Meer gefahren. Allein dieſe Waſſerfahrten ſind plötzlich eingeſtellt, weil Manuela ſich auf einmal wei-

gerte Antheil daran nehmen zu wollen. Der Vorfall, welcher wahrscheinlich Veranlassung zu ihrer Weigerung gegeben hat, ist sonderbar genug, und mahnte mich zum erstenmal scherzhaft an das Ereigniß in St. Moise, wodurch meine Aufmerksamkeit wieder auf Manuelens Stimmung gelenkt wurde.

Eines Abends als wir froh und ahnungslos uns dem Zauber der Gegenwart hingaben, und Manuela, in ihren Träumereien versunken, nur den lieblichen Akkorden, die von der uns in der Ferne folgenden Gondel herübertönten, lauschte, und nicht daran dachte daß es der Graf sey, der ihr so eben zärtlich die Hand drückte, ja selbst vielleicht ohne es zu wissen den Druck erwiederte, bückte dieser ganz hingerissen sich herab, und bedeckte ihren Arm mit Küssen. — Sie schien es nicht zu bemerken. — Da erscholl plötzlich — ich weiß nicht ob zwischen ihnen oder über ihnen, ein lauter Seufzer, der nach und nach klagend in der Luft verhallte. Sie fuhr unwillkührlich auf, und zog die Hand schnell zurück, während sie schmerzlich nach der von dem Grafen berührten Stelle faßte. Er, auf seiner Seite, stürzte erschrocken zu dem Vorhang des Zeltes hin, wo Tony ver

den Gondolieren stand, um der Befehle seines Herrn gewärtig zu seyn. Er befragte ihn, aber Tony hatte nichts gehört; und in der Gondel war alles, auf die lieblichen Töne horchend, ruhig gewesen. Eben so wenig wurde jemand versteckt in unsrem Zelte gefunden. Frau von Harrau war einer Ohnmacht nahe. — Ich sah deutlich, daß die alberne Aengstlichkeit der Mutter Manuela unangenehm war, die dieser Vorfall weit weniger befremdete als die Uebrigen, ja, als ich zu Hause, angelangt, die Rede in unserm Zimmer wieder darauf lenken wollte, unterbrach sie mich mit der Bitte: dieses Vorfalls gegen Sandrini, der zufällig nicht mit uns gefahren, nicht zu erwähnen. — Ich sah sie fragend an; sie aber schlug die Augen nieder und erröthete. —

„Wie Manuela!" sprach ich ein wenig verletzt, „habe ich Dein Vertrauen wirklich verloren, oder glaubst Du daß Sandrini mir näher steht als Du?"

„Ich vertraue Dir!" lispelte sie, „allein Du kennst nicht die Worte des Kreuzes! Ich liebe Dich wie immer," fügte sie mit Heftigkeit

hinzu, und fiel mir um den Hals, „laß Dir das genug seyn!“ — Ich schwieg.

Von dem Augenblicke an war sie aufmerksamer in ihrem Benehmen gegen den Grafen, der seitdem nie dieses Auftrittes erwähnt hat. Kurz nachher trat er eines Tages zu ungewöhnlicher Stunde in das Zimmer der Mutter, jedoch zu einer Zeit, da er wohl wußte er würde uns daselbst antreffen. Manuelens Zimmer hatte er damals seit unserm Hierseyn noch nicht betreten, auch nicht sich bei ihr anmelden lassen.

„Ich muß Sie betrüben;“ sagte er mit so viel Ausdruck, als seine Züge anzunehmen im Stande waren. „Ich habe Nachrichten aus Rom. Der alte Orbitelli — denn warum soll ich Ihnen verschweigen, was Sie doch von andern erfahren werden, — Orbitelli ist vorzüglich auf meine Verwendung in Freiheit gesetzt; ich habe ihm auch einen Jahrgehalt, in Rücksicht der Freundschaft ihres verstorbenen Vaters, zusichern wollen; er hat ihn aber trotzig ausgeschlagen, und sich in ein Kloster in Rom begeben, wo er Verwandte haben soll; allein der Sohn ist, noch bevor die über ihn verhängte Untersuchung aufge-

heben war, in einer ihm unwürdigen Lage gestorben. Ich erwarte nächstens die schriftlichen Beweise, und werde sie Ihnen alsdann vorlegen."

„Ich zweifle nicht," gab Manuela ruhig und gefaßt zur Antwort, „nur wünsche ich zu wissen wo und wann — vielleicht gar," fügte sie leise hinzu, „in unsrer Nähe?" —

Der Graf betrachtete sie verwundert, und versetzte ruhig: „Im Gegentheil, weit von hier. Ich freue mich," fuhr er dann leicht fort, „über die Freiheit des Vaters, und werde mich nachher mit Ihnen berathen, in wie fern wir diesem unglücklichen Manne Trost und Hülfe gewähren können."

„Wir?" wiederholte Manuela mit Gewicht, indem sie ihn befremdet ansah. —

Ich merkte, wie dem Grafen ein Geständniß seiner Liebe auf den Lippen schwebte, und eilte, zum großen Aerger der Mutter, die nun einmal die Tochter nicht begreifen will, der Unterredung eine andere Wendung zu geben. Es gelang mir; allein wer kann den Sturmwind lange abhalten, in eine baufällige Hütte zu dringen. So war des Grafen Liebe und unsre Lage. — Seit der Zeit, wo

ihm jenes Kreuz einen Anspruch auf Manuelens Dankbarkeit gab, und ihre Unbefangenheit seine niedergekämpfte Leidenschaft wieder aufregte, waren seine matten Blicke verlangender geworden und verkündigten einen Ausbruch, den die so heimlich verborgenen Kräfte nur um so gewaltsamer zu machen drohten.

Wenige Tage nachher kam der Abbate aus Wien an. Er hatte schon, gleich bei seiner Ankunft, noch ehe Manuela und ich dieselbe erfuhren, eine Unterredung mit der Mutter und dem Grafen zusammen gehabt. — Sie ließ mich den nächsten Morgen sehr früh rufen. Ich fand sie mit rothgeweinten Augen.

„Jetzt liebe Freundinn!" rief sie mir entgegen, „setze ich mein ganzes Vertrauen auf Ihre Gewalt über Manuelens Herz. — Ich weiß, Sie verstehen es leicht dahin zu lenken, wo die Mutter nur ihre Ueberredung verlieren würde."

Ich wollte diese in der That falsche Behauptung widerlegen; sie ließ mich aber nicht zu Worte kommen. „Alles ist in Wien verloren," fuhr sie fort, „mir bleibt nur ein kleines Eigen-

thum, das uns nicht ernähren kann, und selbst dies habe ich der Großmuth des Grafen zu verdanken. Der geistliche Herr hat mir alles auseinander gesetzt, alles! Unser Haus hat zwar nicht gebrochen, allein es gehört uns nicht mehr. Der Graf hat die Gläubiger befriedigt. Alle die Verpflichtungen, welche durch unsre Verbindung mit dem Orbitellischen Hause auf dem meinigen ruheten, hat er dadurch gedeckt, daß er sich einen Theil der Capitalien, die ihm von jenem zukamen, mit Forderungen auf das unsrige hat ausbezahlen lassen, oder auch mit großen Summen baare Geldforderungen auf jenes Haus aufgekauft. Wir sind ihm alles schuldig; unsre Rettung bis hieher. — Wir können aber auch unser Verderben über uns ziehn, wenn wir undankbar sind, denn wir sind dort wie hier ganz in seinen Händen. Er liebt Manuela noch. Sie ist durch den Tod ihres Bräutigams ihres Versprechens entbunden. Der Abbate hat mir die entsetzlichste Furcht eingeflößt — er kennt die Menschen besser als wir alle. — Die so lange niedergekämpfte Liebe des Grafen droht alle Dämme zu brechen, seine vergebliche Geduld könnte sie nur zu leicht in Haß und Rache

verwandeln, wenn Manuela ihn aus Eigensinn verschmähet!"

„Dann ist er," fiel ich ihr in die Rede, „der edle Mann nicht, wofür wir ihn bis zu dieser Stunde halten müssen, und verdient nicht das schöne Herz Ihrer Tochter. Ich kenne sie, sie will lieber mit Geduld und froher Entsagung das tiefste Elend ertragen, als die Hand, und in ihr die stille Ruhe ihres Innern, einem Manne hingeben den sie nicht achten kann."

„Auch mein Elend," unterbrach mich die Mutter bitter; „die Schmach und die Demüthigung in meinen alten Tagen, kann sie auch das alles lieber eher ertragen, als eine Chimäre aufopfern? Sind das Ihre Lehren?"

„Gnädige Frau!" versetzte ich ruhig und mit Fassung. „Zu allen billigen Opfern, wodurch sie eine geliebte Mutter beglücken kann, werde ich sie immer stärken, — denn Aufmunterung dazu wäre überflüssig, — allein es giebt eine Gränze. So lange der Graf sich so edel, wie er sich bisher benommen hat, bezeigt, so lange er unsre Hochachtung und Dankbarkeit verdient, läßt sich von den Gesinnungen Ihrer Tochter vieles hoffen. —

Sie selbst aber haben mich nun zum erstenmale eine Ansicht seines Charakters ahnen lassen, vor der ich schaudre, und die mich irre macht. Sie hat mich so erschreckt daß ich ihm das Wort nicht zu reden wage. Allein wenn Manuela mich fragt, und das thut sie gewiß, dann werde ich ihr alle die Gesichtspunkte erblicken lassen, die vielleicht einem selbstsüchtigen Gemüth, — und das besitzt Ihre Tochter nicht, entgehen könnten."

Ich entfernte mich; die Frau sah mich betroffen an, hielt mich aber nicht zurück.

Noch denselben Vormittag ließ der Graf sich bei Manuela melden. — Ich wollte mich entfernen; sie hieß mich aber bleiben. — Ich weiß nicht ob die Mutter geplaudert hatte, denn der Graf warf mir einen stechenden Seitenblick zu; doch gewohnt uns immer unzertrennlich zu sehen, ließ er sich durch meine Gegenwart nicht abhalten ihr sein Herz zu eröffnen. In der deutschen Sprache, deren er sich immer bei uns, wenn keine Fremde gegenwärtig sind, bedient, bat er sie, wie er sich ausdrückte, nicht um ihre Liebe, wozu schon sein unscheinbares Aeußere ihn in den Augen der Schönheit unwürdig machen müsse,

nur daß sie sein Herz mit ihrer Freundschaft, und ihre beiderseitigen Verhältnisse mit ihrer Hand beglücken möge. Er betrachte sie als Wittwe, und würde sie als eine solche ehren.

Manuela erblaßte und bebte an allen Gliedern. Diese Bewerbung hatte ihm nicht geahnet; sie war keiner Antwort fähig.

„Antworten Sie mir jetzt nicht;" fuhr der Graf finster fort; denn ihr Erschrecken konnte ihm nicht entgangen seyn: „überlegen Sie mit Ruhe. Ich lege mein Glück in Ihre Hände, und diese Papiere, welche den Tod Ihres unbekannten Verlobten beweisen!"

Er hatte aber diese vergessen, und klingelte nach einem Bedienten, dem er auftrug: daß Tony die Rolle Schriften, die in dem Fenster seines Kabinets lägen, bringen solle. — Dies machte, daß er nicht wie seine Absicht gewesen, gleich fortging. Es war mir recht peinlich, denn der heftigste Widerwille stand deutlich auf Manuelens Gesicht. Es wechselte sichtlich alle Farben: Ich bin nicht frei, ich bin dennoch nicht frey!" stammelte sie hervor.

Dieſe Worte, und ihr ſichtbarer Widerwille, brachten den Grafen zum erſtenmal außer Faſſung: „Wahr!“ rief er unbeſonnen, „denn Haß bindet Ihr Herz!“

„Haß!“ gab ſie betroffen zur Antwort. — „Ich kenne kaum die Bedeutung dieſes Worts, und Sie muß ich ja verehren!“

Da trat Tony mit einer Rolle Papier herein. — Der Graf ſtrich das Band davon ab, blätterte ſie flüchtig durch, überreichte ſie ihr noch halb offen und ſagte finſter: „aus Rom! wo er ſtarb.“

„In Rom?“ wiederholte Manuela betroffen.

„Ja!“ fuhr der Graf eben ſo düſter fort; „erſt im Tode erkannt, im Hoſpital St. Spiritu. Dieſes Protokoll iſt“ —

„Falſch!“ tönte auf einmal eine Stimme von oben herab.

Wir ſtanden alle wie vom Donner gerührt! Der arme Tony ſtürzte bebend in die Knie. Mir war nicht viel beſſer zu Muthe.

„Ha wer wagt ſolche Lüge?“ ſtammelte der Graf erblaſſend hervor.

„Eine Stimme," versetzte Manuela sanft und mit Fassung; „der wir Aufmerksamkeit schuldig sind; denn wir können ja beide getäuscht seyn! Er starb freilich! aber hier!"

Der Graf starrte sie unbeweglich an. „Hier!" wiederholte er kleinlaut: „Um Gotteswillen! woher dieser Wahn?"

„Woher jene Stimme?" fuhr sie ruhig fort! „Lieber Graf! lassen Sie uns ruhig abwarten was Gott beschlossen, und bleiben Sie mein Freund!"

Er verbeugte sich in sichtbarer, höchst begreiflicher Verwirrung, und verließ eilig das Zimmer.

„Zittre nicht," fuhr Manuela über meine Blässe fast erschrocken fort? „hast Du die Stimme nicht erkannt? hast Du dieselbe nicht einmal Amen sagen hören?" — Wie konnte ich sie wieder kennen? Ein leichter Schauder zuckte durch meine Glieder, ich sah Manuela starr an; ohne Antwort geben zu können: „So gefaßt!" stammelte ich endlich; „begreifst Du das Manuela?"

„Nein!" gab sie leise zur Antwort, „aber ich glaube! — bist Du nicht überzeugt, daß wir Ihn in der Kirche gesehen haben?"

„Manuela! liebstes Kind!“ rief ich! „Ich begreife zwar nichts, doch muß hier eine Täuschung Statt finden. Ich habe oft jenes Vorfalls gedacht! Die Worte, welche Du dort gehört haben willst, so wie diese, waren rein deutsch! Erinnerst Du Dich, daß Du vor unserer Abreise von Deutschland Dich immer im Italienischen üben mußtest, weil der Bräutigam, nach der Behauptung Deines Vaters, kein Deutsch verstände.“

Sie lächelte: „Verschmelzen nicht dort alle Sprachen in eine. — Die Geisterstimmen müssen sich wohl der unsrigen bedienen, um sich uns verständlich zu machen.“ Sie küßte meine erblaßte Wange und ging in ihr Kabinet.

Betrug war zwar mein erster Gedanke, allein woher? Von dem Grafen oder von Tony, der kein Wort Deutsch versteht, und kaum das Italienische verständlich aussprechen kann? ohnedem schien ja die Stimme, ebenso wie früher der Seufzer, gegen den Vortheil des Herrn, und folglich auch des Dieners sich zu äußern. — Das Erblassen des Grafen war nicht verstellt. — Er war erschrocken, aber auch nichts mehr. — Die

Stimme klang über uns alle wie vom Gewölbe herunter. — Sollte sie eine Warnung bedeuten? Von wem denn, und gegen wen gerichtet? — Ich verlor mich in vergeblichen Muthmaaßungen, die doch bald schlimmern und erklärlichern Uebeln weichen mußten.

Den nächsten Morgen ganz früh wurde Manuela zu Frau von Harrau gerufen. Es schien als sey die Geduld des Grafen auf einmal zu Ende; doch war er nicht da. — Sie traf die Mutter noch im Bette. — Der Abbate saß an dessen Seite. — Manuela hat mir nachher die ganze Unterredung erzählt. Beide erschöpften ihre Ueberredungskunst, und nicht vergebens; Dankbarkeit gegen den Grafen; der verlassne Zustand der Mutter; ihre rührenden fast demüthigen Bitten; ihre Thränen; die lebendige Schilderung des Geistlichen, von der peinlichen Lage der Wittwe; von der Gemüthsruhe, die durch Gehorsam ihrer warte, und welche sie in dem Glück der Mutter finden würde, erschütterten sie. Sie hatte nur eine Einwendung, welche der Geistliche mit vieler Salbung zu widerlegen versuchte. „Ihr Herz," hatte sie gesagt, „sey nicht frei, auch nicht ihre

Seele. Die Sehnsucht des Ersteren sey an das Grab gefesselt, und die Letztere fühle sich nach oben gezogen, wo der Vater ihrer warte, den Bräutigam an der Hand, dem sie ihrem redlichen Worte nach noch gehöre. — So wären die zwei bessern Haupttheile ihres Wesens der Erde schon entrückt, und schwebten wie Geister an der Schwelle des Ortes, wo ein jeder seine Heimath erkenne. — Die Hülle, welche sie noch die ihrige nennen dürfe, müsse sie einem Manne versagen, der gewiß mehr als zu würdig sey dasjenige zu besitzen, was sie ihm als ein würdiges Geschenk nicht mehr hingeben könne; denn sie betrachte sich nur als das Bild eines Abgeschiedenen, das nur verderbliche Wünsche und Hoffnungen zu erregen vermöge, weil das Leben fehle, wodurch sie allein erfüllt werden könnten.

Mit sophistischer Umsicht machte der Abbate sie darauf aufmerksam: erstens, daß abgesehen davon daß keine Weihe ihren eingebildeten Bund geheiligt habe, die Religion selbst eine zweite Ehe gestatte; zweitens, daß der Graf nur ihre Hand wünsche. „Muß man doch," fügte er hinzu, „selbst in der ersten weltlichen Ehe, um sich im

Innern recht glücklich zu fühlen, auch dem himmlischen Bräutigam verlebt seyn. — Möge Ihre Seele dem befreundeten Geist dort eben gehören, sein Körper ist ja todt, und dadurch die Ansprüche vernichtet, die der Irdische auf den irdischen Theil Ihres Wesens besaß; dieser ist unumstößlich frei, und noch im Besitz von Allem, was den Grafen beglücken kann: Anmuth, Freundlichkeit, Theilnahme, und hundert anderer schöner Eigenschaften, die Sie täglich an den Tag legen. — Es gilt das Glück einer alternden Mutter, das Leben des Grafen! — Herrsche wer da will in Ihren Träumen, der Wachende läßt sich mit weniger begnügen.“ —

„Ihr versteht mich alle nicht!“ rief Manuela erschrocken und schmerzhaft. — „Sehen Sie denn nicht ein, daß diese Eigenschaften, die Sie bei mir bemerken wollen, nur von eben diesen Träumen Leben erhalten; sie sind das Farbenspiel eines Noli-me-tangere, bei der kleinsten Berührung vergehen sie in meinem Schmerz.“

Der Abbate suchte noch in einer langen Rede ihr zu beweisen, daß das, was sie Ueberzeugung nannte, nur eine kränkliche Empfindung sey, die

durch ein raſches Eingreifen in die Wirklichkeit ſich in heitere Geſundheit verlieren würde, und beſchwur ſie zuletzt das Protokoll durchzuſehen, um ſich zu überzeugen, daß ſich nichts mehr ihrer Verbindung mit dem Grafen entgegen ſtelle.

Ueberzeugt war Manuela nicht, allein die fremme Tochter, das gegen den Grafen dankbare Herz, rang mit ſich ſelbſt. — „Morgen!“ ſtammelte ſie, „morgen!“ und ſchwankte halb ohnmächtig aus dem Zimmer in meine Arme.

„Dir kann ich es ſagen,“ flüſterte ſie kaum hörbar: „ich gehöre ja ihm, ich gehöre dem Tode an. — Laß mich nur dem Grafen die Hand reichen. — Sie wird in der ſeinigen erkalten, und der rechte Bräutigam meine Seele ſanft hinwegtragen, noch bevor er deren Hülle umarmen darf. Ach! Ich bin ſehr unglücklich!“

Ich ſuchte ſie zu beruhigen; auch ich zeigte ihr ein neues, gewiß wünſchenswerthes Glück in der ſtillen Ausübung bürgerlicher und kindlicher Pflichten, worauf dieſe Welt noch Anſprüche habe, dieſe irdiſche Welt, der ſie Geſundheit, Jugendreiz und Schönheitsfülle zu danken hätte, und die ihr

noch täglich so viel zarte Genüsse, die ihr durch die Sinne zu Theil würden, spende, das schöne Licht, die Sprache der Töne, das Farbenspiel der Blumen und ihren lieblichen Duft. — Ich stellte ihr das beneidenswerthe Glück vor, mit ihrem Herzen Reichthümer zu besitzen; das Glück die Menschheit beglücken zu können; die frohen Thränen der gelinderten Noth; die durch sie erreichten Wünsche fröhlicher Menschen, welches alles die welkende Blüthe ihrer Jugendfreuden, gleich einem wohlthätigen Thau, aufzufrischen vermöchte.

„Wehe mir! ich bin sehr unglücklich jetzt!“ wiederholte sie nur langsam. „Ach! wenn Du wüßtest“ — sie brach plötzlich ab, und verließ mich schnell. Ich fühlte noch lange ihre Thränen auf meinen Wangen brennen. — Was sollte ich wohl wissen? ich verlor mich vergebens in tausend Muthmaßungen.

Ich stand eben im Begriff ihr zu folgen, als die Wittwe mich ersuchen ließ, mich in ihr Kabinet zu begeben; ich erwartete mit Kälte und Vorwürfen empfangen zu werden, ich hatte mich aber geirrt; die schwache, charakterlose Frau

fehlen, obgleich gewiß nicht aus Gutmüthigkeit, ganz vergessen zu haben daß sie sich von mir beleidigt gefunden hatte, und war im Gegentheil heiter und gesprächig. — Ihre Absicht mit dieser Unterredung war weniger mich dazu zu bereden, auf Manuela wirken zu wollen, als zu erfahren, wie es sich eigentlich mit dem, wie von einem Unsichtbaren ausgesprochenen Worte verhielte. Der Graf hatte ihr sogleich das Ereigniß berichtet, und nicht ohne Schrecken geäußert: daß das Kreuz des Großoheims vielleicht wieder anfange Wunder hervorzubringen. Trotz der Aeußerungen des Abbate: daß Weiberkünste darunter stecken müßten, pflichtete die Wittwe doch der Meinung des Grafen bei, und wollte nun von mir wissen, was Manuela eigentlich von dem Kreuze hielte, was sie damit vernähme, und Gott weiß was mehr. Ich konnte, wie Du weißt, ihre Fragen nicht befriedigen, hielt ihr dagegen ein Bild von der Gemüthsstimmung der Tochter vor, das ihr Nachdenken erregen mußte, und beschwor sie, nicht in Manuela zu dringen, einen schnellen Entschluß zu fassen, der ihr vielleicht das Herz brechen könnte, sondern ihr nur Zeit zu lassen, dann würde sie

mit Ruhe und Ueberzeugung das wählen, worüber ihr kindliches Herz und ihr Verstand einig geworden wären. Sie hörte mich vornehm lächelnd an, und da sie sich nie glücklicher fühlt, als wenn sie etwas zu vertrauen hat, eröffnete sie sie mir: daß sie in ihrer Seele der Beistimmung Manuelens beinahe gewiß sey; denn Tony, von dem sie seit jenem Vorfall mit dem Kreuze, und seit der Graf diesem Wunderkräfte zutraut, eine große Meinung hegt, hatte endlich ihren vielen Bitten nachgeben, und ihre Zukunft auspunktiren müssen. Von ihm war ihr noch diesen Morgen prophezeiet worden, daß ihre Tochter einst durch ein glückliches und frohes Leben auch das ihrige beglücken würde. Dies meinte sie nun könne sich nur auf Manuelens Verbindung mit dem Grafen beziehen. Uebrigens versprach sie mir mit dem Abbate Rücksprache zu nehmen, auf welche Art der Graf sich am würdigsten Manuelas Neigung zusichern könne. — Der Graf muß indessen entweder nur die Zurückkunft des Abbate aus Wien abgewartet haben, um alles Zwanges ledig seinen Antrag zur Entscheidung zu bringen, oder auch dieser hatte ihm Rathschläge gegeben,

die sein eigenes feineres Gefühl, als er sich selbst überlassen war, verwarf; denn obgleich ich die Wittwe mit der Hoffnung verließ, Manuelen Ruhe bereitet zu haben, fanden doch der Graf und der Abbate sich beide diesen Morgen in ihrem Vorzimmer ein.

Ich mußte sie empfangen, denn Manuela war kaum aufgestanden, und hatte, versicherte sie mir, die Nacht in einem fieberhaften Zustande hingebracht. Sie konnte oder wollte den Grafen nicht sehen, und trug mir auf, sie zu entschuldigen. Der Graf schien darüber nicht wenig betreten. Er berief sich auf ihr Versprechen, ihm heute Antwort geben zu wollen. Ihr Mund hatte das Wort: Morgen! ausgesprochen. Er ersuchte mich, sie ausdrücklich zu fragen, wann er wiederkehren dürfe. — Beide wollten meine Zurückkunft abwarten. Ich mußte wieder zu ihr hineingehen, und ich berichtete alles Wort für Wort. —

„Habe ich heute eine Antwort versprochen?“ sagte sie bitter — „wollen sie mich denn geflissentlich mißverstehen. — Ich versprach jene Rolle,

das aufgenommene Protokoll, durchzusehen — allein wozu? es ist ja falsch — gib es ihnen nur wieder. — Ich habe kein Wort gelesen, ich will auch keines sehen — über die Hauptsache bin ich ja nicht im Zweifel. O! meine Heilige! diesem bangen Herzen eine Antwort abdringen zu wollen! — Welche ich auch gäbe, ich wäre gleich unglücklich.“ —

Ich ergriff die Rolle, nicht ohne eine bittre Empfindung, und trat wieder zu ihnen heraus. Es fiel mir auf, daß die Papiere ungewöhnlich schwer waren. Hätte vielleicht der Graf ein Geschenk darin versteckt? fiel mir ein. Doch verschwand dieser flüchtige Gedanke bald; denn ich mußte ja reden und mich hüten, daß mein bittres Gefühl sich nicht zu sehr meinen Worten mittheile.

„Was Manuela auf heute versprochen hat, löst sie ein mit dieser Rolle, die sie durch mich zurück sendet,“ sprach ich, während ich dem Grafen dieselbe überreichte; „sie hofft, daß die Liebe sie nicht zwingen werde, die Antwort, die Sie, Herr Graf, erwarten, zu geben. Denn Sie fühlen

wohl ſelbſt, daß ſie nur durch Achtung und Vertrauen gepflegt, in der Stille reifen muß.“ —

Der Graf hörte kaum auf die letzten Worte, denn als wäre ihm ſelbſt die Schwere der Papiere auffallend, eröffnete er ſie ſchnell, und ein Dolch fiel klingend zu ſeinen Füßen. —. Wir ſtaunten ihn alle drei an, und vielleicht war es nur meine Phantaſie die ihn mit Blutflecken färbte, während er vor mir auf dem Parquet lag.

„Was will das ſagen? woher kommt ein ſolches Ding?“ rief endlich der verwunderte Graf, und heb ihn auf, um ihn recht genau zu betrachten; doch auf einmal warf er ihn entſetzt mit Abſcheu von ſich und erblaßte. — „Heilige Jungfrau! woher dieſer Dolch!“ — ſtammelte er mit bebenden Lippen.

„Kennen Sie ihn?“ fragte ich unwillkührlich. —

„Ja — Nein — doch, doch — wollte ich ſagen, er trägt mein Wappen!“ gab er faſt außer ſich zur Antwort, mein Kammerdiener, der verſchwunden“ — — —

„Verſchwunden?“ fiel ich erſtaunt ein. —

„Der in Rom iſt,“ fuhr der Graf ſtotternd fort, „und dieſe Papiere hieher geſchickt hat, muß ihn — mitgenommen haben, ich habe ihn auch vermißt, allein er folgte doch nicht mit den Pazieren, wenigſtens habe ich nicht — ich bin ganz verwirrt, ich bin erfreut.“ —

„Natürlich, Herr Graf!“ fuhr mir unwillkührlich aus dem Munde, „daß Ihnen ihr Eigenthum wieder in die Hände gekommen.“ —

Ich war wirklich über dieſen Verfall betroffen, und dachte an keinen Spott; allein der Abbate warf mir einen durchbohrenden Blick zu, während er den Grafen ſchnell mit ſich fortzog, und den Dolch mitnahm. „Kommen Sie,“ ſagte er, mich noch einmal vom Kopfe bis zu den Füßen mit den Augen meſſend, „es ſcheint als wolle man hier ein Spiel mit uns treiben!“

Ich begriff von dem allen nichts. Ich eilte zu Manuela, die ich erſuchte, mir dies Räthſel zu löſen. Sie wußte aber eben ſo wenig davon wie ich, und hörte meinen Bericht mit ſteigendem Erſtaunen. Sie erinnerte mich daran, daß der

Graf ihr ſelbſt die Rolle aufgelöſt in die Hand gegeben hatte, und fügte hinzu daß in demſelben Augenblicke als die unſichtbare Stimme jenes „falſch" gerufen, ſie beſchloſſen die Papiere nicht zu leſen, und ſie zurück zu geben; allein der Graf habe den Saal ſchon verlaſſen gehabt, und ſie ſie alſo mit in ihr Kabinet genommen; ſie dort um ſie noch beſſer zuſammen zu rollen ganz entwickelt, dann ein Band darum gebunden, und ſie auf einen kleinen Tiſch hingelegt, wo ſie ſie bis dieſen Morgen, als ich ſie mit mir nahm, unberührt habe liegen laſſen. —

Kein Fremder konnte in dies Zimmer kommen. Es wurde bloß von unſern eigenen Bedienten betreten; und diesmal, das wußten wir uns beſtimmt zu erinnern, war keine Seele von dieſen dahin gekommen; nur in Manuelens Geiſterglauben lag ein Aufſchluß, der mir nicht zuſagen wollte. Ich ſah es ihr an, daß ſie eine innere Ueberzeugung hegte, welche ſie nicht ausſprechen wollte; daher bemerkte ich, obgleich es mir ſelbſt bei der ganzen Sache unheimlich zu Muthe war, daß doch Geiſter ſich nicht gern mit materiellen Dingen zu befaſſen pflegten! —

„Wo ist wohl die Gränze ihrer Kräfte?“ gab mir Manuela, die mich ernst ansah, ruhig zur Antwort: „Glaubst Du nicht daß dieselbe Stimme, die sich dem irdischen Ohre vernehmlich machen kann, auch ihre Kräfte auf eine andre Weise zu verwenden vermöge. Ich begreife es freilich nicht, allein ich muß daran glauben, und ich gestehe es Dir, es ist mir als wenn jeder Gedanke an diese Papiere mich von dem Grafen noch mehr entferne. Es regt sich ein Argwohn in mir, den ich vergebens niederzukämpfen strebe, und doch nicht in Worte kleiden kann.“

Was konnte ich ihr wohl darauf antworten? Ich schwieg bedenklich, denn ein kalter Schauder überlief mich. Woher Verdacht in dieser argloſen Seele, da er doch die meine nicht berührt hatte. Nein! der Graf kann eines Bubenstückes doch wohl nicht fähig seyn? freilich wundert es mich daß der Kammerdiener, da doch sein Geschäft beendet ist, nicht selbst die Papiere zurück gebracht hat, und warum er nicht mehr erscheint. Wüßte ich nur, was ihr zu solchem Argwohn Anlaß gegeben haben kann, hat der Abbate ja doch mehr als argwöhnische Blicke auf mich geworfen, die ich mich

doch ganz schuldlos fühle, und nicht einmal an die leiseste Beleidigung gedacht habe. Welcher Dämon — denn Manuelens guter Geist kann es wohl schwerlich seyn, zieht uns Alle in eine dunkle Verworrenheit hinein. In meiner blinden Ohnmacht konnte ich die Freundinn nur auf die alles erläuternde Zeit verweisen, ohne einmal wagen zu dürfen, ihr einen Verdacht auszureden, der mir ungerecht vorkommt. — Ich beschwor sie nur, sich vor jeder Uebereilung zu hüten; doch hat eine Angst meine Seele gefaßt, die ich nicht los werden kann, und selbst vor der nächsten Aussicht in die Zukunft schwebt eine schwarze Wolke.

Noch während ich bei Manuela war, wurde mir gemeldet, daß der Abbate mich zu sprechen wünsche. Ich begab mich in mein Zimmer. Seinen funkelnden Blicken, seiner erkünstelten Fassung sah ich es an, daß er vielleicht gar mich für die Urheberinn dieses Frevels, wie er es nannte, hielt. Ich hoffe aber ihn mit kräftigen Worten überzeugt zu haben, wie sehr ich jeden Betrug unter meiner Würde halte. Er ging jedoch leicht über dies Ereigniß hinweg, und gab mir deutlich zu verstehen, daß

ich meine Unschuld an diesem Vorfall nur dadurch recht klar an den Tag legen könne, wenn ich Manuela überredete, die Geduld des Grafen — wie der Abbate sich ausdrückte, nicht länger auf die Folter zu spannen. Ich erklärte ihm aber geradezu, daß eben der erwähnte Vorfall einen widrigen Eindruck auf Manuelen gemacht hätte, welcher erst verwischt, oder von einem wohlthätigeren ersetzt werden müsse. Ich fügte ohne Bedenken hinzu: Alles was ich für meine Pflichten halte! unter welchen auch die sich befinde: wenn es mir möglich vorzubeugen, daß sie in keiner Hinsicht einen übereilten Entschluß fasse, ob auch ihr gutes Herz solchen beschleunige.

Er sah mich grimmig an, und verließ mich, ohne mich einer Antwort zu würdigen. — — Du kannst nun also, liebe Schwester, meine Lage in diesem Hause beurtheilen. Selbst die Frau von Harrau hat dies mal ihre Neugier bemeistert, und bezeigt sich gegen mich sehr kalt. Der Graf befindet sich nicht wohl, und hütet das Bett, doch hat man Sandrini nicht rufen wollen. — Die Geschäfte meines Bräutigams vermehren sich übrigens täglich und eine kleine Berufsreise hat

ihn in der letzten Zeit länger als gewöhnlich von uns entfernt gehalten. Er weiß noch nichts von diesen Vorfällen, und ich sehne mich nach einer vertrauten Unterredung mit ihm; denn es scheint mir sogar nothwendig, daß wir ihm kein Geheimniß aus Verhältnissen machen, deren Erfolg so räthselhaft ist. Ich läugne es nicht, ich werde den Augenblick segnen, in welchem ich diesen Pallast verlassen kann; denn wo Geister geschäftig sind, ist dem schwachen menschlichen Gemüthe unheimlich, dem gesunden widerlich zu Muthe; und treiben Bösewichter unter dieser Larve ihr Spiel, so geschieht es sicher nur, um ein reines Wesen zu Grunde zu richten. —

Ende des ersten Theils.

Beyer

In gleicher Verlagshandlung sind noch erschienen:

Walter Scott

Der Pirat.

Nach dem Englischen

von

Georg Lotz.

3 Theile 1822. Velin- und Schreibpapier.

Walter Scott

Der schwarze Zwerg.

Ein romantisches Gemählde

übersetzt von

W. A. Lindau.

Zweite verbesserte u. vermehrte Auflage 1823.

Anna.

Ein Familiengemählde

von

Johanna Austen.

Aus dem Englischen

von

W. A. Lindau.

8. Schreibp. 2 Bde. 1822.

Ueber den Werth dieses Romans, in engl. Sprache: „Persuasion" geheißen, haben sich engl. kritische Blätter auf das Entschiedenste ausgesprochen, und daß er in der Uebertragung nicht verlor, dafür bürgt der Name des vorstehenden geachteten Uebersetzers; wie es die Urtheile der Abendzeitung, der Zeitung f. d. eleg. Welt ꝛc. hinlänglich bestätigten.

Deodats Geburt.

Poesie und Prosa

aus

dem Leben.

Von

L. Kruse.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1823.

Bei Christian Ernst Kollmann.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Yo. 5793.24

Bayer

Die Todtenbraut.

Zweite Abtheilung.

10.

Venedig in den letzten Tagen des August 17**.

Hat es Dir nicht in den Ohren geklungen, meine Liebe! Ich habe Deiner oft gedacht und Dich an meine Seite gewünscht. Endlich sehe ich mich in einem, ich hoffe es zu Gott! ruhigem Hafen. Ich bin einer großen Gefahr glücklich entronnen. Bald wäre ein Sarg mein Brautbett geworden, welches ich jedoch weit schneller als ich vermuthete bestiegen habe. Die Stimme hat sich noch einmal hören lassen, und diesmal um mich zu erretten: denn ich las in

den ſcheuen Blicken Verſchiedener, daß ſie nicht gelogen. —

Und ſo mußte ich wohl ſelbſt, ſchon der Rettung meines Lebens wegen, an Einwirkungen des Geiſtes zu glauben beginnen, wenn nicht kurz nachher mir die vollſte, die ſchrecklichſte Ueberzeugung geworden wäre — Ueberzeugung ſage ich! Gott gebe es, und doch — auch in dieſem Falle iſt die arme Manuela das Opfer eines ſo ſonderbaren Geſchicks, daß ich nur mit Grauen daran denke wie ſich alles löſen wird.

Hätte ich nicht ſchon vom Anfang alles was mir begegnet iſt, und mein Erſtaunen erregt hat, in deinen treuen Buſen niedergelegt, ich würde Dir gewiß jetzt nicht berichten, was ich ewig verſchweigen möchte; ſo aber muß ich fortfahren Dir mein gepreßtes Herz aufzuſchließen. Möge in der Folge dein Rath und Beiſtand mir genug ſeyn; denn nur die höchſte Nothwendigkeit kann mich dahin bringen, Manuelens innerſtes Geheimniß einem Manne, ſelbſt meinem Gatten zu offenbaren; und doch muß einmal, wenn wir alle nicht mehr ſeyn werden, eine Begebenheit auf die Nachwelt kommen die einzig iſt und für

jeden Forscher der menschlichen Natur wichtig seyn muß. Sind wir denn von Geistern, von lebenden Todten umringt, oder das Opfer eines gemeinen Betrügers.

Nicht wahr, liebe Schwester! Dein Verdacht geht auf den Grafen? Und allerdings hat sich Manuelens Argwohn in so fern bestätigt, daß wir nicht mehr über den Charakter dieses Mannes, und seines schändlichen Vertrauten irre sind. Er ist ein gemeiner, niedriger Mensch, doch hat sein bübischer Anschlag der unerklärbaren Gewalt, die doch auch Manuela täuscht, weichen müssen.

Möge ich Dir nur alles ruhig und klar berichten können!

Es wurde mir täglich deutlicher, daß Frau von Harrau und ihre beiden Freunde meine Entfernung von Manuela wünschten. Konnten sie mir nach reiflicher Ueberlegung jene Vorfälle auch nicht anrechnen, glaubten sie doch um so beharrlicher daß ich Manuela an ihrem Eigensinn, wie sie es nannten, nur bestärke, und ihr Muth zum Widerstand einflöße. Doch war es nicht ganz mit ihr zu verderben, sie nicht

auf meine Entfernung zu dringen; da geſchah es, daß Sandrini eines Tages ganz unvermuthet in der Gegenwart der Wittwe, obgleich aus ganz andern Beweggründen, in dieſer Beziehung ihr Wortführer ward, indem er ſcherzend beklagte, daß ſein neu eingerichtetes Haus in ſein voriges unſcheinbares Nichts zurückſinken würde, wenn nicht die Göttinn bald darinn erſchiene, und durch ihre Gegenwart den todten Formen, welche die Ankündigung ihrer Nähe geſtaltet hätte, einen lebendigen Geiſt einhauche. Ich ſah wohl den Ernſt, den er in Bezug auf unſre Abrede unter dieſem Scherz verbarg, und da die lauernden Blicke des Abbate leicht über mich hinflogen, gab ich ihm, es bemerkend, zur Antwort; „daß eine Hausgöttinn nur mit ruhigem gleichmüthigen Sinne würdig erſcheinen könne, und meine Seele werde ſich beklommen und geängſtigt fühlen, ſo lange nicht das Schickſal meiner Freundinn entſchieden wäre.“ — Nach dieſen Worten gab ich ſogleich der Unterredung eine andere Wendung. —

Der Graf war endlich hergeſtellt, und ſah Manuela zum erſtenmale bei der Mutter wieder,

welche ihre Tochter noch an demselben Tage in einer geheimen Unterredung seiner Bewerbung geneigt zu machen suchte. Sie fand aber einen Widerstand, der beinahe an Abscheu gränzte, und schwieg. Nun folgte eine ängstliche Windstille. Manuela wurde selbst durch keine Anspielung beunruhigt; doch war ihr voriger heiterer Gleichmuth ganz verschwunden; obgleich ihre Umgebung sich wenigstens in dem Punkt zu vereinigen schien, alles hervorzusuchen, um ihr Gemüth zu erheitern.

So schlug der Abbate eines Tages eine große Wasserfahrt vor, die auch bald zu Stande gebracht war. Sandrini trug darauf an eine kleine Villa an der Brenta zu besehen, die er gemiethet hatte, und wo wir jetzt, wenn sie nicht die Bühne der folgenden Begebenheit gewesen wäre, gewohnt haben würden. Der Graf gab seine Einwilligung, unter der Bedingung daß es ihm erlaubt seyn müsse für Erfrischungen zu sorgen. Es wurde natürlich gern gestattet, und wir fuhren ab, nachdem eine Gondel mit der Collation vorausgeschickt war. Wir kamen an, waren alle froh und aufgeräumt und ich es um so mehr,

da ich die theilnehmende Freude bemerkte, womit Manuela den Ort betrachtete, der dem Glück ihrer Freundinn geweiht war. —

Wir waren schon lange im Garten herumgegangen, als Sandrini mich auf die Seite zog, um sich mit mir über einige kleine Einrichtungen zu berathen. — Wir wurden aufgehalten, und als wir, eine gute Weile nach den übrigen in den Saal traten, waren die Erfrischungen schon herumgetragen. Sandrini bereitete selbst einen Trunk für sich, und auf den Wink des Grafen nahete sich Tony mir mit einem Becher Aprikosenlimonade, die ich vorzüglich gern trinke. — Arglos langte ich nach dem Glase; in demselben Augenblick rief eine Stimme von oben herab, eben so wie in dem Pallast des Grafen, jedoch jetzt in dem reinsten Italienischen Dialekt, in welcher Sprache die Unterredung geführt wurde: „Es ist Gift!“ Die Stimme klang so laut in unsre Ohren, so nahe, wir standen mitten im Saal, daß Tony unwillkührlich bebend zurückſprang, das Glas fiel zu Boden und zerbrach.

Sandrini sprang sogleich ängstlich hinzu; ich faßte mich so gut ich konnte, und versuchte einen Scherz daraus zu machen, indem ich behauptete, daß Jemand von den Gegenwärtigen mich aus Muthwillen um meine geliebte Limonade gebracht habe. Sandrini hatte indessen für eine andere Erfrischung gesorgt, und es gelang mir durch einen Anflug von erkünstelter Laune und Unbefangenheit, die meine Klugheit erzwang, die Verlegenheit und Bestürzung, die ich auf ein Paar Gesichtern zu lesen glaubte, schnell wieder zu verbannen. Der Graf schien anfangs die Fassung ganz verloren zu haben, doch wußte der Abbate die Aufmerksamkeit dadurch von ihm abzuziehn, daß er in meinen Scherz einstimmte, und nachdem er uns alle mit flüchtigen, jedoch scharfen Blicken gemessen, warf er lachend die Schuld auf Tony. — Der arme Bursche, darüber höchst erschrocken, legte auf eine wirklich komische Weise seine vollste Unschuld an den Tag, indem er in einem Schwall verwirrter, höchst widriger Töne, die ihn von den rein ausgesprochenen Worten freisprachen, sich über die Reste des Trunkes von

dem Boden aufzulecken, damit es an ihm sich beweisen möge, daß er kein Gift hineingethan hätte. — Seine Erbärmlichkeit, die uns alle ergötzte, schien uns Beweis genug zu seyn, und es war als ergriffen alle willig diesen Anlaß zum Lachen, allein jeder fühlte sich im Herzen befangen, und wir waren kaum zu Hause, und in unserm Zimmer angelangt, als Manuela sich in meine Arme stürzte.

„Willst Du nun an meinen Tod glauben?" sprach sie wehmüthig lächelnd, „willst Du nun meinen Argwohn gerecht halten? der Dich tödten wollte, kann auch Orbitelli ermordet haben." Sie bat, beschwor mich mit einer Heftigkeit, die mir ihre besorgte Seele ganz zeigte, mich je schneller, je lieber mit Sandrini zu verbinden. Sie ließ mich eine Besorgniß ahnen, die mich auch sogleich bestimmte: „Wer weiß," fügte sie nämlich hinzu, „was mich erwartet. Oeffne mir dann in deinem Hause, in deinen Armen die Freistatt, die mir hier verweigert wird."

Den folgenden Morgen stellte sich Sandrini sehr früh bei mir ein. Er hatte auch Betrach-

tungen angestellt, die zu derselben Bitte führten. Sie wurde ihm sogleich gewährt, und noch obendrein theilte ich ihm, auf seine Fragen die Stimme betreffend, die Erfahrungen mit, welche wir früher gemacht hatten; nur Manuels Geheimniß verschwieg ich, wie immer; halb bereue ich es jetzt, Du wirst einsehen warum? vielleicht wäre es noch das rathsamste ihm alles zu vertrauen, allein ich kann, ich darf es nicht!

Er zeigte darauf dem Grafen und Frau von Harrau unsre nahe Verbindung an, worüber die letzte kaum ihre auffallende Freude zu verbergen vermochte. Der Graf um recht unbefangen zu scheinen, und selbst den Argwohn von sich abzuwälzen, als hielte er es für möglich, daß jemand den Verdacht irgend einer Vergiftung auf ihn werfen könne, ließ es sich gar nicht nehmen unsere Hochtzeit in seinem Pallaste auszurichten.

Der Tag erschien; und unsre Verbindung wurde in der That mit einer Pracht, die ich mir nie hätte träumen lassen, unter einer Menge

unbekannter Güste, und mit einer Fülle von Gerichten und Weinen, die das Fest unseres stillen, von uns nur recht erkannten Glückes beinahe in ein Bachanal ausarten ließen, gefeiert. Wie ganz anders hatte ich mir diesen Tag gedacht, in einem kleinen Kreise vertrauter Freunde, unter welchen ich mir Dich und Manuela zu zählen wünschte. Sandrini war verstimmt, und ich nicht weniger, denn meine Blicke ruheten auf der blassen jetzt so einsamen Freundinn, die wie berauscht von meinem Glücke, eine Heiterkeit hervorzauberte, worinn ihr eignes Wesen unterlag.

Erst als die Fackeln flackerten, um uns nach der Gondel zu begleiten, verlor sie einen Augenblick die Fassung: „Wann sehe ich Dich wieder?“ flüsterte sie halb ohnmächtig, dem Schmerz der Trennung fast unterliegend.

„Morgen, alle Tage,“ lispelte ich ihr in's Ohr! „O! fliehe zu mir, zu mir!“ Da ergriff Sandrini meine Hand; eine schwarze Ahnung füllte meine Seele. — Als ich die Besonnenheit wieder gewann, befand ich mich in

der Gondel, in Sandrinis Armen, die mich ängstlich umschlungen hielten. — Er verstand meinen Schmerz und ehrte ihn, und so betrat ich mit herzzerreißenden Empfindungen ein Haus, wo mir zwar ein stilles Glück, eine fröhliche Hoffnung entgegenlächelte, jedoch von einem dunkeln Trauerschleier überschattet, der mich an die Vergänglichkeit mahnte, der jedes Verhältniß auf dieser Erde unterworfen ist. Es wirkte indeß wohlthätig auf mein genügsames Gemüth, damit ich jede Freude, die mir vergönnt wird, schätzen, und mich kein Kummer unvorbereitet überfallen solle.

Daß ahnete ich freilich nicht, daß meine Prüfungen schon den nächsten Morgen ihren Anfang nehmen sollten, daß meine bange Ahnung schon in Erfüllung gegangen war.

Wir saßen noch beim Frühstück, als ein Bedienter in des Grafen Livree, in unser Haus trat, um mich von der jungen Dame zu ersuchen, doch nicht den ganzen Tag hingehen zu lassen, ohne sie zu sehen; sie befände sich nicht ganz wohl.

Ich verſprach zu kommen, da aber dieſe nachläſſige Einladung eben nicht ſehr dringend ſchien, und die Sitte mich zugleich in Anſpruch nahm, dieſen Tag zu Hauſe zu bleiben, wollte ich meinen Beſuch bis gegen Abend verſchieben. — Allein einige Stunden hernach, ſtürzte der alte Jacob faſt athemlos in mein Zimmer. Er ſtand zitternd vor mir, und konnte lange keine Antwort auf meine ängſtlichen Fragen hervorbringen. — Endlich erfuhr ich doch ſo viel, daß Manuela von einem heftigen Fieber befallen wäre, daß ſie in ihren beſonnenen Augenblicken nur nach mir verlange, daß die Gegenwart meines Gatten höchſt nothwendig ſey, und daß auch die Frau von Harrau den Beiſtand eines Arztes bedürfe. —

Sandrini und ich begaben uns ſogleich nach dem Pallaſte Ladugno. — Wir fanden Frau von Harrau bleich und zitternd in heftiger Unruhe, mit einem Gebetbuche in der Hand. Die Abweſenheit des Hausgeiſtlichen ſchien ſie ſehr zu ängſtigen. — Auf alle Fragen Sandrinis nach ihrem Befinden wiederholte ſie nur: „ach! ein

entsetzlicher Schreck! ein furchtbarer Schreck!“ Ohne mich zu begrüßen, ohne mir nur ein Wort zu sagen, bedeutete sie mir mit Zeichen, daß ich zu Manuela hineineilen solle. Du kannst leicht begreifen, liebe Schwester, daß ich keinen Augenblick verlor.

Ich fand das arme Kind halb angekleidet auf dem Bette liegend. Sie stützte das glühende Gesicht auf den Ellbogen, ihr Busen flog, ihre Augen hafteten an dem Boden. Sie bemerkte mich nicht eher, als bis ich vor ihr hinknieend, sie in die Arme faßte. Sie stieß ein halb ängstliches, halb freudiges Geschrei aus, schlang ihre Arme um meinen Nacken und verbarg ihr Gesicht lange, lange an meinem Busen.

Endlich erhob sie mit einem schweren Seufzer ihr Haupt, und sah sich langsam um. Die früher gegenwärtige Bedienung hatte bei meinem Eintreten leise das Zimmer verlassen.

„Manuela! süßes Kind!“ begann ich! „was hat Dich in diese Lage versetzt? Es ist deine treue Freundinn, auf die Du bauen kannst, die mit Dir spricht.“

„Ja wohl!“ rief sie schmerzlich, „warum habe ich mich deiner treuen Sorgfalt entzogen, warum habe ich nur eine Stunde in diesem Hause ohne Dich zugebracht! — Doch was sage ich — es war ja nicht der Graf. O! Gott, Gott! meine Sinne!“

„Fasse Dich!“ rief ich höchst erschrocken, „der Graf!“

„Nein! Nein! unterbrach sie mich heftig,“ er nicht! nenne ihn nicht! auf einmal schwieg sie, und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen! „Bin ich entehrt?“ flüsterte sie kaum hörbar, „sage mir, bin ich es? Einen Mann habe ich in diesen Armen gehalten; feurige Küsse haben mich durchglüht! O! Ihr Heiligen! wohnt solches Feuer in der Erde?“

Ein hölliſches Bubenstück ahnend, rief ich außer mir: „Sprich Manuela! Der Graf!... Du hast ihn ja genannt?“

„Nein! nein!“ versetzte sie mild, der Todte hat den Schändlichen verjagt; der Todte war es: „Ich gehöre ihm an meinte er, ch hätte mich ihm verlobt! Ach! so meinte ich es ja nicht! so nicht!“

Es war unmöglich aus ihrer verworrenen Rede klug zu werden. Mein Gatte trat herein. Ich mußte das Wort für Manuela führen. So wie früher die Mutter konnte auch ich nur: „Ein entsetzlicher Schreck!“... hervorbringen.

„Nichts anders?“ flüsterte er mir mit einem scharfen Blick zu. —

„Suche nur ihr Herzklopfen zu stillen, ihr Blut in Ruhe zu bringen. — Ich werde Dir morgen mehr sagen.“

Er gab ihr niederschlagende Tropfen. Ermattet wie sie war, sank sie an meinem Busen in einen leichten Schlummer. Ich entzog mich ihr leise, und machte alles in Bereitschaft, um die Nacht bei ihr bleiben zu können.

Da steckte auf einmal die Mutter den Kopf ins Zimmer, und winkte mir schweigend. — Ich mußte ihr folgen. Sie war noch in heftiger Unruhe, doch äußerst freundlich, ja selbst demüthig in ihrem Betragen gegen mich. Auf einmal brach sie in Thränen aus. — „Können Sie mir verzeihen?“ war ihr erstes Wort.

„Ich? gnädige Frau! ich wüßte nicht“....

„Komm, komm! keine Verstellung," fiel sie mir heftig in die Rede. „Bedarf ein Vergehen gegen die Tochter nicht auch Ihre Verzeihung, da Sie mehr ihre wahre Mutter sind, als ich es gewesen bin."

Sie weinte laut, und konnte lange kein verständliches Wort sprechen. Es gelang mir ihr Vertrauen einzuflößen. Ihr geängstetes Gewissen, meine bewährte Redlichkeit, der sie unbedingt vertrauete, und meine Frömmigkeit, die ihr jetzt nothwendig war, um ihr Trost zuzusprechen, siegten. Reuig wollte sie fast vor mir niederknieen! und so erfuhr ich das angelegte Bubenstück, dessen Ausführung nur — ach! ich fürchte, durch ein eben so großes verhindert wurde.

In den Augen der drei Verbündeten war ich, so wie ich früher erwähnt habe, ein größeres Hinderniß hinsichtlich der Erreichung ihrer Wünsche, als Manuela selbst. — Nur geheime selbstsüchtige Absichten, meinte besonders der Abbate, bewegten mich ihnen so thätig und beharrlich entgegen zu arbeiten. Ohne mich würde das gesunde, blühende Mädchen von achtzehn Jahren,

die weder die Welt kennte, noch einen Begriff von ihren öffentlichen und geheimen Freuden besäße, sich bald, von der süßen Wirklichkeit berührt, mit Widerwillen von dem Dunstgebilde wenden, das sich nur eine überspannte Phantasie, und eine verschrobene Tugend, beide von einer listigen Sittenpredigerinn genährt, aus Grabesmoder erschaffen hatte; ihr Blut mußte in Wallung, ihre Sinne zur Erkenntniß des Erden-Glückes gebracht werden. Der Graf mußte siegen, noch bevor sie sich mit mir über seinen Angriff berathen könne. Ihre dadurch veränderten Lebensansichten, Stolz und Scham, würden mir dann ihr Vertrauen rauben und das Vorgefallene verheimlichen, während der Graf schnell, durch eine Heirath, eine augenblickliche Schwäche ausgleichen müßte, die nur dazu dienen solle, sie eines Bessern zu belehren, und auf immer meiner spanischen Duennenschaft zu entziehn. — Mit folgenden Worten ungefähr erzählte mir nun die Mutter, doch beinahe ganz unzusammenhängend, den vielleicht noch teuflischern Entwurf des Abbate, zu dessen schneller Ausführung, da keine Zeit hierzu günstiger als mein Hochzeitstag war,

dieſer beſtimmt wurde. Manuelen, die gewöhnlich kaum einfachen Tiſchwein trank, ſollte ein Trunk vorgeſetzt werden, wovon ſchon ein kleiner Theil, von ihr genoſſen zwar nicht berauſchen, jedoch eine gefährliche, ſinnenreizende Gluth in den Adern hervorbringen ſollte. Man berechnete ſehr klug, daß der gewaltſamen Gemüthsſtimmung, welche die bevorſtehende Trennung von mir, und die erzwungene Heiterkeit, um mich nicht durch einen ſichtbaren Schmerz zu verwunden, bei ihr hervorbringen müßten, eine körperliche Schwäche folgen müſſe, die, obgleich keinem Rauſche ähnlich, ihr doch Geiſtesklarheit, Muth und Beſonnenheit rauben, und ſie, von dem ungewöhnlichen Genuß des Sinnengiftes nachgeholfen, in einen bewußtloſen Taumel, der ihrer ſchändlichen Abſicht günſtig wäre, verſetzen würde. Mit der äußerſten Vorſicht wurde dies Bubenſtück zugleich von allen Seiten als ein geſetzliches Geſchäft betrachtet. Ein Eſevertrag wurde heimlich, jedoch mit aller Förmlichkeit aufgeſetzt, alles, bis auf den Wittwengehalt bei einem möglichen Todesfall des Grafen, genau darin beſtimmt; und nachdem die Vorbereitungen glücklich gelungen, und die Gäſte

aus einander gegangen waren, in dem Cabinete der Mutter von allen dreien unterzeichnet. — Hernach — ich schaudere es niederzuschreiben — begab der Graf sich, fast von der Mutter begleitet, aus ihrem Zimmer an das Schlaf-Cabinet der Tochter, wozu der Weg durch die Wohnung der Wittwe, und die Zimmer welche ich bewohnt hatte, ging. Der Abbate hatte sich indessen mit den Copien des Dokumentes auf das seine zurückgezogen. — Die Mutter kniete als sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, vor ihrem Betstuhl nieder, ihre Lippen fleßen über im verbrecherischen Gebete zu Gott, für das Glück ihrer Tochter, in demselben Augenblicke wo sie diese ihrer Eitelkeit opferte.

Der Graf trat während dem, leicht doch anständig bekleidet, wie sich die Mutter ausdrückte, in Manuelas Zimmer. Sein gieriges Auge suchte durch das sanfte Halbdunkel, welches die Alabasterlampe ausbreitete, das holde Mädchen. — Mit Wollust und Furcht bemerkte er, daß sie sich in einem halb wachen Zustande befand, denn durch das absichtliche Geräusch mit der Thür, war sie aufgefahren. — — Kühn

ſchritt er näher — da..... O! Entſetzen ohne Gleichen!.... hinter ihr, die ihn erſchrecken anſtarrend halb aufrecht im Bette ſaß, erhob ſich die dem Grafen gar wohlbekannte Geſtalt des jungen Orbitelli, in ein weißes Leichentuch gehüllt; den einen Arm um Manuela geſchlungen, den andern gegen Ladugno ausgeſtreckt, betrachtete er ihn mit glühenden durchbohrenden Blicken: „Mir gehört ſie!“ rief dieſelbe Stimme, die ihn und uns früher erſchreckt hatte, und der Graf ſtürzte beſinnungslos zurück, aus der Thür, die klappend hinter ihm zufiel, und durch die übrigen Zimmer, halb ohnmächtig zu der Mutter Füßen. Keiner von ihnen wagte zurückzukehren; erſt gegen Morgen hatte Manuela geklingelt, und die Hereintretenden fanden ſie krank, und in Fieberphantaſien, faſt irre redend! —

Die Frau von Harrau fragte mich ängſtlich, was Manuela mir anvertrauet, wen ſie geſehen habe? —

„Nur den Grafen!“ gab ich beſonnen zur Antwort... „Fühlen Sie jetzt, in welchen Zuſtand Ihre abſcheuliche Klugheit Ihre unſchul-

dige Tochter gebracht hat, daß ſelbſt die Todten ſie gegen eine unnatürliche Mutter beſchützen müſſen. — Gott verzeihe Ihnen!"

„Ja wohl! ja wohl!" rief ſie ängſtlich; „theuerſte Freundinn, helfen Sie mir beten!"

Ich machte mich ziemlich unſanft von ihr los; um zu Manuela zu eilen. Sie ſchlief noch! Gott mit welchen Gefühlen betrachtete ich das reine ſchuldloſe Weſen, das eine faſt zu ätheriſche Phantaſie in ſo räthſelhafte, dunkle Verhältniſſe verwickelt hatte! „Mir gehört ſie!" hatte die Erſcheinung gerufen... — Wie oft hatte ſie zu mir geſagt: Ich gehöre dem Tode! ſpäter: Ich gehöre dem Todten an. Ich fühlte einen kalten Schauder in allen meinen Gliedern, und doch, fiel mir wieder ein, hat ſie von einer körperlichen feurigen Umarmung geſprochen. Ich verlor mich in einem tiefen Nachſinnen, dem mich nur die Bewegungen der Erwachenden entzogen.

„Du biſt es?" flüſterte ſie mit einem ſchweren Seufzer, und ergriff meine beiden Hände.

„Ja! meine Liebe! kann es Dich beruhigen, ſo weiche ich nicht von Dir, ich verlaſſe den Pallaſt, dies Zimmer nicht, bevor Du Dich erholt haſt.“

„Nein!“ ſagte ſie leiſe und erſchrocken; „nein! Du kannſt nicht bei mir bleiben; um Mitternacht muß ich allein ſeyn. Er wird gewiß kommen; ich muß ihn ja ſprechen. — Es gilt meine Ruhe, mein Leben, meine Seligkeit!“

Ich mußte ihr verſprechen ſie allein zu laſſen. Hierauf verfiel ſie in ein ſtummes Hinbrüten; vergebens ſtrebte ſie eine innere Unruhe zu bekämpfen; mitunter ſeufzte ſie laut: „Entehrt! nein! ich überlebe es nicht.“ — Dann ſagte ſie leiſe zu mir: „Was habe ich verbrochen — ich fühle mich nicht ſchuldig! Gott! wenn ich mich getäuſcht hätte, wenn der Graf — ich war ja außer mir, meine Sinne waren verworren. Gewiß hatte man mir etwas beigebracht! — In dem ſüßen, kühlen Weine vor Höllenfeuer verborgen; und eben darum, darum — das kam nicht von meinem Leben.“

Mit jedem Glockenſchlage wurde ſie unruhiger. — Ich hatte alle Uebrigen entfernt unter dem Vorwande, daß ich ſie allein bedienen wolle. Zum Glück wagte die Mutter ſich nicht in ein Zimmer wo ein Todter erſchienen war, ſonſt würde ſie, voller Reue und Buße ſelbſt bei ihr gewacht haben. Gegen eilf Uhr zog ich mich zurück in mein voriges Zimmer; ich mußte Manuelen verſprechen alle Thüren feſt zu verſchließen, und nicht früher als bis ſie klingele wieder zu erſcheinen.

Ich warf mich, über dieſe Begebenheit verwirrt, auf mein altes Bett. So mußte ich denn, wie manche ehrliche Duenna, vom Mitleid mit der Liebekranken bewogen, auch eine geheime Zuſammenkunft begünſtigen, und zwar mit einem Todten, ich, die ich keinen Aberglauben kannte, und zwiſchen dem Unbegreiflichen, was ich erlebt hatte, und der wahrſcheinlichern Vermuthung eines Betrugs, deſſen Abſicht mir unbegreiflich war, ſchwankte, wurde vielleicht auch, wie ſo manche Vertraute, von der eignen Gutmüthigkeit getäuſcht. Ach! liebe Schweſter! wie können ſelbſt in ernſten, fürchterlichen Momenten ſolche thörichte

Gedanken mitunter in uns entstehen? Ist es der Witz, der dem Unglück Trotz bietet, oder der Strahl eines höhern Lichtes, der uns vor Kleinmuth warnen soll, indem er über das Elend dieser Erde spottet? denn in der That, recht traurige, herzzerreißende Betrachtungen durchkreuzten meine Seele. —

Obgleich ein ganzes Zimmer zwischen uns war, mußte ich doch gegen meinen Willen, so gut ich konnte in meinem Bette horchen. Es kam mir vor als hörte ich mitunter flüstern, doch war es wahrscheinlich nur Einbildung. Allein ich zitterte für Manuela, jede Minute, die bleiern dahinschlich, vermehrte meine Angst, und ein kalter Todesschweiß perlte auf meiner Stirn. Endlich gegen zwei Uhr tönte die silberne Glocke; ich stürzte beinahe in demselben Augenblick zu ihr hinein.

Sie saß aufrecht im Bette, und lächelte mir ruhig entgegen. „Gott Lob!“ rief sie schwach; „ich fasse es freilich nicht, aber es war nicht der Graf. Mein Tochter hat mich von seinem schändlichen Anschlage gerettet, mein Tochter, den er einst ermordete. Ich weiß nun alles, und ich bin entsündigt. Allein auch ein irdisches Zeichen muß

die himmliſche Verbindung beſtätigen, dann iſt meine Ruhe ganz wieder hergeſtellt; dann bin ich ruhiger, meiner ſelbſt ſicherer, als je! Er hat mir meinen Ring gezeigt, er trug ihn an dem Finger. „Wir gehören uns ja," ſagte er, „dieſen haſt Du mir gegeben, den meinen haſt Du empfangen." — Ich ſtarrte ihn erſtaunt an; der Ring blinkte mir von ſeinem Finger ſo beruhigend entgegen; da glaubte ich ihn zu verſtehen. — Ich muß wiſſen, ob kein Blendwerk meine Sinne getäuſcht hat! mein Herz, meine Seele zweifelt nicht, ich will nur dem irdiſchen Zweifel genügen! Geh, meine Freundinn! öffne jetzt das weiße Käſtchen oder bringe mir es her; jetzt darf ich das Portrait anſehen —"

„Jetzt und warum nicht immer?"

„Du ſollſt alles erfahren, gehe nur gehe!"

Ich holte das Käſtchen. Sie öffnete es ſelbſt; unwillkührlich fuhr ich zurück, während ſie mit ruhiger Faſſung den kleinen Ring ergriff, der auf dem Bilde lag; denn es war derſelbe mit den zwei in einander gefügten Händen, welchen

wir an dem Finger der Leiche in St. Moise gesehen hatten. Ihr Rubin war verschwunden.

„Siehst Du?“ sagte sie hoch entzückt; küßte den Ring, und steckte ihn an ihren Finger. „Mit solchem Sakramente,“ fuhr sie fort, „müssen wir uns begnügen, denn kein Priester kann uns verbinden. Und so sind auch wir, wie vorher jener Ladugno; dessen beglückenden Talisman ich besitze, mit seiner hingeschiedenen Geliebten es gewesen ist, in einer unsichtbaren Ehe vereinigt. — Nun will ich ihn auch im Bilde sehen; denn ich bin glücklich, und nicht mehr bleich, mit geschlossenen Augen, wie im Sarge, erscheint er mir jetzt.“

Sie wandte das Bild um. Es war kein Zweifel übrig. Es stellte den Todten, den wir in der Kirche auf dem Leichentuche gesehen hatten, vor, allein blühend, in der Fülle der gesundesten Jugend, in gebräuchlicher Modetracht gekleidet.

Ein kaltes Entsetzen bemächtigte sich meiner, das durch ihre sanfte Gelassenheit noch erhöht wurde. — Sie selber kam mir in diesem Augenblick fremd und geisterartig vor: und ich entfernte

mich unwillkührlich und erbleichend von ihrer Seite. Ich erblickte in ihr eine Zauberinn, die über ſchaudervolle Geheimniſſe gebietet, und deren äußere Geſtalt nur ein Luftgebilde iſt, das ein ſcheußliches Gerippe bedeckt. — Sie ſah mich erbleichen; und der ſeelenvolle Klang ihrer Stimme, die meinen Namen ängſtlich rief, das beſorgte Erſchrecken, welches ſich in ihren Zügen malte, gab mir meine Faſſung wieder.

„Ja!“ ſagte ich! „ich bin erſchrecken; und du Manuela! Du, die ſolche Geheimniſſe umſpinnen, Du entſetzeſt Dich nicht?... Dein Gleichmuth, deine Ruhe bei dem Außerordentlichen flößt mir einen neuen Schauder ein.“

„Ich bin ja dergleichen gewohnt,“ gab ſie mir gelaſſen zur Antwort, „und Du weißt: ich habe mich ſeit meiner Kindheit nicht vor dem gefürchtet, was kein Menſch fürchten ſollte, weil es das Unſterbliche in ihm ſo freundlich anlächelt. — Doch Du biſt gegen deinen Willen, und ohne den meinen, denn ich war außer mir, in meine ſtillern Geheimniſſe hineingezogen. Du kannſt nicht mehr zurück: und ſo will ich Dir

das, was Du tragen mußt, durch eine ruhige Auseinanderſetzung alles deſſen, was mir begegnet iſt, erleichtern. Es iſt nichts darinn, wofür Du zu ſchaudern brauchſt! Sieh' nur, menſchliches Blut röthet meine Wangen, und ſchwellt meine Adern, wie die Deinen. Es erſtarrt und entſetzt ſich nicht, weil es allmählig von dem innern Geiſte beſchwichtigt worden iſt; möge auch nur meine Ueberzeugung, deine Unruhe beſchwichtigen; ſie wird, hoffe ich, verſchwinden, wenn Du alles ſo helle ſehen wirſt, als ich!"

„Warum? Manuela?" ſtammelte ich; durfteſt Du nun erſt dies Bild betrachten, das uns doch, dünkt mich, eine frühere Ueberzeugung hätte gewähren können?

„Ich habe nie gezweifelt," erwiederte ſie. — „Allein erſt des Vaters Worte; und dann warum ſoll ich es Dir verhehlen, die ſtillen reinen Züge des Todten, auf welchen ſchon eine höhere Weihe ruhete, hatten meine Seele bereits ſo ergriffen, daß ich mich ſcheute, durch die blendenden, friſchen Lebenszüge, die ſo betrügeriſch entſchwunden waren, und nur an eine

Zeitlichkeit erinnerten, die für uns nicht mehr Statt fand — das heilige Gepräge der Ewigkeit zu verwischen. So wie ich ihn selbst gesehen hatte, wollte ich sein Bild in meiner Seele aufbewahren, bis es mir einst in dem schönen Frühlingsglanze des Himmels entgegen strahlen würde."

„Und so trug ich es auch still mit mir herum" fuhr sie fort, indem sie mich vertraulich auf den Rand des Bettes herunter zog; „meiner heißen Bitten ungeachtet, die ich deshalb an die heilige Jungfrau richtete, stellte er sich nicht mehr sichtbar vor mich; selbst damals nicht, als ich, erschrocken über die Liebe des Grafen, der ich nicht entsprechen konnte, mich, um diesen mit Recht abweisen zu können, durch den Verlobungs Ring an das irdische Abbild des Verstorbenen gefügt, dem Todten in meiner Seele verlobte. — Erst als ich, nicht ohne geheimes Zittern, das heilige Kreuz von der Hand des Grafen empfing, für den es keinen Werth hatte, erst als der kluge Afrikaner mir die geheimen Zeichen deutete, die jenem seine Kraft verliehen, gingen mir die Augen für das sonst unsichtbare

auf. Ach! gewiß hatte der Todte mich auch früher unsichtbar umschwebt.“

Tony hat mich nur die Worte, welche an den vier Spitzen des Kreuzes eingelegt sind, deuten gelehrt! doch mit der Warnung, das Geheimniß keinem Dritten anzuvertrauen; — alsdann möchte leicht, meinte er, die gewonnene Gabe, wieder verschwinden. Ich will indessen, selbst auf die Gefahr alles wieder einzubüßen, es wagen, denn es reizt mich nicht mehr, Gebrauch davon zu machen, auch sind halbe Geheimnisse gefährlich, und möchten uns nur einander entfremden. Die vier Worte heißen: Glaube, vertraue, bete und schweige. Mit diesen in der Seele, sprach der Afrikaner, kannst Du die Geister herunterziehen; und Dich der Erde entrücken. Er hat wahr gesprochen. Nach warmen und inbrünstigen Gebeten, worin ich die Sehnsucht meiner Seele, den mir Verlobten zu sehen, wenn er wirklich, so wie ich glauben mußte, jenseits des Grabes wandelte, laut vor meinem Betstuhl ausgesprochen hatte, sah ich noch während meines Gebets seine Gestalt mir in dem Spiegel

leicht vorüberziehn. — Es ahnete mir eine noch vollere Erhörung meiner Bitte, nnd ich legte mich ruhig schlafen. Seit der Zeit, stellte er sich oft, lächelnd aber schweigend, doch sichtbar verklärter und zugleich immer schöner, in der Mitternachtsstunde vor mein Bette. Es schien als dürfte er anfangs nicht zu gleicher Zeit sichtbar und hörbar seyn, denn er beantwortete mir meine vielen Fragen nur mit stummen jedoch beredten Zeichen; und nur am Tage, wenn ich ihn nicht sehen konnte, ließ sich Seine sanfte Stimme hören. Es war die Seine, ich weiß es, denn das hat er mir selbst, noch ehe er durch Worte mit mir sprach, bedeutet; doch habe ich mir solche Fragen, die an überirdische Geheimnisse streiften, nie erlaubt. So haben wir, in süßer stiller Vertraulichkeit, uns in einer Entfernung von mehrern Schritten oft gesehen und gesprochen. Ich habe ihm auch die Liebe des Grafen anvertraut; da wurde aber sein Blick trübe und düster. — Es wurde mir freilich nicht ganz klar, ob das schmerzliche Gefühl, welches sich in seinen, dadurch wie verkörperten Zügen malte, so wie ich glauben muß, bedeuten sollte,

daß er dieſe Hand von vergänglichem Staube, die er ſelbſt nicht mehr faſſen konnte, doch nicht gern dem Staube, der noch von einer Seele belebt war, ſich anzueignen vergönnte; allein ich ſah deutlich, daß ſein ängſtlicher, zornſprühender Blick mich vor dem Grafen warnen wollte, und es wurde mir ohne Worte klar, daß dieſer, dieſer ſelbſt meinen Bräutigam ermordet habe. Auf welche Weiſe iſt mir zwar nicht bekannt; allein als der Graf in mich drang, als er mir das falſche Protocoll über die erdichtete Todesart des Ermordeten brachte, wurden in derſelben Nacht die Bewegungen der Erſcheinung ſo lebhaft, ſo verſtändlich, daß ich nicht in meinen Gedanken unterſcheiden kann, ob ſie geſprochen habe oder nicht. Allein die Meinung ſtand klar vor meiner Seele: ich ſollte ruhig die Zeit abwarten, es verzögern eine Antwort zu geben, und dem Grafen die Papiere wieder zuſtellen. Statt meiner hat er dem Grafen mit dem Dolche die ſtumme Antwort, die er verdiente, gebracht. — Auch Dich hat er aus ihren Händen gerettet; Du mußt ihn lieben. — Von ſo redenden Beweiſen ſeines mächtigen Schutzes umgeben, vor mei-

ner Seele ruhig und heiter, obgleich die gräßliche Nähe des Mörders mir Abscheu einflößte, und seine widrige Bewerbung eine Erbitterung in mir rege machte, daß mir alle Nerven zitterten; allein ich fühlte mich in keiner Gefahr, und fürchtete mich auch nicht, mich deiner treuen Obhut zu entziehen, da ich seiner unsichtbaren, noch mehr umfassendern gewiß war. — Da kam die vorige Nacht mit allen ihren Schrecken. Ja," fuhr sie nach kurzem Besinnen mit niedergeschlagenen Blicken fort: „Er hat jetzt mit mir gesprochen, ich war ganz sein. — Der Graf — doch ich will Dir die eigenen Worte meines Gatten wiedergeben."

„Vor wenigen Augenblicken hat er mich verlassen. In der heftigsten Unruhe, mit unsäglicher Angst erwartete ich ihn. Auf einmal stand er vor mir, nicht mit dem gewöhnlichen, verklärten, himmlischen Lächeln, sondern ernst und traurig; die Hände kreuzweise über die Brust gelegt, fast so, wie wir ihn einst im Sarge gesehen, seine Augen, die an den Boden geheftet, schienen geschlossen zu seyn. Ich konnte keine Worte finden. Seine Traurigkeit ergriff mich,

wie eine geheime Schuld, obgleich ich mich keiner bewußt war. Er brach zum erstenmal mit Worten das Schweigen. Ich komme," sprach er leise und sanft, ohne mich anzusehen, „um deine Verzeihung zu erflehen, um Abschied von Dir zu nehmen; denn ich muß mich nun von Dir auf lange trennen. — Zu büßen habe ich ein Vergehen, das mich deiner Nähe unwürdig macht. Ich sehe, was dein Herz drückt, und lese, was Dir auf den Lippen schwebt. — Ich will Dir alles erklären. — Von deiner einzigen Verwandten, die sich eines schöneren Namens verlustig gemacht hat, bist Du durch ihr Verbrechen getrennt; meinem Wesen, mir, deinem Gatten, hörst Du nun allein an; der bin ich! selbst hast Du dich mir freiwillig mit diesem Ringe verlobt," fuhr er fort, während er den Finger in die Höhe hielt, an dem mein Rubin funkelte, „und meinen dagegen erhalten. Deswegen mußte ich Dich vertheidigen. Der Graf im Bunde mit deiner Mutter, hatte schon schriftlich seine Ehe mit Dir geschlossen; um dein Jawort zu erzwingen, wollte er zuvor deinen Willen beschränken: dem letztverschwundenen Tage sollte auch deine Hochzeit folgen. Einen Liebes-

trunk hatte er Dir bereitet, der glühendes Gift in deine Adern brachte; die Dir unbekannten Geheimnisse der Sinne gestalteten sich schon zu Bildern und Gedanken in deiner Seele. Deiner selbst nicht mehr mächtig, hättest du ohne deinen Willen unterliegen müssen. So stellte ich mich an deine Seite, ohne zu bedenken, daß die verführerischen Reize des schönen irdischen Lebens, in unmittelbarer Nähe, selbst den Geistern, die noch nicht alle irdische Anhänglichkeit abgestreift haben, gefährlich werden können. Dein warmer, süßer Athem durchglühete den kalten Aether, aus dem meine Gestalt gewebt ist. Durch den verwegenen Gebrauch der überirdischen Kräfte — denn auch den Geistern steht die Versuchung, als ein Baum des Erkenntnisses da, — verkörperte sich das lustige Gebilde an deinem Busen, im unerlaubten Zusammenwirken mit dem irdischen Zauber deiner Blumenlippen. Mit der gröberen Festigkeit der Erde kehrten auch deren Sinne zurück und ihre Begierden. Während ich mit ausgestrecktem Arm, den verbrecherischen Grafen verscheuchte, warfen deine aufgeschlagenen, liebetrunkenen Blicke einen Funken in meinen Geist, der zu einem Vergehen

auflederte; Du warst ja mein schönes, mein liebliches Eigenthum, der verkörperte Staub forderte sein Recht, und der Geist wurde in deinen Armen bezwungen; doch Du, der irdischen Natur unterworfen, bist, wie immer, keusch und rein vor Gott und Menschen. Ich allein muß mein Vergehn noch lange büßen, bevor ich Dir wieder in meiner eigenen Gestalt erscheinen darf. — Die Kraft, welche Dich künftig unter feindlichen Umgebungen beschützen wird, ruhet nur in deinem eigenen Herzen, und in dem treuen Andenken an deinen Gatten. Vergib mir, damit ich muthig scheiden, und mit froher Hoffnung auf deine Liebe, das Feindliche besiegen kann, welches sich zwischen uns gedrängt hat."

„So sehe ich Dich wieder, Dich, an den ich nun auch mit irdischen Banden gefesselt bin! stammelte ich mit einer Empfindung, deren Schmerz und Seligkeit keine Worte auszudrücken vermögen."

„Ich hoffte es, sagte er leise mit gen Himmel erhobenen Händen, dann fügte er mit warmer Zuversicht hinzu: Die himmlische Liebe hat ja einst Todte zu einem langen Erdenleben

wieder erweckt, und iſt deine Liebe, die zum Himmel gedrungen, nicht auch vom Himmel? — Allein erſt muß der eigenmächtig verkörperte Staub ſeine Strafe empfangen.“

„Da verſchwand er; eine ſtille wehmüthige Ruhe ergoß ſich über mein Weſen; und es komme wie es will — ich fühle es, ſie wird nicht wieder verſchwinden. — Gehe nun ſchlafen, Du theure, einzige Vertraute meiner Seele! ich will auch ſchlafen.“ Sie drückte meine Hand und winkte mir zu gehen. —

Liebe theure Schweſter! Wenn ich mir nun alles wieder vorſtelle, mich darüber im Nachdenken verliere, wird mein Kopf wüſt, mein Sinne irr. — Ich habe ſpäter das elfenbeinerne Käſtchen genau durchſucht, außer der Baumwolle, die das Portrait umgiebt, iſt nichts darin befindlich; auch iſt das Käſtchen ſo dünn, beinahe durchſichtig, daß es keine geheimen Räume enthalten kann; trotz der Ueberzeugung der Frau von Harrau, daß wichtige Papiere darin aufbewahrt wären, muß ſie ſich doch geirrt haben — Allein was ich auch

thue, und denke, meine widerſpenſtigen Gedanken kehren immer auf das Wunderbare zurück, wovon ich Zeuge geweſen bin, und was ſelbſt an mir ſich bewährt hat. — Der Graf Orbitellis Mörder! Jetzt kann ich freilich alles von ihm glauben. Das Ganze ſey nun ein Spiel oder ein Wunder — es fordert unſer Vertrauen; denn es hat der Bosheit und der Tücke ihre heuchleriſchen Larven abgezogen, und ihre geheimſten Rathſchläge, die mir die Mutter, in der Zerknirſchung und Reue ihres Herzens mitgetheilt, und worinn gewiß nur die vertrauteſten Freunde des Grafen eingeweiht waren, Manuelen, ſelbſt Wort für Wort, verrathen. — Auch ſcheint ihre ganze ſonderbare Jugend, und ihre frühern Neigungen, in ſolchem Einklange mit dem Vorgefallenen zu ſtehen, daß ich mich einem Glauben hingeben muß, dem mein Verſtand und meine Bildung widerſtreben. Möge nur die Zeit uns dieſes Räthſel freundlich löſen. —

11.

Venedig im October — 17'4.

Ich laſſe Dich diesmal weit länger als ich wünſchte warten, denn ich kann mir die Unruhe und Wißbegierde vorſtellen, werinn mein letztes Schreiben Dich geſetzt haben wird; doch kann dieſer Brief nur wenig dazu beitragen, Dir den Schleier unſres Verhängniſſes zu lüften.

Ich bin ſchon längſt wieder in mein Haus zurückgekehrt; allein ich ſehe Manuela täglich; ſie hat ſich wieder erholt, iſt ruhig und ergeben; keine Viſion ſcheint mehr in ihr ſtilles, der Welt entſagendes Erdenleben ſtörend eingreifen zu wollen. Auf Sandrinis Rath, dem bisher nur der Frevel des Grafen kund geworden iſt, und dem ich auf Manuelens Bitten ſo wenig wie möglich von ihren Geheimniſſen mitgetheilt habe, muß ſie ſchlechterdings Zerſtreuungen ſuchen, und mehr an der Thätigkeit der Welt Theil nehmen. Sie ſehnt ſich ſehr begreiflich

darnach den Pallaſt Ladugne, und die feindliche Nähe des Eigenthümers bald verlaſſen zu können. Wir arbeiten alle darauf hin, und doch vergehen Tage, ja Monate, ohne daß ein feſter, raſcher Entſchluß genommen wird. Auch ſtehen faſt alle Bewohner dieſer drückenden Mauern auf einem geſpannten Fuß mit und gegen einander. — Die Reue der Mutter war in der That aufrichtig, denn ſie ſcheint eine zurückkehrende, jedoch mit banger Scheu vermiſchte, Zärtlichkeit gegen die Tochter zu empfinden, deren Verbindung mit, oder wenigſtens deren unmittelbarer Schutz von dem Geiſterreich ihr eine gewaltige Ehrfurcht eingeflößt hat. Sie fängt nun endlich an, einem Mißtrauen gegen den Grafen Raum zu geben, als wenn die hölliſchen Rathſchläge, die er ihr eingeflößt, nicht genug wären um ſeinen Charakter ihr zu entlarven. — Allein jetzt geht ſie doch völlig in unſre Anſichten ein. — Sie hat mir, da ich nun wieder meine alte Stelle in ihrem Vertrauen eingenommen habe, vor kurzem unumwunden geſtanden, daß ihr Vermögen nicht beträchtig geſchmälert ſey. Sie hatte ſich ſelbſt

anfangs durch die zweifelhaften Ausdrücke des Abbate, und die ihr vorgelegten, für sie unverständlichen Papiere darüber getäuscht, und sich später, zufolge der Vorstellungen desselben, um dadurch Manuela leichter zu überreden — ganz arm gestellt. Allein sie hat sich und alle ihre Geschäfte mit dem unbesorgtesten Zutrauen so ganz in die Hände dieser klugen Bösewichte hingegeben, daß es ihr schwer werden wird das alles wieder zurückzuziehen. Sie besitzt Welt und Verstellungskunst genug, um dem Grafen ihren heimlichen Abfall nicht merken zu lassen. — Wir haben uns jedoch über seine scheinbare Unbedeutendheit getäuscht. — Er ist feiner als wir alle, und hat, so wie der Abbate, gewiß schon die Wittwe durchschauet. Der Letztere soll gegen die erschrockene Mutter tröstend geäußert haben, daß die eigene, abergläubische Phantasie des Grafen ihm gewiß allein den letzten Streich gespielt habe. — Dieser aber fühlt sich nicht geneigt, in diese Ansicht einzugehen. — Uebrigens ist jener Vorfall der ganzen Dienerschaft ein Geheimniß geblieben; und der Graf hält sich mit eben so sichtbarem Wider-

willen ſeit der Zeit von Manuela entfernt, als ſie ſich einen ſichtbaren Zwang anthun muß, um ſeine Gegenwart ertragen zu können. Ihr Erſchrecken bei ſeinem Anblick, welches er deutlich bemerkt haben muß, geſtattet ihm nicht, ſein Eindringen in ihr Schlafzimmer zu leugnen; daher hat er es durch die Mutter, mit einer in der That recht läppiſchen Erfindung zu entſchuldigen geſucht. — Man kann freilich in die Zimmer, welche ich bewohnte, und die er durchgehen mußte, vermittelſt einer Seitenthür, hineinkommen, und nun giebt er vor, daß — —

Ich muß abbrechen! denn ein plötzlicher, ungewöhnlicher Tumult unten im Hauſe ängſtigt mich — Später weiter. —

Gerechter Gott! ich weiß dieſe Aengſtlichkeit, die erſt bei Sandrinis Rückkehr beſchwichtiget werden kann, auf keine andere Weiſe zu bezwingen, als durch die Fortſetzung dieſes Schreibens an Dich. — Ich kenne mich, nur erſt

wenn ich alles erfahre werde ich ruhig — doch diese Ungewißheit, besonders über Manuelas Lage —

Was ich bis jetzt weiß, ist mit wenigen Worten berichtet. — Die lauten Stimmen des Hausgesindes; das heftige Auf- und Zuschlagen der Thüren, die in das Cabinet meines Gatten führen, das lärmende Hin- und Herrennen, alles trieb mich herunter. Ich fand einen Bedienten in Ladunos Livree, von unsern Leuten umgeben. Der Graf, erzählte er, sey diese Nacht ermordet. Er sey zwar auf der Stelle todt gewesen; man verlangte aber den Arzt, um die Leiche zu besichtigen, sein Gutachten darüber einzureichen, und auch um den erschrockenen Hausgenossen Hülfe zu leisten. Der Bediente selbst war vor Schrecken ganz außer sich, und wußte keine weitere Auskunft zu geben. Horch! Sandrini! — —

Acht Tage später.

Einige Tage sind nun verflossen; und ich würde Dir jene Mordthat, die unsre Verbindung mit dem gräflichen Hause friedlich löset, ruhig und gelassen erzählen können, wenn nicht zwei andre Ereignisse, die manche vielleicht von weit geringerer Bedeutung halten werden, mir das Herz zusammenpreßten.

Nach Mitternacht, erwachten mehrere Bediente durch ein heftiges Klingeln der Zimmerglocke, wovon eine Schnur in die Zimmer des Grafen führt, allein auch mit mehrern in Verbindung steht. Sie ermannten sich schnell, stürzten obgleich ungewiß wo sie sich hinwenden sollten nur halb angekleidet nach dem Vorgemach ihres Herrn hin, wo Tenys Bette hinter einer spanischen Wand steht, und er immer die Nächte zubrachte: fanden aber schon dort den Grafen auf dem Boden entseelt in seinem Blute schwimmend. Eine kleine Tapetenthür die offen stand, schien den Weg des Mörders zu bezeichnen; dieser Ausgang stößt an eine verborgene Treppe, welche sowohl nach den untern Gemächern des Pallastes, als zu einem geheimen Pförtchen, das sich auf ein

kleine Seitengäßchen öffnet, führt. Die Bedienten waren indessen alle zusammen gekommen; nach kurzer und verworrener Berathschlagung verfolgten die Muthigsten die Spuren, welche sich ihnen zeigten; die andern eilten den Abbate und die Hausgenossen zu wecken.

Der erste Verdacht fiel auf Tony, weil er zu gleicher Zeit verschwunden, und die Mordthat nahe an dem Ort, wo er zu schlafen pflegte, begangen war. Es zeigte sich aber bald anders. Einer von den Bedienten, welche den wahrscheinlichen Weg des Mörders verfolgt hatten, kehrte nach einigen Stunden zurück, und berichtete folgendes: Als sie unten an das kleine Pförtchen gekommen wären, hätten sie dasselbe verschlossen und verriegelt gefunden; sie hätten sich daher zu der Terrasse am untersten Geschoß, welche über die Lagune ging, gewendet, und die Thür, die hinausführte, offen gefunden; in dem Augenblick aber als sie heraustraten hätte sich ein Mann, den sie indessen Gelegenheit gehabt flüchtig zu betrachten, weil der Mond ihm hell in's Gesicht geschienen, über das Geländer in die Lagune hinunter gestürzt, sich zu einer kleinen Gondel

hingearbeitet, und mit dieſer ſchnell auf die andre Seite hinüber gerudert. Seine Züge wären ihnen ganz unbekannt, auch er über und über in einen dunkeln, dünnen Mantel eingehüllt geweſen. Sie hätten ſchnell die große Gondel des Hauſes losgemacht, wären hinüber gefahren, und ſeinen Fußtapfen durch kleine Straßen und über ſchmale Brücken lange in einer bald größern, bald kleineren Entfernung gefolgt. Der ſchnellſte und kühnſte unter ihnen hätte, obgleich ganz erſchöpft, ihn doch beinahe ſchon erreicht gehabt, und ihn eben auf einer kleinen Brücke packen wollen, als er ſich auf einmal umgewendet, und den Bedienten mit einem gewaltigen Stoß ins Waſſer hinabgeſtürzt, wo dieſer, vermuthlich von dem Fall gelähmt, umgekommen ſey. Die beiden übrigen hätten ſich aber durch dieſen Unfall nicht irre machen laſſen, und den Flüchtenden von weitem bis an ein kleines Haus, das ſich ihm geöffnet, verfolgt. Weil ſie dieſes aber nicht gekannt, hätten ſie ſich nicht weiter gewagt; der eine von ihnen wäre indeſſen in einer kleinen Entfernung davon als Schildwache zurückgeblieben; der Berichterſtatter dagegen, nachdem er in der Nach-

barschaft, wo beim Anbruch des Tages sich alles schon zu regen begann, nähere Auskunft über jenes Haus eingezogen, mit vorstehender Nachricht zurückgeeilt.

Der Abbate schickte sogleich nach der Wache, alsdann fragte er den Bedienten was er von jenem Hause erfahren hätte?

„Nichts als gutes gab er zur Antwort! Es gehört einem alten Manne, Namens Nicolo Pepi. Unser Marco, der nach der Wache gelaufen ist, und immer um unsern Herrn war, meint, daß derselbe ihm nicht unbekannt gewesen!"

„Mir ist er auch bekannt!" erwiederte der Abbate etwas betreten. „Rufe nur Marco zurück; denn in diesem Falle brauchen wir keine Wache. Der Vogel ist gewiß schon entwischt; allein der Alte muß ja seine Hausgenossen kennen. Ich will selbst zu ihm hingehn. Er soll mir wohl beichten."

Von dieser ganzen Unterredung war der alte Jacob ein treuer Zeuge.

Nachdem der Abbate angekleidet war, und vorläufig mehrere Untersuchungen angestellt hatte,

kam Sandrini an. — Aus Neugier vielleicht, oder weil ein Zeuge doch immer zweckmäßig seyn dürfte, drängte er sich dem Abbäte, der sich eben zu Nilolo Pepi begeben wollte, so angelegentlich auf, daß er seine Begleitung, wenn er sie gleich ungern annahm, doch nicht gut ablehnen konnte. —

Sie fanden diesen Alten, dem Anscheine nach ein rüstiger Sechsziger aus dem Volke, munter und wohlgemuth bei seinem Frühstück, in einem reinlichen, nach Landessitte ausgeschmücktem Zimmer, das selbst eine Art von Wohlstand verrieth. — Der ausgestellte Bediente, der noch ruhig auf seinem Posten stand, hatte niemand das Haus verlassen gesehen. —

„Habt Ihr einen Fremden bei Euch, mein Nicolo!“ fragte der Abbate, der allein von Sandrini begleitet in das Zimmer getreten war, nach den ersten Begrüßungen, die von einer längeren Bekanntschaft zeugten.

„Nein!“ gab der Alte kopfschüttelnd zur Antwort.

„Da will man doch einen Mann gesehen haben, der kurz vor Anbruch des Tages, ohne anzuklopfen schnell in euer Haus eingetreten ist;“

wer war das?" Er maß den Alten mit durchbohrenden Blicken.

„Ach der!" gab er bedachtsam, wie sich besinnend zur Antwort; den findet Ihr nicht mehr, er ist schon lange fort, eine Gondel mit zwei Ruderern hat ihn an der Wasserseite meines Hauses die ganze Nacht erwartet, um ihn an das feste Land hinüberzuschiffen. Er habe sich, sagte er, beim Abschiednehmen verspätet?

„Wer ist er?"

„Hm! ein alter Bekannter, der nur kurze Zeit und für gutes Geld ein Zimmer bei mir bewohnt hat."

„Wie nennt er sich?"

„Sismondo Murani!"

Der Abbate schien bei diesem Namen zu Sandrinis Erstaunen, der ihn nie vorher gehört hatte, höchst betroffen zu werden; allein denke Dir, liebe Schwester, mein Entsetzen dabei! zum zweitenmale tritt dieser Name aus den dunkeln Verwickelungen von Manuelas Leben hervor, um sich plötzlich wieder in eine geheimnißvolle Nacht zu verlieren; denn nicht allein schien der Verdacht des Mordes auf diesem, von uns fast zu

sehr vernachlässigtem Namen zu haften, und ihn auf einmal bedeutend zu machen, sondern diese Unterredung selbst mußte eine räthselhafte Wendung nehmen. Der Abbate nämlich trat dem Alten einen Schritt näher, mit den leise ausgesprochenen Worten: „Ich meinte, der wäre hin.“

„Bei allen Heiligen!“ gab Nicolo ihm lachend zur Antwort; „ich bin lange derselben Meinung gewesen; seine Erscheinung bei mir, hat mich nur darin bestärkt, daß man sich irren kann!“

„Und dem habt Ihr Herberge gegeben?“ fragte der Abbate weiter.

„Warum nicht! er hat mich honorig und voraus bezahlt! Was wollt Ihr aber von ihm?“ fuhr Nicolo ruhig fort.

„Er ist ein entsprungener Mörder! Unsre Leute haben ihn aus dem Pallaste des Ermordeten flüchten sehen, und sind ihm mit tausend Gefahren, durch viele Schlupfwinkel, bis an euer Haus, auf den Fersen gefolgt.“ —

„Auf den Fersen!“ wiederholte der Alte ruhig, „und haben ihn doch entwischen lassen!

Nein! Hochwürdiger Herr; die tapfern Männer haben sich wohl in einer ehrerbietigen Ferne gehalten, der Mörder ist ihnen in irgend einem Schlupfwinkelchen entschlüpft; mein Miethsmann ist ihnen statt seiner in den Weg gekommen, und nun wollen sie ihren Hasenmuth an einem ehrlichen Jüngling kühlen, der sich arglos zu Hause begab. — Können sie den Verfolgten beschreiben."

Die zwei Bedienten wurden gerufen, allein ihre Beschreibung widersprach sich theils, theils wollte sie, wie der Alte behauptete, gar nicht passen.

„Darüber mag das Gericht urtheilen!" meinte der Abbate.

„Wollt Ihr mich wirklich, der Ihr mich kennt, wegen des Murani vor's Gericht führen?" fragte Nicolo sehr gelassen.

„Bewahre! Ehrlicher Alter! Eure Meinung mag wohl die rechte seyn! Es ist klar, daß die Burschen sich geirrt haben!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Abbate! und die übrigen mit ihm. Die Bedienten hatten den Namen nicht gehört. Sandrini kehrte an

der Seite des Geiſtlichen zurück, der ſtumm und finſter, in Gedanken verſunken, neben ihm ging.

„Ich läugne nicht," brach endlich mein Gatte das Schweigen! „Daß die ruhige Unbefangenheit des Alten, und ſelbſt die Wahrſcheinlichkeit, ſeinen Gründen Gewicht verleihen; doch ſo leicht würde ich die Unterſuchung nicht aufgeben." —

„Seyn Sie ganz ohne Sorge!" gab der Abbate erheitert zur Antwort, „ſo eben iſt mein Entſchluß gereift. Sie werden bald ſehen daß er durchgreifend iſt." Er ergriff Sandrinis Hand: „Ueber unſern Beſuch hier, und deſſen Erfolg — kein Wort in der Stadt! Verſtehen Sie mich! Wir müſſen eben ſo überzeugt ſcheinen, als der Alte es wünſcht! mit dem richten wir nichts aus. — Entweder hat er uns die Wahrheit geſagt, und dann wird ja keine Unterſuchung mehr herausbringen; oder er hat uns abſichtlich getäuſcht, und dann wird er dem Gerichte auch eine Naſe drehen."

„Alſo auch ein verdächtiger Böſewicht?"

„Im Gegentheil! Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann; ich kenne ihn seit Jahren. — Er hat im Dienst, oder wenigstens in Verhältnissen mit dem Vater unsers Grafen gestanden, und ist dem Hause treu ergeben; allein es scheint, als halte er diesen Murani nun einmal für unschuldig, und dann verräth er uns seinen Aufenthalt nicht um die ganze Welt.“ —

„Wer ist dieser Murani?“.

Der Abbate erzählte nun Sandrini, beinahe Wort für Wort, was wir schon von diesem Namen wissen, welches bewieß, daß er seine Nachrichten allein von dem Grafen und der Wittwe hatte. Er fügte nur hinzu, daß der Erste sich alle Mühe gegeben, um Murani in Venedig, wo er sich aufhalten sollte, aufzufinden, um sein Glück zu befördern, wozu der Wille des verstorbenen Harrau, und seine Theilnahme für Manuela ihn angetrieben; daß er um diesen Zweck zu erreichen sich eben des Beistandes, des alten Nicolo bedient, weil er Bekannte und Freunde, sowohl in der Stadt als in den Gerichtshöfen habe, und daß eben dieser die Nachricht gebracht hätte: daß besagter Murani, der

ein ausgemachter Taugenichts gewesen, nach und nach tief in die Hefen des Pöbels gesunken wäre, und zuletzt, mit mehrerem Galgengesindel, sein erhöhetes Ziel gefunden habe. — Der Graf aber hätte, um Manuelens Zartgefühl zu schonen, die wahrscheinlich, so wie die Frau von Harrau, einen nahen Verwandten in ihm vermuthete, nur der letzteren sein entehrendes Geschick mitgetheilt. —

„Der alte Nicolo muß doch," fuhr der Abbate zu Sandrini fort, „sich in seinen Nachrichten, wie wir so eben erfahren, getäuscht haben; allein Sie sehen auch nun auf welchem Menschen der Verdacht haftet: Lassen Sie uns daher vor der Hand nur schweigen, und überlassen Sie mir alles; ich werde nicht müßig seyn. Ich habe in der Eile den Sekretair des Grafen durchgesehen. Es fehlen bedeutende Papiere, die auch der Frau von Harrau wichtig werden können. Aufsehen würde uns mehr schaden als nützen."

Auch hat der Abbate sich wirklich nicht gescheuet den armen Tony überall als den Thäter

anzukündigen, und ihm Steckbriefe nachzuschicken; ungeachtet es mehr als wahrscheinlich ist, um so mehr da fast alle seine Kleider vorgefunden sind, daß er im bloßen Hemde den Mörder verfolgt habe, und von ihm über die Terrasse in den großen Canal hinabgestürzt sey; zwar ist der Körper nicht gefunden, allein das ist sehr oft der Fall; der Bediente indessen, der von der Brücke herabgestürzt wurde, ist wieder zum Vorschein gekommen. Doch liegt er von einigen schweren Verletzungen sehr krank danieder.

Noch denselben Tag, ist meine kleine Haushaltung um mehrere Personen vermehrt worden. Manuela und ihre Mutter die nicht länger den Pallast bewohnen mochten, haben meinen Bitten nachgegeben, und sich bei mir, obgleich sehr klein, eingerichtet. — Die Begebenheiten der letzten Monate haben den Gemüthszustand der Wittwe sehr angegriffen. Es thut ihr Noth in dem Hause eines Arztes zu wohnen. Manuela ist im Gegentheil durch das letzte Ereigniß weniger erschüttert worden, als ich ihres zarten Nervensystems zufolge vermuthete.

Sie hat mir geſtanden, daß ſie in derſelben Nacht, wo der Graf ermordet wurde, wieder eine Viſion gehabt habe. Orbitelli! — warum mich ſcheuen ſeinen jetzt mir nur zu gut bekannten Namen auszuſprechen, — Orbitelli wäre wieder vor ſie getreten. Ernſt und ſtumm, aber mit verklärten thränenfeuchten Blicken hätte er ſie betrachtet. „Gott Lob! Das ich Dich wieder ſehe! biſt Du mir jetzt wiedergegeben?“ hätte ſie dem Schatten ſogleich freudig zugerufen.

Er habe den Kopf geſchüttelt, doch ſprach er ſanft: „Ich muß noch immer büßen. Noch ſtehen uns Prüfungen und Trennung bevor; nur eine Bitte führt mich zu Dir: verlaß ſchnell dies Haus, und dann — bete, daß wir nicht unterliegen, bete, daß du dieſes Haupt lebend, in erſtandner Jugendfülle wiederſehen magſt; bete, daß ich nicht zum zweitenmale deinetwegen ſterbe, — dann — ach vereint uns erſt die Ewigkeit!“

Auf einmal ſey er verſchwunden. — Sie ſchlummerte ſanft ein, und erwachte geſtärkt zu der entſetzlichen Nachricht, die ihrer wartete. —

Allein ſoll ich Dir verhehlen, liebe Schweſter! daß eine gröſsere Angſt das Andenken an jenen Mord, und an alles was damit in Verbindung ſtand, verdrängt hat? Manuela hat mir Dinge vertraut, die mir nur zu deutlich verrathen daß ſie ſchwanger ſey. Ich erblaßte bei dieſer Entdeckung. Sie wurde auch betroffen, doch faßte ſie ſich früher als ich, und machte mir über mein Erſchrecken ſanfte Verwürfe. „Ich bin ja verheirathet," ſagte ſie, „und Gott hat gewaltet." Sie iſt wie immer fromm und ergeben, und ahnet kein Verbrechen! — In der That! iſt es wie wir vermuthen, wie ich beinahe nicht zweifeln kann, ſo muß ja ein ſchändlicher Betrug vorgegangen ſeyn. — Hielt ich doch beinahe alles für einen Traum! und doch dieſe Allwiſſenheit der Erſcheinung, ihre Aehnlichkeit mit dem Todten; die Aehnlichkeit des Todten mit dem Bilde; die Verwechſelung der Ringe; jene warnenden Stimmen, die nur von einem Unſichtbaren herrühren konnten. — — Nein! Betrug kommt mir hier eben ſo unwahrſcheinlich vor.

Durch meine Vorstellungen von der unumgänglichen, jetzt drohenden Nothwendigkeit, habe ich endlich von Manuelen die Erlaubniß erhalten, Sandrini alles entdecken zu dürfen. Kein Wort darüber, wie er diese Entdeckung aufnahm und von seinen vielen inquisitorischen Fragen. Sein erstes Geschäft war St. Moise zu besuchen. Er wollte jede mögliche Untersuchung anstellen, und selbst den Sarg öffnen lassen, wenn dieser aufgefunden werden konnte. Nach den hervorgesuchten Kirchenregistern fand es sich wirklich bald, daß zu der erwähnten Zeit, eine Leiche unter dem Namen Orbitelli, ein unbedeutender Fremder aus Rom, der auf der Straße ermordet gefunden, dort begraben war; allein aus welchem Hause, und wer die Beerdigung besorgt hatte, darüber wurde nichts aufgezeichnet gefunden. Der Sarg wurde mit vieler Mühe ausgemittelt; doch war ihr vermoderter Inhalt nicht mehr zu erkennen. Bei der widerlichen Untersuchung fiel jedoch Sandrini ein Bild in die Hände, welches von einem goldenen Deckel geschützt, wahrscheinlich auf der Brust des Todten geruht hatte. Er glaubte kein Recht zu

haben es mit zu nehmen; doch eröffnete er den Deckel, und wie ward ihm, als er wirklich Manuelas Züge in einem sehr jugendlichen, fast kindlichem Alter zu erkennen meinte; nur trug das Bild die Haare anders, als er sie bei ihr gesehen hatte. Dieser Anblick raubte ihm seine ruhige Fassung; eine unerklärliche Scheu, die schauerliche Empfindung: als eröffnete sich plötzlich eine räthselhafte Geisterwelt seinen erstaunten Blicken, befiel ihn im ersten Augenblick, schnell ließ er den Sarg ohne weitere Untersuchung zuschließen, und entfernte sich in heftiger Gemüthsbewegung. —

Du kannst begreifen wie mich seine Nachricht bestürzte, wie uns beiden zu Muthe wurde, als Sandrinis Beschreibung von dem Lockenschmuck des Bildes ganz mit demjenigen zusammentraf, mit dem mir Manuela den ersten Tag unsrer Bekanntschaft entgegen kam. Müssen wir nicht fast an ein Wunder glauben? Nur wünschte ich, daß Sandrini Besonnenheit genug behalten hätte, um die Umwechselung der Ringe in dem Sarge auch zu untersuchen.

Doch sind wir nicht schon im Klaren? Erinnerst Du Dich wohl der Betroffenheit des Grafen, seiner nachlässigen Untersuchung, seiner Angabe eines ganz andern Namens, und später endlich des falschen Todtenscheins aus Rom? den Dolch nicht zu vergessen; und so sahen wir nun auf einmal, was die Erscheinung angedeutet hat, wieder bestätigt. — Ja! es scheint, als wenn jeder unsrer Schritte um irgend einen Betrug zu entlarven, nur dazu dienen mußte, uns mehr und mehr zu überzeugen, daß kein solcher Statt gefunden habe. Auch hat sich Sandrinis mitleidiges Lächeln über unsern Aberglauben, während meiner Mittheilungen in ein sehr ernstes Nachdenken verwandelt. Auch er ist an seiner bisherigen Ueberzeugung irre geworden, und will sich eben so wenig wie ich grundlose Vermuthungen erlauben.

Der Tod des Grafen, und sein Beruf, gaben ihm indessen Gelegenheit noch täglich den Pallast besuchen zu können. Diese Freiheit hat er benutzt um flüchtige Untersuchungen in Manuelas vorigem Zimmer anzustellen, hat aber durchaus nichts

gefunden, das irgend eine Entdeckung veranlassen könnte. —

So wie der Charakter des Ermordeten, und der seines Vertrauten, sich uns in der letztern Zeit gestaltet hat, kann indessen jener neue Beleg zu ihren Schandthaten uns weder unerwartet noch zweifelhaft erscheinen; was dagegen die Mittheilungen des Abbate von Murani betrifft, so hat die Frau von Harrau seine Aussage bestätigt, und eben das Geschick des Unglücklichen als die Ursache angegeben, warum sein Name seit unsrer Ankunft in Venedig, nie in unsern Unterredungen genannt werden sey. Jedoch wer weiß, wie viel Wahres an jenen Mittheilungen ist? Der Bericht von seinem gesetzlichen Tode mit andern Verbrechern war, wie es sich nun zeigt, offenbar falsch.

Sandrini hat es sich daher nicht verdrießen lassen, den alten Nicolo Pepi selbst aufzusuchen; er hat aber sein Haus verlassen und die Nachbarn wissen nicht wo er hin gereist ist; doch soll seine Abwesenheit nichts ungewöhnliches seyn. Wie Du leicht begreifen kannst, liebe Schwester, haben wir der Frau von Harrau und ihrer Tochter

verſchwiegen, auf welchem Namen der Verdacht des begangenen Mordes gegenwärtig heftet. —

Die Frau von Harrau hat Sandrini erſucht, alle ihre Geſchäfte und Papiere dem Abbate abzunehmen. Er hat es meinetwegen, obgleich nicht gern, übernommen, weil er viele Verdrießlichkeiten mit dieſem darüber befürchtete; allein der Abbate hat ſich ſehr willfährig bezeigt. Freilich ſind große Summen durch den Bruch des Orbitelliſchen Hauſes verloren gegangen, doch iſt noch ein recht beträchtliches Vermögen vorhanden; und die ſcheinbar verwickelten Geldverhältniſſe mit dem gräflichen Hauſe, meint Sandrini leicht und bald auseinanderſetzen zu können. Warum der Abbate die Wittwe beredet hat, ihr Haus in Wien ganz einzuſtellen, ſieht er nicht klar ein: wenn nicht der Grund in eigennützigen Abſichten zu ſuchen iſt. Eine namhafte Summe, hat er als das Eigenthum eines Sismonde Murani angeſchrieben gefunden, aber nicht das mindeſte mehr, was auf dieſen Namen Bezug hat.

Der Abbate ſoll, wie ich höre, im Begriff ſtehn eine geheime Reiſe zu machen. Er hat

ſeit dem Tode des Grafen Sandrini ſehr geſchmeichelt, und ihn zu einem der Verwalter von deſſen bedeutenden Nachlaſſe ernennen wollen. Er hat es aber abgelehnt! Ach! es könnte vielleicht noch alles gut werden, wenn nicht Manuela — ich ſchaudere wenn ich daran denke. Wie wird ihre arme ehrſüchtige Mutter die Nachricht von dem aufnehmen, was ſie ſelbſt freilich nicht beſſer hat haben wollen. Allein es komme wie es will: für Manuelas Ruf ſoll geſorgt werden. Ihre reine Seele iſt makelfrei; und ſo ſieht ſie ſelbſt, hoffnungsvoll möchte ich beinahe ſagen, einer Zukunft entgegen, die ſie vielleicht ſtärker, als es ihr ahnet, wieder zu der Erde herunter ziehen wird.

12.

Antwort.

Venedig im November 17..

So eben erfahre ich durch meinen Gatten, daß der Vater Orbitelli, der in einer ärmlichen Verborgenheit ſich in ein Kloſter in Rom zurückge-

gegen hat, und noch daselbst lebt, einen neuen Proceß gegen den Grafen angefangen haben soll. Er soll von der äußersten Wichtigkeit seyn, und man will wissen, daß sehr gravirende Beschuldigungen gegen den Grafen und den Abbate darinn vorkommen sollen. Man sagt sich es freilich nur in die Ohren, denn auch der Graf ist im Geruch der Heiligkeit gestorben, und die mächtigen Verwandten, wie auch einige Kirchen und Klöster, die seine hinterlassenen Güter theilen, suchen ihn in dem so unverdient erworbenen Rufe zu erhalten. — Der arme Orbitelli, ohne Mittel und Freunde, wird wohl selbst mit dem sonnenhellsten Recht nur wenig ausrichten. Obgleich er behauptet — jetzt in den Stand gesetzt zu seyn, darthun zu können, daß der Bruch seines Hauses nur durch spitzbüsche Machinationen hervorgebracht sey. Auch dieser Proceß wird sehr geheim betrieben, und man meint im Allgemeinen, daß Jahre hingehen können, ehe derselbe beendet werden wird.

13.

Auszug.

Venedig im Februar 17'5.

Mit vieler Schonung habe ich der alten Frau von Harrau, — denn in der That ſeit jener Erſcheinung und dem Morde des Grafen altert ſie Tag für Tag, möchte ich beinahe ſagen, den Zuſtand ihrer Tochter mitgetheilt; dieſer läßt ſich faſt kaum mehr verbergen. Sie ſtarrte mich erſchrocken, doch nicht verwundert an. — Ich war wegen dieſer delicaten Eröffnung ſehr verlegen; ihrer Schwäche und ihres abergläubiſchen Charakters eingedenk, ließ ich meinen Bericht eben ſo dunkel ſeyn, wie es in meinem Innern ausſah; und ſo iſt es mir in dieſem Augenblicke nicht klar, wen ſie für den Urheber dieſes Unglücks hält, die Erſcheinung oder den Grafen. — Sie ſchwieg lange, und ſah mich mit brennenden Blicken an, während ſie mehr und mehr

erblaßte. Endlich ſtammelte ſie ſeufzend mit gefalteten Händen: „Habe ich es nicht gedacht, der Teufel iſt geſchäfftig! ich will alles leiden, alles erdulden, denn habe ich nicht alles verdient? — Mit einem glühenden Zeichen wird das Unglückskind, die lebendige Strafe meiner ſchweren Sünde, zur Welt kommen. Ich will aber mit Geduld das Kreuz ertragen, damit Gott mir vergebe!" Sie brach in Thränen aus, und hat mich recht ſonderbar gerührt.

Der Abbate iſt in Venedig geweſen, und iſt wieder fortgereiſt. Es ſoll ihm, durch das Anſehen der gräflichen Verwandten, und ſeiner Freunde, gelungen ſeyn Murani in Rom heimlich aufgreifen zu laſſen. Dieſer ſoll, dem Gerüchte nach, des Mordes ſo gut wie überwieſen ſeyn, und es wird ihm nun der Proceß gemacht; doch auch darüber ruht ein Dunkel, das ſich nicht vor Sandrini erhellen wird. — Der Abbate ließ ſich bei der Wittwe anmelden; wir haben ſie überredet ihn nicht vorzulaſſen, und ſich mit Krankheit zu entſchuldigen; auch war ſie ſehr bitter gegen ihn geſtimmt. Was konnte er ihr auch zu ſagen haben! Ihre Verhältniſſe

mit dem Hauſe ſind alle aufgelöſet, und nur Manuelas Lage, die mich und Sandrini ihr ſo nothwendig macht, verhindert allein, daß ſie nicht alle beide nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt ſind. Die Mutter hätte uns in ihrer Geiſtesſchwäche, und durch ihr unvorſichtiges Vertrauen, das ſie ſowohl Freunden als Feinden, wenn ſie ihr nur ſchmeicheln, aufbürdet, in Verlegenheit bringen können; wahrſcheinlich hat der Abbate nur zu wiſſen gewünſcht, was wir über das in Rom Vorgefallene erfahren haben, und was wir davon, und von ihm denken.

14.

Venedig im Juni 17'3.

Nach einer langen Krankheit ſchreibe ich Dir endlich wieder.

Wir ſind aus unſrer Verborgenheit zurückgekehrt, und unſre Reiſe nach dem feſten Lande iſt vollendet. Mit Sandrini's Zuſtimmung gilt der liebliche Knabe, den wir mit uns zurückgebracht haben, für's erſte für den meinen. Kein Ver-

dacht iſt auf Manuela gefallen, und gern hätten wir gewünſcht, unſer theures Geheimniß auch der Wittwe verbergen zu können; allein da ſollten wir auch die Wendung, welche wir dieſem Ereigniſſe gegeben, früher bedacht haben; indeſſen, da Manuela ſich doch nicht von dem Kinde trennen, und ihn als meinen Sohn mit nach Deutſchland nehmen will, iſt es vielleicht beſſer ſo; denn der hitere Traum, womit ſie während ihrer Schwangerſchaft ſpielte: ihn einſt laut vor der ganzen Welt als den ihrigen erkennen zu dürfen, ſcheint auf eine fürchterliche Weiſe ſeit unſrer Rückkehr vernichtet zu ſeyn. Kurz nach ſeiner Geburt wurde dem Knaben der Name Deodat in der Taufe gegeben. Möge er dieſe ſchöne Benennung, die auf ſeinen geheimnißvollen Urſprung anſpielt, in der Zukunft bewähren!

Sandrini, der, ſobald der Knabe geboren war, nach der Stadt zurückkehren mußte, von welcher aus er während unſers Aufenthaltes auf dem Lande, ſo oft ſein Beruf es ihm erlaubte, kurze Beſuche gemacht hatte, haben wir in einer düſtren, tiefſinnigen Gemüthsſtimmung gefunden, die meine Gegenwart zum erſtenmal nicht verſcheuchen

kann. Sollte er die angebliche Vaterſchaft ſchon bereuen? Das liegt nicht in ſeinem Charakter; allein ich begreife dieſe Veränderung des fröhlichen, lebendigen Mannes ſonſt nicht; es muß wenigſtens Manuelen gelten, denn er betrachtet ſie oft mit einem wehmüthigen Mitleiden, das ich früher nicht an ihm bemerkt habe ...

Sie fühlt den Werth ſeines Anerbietens, und weiß nicht wie ſie ihre Dankbarkeit bezeigen ſoll. Sie hat ihm ein Geſchenk gemacht. — Theure Schweſter! Ich kämpfe mit mir ſelbſt, ob ich Dir auch den entſetzlichen Schreck, die ſchauderhafte Erſcheinung, die diesmal auch mir zu Theil wurde, mittheilen ſoll. Es hätte ihr das Leben koſten können, und ich begreife noch nicht, daß wir beide ohne andre Folgen, als meine Krankheit, davon gekommen ſind. Allein ich habe Dir ja alles übrige vertraut, möge denn nur dies das letzte Entſetzliche ſeyn. — Das erwähnte Geſchenk war die unſchuldige Veranlaſſung dazu. —

In unſrer Abgeſchiedenheit hatten wir zufällig in einem benachbarten Hauſe, wohin uns ein Geſchäft geführt hatte, einen wunderſchönen Apollokopf von Alabaſter entdeckt. — Solche

Sachen sind die Liebhaberei Sandrini's. Es gelang Manuela ihn für eine namhafte Summe zu erstehen, und sorgfältig eingepackt führten wir ihn mit uns nach der Stadt. — Wir trafen Sandrini nicht zu Hause an; er war mit Geschäften überhäuft. — Dadurch kam es uns beiden in den Sinn, ihm eine Ueberraschung zu bereiten; und ich gab meinem Mädchen, auf dessen Vorsicht ich mich verlassen konnte, den Befehl, den Kopf sorgfältig auszupacken, und ihn durch seinen vertrauten Diener in seinem Zimmer aufstellen zu lassen. Wir dachten kaum mehr daran, denn tausend andre Sachen beschäftigten die zurückgekehrte Hausfrau, die sorgende Mutter. Kurz vor der Zeit, da wir Sandrini zurückerwarteten, wünschte Manuela zu wissen, ob der Auftrag auch recht besorgt wäre. — Ich fragte also den Gehülfen meines Gatten, den ich im Vorzimmer beschäftigt fand, im Vorbeigehn, ob der Kopf schon in dem Zimmer seines Herrn sey. Er, der unsre Absicht kannte, gab mir ein leises, geheimnißvolles „Ja!" zurück. Ich begab mich also mit Manuela durch meine Zimmer, in den Arbeitssaal Sandrini's, welcher, weil vielerlei Sachen

dort beisammen stehen, die leicht in Unordnung gebracht oder verloren gehen können, nur mir und jenem Bedienten, der den Schlüssel dazu hat, offen steht. Wir sahen uns in dem großen Raum flüchtig um, und erblickten endlich einen Gegenstand, den wir für den erwähnten hielten, der sich, mit einem leichten Schleier bedeckt, auf einem Tisch in einem fernen Winkel befand.

Während ich scherzend den Bedienten wegen seiner Sorgfalt lobte, und nur tadelte, daß er den Kopf an einen so wenig in die Augen fallenden Ort hingestellt habe; heb ich den Schleier auf. — Stelle Dir unser Erstaunen, unser Entsetzen vor, als wir beide ein freilich nicht blutiges, jedoch todtenbleiches Menschenhaupt vor uns zu sehen glaubten, wovon uns Orbitelli's wohlbekannte Züge unverkennbar und scharf entgegenstarrten; ernst, mit geschlossenen Augen, so wie wir ihn in St. Meise gesehen, doch frisch und wohlbehalten, als wenn ihm so eben das Leben entflohen wäre.

Wir sahen uns an; bleich, ohne Worte, vor Entsetzen starr, stürzten wir uns in die Arme; ich weiß noch nicht, wie wir aus dem Saale gekom-

men sind. So viel besinne ich mich nur dunkel, daß ich das Licht verlor, welches sogleich erlosch, daß Manuela, die mehr über mich als über die Erscheinung zu erschrecken schien, mich unterstützte, bis ich in meinem Zimmer auf den Sopha niedersank.

Ich erholte mich erst in ihren und Sandrini's Armen. Sie hatte ihm alles berichtet, er hatte mich aber noch nicht verlassen können. Auf meine dringende Bitte begab er sich in den Saal, es war mir, als müsse die Erscheinung noch da seyn. Er kam aber bald zurück, und dankte Manuela für ihr schönes Geschenk, denn das hatte er auf der bezeichneten Stelle, wo es von dem Gehülfen wirklich hingestellt gewesen, vorgefunden, und sonst nichts unheimliches gesehen noch vernommen.

So bin ich wieder an allen meinen Vermuthungen von irgend einem Betrug irre geworden; denn dies ereignete sich in unserm eignen Hause, unter Menschen, wo kein solcher Statt finden konnte.

Sandrini hat Manuela über ihre damalige Gemüthsstimmung viele Fragen vorgelegt. —

Sie, ſo vieler Erſcheinungen, obgleich keiner ſo ſchrecklichen, gewohnt, erklärte mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Gelaſſenheit, daß die letzte mit dem, was in ihrem Inneren vorgehe, allerdings in Verbindung zu ſtehen ſcheint. Sie hatte lange geduldig das vorhergeſagte Ausbleiben des geliebten Schattens ertragen, allein ſeitdem der Sohn geboren war, fühlte ſie eine unerſättliche Sehnſucht nach dem Vater. Eben ſo wie nach der nächtlichen Erſcheinung, deren Frucht jener iſt, hatte die Ungeduld ſie gepeinigt, die irdiſche Beſtimmung des Neugebornen zu erfahren; beruhigende Worte darüber aus dem Munde des Todten zu hören; mit inbrünſtigem Flehen hatte ſie die Heiligen angerufen, ſich bei Gott für ihn zu verwenden, daß ihm erlaubt würde, ihr zu dieſem Zweck zu erſcheinen; — Sie hatte auch wirklich, bei unſrer Zurückfahrt in die Stadt, bei St. Meiſe anhalten laſſen, und in meiner Begleitung bei dem Grabe des Vaters gebetet. — Mit der Zuverſicht daß der Gatte ihr erſcheinen würde, war ſie in unſer Haus getreten. Nun war es geſchehen, zwar auf eine ſchaudervolle Weiſe, welche ſie ſich aber auch zu

erklären wußte. Es war nur ein Zeichen der Buße, der er jetzt unterlag, während der, sein so lange gestaltloser Geist, sich den sinnlichen Augen nur durch das Bild des ohnmächtigen Todes, so wie sie ihn einst erblickt hatten, bemerkbar machen konnte. Sie müsse noch mit Geduld harren, und beten! — —

Sandrini antwortete ihr nichts. — Du siehst, liebe Schwester, daß die liebenswürdige Schwärmerinn sich selbst ein System geschaffen hat, das doch wohl keinen Einfluß auf meine Gesichts-Nerven haben kann. Gott Lob! den furchtbaren Eindruck hat die Zeit doch in etwas gemildert.

Es scheint daß Manuela Zweifel zu hegen beginnt, daß ihr der Todte künftig noch erscheinen werde. „Ich will ihn von jetzt an in dem Kinde sehen und lieben, bis uns der Tod vereint," sagte sie mir vor kurzem. Sie hat das kleine Bild, das sie einst ihren Tod nannte, wieder hervorgesucht! „Dem freundlichen Genius will ich mich wieder nähern," äußerte sie. — „Vielleicht wäre es besser, wenn ich nie etwas mehr in ihm gesehen hätte. — Doch es war ja so

Gottes Wille!" Die jetzt begreifliche Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Todten scheint sie in ihren stillen Betrachtungen zu stören.

Murani — erzählt mir so eben Sandrini — ist schon längst überwiesen, und verurtheilt. Mehr hat er nicht erfahren können. — Es waltet auch ein unerklärbares Geheimniß über dieser Begebenheit.

15.

Venedig im April 17**8.

Drei Jahre, theuerste Schwester! sind nun beinahe verflossen, seitdem ich Dir die letzte wundervolle und zugleich entsetzliche Erscheinung mittheilte. In dem langen Zwischenraume habe ich Dir nichts anders zu berichten gehabt, als die ruhigen Ergießungen eines verwandten Gemüths, dem die schwesterliche Theilnahme an seinem stillen Glück Nothwendigkeit geworden ist. Möge ich Dir noch lange nichts anderes zu eröffnen haben, als was nur dein liebendes Herz befriedigen kann;

denn ich fühle mich weit glücklicher, seitdem die Zeit der Wunder vorübergegangen ist.

„Manuela's Phantasie wird nun durch keine Erscheinungen mehr aufgeregt; — aufgeregt! ich brauche diesen Ausdruck; denn sie hatte durch jene einen Aufschwung genommen, der ihren Geist nur zu sehr seiner irdischen Umgebung entfremdete, und alltägliche Menschen für ihren Verstand fürchten ließ. — Eine solche Krankheit scheint dagegen der Mutter Sinn unheilbar berührt zu haben, und macht uns manche böse Stunde, und vielen Verdruß. Wenn sie so fortfährt, wie sie es seit einiger Zeit treibt, steht nicht allein unser Geheimniß auf dem Spiele, sondern es dürfte leicht dem lieben Knaben selbst Gefahr bringen. Die unverstellte, wirklich rührende Zärtlichkeit, womit sie fast von seiner Geburt an immer seine Nähe suchte, in Vereinigung mit dem Anstande, den sie dabei beobachtete, machten, daß sowohl Manuela als ich ihr gern Rechte einräumten; die ihr die Natur gegeben, und bloß die Verhältnisse verweigerten. So war' sie in der That dem Knaben eine wahre Großmutter, welchen Namen der für sein Alter ungemein kluge, liebliche Junge ihr sehr

früh gab, und woran Niemand im Hauſe ein Aergerniß nahm. Sie brachte es dahin, daß er in ihrem Zimmer ſchlafen mußte, welches Manuela ſelbſt recht gern ſah, da er ihr dadurch näher war. Allein die Zärtlichkeit der Großmutter hat eine Wendung genommen, die mich ängſtlich macht, und gewiß auch Manuela nicht entgangen wäre, wenn die Frau von Harrau in ihrer Geiſtesſchwäche nicht Verſtellungskunſt genug beſäße, um, nur wenn ſie allein mit dem Knaben iſt, ihre verderbliche Erziehung anzuwenden. Sie ſucht mehr und mehr ſich alle Herrſchaft über ihn anzueignen. Bald iſt er ein Gegenſtand ihrer zärtlichen Liebkoſungen, bald ſcheint er ihr ein Gräuel zu ſeyn. — Es iſt als vereine ſie den Grafen, die Erſcheinung und den Teufel, deſſen Eigenſchaften der Erſte, und deſſen übernatürliche Kräfte der Todte beſaß, in einer Perſon, um daraus den Vater des Knaben zu geſtalten. Klar ſind ihre Vorſtellungen wohl nicht darüber, allein ſie ſieht den Knaben als ein halb gutes und halb böſes Weſen an, deſſen wundervolles Daſeyn eigentlich aus ihren Sünden, weil ſie den Rathſchlägen des Grafen Gehör gab, entſprungen iſt, und meint,

daß ihre Seele der ihr zugedachten Strafe nicht entgehen kann, wenn es ihr nicht gelingt, die angeerbten teufliſchen Eigenſchaften aus der Seele des Knaben zu vertreiben. — Der Zwang, den ſie ſich dabei anthun muß, drückt ſie ſehr, und ſie iſt nicht froher, als wenn ſie ſich mit ihm verſchließen kann. — Es kommt mir vor, als ſähe ſie ihn als ein Kreuz an, das ihr der Himmel aufgelegt hat, und welches zu lieben ſie wenigſtens ſcheinen müſſe. — Allein die Natur behält doch die Oberhand, und ſie liebt ihn wirklich. Mir iſt nicht recht wohl zu Muthe dabei; Sandrini, dem der Knabe eben ſo theuer wie mir iſt, beſonders da der Himmel mir bis jetzt die Mutterfreude verſagt hat, meint daß es keine Gefahr habe; daß es noch immer Zeit ſey den Folgen, die ihre ſich ſelbſt widerſprechende Verfahrungsart auf ſeinen Charakter haben könnte, vorzubeugen. Die Frau von Harrau hat längſt Italien ſatt; ſie ſpricht immer davon, daß ſie gern nach Deutſchland zurückkehren möchte. Italien ſey eine verlarvte Hölle, und wegen der Seligkeit des Knaben wäre Entfernung nothwendig. — Mir, die ich mich ſo an den lieben Deodat gewöhnt

habe, ſollte es ſehr leid thun; Sandrini will es auch nicht; er hat auch ſeine Geheimniſſe; das hat er mir ſelbſt geſtanden, mit dem freiwilligen Verſprechen, daß ſie, wenn es Zeit iſt, auch mir mitgetheilt werden ſollen. Er korreſpondirt ſehr häufig nach Rom.

Auch Manuela gefällt die Rückkehr in das Vaterland nicht. — Der Sarg des Vaters, der jetzt wohl ſchwerlich in die Heimath gebracht werden wird; die Erſcheinungen des Bräutigams; ihre Liebe und Anhänglichkeit zu mir, alles hält ſie gleich ſtark zurück. Sie kann der Mutter dieſen Wunſch nicht gewähren, und läßt ihr daher, wie zum Erſatz, freieres Spiel mit dem Kinde. Zwar liebt ſie es innig, drückt es oftmals mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Bruſt, ſucht in dem kleinen Engelsantlitz des Vaters Züge herauszufinden, und vergleicht den Knaben öfters ſchweigend mit einer ihr ſichtbar wohlthuenden Vorſtellung, die ſie mir indeſſen noch nicht mitgetheilt hat, mit dem kleinen ihr früher ſo lieben Bilde, dem er wirklich ähnlich zu werden beginnt, (beſonders ſcheint das Haar wie nach dem ſeinigen gemalt zu ſeyn); .... allein es

legt der Mutter einen peinlichen Zwang auf, daß sie ihn nicht Sohn nennen darf; und vielleicht eben darum scheint ihr die Ausbildung seiner geistigen und körperlichen Kräfte nicht so wichtig zu seyn; wenigstens muß diese so süße Beschäftigung ihrer stillen Sehnsucht nach dem vorausgegangenen Lieben weichen; oder vielmehr die Ausbildung eines geliebten Geschöpfes für die Welt kann dem Wesen nicht gelingen, das selbst allem Irdischen entfremdet ist. — Sie scheint selbst dem Wunsche entsagt zu haben, den Geliebten hier mehr zu sehen. Sie hat mir anvertraut, wie sie jetzt später über die letzte furchtbare Vision denkt: „Erinnere Dich," sagte sie zu mir, „seiner letzten Worte: „bete, daß ich nicht zum zweitenmale deinetwegen sterbe." — Das erstemal hat der Graf sein irdisches Leben getödtet; das zweitemal hat seine Liebe zu mir, das Vergessen seiner höheren Natur, der Seele die gemißbrauchte Form wieder abgestreift. — Er ist mir, meiner Bitten ungeachtet, zum zweitenmale gestorben; nun erwartet er mich bei dem Vater! zum Ersatz aber hat Gott mir den Sohn gegeben, allein ihr wollt ja nicht, daß ich mir ihn ganz aneignen darf, —

;und ihn, den Gatten, werde ich hier nicht mehr ;ſehen, — wenigſtens hoffe ich es nicht mehr.“

Gewiß hätte ihre Seele ſchon die Geſtalten des Vaters und des geheimnißvollen Gatten, auf entfalteten Schmetterlingsflügeln, jenſeit dieſer Erde geſucht, wenn nicht das ſchöne Kind, durch die unſichtbaren Bande der Natur nach und nach, ſich ſelbſt unbewußt, alle kindliche Rechte in Anſpruch genommen hätte.

Der nun mehr als dreijährige Proceß zwiſchen dem alten Orbitelli und den Erben des Grafen iſt noch nicht beendigt. Sachverſtändige ſchließen davon auf das Recht des Erſteren; den die ſchwankenden Richter nicht gut verlieren laſſen dürfen, und auch nicht den Sieg zuerkennen können, ohne das Andenken des Grafen zu ſehr herabzuwürdigen, und ſeinen Nachlaß zu ſchmälern. Sandrini folgt dem ganzen Hergang der Sache mit aufmerkſamen Augen. — Er hat halb ernſt und voller Unmuth, und halb lächelnd vor kurzem zu mir geſagt: „wenn es Noth thäte, würde er aufſtehen, und auch beweiſen daß er rechtskundig ſey. — Er könnte und ſollte es allein ſchon als Vormund und Pflegevater des jungen Orbitelli!“

Ich sah ihn verwundert an, da wiederholte er diese Worte mit einer Zuversicht, worüber ich noch erstaune.“ — Welche rechtskräftigen Beweise wird er wohl aus Erscheinungen, die an sich keinen Glauben finden, folgern können? — Ich habe ihn darüber genauer fragen wollen, aber — „das gehört eben zu meinen Geheimnissen,“ gab er mir lächelnd zur Antwort.

16.

Venedig im Mai 1778.

Gerechter Gott! was habe ich Dir zu verkünden! Frau von Harrau ist heimlich entflohn, und hat uns ihren Enkel entführt. Trotz ihres zerrütteten Verstandes hat sie die Sache so klug und so geheim betrieben, daß uns bis jetzt jede Spur fehlt. Selbst dem alten Jacob, dem sie doch am meisten vertraut, und der als ihr geheimer Aufseher angestellt war, ist ihre Thätigkeit, um diesen Zweck zu erreichen, durchaus entgangen. Ihre heimlich gesammelte Baarschaft hat

ihr Mittel genug gegeben. — Welche Maßregeln sie genommen hat ist uns unbegreiflich, nur das ist uns nachher aufgefallen, daß sie in der späteren Zeit häufiger als gewöhnlich, und selbst allein, die Messe besuchte; wenigstens hat sie manchmal, unter dem Vorwande etwas vergessen zu haben, den alten Diener nach Hause geschickt. Ihre Verrücktheit, die sich nur in den Verhältnissen zu dem Kinde, und in seiner Nähe geäußert, ließ ihn keine Gefahr dabei vermuthen.

Möge nur nicht der Abbate, welcher sich wieder in Venedig aufhält, diese Flucht angestiftet und vorbereitet haben; die Ereigniſſe der letzten Wochen lassen mich das leider befürchten. — Irre ich mich aber, so hat sie wahrscheinlich den Weg nach Deutschland genommen, und da sie ihr Vorhaben eben so vorsichtig verfolgen wird, als sie die Flucht selbst ausgeführt hat, wird sie vermuthlich nicht den gewöhnlichen Weg wählen, sondern durch Umwege, und in dem Falle gewiß durch kein Gebirgsthal, ihr Ziel zu erreichen suchen. In unsäglicher Angst eile ich daher Dir diese Zeilen zu schicken; denn Sandrini ist leider nicht hier. Er ist nach Rom gereist.... Theuerste

Schweſter! das fürchterliche Räthſel aller dieſer Geheimniſſe iſt nun auch mir gelöſt; davon recht bald. Jetzt nur ſo viel: der alte Orbitelli iſt endlich vor kurzem, ſo wie ſeine Feinde es längſt gewünſcht haben, geſtorben. Seinen Nachlaß hat er einem Kloſter, oder dem Prior deſſelben, der ein Anverwandter von ihm ſeyn ſoll, vermacht; dadurch hat auch dieſer den Verfolg des Proceſſes geerbt. Allein der Prior hat ohne Verzug einen Vergleich angenommen und abgeſchloſſen. — Die Erben des Grafen, die recht gut vorausſehen ſollen, daß mehrere Proceſſe gegen ſie aus dem gerichtlichen Verluſt des gegenwärtigen entſtehen könnten, hatten ſich entſchloſſen dem Kloſter, oder dem Prior, die ganze anſehnliche Summe, welche Orbitelli dem gräflichen Hauſe abforderte, — ohne Abzug zu überlaſſen, — wodurch nicht allein die Schulden des Erſteren getilgt werden können, ſondern auch noch ein großes Kapital übrig bleibt, um ſo mehr da viele Forderungen, als ſchon einmal bezahlt, worüber der alte Orbitelli die Beweiſe endlich aufgetrieben hatte, wegfallen — unter der Bedingung, daß alle weitere Unterſuchungen been-

digt ſeyn, und auf keine öffentliche Herſtellung der Ehre des orbitelliſchen Namens gedrungen werden ſollte. — Der Prior hatte ſich dieſes gefallen laſſen. Nun iſt aber Sandrini gegen beide Partheien aufgetreten. — Er hat das Vermächtniß des alten Orbitelli für ungültig erklärt, weil der Prior nur unter der Vorausſetzung, daß der Erblaſſer keine Verwandte in gerade abſteigender Linie hinterließe, zum Erben eingeſetzt iſt; und den erwähnten Vergleich kann er auch nicht, als Vormund des plötzlich auftretenden, rechtmäßigen Erben geſtatten, weil jener der Ehre des Namens und der Familie ſeines Pflegeſohnes, gänzlich zuwider iſt. — Er wird nun beweiſen, daß der in dem römiſchen Kloſter geſtorbene Orbitelli einen natürlichen, und — inſofern die Ehe der jungen Leute ſchon von beiden Vätern gerichtlich unterzeichnet iſt, und auch die Verlobungsringe gewechſelt werden, — auch geſetzlichen Enkel nachgelaſſen, und, theuerſte Schweſter! das können wir! —

Manuela, die reine, unſchuldige Seele, die von dieſen Rechtshändeln nichts ahnet, und folglich auch meine Vermuthung, daß der Abbate

wahrſcheinlich Antheil an der Entführung ihres Sohnes habe, nicht theilt, ſchwebt ſchon bei dem Gedanken an die unbegreifliche Abſicht der Mutter, und an die Gefahren die vielleicht ihren Liebling umgeben, in der tödtlichſten Unruhe; — die ihrer nur zu ſchwachen Geſundheit gefährlich werden kann. Ich habe ſchon eine Eſtafette an Sandrini, mit dieſer fürchterlichen Nachricht, um ihn zurück zu bringen, geſchickt. — Bald ein mehreres! —

III.

Aus der Selbstbiographie.

Die Wolken hatten sich zwar zertheilt; allein die Wege standen noch voll Wasser, die Brücken waren noch nicht ausgebessert, und so hatte ich Muße genug die vorhergehenden Briefe mehrmals, und mit der größten Aufmerksamkeit durchzulesen. Von meinem Urtheil über diese Begebenheit — nichts, denn ich hatte keines; eben so wenig von meinen Empfindungen dabei. Genug, geneigter Leser! wenn Du, der Du jene treuen Kopien auch durchgelesen hast, von den eignen Empfindungen dabei die meinen abstrahirst. — Gewiß haben Dich eben so wie mich Erstaunen, Entsetzen, Zweifel, Wehmuth, Neugierde und Mitleid erfüllt, nur daß in dem

verſchiedenen Gemüth die eine oder die andre dieſer Bewegungen beſonders hervorgetreten iſt. — Bei mir behielt nun die Wehmuth die Oberhand; und dabei entſtieg eine ſchöne Freude, heißer Dank zu Gott, meiner Seele, bei dem Gedanken, daß ich unerwartet meinem Zweck näher gerückt ſey, daß dieſer gezwungene Aufenthalt, den ich nahe daran zu verwünſchen geweſen, mir eben Veranlaſſung geben mußte, den Ueberblick über eine Rechtsſache zu erhalten; woran ich bei dem beſten Willen, nur von den Anſichten meines Oheims belehrt, einen ſelbſtſüchtigen Antheil genommen, und dabei doch im Dunkeln getappt hätte. — Nun hatte ich dagegen viel gewonnen: ich hatte meinen kleinen Gegner lieben, und den Mann, der ſeine Sache vertheidigte, achten gelernt; ich wußte nun, daß es auch den Beſchützern des Kindes angelegen war, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, und ſtatt, daß kurz vorher Verdacht, gehäſſige Vorurtheile und Bitterkeit gegen die vermeinten Betrüger, die unſere Rechte anzugreifen wagten, in meiner Bruſt obgewaltet hatten, herrſchten nun Wohlwollen, Vertrauen und

freundliche Zuvorkommenheit darinn. Ja! ich konnte sogar nicht umhin dem Manne im Innersten meines Herzens vor meinem eignen Oheim einen großen Vorzug einzuräumen, der weniger auf das Vermögen seines räthselhaften Zöglings, als auf die Aufrechthaltung seiner Ehre, und seines Namens, bedacht — während jener, um eine reiche Erbschaft ohne weitere Mühe in Empfang zu nehmen, das Andenken und die Ehre eines Mannes, dessen Freundschaft und Vertrauen er allein sie verdankte, der öffentlichen Lästerung Preis gab — muthig mit mächtigen Gegnern in die Schranken trat. Daher wurde auch meine ganze Aufmerksamkeit auf zwei Punkte in dem letzten Briefe gelenkt. „Das Räthsel ist gelöst" und „wir können beweisen daß er ein Orbitelli ist."

Glück zu! sagte ich zu mir selbst; Glück zu! wenn das liebliche Kind noch in seiner zarten Jugend den dunkeln, schweren Mantel, der sein inneres Wesen nur beengt und verkrüppelt abwerfen kann, um einst selbstständig mit freien Blicken in der Welt auftreten zu können. Was ihm von Gott und Rechts wegen zukommt

ſoll ihm nicht verkümmert werden, mag auch mein Syſtem nie zu Ehren kommen. — Sind dagegen ſeine Anſprüche vereilig und falſch — denn können die guten Leute, die ſich des Verlaſſenen annahmen, nicht auch getäuſcht ſeyn? — ſo hat ſich der unſchuldige Knabe doch einen neuen, väterlichen Freund erworben, und gelingt es ihm nicht, durch angeerbte Rechte mein Syſtem zu unterdrücken, wird er vielleicht einſt, als ein tüchtiger Verfechter und Schüler deſſelben, ſich einen Namen in der Welt erwerben.

Solchermaßen in meinem Innern ermuthigt und erheitert, ſann ich darauf was nun zuerſt vorgenommen werden müſſe; und der Wirkung eingedenk, die meine letzten Worte auf die arme Frau von Harrau gemacht hatten, beſchloß ich dieſelbe zu einem guten Zweck zu benutzen.

Ich war nun einmal dort im Hauſe gekannt; daher nahm ich keinen Anſtand, als ich mich noch denſelben Tag wieder zu der Wittwe begab, die prieſterliche Würde mehr hervorblicken zu laſſen.

Sie hatte vor dem Bette des ganz wieder hergeſtellten Kindes einen kleinen, mit Blu-

men und Lichtern verzierten Altar errichtet, vor dem es kniete, während sie die widersinnigsten Gebete hersagte, die es wiederholen mußte. — Sie hielt in der einen Hand einen Rosenkranz, um die Anzahl der Gebete zu bemerken, und in der andern die bekannte Ruthe, auf welche die Aufmerksamkeit des Knaben, der ihr Gewicht wohl schon gefühlt haben mochte, besonders gerichtet war.

Sie stand sogleich auf, als ich unangemeldet eintrat, legte die Ruthe und den Rosenkranz ruhig zur Seite, nachdem sie sich die abgezählten Perlen genau gemerkt hatte, und redete mich dann mit freudiger Heftigkeit an:

„Sie sehen, Hochwürden, daß ich ihn zu Ihrer wohlthätigen Absicht vorbereite; wenn Sie diese nur," fügte sie furchtsam hinzu, „nicht bereuet haben!"

Ich freuete mich recht herzlich sie noch in dieser Stimmung zu finden, und beeilte mich daher, sie darin zu bestärken und in neues Erstaunen zu setzen.

„Nein! um so weniger," nahm ich das Wort, „da ich es als eine Fügung der Vor-

ſehung erkennen muß, die uns beide hier zu einem höheren Zweck zuſammen geführt hat, um Ihnen im Namen der Kirche die Hände zu reichen, eine drückende Schuld zu löſen, und Ihnen eine lange Reue zu erſparen, meine liebe Frau von Harrau!“

Sie bebte bei dem Laute ihres Namens erſtaunt und erſchrocken zurück. — Nun theilte ich ihr, jedoch in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt, mit, daß ich ihre Verhältniſſe genau kenne, ſtellte ihr mit Strenge alle möglichen Folgen ihrer unzeitigen Flucht vor, ihre Verantwortung dabei, die Leiden ihrer Tochter, die Unruhe der gaſtfreien Familie, die Gefahren, denen ſie das holde Kind ſo unbedachtſam ausgeſetzt, die Nothwendigkeit ihrer Rückkehr, die verdrießliche, geſetzwidrige Lage, worin ein eingebildeter Beruf ſie verſetzt hätte u. dgl. m. — Als ſie nun in reuige Thränen ausgebrochen war, ließ ich ſie in mir den Vermittler aller dieſer Uebel erblicken; der die Seele des Enkels erretten, und ſie mit ihren Angehörigen ausſöhnen wollte. — Trat jetzt die Verſtellungskunſt wieder bei ihr in die alten Rechte, oder mußten wirklich ihre wahnſinnigen Ideen der Reue und Zerknirſchung weichen, welche meine

Verdrsamkeit hervorgebracht hatte — genug sie fand sich in alles. — Nur in das Haus, dem sie entflohen war, zurückzukehren, erlaubte ihr Stolz ihr nicht. — Jedoch Vertrauen und Ergebung hatte ich mir erworben. Sie nahm sogar keinen Anstand mir zu eröffnen, wie sie die Flucht bewerkstelligt hatte. Ein ehemaliger Diener des verstorbenen Grafen, den sie in der Kirche, wo sie gewöhnlich die Messe hörte, wieder angetroffen, — Geld, und die Kühnheit — welche so wie ich gleich einsah, nicht der Abbate, sondern der gewaltsame Drang der irregewordenen Seele ihr eingeflößt hatte — waren ihre einzigen Gehülfen gewesen. — Kaum war das Unternehmen ihr gelungen, als auch sogleich ihre Phantasie jede Fessel abwarf, die sie vorher eingezwängt hatte, und eine Richtung nahm, die unheilbar gewesen seyn würde, wenn nicht durch meine Dazwischenkunft und mein Benehmen, das sich nach ihren irrigen Ideen, insofern es thunlich war, richtete, jene zum Theil geschmeichelt, theils auch wieder in die Schranken zurückgedrängt worden wären, hinter welchen die Verstellungskunst sie so lange gehalten; eine Kunst, die selbst mitunter

dem Wahnſinnigen getreu bleibt, und mehr als einmal durch ihre erkämpfte Gewalt über die Seele den wilden Ausſchweifungen der Phantaſie vorgebeugt hat. —

Als ich nun nicht weiter auf ihre Rückkehr drang, ſondern ihr den Vorſchlag machte, in dem freundlichen Hauſe und der ruhigen Abgeſchiedenheit von der Welt zu verweilen, und ihr es zugleich, nach ihrem Verlangen, auf die Bibel verſprach: ihre Verpflichtung zur Rettung der jungen Seele zu übernehmen, und ihr höheren Orts Abſolution ihrer wirklichen und vermeinten Sünden auszuwirken; ſo erreichte ich es auf der Stelle, unter der wiederholten Bedingung, den lieben Jungen unaufhörlich durch Liebe und Züchtigung der Gewalt ſeines geheimnißvollen Vaters zu entziehn, daß ſie mir ihren Enkel unter vielen Thränen und Liebkoſungen übergab.

Von ihr begab ich mich zu der Hausfrau, der ich mit heißem Dank die anvertrauten Briefe, welche ſie mir doch ſpäter wieder überlaſſen hat, zurückſtellte, und mit leichtem Herzen den Erfolg meiner Unterredung mit Frau von Harrau eröffnete. Ich überredete ſie leicht dazu dieſelbe in

Penſion bei ſich zu behalten, denn die Verhältniſſe der Schweſter zu dieſer Familie, legten auch ihr, meinte ſie, Pflichten auf, denen ſie ſich gern unterwarf.

Auch traf wirklich in der Folge unſre Vermuthung ein; Frau von Harrau des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit, aber zugleich der herzzerreißendſten Angſt, der bitterſten Buße, beraubt, verfiel bei immer zunehmender Nervenſchwäche in eine dumpfe Gleichgültigkeit, in welcher ſich ihre fixen Ideen nach und nach entweder verloren, oder mehr zurückgedrängt wurden; und ſo immer mehr und mehr gegen alle äußern Erſcheinungen des Lebens abgeſtumpft, war ſie in der Zukunft eine wohl langweilige, übrigens aber nicht beſchwerliche Hausgeneſſinn der liebevollen Pflegerinn, die durch beſchränkte Glücksumſtände bisher daran verhindert, jetzt durch das mit Recht und Fug beträchtliche Koſtgeld der Frau von Harrau, einen heiterern Antheil an den kleinen Genüſſen ihrer Umgebung nehmen konnte. Der alte Jacob, der nach dem Verlangen ſeiner Gebieterinn durch mich ſich gern zu ſeiner alten Herrſchaft, wie zu einem ruhigen Hafen ſeines Alters, begab, war ihr

liebſter Begleiter und Geſellſchafter; ſie beſuchten die Meſſe und beteten mit einander; und obgleich mit einem leichteren Gewiſſen nahm er doch ein erbauliches Beiſpiel an der Andacht ſeiner Gebieterinn, und ſo wetteiferten ſie treulich mit einander in Frömmigkeit und Buße des, von ſeiner Seite gewiß untadelhaften, Lebens.

Wenden wir uns nun zurück von den, für die Welt Todten, zu der anmuthigen Blüthe, die nun meiner Sorgfalt übergeben war. Zuerſt war ich darauf bedacht, wie ich mich recht bei meinem kleinen Widerſacher beliebt machen könne. Ich leerte faſt den ganzen Vorrath des kleinen Städtchens an Spielſachen, und ſtellte ſie in meinem Zimmer auf, ohne darauf zu achten, daß ich den größten Theil dieſer Herrlichkeiten doch nicht unverletzt mit mir in meinen, jetzt um ſo mehr angefüllten, Wagen nehmen konnte; auch benutzte ich mit Freuden die Nachricht, daß ein Nonnenkloſter in der Nachbarſchaft, ſehr berühmt wegen der ſchmackhaften Zubereitung von Süßigkeiten ſey, um auch davon einzukaufen; und da alles zum Empfang des angenommenen Zöglings in Bereitſchaft war, ließ ich ihn nach

denſelben Abend, obgleich er ſchon im ſanften Schlummer lag, in ſeinem kleinen Bette zu mir herüber tragen, um den nächſten Morgen, denn ich hatte mich mit dieſem neuen Geſchäfte ein Paar Tage mehr, als nöthig, verſpätet, unſre Reiſe, des Kindes halber etwas langſamer und bequemer als ſonſt, fortſetzen zu können.

Die Wittwe Tharell hatte den Tag vorher einen Courier nach Venedig abgeſchickt, um der Familie Sandrini anzuzeigen, daß ein zuverläſſiger und würdiger Geiſtlicher es übernommen habe, das Kind in die Arme der Seinigen zu führen, und ich fügte ein Paar freundliche Zeilen bei, die ich nur ſchlechtweg Gotthard Gaudentius unterſchrieb; doch war ich nicht ohne Unruhe, daß Sandrini, nach der Meinung der Schwägerinn, vielleicht vor der Ankunft des Boten Venedig ſchon wieder verlaſſen haben möchte, und wir uns folglich leicht verfehlen könnten.

Die gute Hausfrau hatte ſelbſt das Kind herübertragen helfen. Die Wehmuth und die Thränen, worunter ſie ſich von dem ſchlafenden Engel trennte, und das ſchöne Vertrauen, wo-

mit sie dann wieder die nassen Augen zu mir erhob, indem sie schweigend und lachend auf den fremden Knaben hinwies, betheuerte ich ihr, — indem ich ihr die Hand zum Lebewohl freudig drückte — würde eine ermahnende Wirkung nicht verfehlen.

Als der Knabe den nächsten Morgen früh erwachte, verlangte er sogleich nach der Großmutter, und weinte laut als sie auf seinen Ruf nicht erscheinen wollte; jedoch die vielen Spielsachen, die Süßigkeiten der frommen Schwestern, das anmuthige Fahren, trockneten ihm bald die Thränen; und meine guten Worte, meine Vorspiegelungen und Liebkosungen erheiterten ihn vollends. — Die Reise ging gut von Statten, und noch früher als sie beendigt war, hatte sich der kleine gesprächige Schmeichler mir oft um den Hals gehängt, und mich Vater genannt; und in der That, ich war es ihm fast, ohne es selbst zu wissen, ganz geworden. Mein Mitleid mit dem für mich Namenlosen, denn mir war ja das Räthsel noch nicht gelöst, sein kühnes Feuerauge mit dem anmuthigen Grübchen in dem zarten Kinn, und noch mehr, seine lebendigen

Fragen über alle Gegenſtände hatten mir das Herz entwandt; jedoch den Proceß gegen ihn mußte ich führen; denn was einmal Recht iſt darf nicht aufgegeben werden, und noch lebte ja der Oheim, deſſen Stelle ich vertrat, und mein Syſtem, mein leibliches und geiſtiges Kind behauptete ſeine älteren Rechte.

Endlich beſtiegen wir die Gondel und langten an einem ſchönen Abend vor Sandrini's Hauſe an. Die Diener ſagten uns, daß er zu Hauſe ſey, daß der Bote früh genug angekommen, und ich längſt erwartet werde. Die ganze Dienerſchaft drängte ſich um mich, um das Kind zu ſehen und mir die Hände zu küſſen. Alle wollten den Knaben, der ihnen bekannt und lächelnd die Arme entgegenſtreckte, hinaustragen. Da ich mich aber ſtandhaft weigerte, irgend einem andern meine theure Laſt zu übergeben; denn ich hatte ſogleich als ich an's Land geſtiegen war, mir ihn reichen laſſen, ſtürzten ein Paar einander voraus, um zuerſt dem Herren die Zurückkunft des Sohnes verkünden zu können, denn dafür wurde der Knabe noch von den Hausgenoſſen gehalten. Indem ich ihn aber ſtolz auf meinen Armen die

Treppen hinaufstrug, von der jauchzenden Dienerschaft umgeben, heimlich bei mir selbst über die Gutmüthigkeit lächelnd, womit ich meinem Gegner die Streitfrage unsres Processes selbst überbrachte, ruhte mein Blick wehmüthig auf dem fröhlichen Kinde, als fürchtete ich, daß es mir wieder entrissen werden möchte.

Nur wenige Stufen war ich langsam hinaufgestiegen, als ich mich auf einmal von vier Armen umschlungen fühlte. Ich sah bestürzt auf; in demselben Augenblick riß mir ein schlankes, blühendes Weib das laut aufjauchzende Kind aus den Armen, stellte es schnell ein Paar Stufen höher als sie stand nieder, und vor es hinkniend, warf sie ihre Arme um seinen Hals, und es die seinigen um ihren Nacken. Sie drückte es stumm an ihren Busen. Ihre Umarmung war ein Gebet. Der Mann — sein ganzes Aeußere, sein männliches, braunes Gesicht, mit zwei brennenden Augen, worinnen Thränen bebten, sagten mir sogleich daß es Sandrini sey; — der Mann ergriff meine Hand, drückte sie an das Herz, sah mir lächelnd in die Augen, und zeigte zugleich auf das kniende Weib. „Die größte Freude ist

ſtumm," ſagte er endlich leiſe; „verzeihen Sie uns, hochwürdiger Herr! allein ich hoffe, Sie werden ſie auch ohne Worte beredſam finden."

Die Dame erhob das liebkoſende Kind, das ſchon tauſend Fragen und Worte hatte, warf mir einen funkelnden Blick zu, und flog mit ihm die Treppe hinauf. „Vater!" rief das Kind, die Arme über ihre Schulter nach mir ausſtreckend.

„Das galt mir!" ſagte ich, faſt vor Freude weinend, zu Sandrini, der mich im Hinaufſteigen unter den Arm gefaßt hatte. „Er iſt nicht unter Fremden geweſen."

„Das werden Sie mir auch nie werden!" gab er mir zur Antwort. Als wir uns in den Zimmern befanden, wußten die guten Leute gar nicht, — die Hausfrau hatte ſich auch wieder eingefunden — wie ſie ſich mir recht gefällig bezeigen ſollten. — Das liebliche Kind hatte die Unbekannten feſt und innig vereint, und die Empfindungen, die von allen Seiten an den Tag gelegt wurden, waren ſo menſchlich, ſo rein, unſre wahren Geſinnungen blitzten ſo hell durch ſie hervor, daß jeder bei ſich fühlen mußte, daß wir alle geborne Freunde ſeyen. Sind doch liebliche

Kinder immer ein Magnetſtein aller unverdorbenen Herzen. Ohne den kleinen Liebling hätten wir uns auch wohl zuſammen gefunden, vielleicht nicht ſo bald, aber doch gewiß einmal. In der That, es wäre wohl zu wünſchen, daß rechtliche Leute, welche die Welt in ſolche Verwickelungen hineinführt, daß ein Richterſpruch Noth thut, um die Verwirrung zu löſen und ihre Anſprüche auszugleichen, es wäre zu wünſchen, daß alle ſolche ſich unbekannt und unbefangen nähern könnten, ehe noch das Mißtrauen und der Argwohn ihren giftigen Nebelſchleier vor ihre klaren Blicke gezogen, und die Züge der Voreinanderſtehenden mit dem Namen Gegner verdreht hätte. Wie viel Unheil richtet dieſer Name allein auf der Erde an!

Erſt unter traulichen Geſprächen fiel es dem wackern Sandrini ein, daß die Frau von Harrau fehlte.

„Meine Freunde!“ ſagte ich hierauf, „wir wollen wahr mit einander ſeyn! Werdet ihr der guten Schweſter es verdenken, wenn die ſonderbaren Umſtände, die uns zuſammenführten mit ihr Zutrauen eben ſo ſchnell erwarben, wie eure

Freundschaft?" Ohne mein Incognito abzulegen; — denn ich war ja schon überzeugt, daß dieſe Menſchen mir nichts verrathen konnten, was nicht ein rechtſchaffener Gegner wiſſen dürfte, erzählte ich ihnen nun den ganzen Hergang der Sache, wie liebreich die ferne Schweſter eine Verpflichtung auf ſich genommen hätte, die ſie ihnen noch theurer machen müſſe; „und da ich nun," ſo ſchloß ich meine Erzählung, „mit eben ſo großen Anſprüchen, nämlich durch die Rechte der Liebe, eure Elternrechte über dieſes räthſelhafte Kind theilen darf, ſo vergönnet mir auch die Bekanntſchaft der bethörten ſanften Mutter zu machen."

Obgleich Sie beide ein wenig betroffen darüber ſchienen, daß ich ſchon ihr Geheimniß theilte, äußerte jedoch Sandrini ſogleich, daß es ihn ſehr freue, ſich jetzt mit einem würdigen Geiſtlichen berathen zu dürfen. —

„Der," meinte ich, „ihm vielleicht auch nützlich ſeyn könne;" zugleich eröffnete ich ihm, daß meine Reiſe eigentlich nach Rom ginge, und ich nur ihrentwegen den Umweg über Venedig ge-

macht habe; dieſer Umſtand erhöhete die Dankbarkeit dieſer guten Leute ungemein, und Sandrini erſuchte mich ſogleich, die Reiſe mit ihm zu machen.

„Meine Sache," ſagte er, „iſt von der Beſchaffenheit, daß der glückliche Erfolg weniger von dem Ausſpruch der Geſetze, als von der redlichen Denkart meiner Gegner abhängt; das habe ich lange gefühlt; darum will ich hin: perſönliche Gegenwart und ein offnes rechtliches Benehmen löſen viele Knoten; nur der Gedanke ängſtigt mich, daß ich vielleicht mit Habſucht zu kämpfen habe; allein in dem Falle muß ich kämpfen! es iſt meine Schuldigkeit!"

„Was Sie befürchten," unterbrach ich ihn ein wenig verdrießlich, „wird Ihnen nicht in dem Monſignore Paolo Checcho begegnen!"

„Hm! Mir gefällt ſein Vergleich doch nicht! wenigſtens ein faſt überreifes Alter, Schwäche, Unſchlüſſigkeit, und ein Heer von Rathgebern; darum freue ich mich faſt, daß ich wenig mit ihm zu thun haben werde. Er hat nemlich einen Aufſchub der Unterſuchung bewerkſtelligt, weil

er die Betreibung dieſer Rechtsſache ſeinem Neffen, einen angeſehenen Prälaten und Superior eines Kloſters in Deutſchland zu übertragen denkt. — Der wird in dieſer Zeit erwartet.“

„Den kenne ich!“ gab ich ruhig zur Antwort.

„Wie glücklich!“ rief Sandrini; „ſo machen Sie mich bald mit der Denkungsart dieſes Mannes bekannt; mein Recht iſt ſehr einleuchtend; und kann mir doch ſo ſchwer gemacht werden; belehren Sie mich, wie man ihn nehmen ſoll!“

„So wie mich. Glauben Sie Vertrauen in mich ſetzen zu dürfen, ſo ſeyn Sie nur guten Muthes; denn ſchlechter als ich bin, iſt er nicht. — Ich werde Sie ſelbſt zu ihm führen.“

„Und wir Sie, zu unſrer geliebten Manuela,“ nahm die Hausfrau das Wort; „Sie haben ſchon meine ſchlechtgeſetzten Worte Ihres Zutrauens gewürdigt. Hegen Sie nur den kleinſten Zweifel an der Unſchuld unſrer Freundinn, ſo ſehen Sie ſie nur, damit er ſogleich verſchwinden möge. Die unglückliche Entführung des geliebten Kindes, hat ihre letzten körperlichen Kräfte auf-

getrieben. Ihr reines Wesen ist wie ehedem dem Tode zugewandt, oder dem Todten, der ihr so verderblich, und doch so heilbringend geworden ist; nur ein schwaches Seil hält den leichten Nachen noch zurück, dessen Segel ein sanfter Hauch von oben schon schwillt, und den die reißenden Wogen von unten, aus dem Hafen des Lebens hinaustragen wollen. Der kleine Deodat.... es scheint als sey es ihr letzter Erdenschmerz daß sie ihm keinen Namen geben darf, daß sein irdisches Schicksal ihr noch so dunkel verschwebt. — Sie äußert es freilich nicht, allein ich müßte schlecht in ihrer Seele lesen, wenn sie nicht in diesem schönen Kinde, dessen immer wachsende Aehnlichkeit mit jenem kleinen gemalten Genius mir heute nach der langen Abwesenheit recht auffallend vorkommt, wenn sie nicht in ihm den lebendig gewordenen Engel des Todes zu erblicken glaubt und während das menschliche in ihr, vor dem Gedanken bebt, selbst nur mit einem leisen Wunsche einen Geist von der Erde loszureißen, dessen irdische Hülle Fleisch aus ihrem Fleische ist; scheint es doch als erwarte sie mit Sehnsucht den Augenblick, daß dem Kinde Flügel

erwachsen möchten, damit sie, wenn es fertig zum Fluge dasteht, ihre schon von allem Irdischen losgewordene Seele, in die seine aushauchen dürfe! längst habe ich gewünscht einen würdigen Geistlichen, der sie begreift, in ihre Nähe zu führen, und ich glaube Sie sind der Rechte." —

„Ja! ich begreife sie," gab ich muthig zur Antwort, „und vertraue meinem guten Willen und meiner Liebe zu allem, was ein Abbild des Himmels im Innern trägt! Führen Sie mich denn zu ihr."

Das geschah den folgenden Morgen. Indem ich nun an die Schwelle der Thüre trat, drängte sich noch einmal die ganze seltne Begebenheit mit allen ihren Wundern vor meine Seele. Eine unnennbare Wehmuth füllte sie, nun da ich das reine Opfer eines so höllischen Betruges — so kam mir's in diesem Augenblick vor — sehen sollte. Ich wandte mich zu Sandrini. — „Ich habe," sagte ich, „bis hieher, nur den Namen von Deodats Vater gelesen; nennen Sie mir ihn deutlich, rechtlicher Mann, damit ich, der Diener Gottes, trotz dem befangenen

Verſtande, mit Muth und Würde auftreten kann.“ —

„Orbitelli!“ erwiederte er ernſt und lächelnd; da öffneten ſich die Flügel. —

In einem hellgemalten mit Blumen verzierten, und von ihren Wohlgerüchen duftendem Zimmer, ſaß eine zarte, bleiche, doch höchſt anmuthige Frauengeſtalt auf einem Sopha. Sie verneigte ſich freundlich, als wir hereintraten, und zeigte entſchuldigend auf den kleinen Decdat, der, mit dem Kopfe in ihrem Schooße, ſanft ſchlummerte, und ſie am Aufſtehen verhinderte. —

„Sie haben,“ ſprach ſie ſehr leiſe, faſt furchtſam, mir die Hand hinreichend, „Sie haben uns allen ein neues Daſeyn gegeben! Wir haben mehrere Wochen ſchrecklich gelitten. Es war mir als hätte das Leben in mir aufgehört, und als ob mir doch der Tod verweigert würde.“ Sie ſchwieg plötzlich, als befürchte ſie zu viel geſagt zu haben.

Ich ſetzte mich ohne Umſtände traulich bei ihr nieder, ergriff ihre zarten Hände, die ich mit wahrhaft väterlichen Empfindungen drückte,

und ſprach alles aus meiner Seele heraus, wodurch ich die ihre zu erheben und zu ermuthigen hoffen durfte; ja nach vorher genommener Abrede mit meinen Freunden, ließ ich ein Wörtchen nach dem andern hineinfließen, woraus ſie wohl abnehmen konnte, daß ihr unerhörtes Geſchick mir nicht ganz fremd ſey; allein zugleich daß es meine Theilnahme und Liebe erhöhete, ohne meine Achtung für die makelloſe Unſchuld ihrer Seele zu ſchwächen. — Ich brachte ihr Grüße von der fernen Mutter, ſprach von meiner zärtlichen, ſo ſchnell entſtandenen Liebe zu unſrem kleinen Liebling, und verſicherte ihr, daß ich mich gern ſeinen Angehörigen recht anſchließen möchte, um ihm ein beneidenswerthes Loos auf dieſer Erde zuſichern zu können. Ich ſprach von ſeiner Erziehung und ſeiner künftigen Beſtimmung. Meine Abſicht, welche ich, um ihr die rechten Worte verleihen zu können, die ganze Nacht wohl erwogen hatte, war: ſie durch den Sohn, wenn es irgend noch möglich, wieder in die Welt zurückzuziehen.

Hatte ſie mich zuerſt mit ſtillen, dankbaren Thränen angehört, ſo ſah ſie mich bei den letz-

ten Worten auf einmal befremdet und ängstlich an. — Es war als sey ihr nie eingefallen, daß er etwas anders als ein schönes Engelskind werden sollte.

„Seine Bestimmung!" wiederholte sie! „Ach Elise — hast Du an die Bestimmung unsers Kleinen auch schon gedacht? — Mir ist als gehöre er der Welt so wenig an, als sey er nur zu Hause unter seinen gemalten Brüdern in der Kirche, und außer der, nur dort oben. Welche Bestimmung denkt ihr Männer ihm denn zu geben? was wollt ihr aus ihm machen?"

Ihre Worte hatten mich sonderbar ergriffen. Das Gefühl meines Berufs, die Vorliebe zu dem von mir gewählten Stande, vielleicht auch ein Rückblick auf mein System und ihre Worte, flößten mir den Gedanken ein, der oft mit Unrecht ein heiliger genannt wird, und sich auch früher bei mir geregt hatte, ihn der Kirche zu weihen; allein eben wie ich ihn aussprechen wollte, fiel mein Blick auf ihre Hand, welche sie im Laufe der Unterredung mir entzogen, und nun wie bittend auf die meine hingelegt hatte. —

Aber wie wurde mir zu Muthe, als ich den Ring mit den in einander gefügten Händen, der mir aus den Briefen bekannt war, daran erblickte, und in ihm denſelben erkannte, welchen ich einſt vor vielen Jahren Orbitelli, unſerm Abtrünnigen geſchenkt, und damit ſein Liebesband geſegnet hatte. — War es eine Mahnung aus meiner wärmeren billigere Jugend, die dem Alter zur rechten Zeit ertheilt ward: nicht ſo wie mit ihm geſchehen, über das Geſchick eines freien Weſens voreilig zu entſcheiden? ſollte ich eben in dieſem Augenblicke darauf zurück gewieſen werden, daß der Knabe in der That ein Orbitelli ſey, und aus einer Familie ſtamme, deren heftige, ungeſtüme Leidenſchaften ſie von der Kirche losgeriſſen hatten, und noch im Grabe mächtig wirkten; und daß ich in dieſem Augenblicke ſelbſt aus menſchlichem Wahne im Begriff ſtand, eine alte Thorheit zu erneuern; oder war es nur Zufall? Pfui! über das glaubenleere Wort! „Doch, ſey es wie es wolle; ich ermannte mich, und erwiederte auf ihre Frage nur: „Einen Menſchen, einen tüchtigen Menſchen!“

Allein meine erſtaunten Blicke, die auf den Ring geheftet blieben entgingen Sandrinis, und ſeiner Frauen Aufmerkſamkeit nicht.

Wir hatten nicht ſobald die liebenswürdige Manuela verlaſſen, — welche, mit der neuen Vorſtellung zu ſehr beſchäftigt, nur äußere Dinge wahrzunehmen, mein Erſtaunen nicht bemerkt hatte, und deren ſchwacher körperlicher Zuſtand der Erholung der Einſamkeit bedurfte, — als Sandrini mich mit forſchenden Blicken alſo anredete: „Ihr Blick ruhete auf Manuelas Ring, ſo ſonderbar, als kennten Sie ihn!“

„Allerdings,“ verſetzte ich — „und auch ich werde vielleicht einen Zeugen abgeben können; denn dieſen Ring habe ich vor mehr als zwanzig Jahren an dem Finger Orbitellis, des Vaters nämlich, den ich recht gut gekannt habe, geſehen!“

Er ſah ſeine Frau bedeutend an, und nickte ihr zu.

„Ich zweifle ja nicht,“ lächelte ſie ihm zu; „denn da ich gezwungen war, an ein Wunder zu glauben, kann ich dasjenige wohl noch weniger

verwerfen, was das Geſchehene beſtätigt und erklärt.“

„Meine Freunde,“ ſprach ich, „brauche ich Euch zu bitten mich in den Stand zu ſetzen, als Diener der Kirche Mutter und Kind mit dem Namen begrüßen zu können, welchen Eure Anſprüche und der Ring vorausſetzen?“,

„Um ſo weniger,“ gab Sandrini mir zur Antwort, „da Sie ſich ſelbſt, als einen treuen Kämpfer für unſre gerechte Sache gemeldet haben, und ich mich auch gern, zu meiner eigenen Beruhigung, des Segens eines würdigen Dieners der Kirche bei meinem Vorhaben erfreuen möchte.“

Der Reſt des Tages wurde unter fröhlichen, geſelligen Unterredungen zugebracht, wobei die kränkelnde Manuela indeſſen nicht zugegen war. Sie verließ nur ſelten ihr Zimmer. Ihre ſchöne, allein ſichtbar hinwelkende Geſtalt, kam mir vor wie ein zierliches Gebäude, das der Eigenthümer, während er den inneren Verfall, durch ſorgfältige Ausſchmückung des Aeußeren, den Augen zu verbergen ſucht, mit Wohlgefallen zu Grunde gehen ſieht, um ohne Vorwürfe wegen

Unzufriedenheit mit einer immer anmuthigen Behausung, eine längst im Innern ersehnte beziehen zu können. Auch den starken Blumenduft in ihrem Zimmer möchte ich tadeln. —

„Auch ich," meinte Sandrini; „allein sie ist es so von der frühesten Jugend an gewohnt, und sieht mich jedesmal so flehend an, wenn ich meine Bemerkung darüber hinwerfe, das ich sie wohl gewähren lassen muß."

Als es nun Abend wurde, zog Sandrini mich auf eine kleine Terrasse hinaus, von welcher wir eine schöne Aussicht über den prächtigsten Theil der großen merkwürdigen Stadt hatten, in deren Mauern Manuelas Leben so sonderbar umsponnen worden; und nachdem wir es uns in der abendlichen Kühle bequem gemacht hatten, legte mein Wirth ein kleines Paquet vor sich hin, und befriedigte folgendermaßen mein heißes Verlangen. —

„Seit Nicolo Pepis Verschwinden aus seinem Hause und Venedig," begann Sandrini, „füllten meine vielen Geschäfte, wegen der Vermögensangelegenheiten der Familie Harrau, und mein

Beruf als Arzt, die ersten meine Zeit, der letzte meine Seele, so ganz aus, daß ich keinem andern Gedanken Raum geben konnte noch wollte. Froh, daß wir endlich einmal jede Verbindung mit dem Hause Ladugno los waren, mochte ich nicht einmal gern an eine Vergangenheit denken, deren räthselhafte Verworrenheit, und unergründliche Erscheinungen, mir unangenehme und unbefriedigende Rückerinnerungen erneuerten."

„Wohl machte das laute Gerücht, welches hier ein großes Aufsehen erregte: daß der alte Orbitelli den verlornen Proceß zur Revision gebracht, und damit sehr kränkende, die Ehre des Grafen angreifende Beschuldigungen verbunden hatte, auch mich aufmerksam; besonders da man sich, anfangs heimlich, später öffentlich erzählte, daß der Abbate den Mörder des Grafen, der laut Murani genannt wurde, in Rom, in der Nähe des Orbitelli ausfindig gemacht hatte, und daß derselbe schon heimlich hierher zurückgeführt sey; allein ich war weit davon zu ahnen, daß diese Umstände in dem Laufe der Zeit so bedeutend in mein Leben eingreifen würden. —

Meine Frau, die mich schon längst mit allen Verhältnissen bekannt gemacht, und daher dies Gerücht ihrer Freundinn sorgfältig verbarg, suchte zwar aus Theilnahme und Neugier mich zu bewegen ganz behutsam nähere Erkundigungen einzuziehn."

„Ich war aber nicht ihrer Meinung und hielt dafür, daß wir uns schon glücklich schätzen müßten, wenn, durch die frühern Unterstützungen des Herrn von Harrau, Muranis Verhältnisse zu der von uns verehrten Familie nur nicht zur Sprache kämen. Ich verhielt mich daher ganz ruhig, um so mehr da der bloße Name Murani, nach dem, was von denen die ihn trugen bekannt war, eben keine warme Theilnahme einflößte. Im Gegentheil verwandte ich meine ganze Sorgfalt auf den geheimen Zustand unsrer geliebten Manuela, um auf die beste Weise ihr Geheimniß und ihre Gesundheit zu bewahren. Meine Gattin mußte sich mit ihr an das feste Land begeben, wo ich in einer kleinen abgelegenen Stadt die zweckmäßigsten Veranstaltungen getroffen hatte. Unmöglich konnte ich ohne Aufsehen zu erregen, und ohne meine

Berufspflichten zu vernachläſſigen, Venedig ganz verlaſſen, und mußte mich damit begnügen, öfterer durch einen verſchwiegenen Boten Nachricht von meinen Lieben zu erhalten, und alles ſo einzurichten, daß ich, wenn die Stunde herannahete, den nöthigen Beiſtand leiſten konnte. Als nun dieſe Zeit ganz nahe war, und ich mich eines Tages eben dazu anſchickte gleich nach Sonnenuntergang meine kleine Reiſe anzutreten, wurde mir gemeldet, daß ein bejahrter Mann aus dem Volke dringend mit mir zu ſprechen verlange. Ich ließ ihn hereinführen."

„Er ſah ſich bedenklich um, als wollte er nicht eher ſprechen, bis der Bediente, der ihn hereingeführt, das Zimmer verlaſſen hätte. Als wir allein waren, trat er ganz nahe vor mich hin."

„Ein Kranker erwartet Beiſtand und Hülfe von Euch, mein Herr Sandrini," ſprach er feſt doch nur halb laut, „wollt Ihr mich zu ihm begleiten?" —

„In der That mein Freund!" verſetzte ich, „ich thue es ungern, allein diesmal muß ich

Euch erſuchen Euch anderswo hinzuwenden; ich ſtehe eben im Begriff eine Reiſe anzutreten.“

„Das kann ich nicht; denn er vertraut nur auf Euch, und verlangt nur zwei Minuten.“

„Hm! kenne ich ihn?“

„Ja!“

„Und iſt es weit? Wie heißt er?“

„Sismendo Murani!“ verſetzte der Alte finſter.

„Ueberraſcht von dem Laut dieſes Namens, betrachtete ich ihn ſcharf: trotz der tiefgehenden Mütze, und dem langen ſtruppigten Bart, erkannte ich ihn nach einigem Beſinnen.“

„Nicolo Pepi!“ rief ich, einen Schritt zurücktretend.

„Still!“ ſagte er verweiſend, und ſah ſich erſchrocken um.

„Ihr ſcheint ein Geheimniß mit mir theilen zu wollen; ich will es aber nicht wiſſen! iſt Murani dem Kerker entflohn, will ich nicht Mitwiſſer ſeyn. Ich kenne ihn durchaus nicht.“

„Doch, doch! Allein ſeyd ganz ruhig. Er iſt noch in dem verdammten Loche; das iſt

es eben vorüber ich verzweifle, daß er nicht entfliehen will! Ihr habt nichts zu befürchten, doch mir folgen müßt Ihr, denn er hat Euch schon gut voraus bezahlt, und verlangt nur zwei Minuten."

„Mich bezahlt?"

„Ja! als er Euch einst mehr als das eigne Leben rettete; ohne ihn hättet Ihr eure Braut todt, mit blauen Lippen und geschwollenen Gliedern, in eurem eignen Hause vor Euch gesehen!"

Ich fuhr unwillkührlich zusammen. Jene Gefahr meiner Elise, die ich einst nur zu deutlich in den verwirrten Zügen des Grafen las, und deren innern Zusammenhang, so wie die Art ihrer Rettung, ich nie hatte ergründen können, schwebte vor mir. „Wie?" konnte ich nur ausrufen."

„Nicht wahr?" erwiederte Nicolo ruhig. „Ihr folgt mir doch? bei Eurer lieben Frau beschwöre ich Euch." —

„Wißt Ihr davon?" fragte ich heftig.

„Nein! Er hat mir nur dieses Zeichen gegeben."

Ich ſtand lange in tiefem Nachſinnen. „Gern möchte ich jede Schuld bezahlen, am liebſten eine ſo große“ begann ich endlich wieder. „Allein wer ſeyd Ihr?“

„Untergefangenwärter bei dem Criminal-Gefängniß.“ —

„Die Verbrecher haben ihren eignen Arzt, der nicht einmal ohne Vorwiſſen des Tribunals ſie beſuchen darf. — Wollt Ihr mir zumuthen mich heimlicher Weiſe einzuſchleichen?“

„Ich dachte daß der brave Sandrini auch Muth beſäße, ſich ſeiner Schuld zu entledigen!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, und drehte mir den Rücken zu. —

„Ihr verkennt mich!“ —

„Hört!“ fiel er mir ſchnell in die Rede, „wenn wir auch unglücklicherweiſe entdeckt würden, welches gar nicht zu befürchten iſt, dann würdet Ihr doch am Ende leer ausgehen mich würde es einen Kopf kürzer machen. Ich zittre doch nicht!“

„Ich muß erſt überlegen, — auch habe ich ſo eben eine wichtige Reiſe vor; wenn ich zurückgekehrt bin.“ —

„Euch iſt freilich Aufſchub ein bequemes Wort, uns nicht! Die Gelegenheit iſt jetzt da, ſicher und ohne Gefahr; ein andermal kann es mir das Leben koſten, und noch mehr, eine ruhige Sterbeſtunde, wenn der Beſuch vereitelt würde!“

„Wie meint Ihr das?“

„Mein Oberer, deſſen Gehülfe ich hin, liegt krank danieder, und hat mir alle Schlüſſel anvertrauen müſſen. — Unſer Gang iſt heute Abend gefahrlos. Indeſſen muß ich Euch erſuchen, meines Lebens und ſeiner Seele wegen erſuchen, einen alten unſcheinbaren Mantel umzuwerfen, und den breiten Hut, den ich verſtohlen unter dem Mantel trage, aufzuſetzen, damit Ihr einem meiner Freunde ähnlich ſehen, und kein Aufſehen bei dem Thürſteher erregen möget. Ich bitte Euch, habt keine Bedenklichkeiten; Ihr werdet es ſonſt bereuen; denn bei allen Heiligen, er kann Euch Dinge ſagen, die Ihr gern wiſſen möchtet.“

Ich wußte den Abbate in Rom, wohin der Proceß ihn wieder gerufen hatte; mich kannte ſonſt niemand, von dem ich befürchten durfte,

zur Verantwortung gezogen zu werden; auch läugne ich nicht, daß der Name Murani, als Retter meiner Gattinn, die lebhafteſte Wißbegierde bei mir erregt hatte. „Zwei Minuten alſo nur," fragte ich Nicolo, „denn ich muß noch heute fort."

„Bei ihm gewiß nicht viel länger. Wenn Ihr aber meiner Sicherheit wegen, noch etwas länger in meiner kleinen Stube verweilen müßt, werdet Ihr es euch wohl nicht verdrießen laſſen?"

„Gut! ſo hole mich in einer Stunde ab."

Ich kannte die innere Einrichtung der gegenwärtigen Gerichtsmaſchinen in unſrer guten Stadt ſo genau, und beſaß auch ſo angeſehene Freunde, daß ich für meine Perſon nichts Erhebliches zu fürchten hatte. Um mich jedoch in jedem Falle zu ſichern, begab ich mich zuerſt zu einem vertrauten Freunde, den ich die nöthigen Maasregeln angab, wenn ich länger als bis zu einer feſtgeſetzten Zeit ausbleiben ſollte.

Nicolo holte mich zur beſtimmten Stunde ab. Ich verhüllte mich ſo wie er es gewünſcht

hatte, und folgte ihm, der ſchnell und ſtillſchweigend vor mir herſchritt. Während dieſes ſtummen Fortſchreitens wechſelten viele eben nicht ganz angenehme Vorſtellungen in meiner Seele ab, ich begann ſchon mir Vorwürfe über meine Leichtgläubigkeit zu machen, als wir uns der düſtern, niedern, gewölbten Pforte, wodurch man hineinſchreiten muß, näherten, und Nicolo, als ahnete er, was in mir vorging, hart an mich hintrat; „Fürchtet Ihr Euch, Signor?“ fragte er.

Da ich ihm nicht ſogleich Antwort gab, fuhr er fort:

„Wartet! ich möchte doch nicht gern, daß euer Gleichmuth Euch verließe. Ihr müßt ruhig und unbefangen urtheilen können. Nehmet dieſen Dolch. Er iſt ſcharf und ſicher. Jetzt bin ich unbewaffnet. Bei dem kleinſten Umſtand, der Euch verdächtig ſcheint, ſtoßet mich gleich nieder. — Aber jetzt — folget mir raſch!“

Der Thürſteher ließ uns ungehindert durch. Nicolo blieb einen Augenblick ſtehen, ſcherzte mit ihm, und ließ ſich einen Krug Wein geben; „um“ ſagte er, „dem alten Kameraden

die Zeit zu vertreiben, während er seinem Geschäfte nachgehe. Am Ende eines langen Ganges, öffnete er mir sein kleines Zimmer. Als wir hineingetreten waren, ersuchte er mich, mich eine Weile zu gedulden, da er sich stellen müsse, als fange er ganz allein die Runde bei den Gefangenen an. Doch ließ er mich nicht lange warten. Er trat bald wieder in die Thüre, mit einer Laterne versehen, und einen ungeheuern Schlüsselbund in der Hand. — Er winkte mir leise und mit Vorsicht, und ich folgte ihm wieder nach, beide ohne ein Wort zu wechseln. Endlich nachdem wir mehrere niedere Gänge durchtappt, und einige schmale Treppen, wahrscheinlich zu einem Thurme führend, hinaufgestiegen waren, standen wir vor Muranis Gefängniß: „Ich will Euch erst anmelden," flüsterte er mir ins Ohr, „und dafür sorgen, daß wir unsern Gast so würdig, als es nur die Umstände erlauben, empfangen können."

Nach wenigen Augenblicken trat er wieder heraus, legte die Hand ehrerbietig an die Mütze, und ließ mich, indem er zurücktrat, zuerst hin-

eintreten. — Ein kleines aber hohes Gewölbe empfing uns, in welchem mir die ſchauerlichen, kahlen Wände, und das elende Strohlager, um ſo widerlicher auffielen, als Nicolo zur Ehre meiner Gegenwart mehrere Lampen, die er vorher hereingebracht, angezündet hatte, welche eine weit größere Helle verbreiteten, als ſolche Behauſungen des Elendes zu erfüllen pflegt. In der Mitte des Zimmers ſtand ein junger, ſchlanker Mann, ſo reinlich angekleidet als ſeine Lage es erlaubte. Bruſt und Arme wurden von einem feinen Hemde bedeckt, gegen deſſen Weiße die ſchwarze, ſchwere Feſſel, welche er, als diene ſie ihm nur zum Schmuck, wie ſpielend in der Hand hielt, in dem ſtarken Lichte grell abſtachen. Ein ernſtes, doch freundliches und ſchönes Antlitz verlieh der Geſtalt, die in nachläſſiger, doch ſtolzer Haltung vor mir ſtand, und feurige, doch milde Blicke auf mich warf, eine Würde, die einer edlen Seele eigen iſt, wenn ſie, in einer immer geſpannten Stimmung, ſich nicht ſcheut alles was in ihr vorgeht an den Tag zu legen.

„Ich danke Ihnen, würdiger Sandrini!“ redete er mich an, „daß Sie mir das letzte Glück gewähren, noch vor meinem Tode, einen Ehrenmann, den ich schätze, zu begrüßen!“

Ich sah ihn lange, ohne ein Wort zu erwiedern an; denn ich suchte vergebens in seinen Zügen etwas bekanntes zu entdecken. „Kennen Sie mich denn?“ fragte ich verwundert.

„Ja!“ gab er zur Antwort! „Und nur die Ueberzeugung Ihres trefflichen Charakters gab mir Muth zu einer Bitte, die durch ihre Erfüllung meine Ueberzeugung bewährt hat. Ich habe eine Frage an Sie zu thun, worauf ich nur von Ihnen persönlich Antwort hoffen darf? Geben Sie meiner Vermuthung Gewißheit, ist Signora Manuela, die unglückliche, himmlische Freundinn Ihrer trefflichen Gattin, ist sie wirklich — Mutter?“

Er sprach das letzte Wort kaum hörbar aus. Seine Blicke ruheten starr auf den meinigen; die Brust bewegte sich gewaltsam, und die Hände zitterten in den meinen, die sie umfaßt hatten.

Ich trat betroffen zurück; das Geheimniß, das ich mit ängstlicher Sorgfalt verborgen hielt, mußte schon den Weg in die undurchdringlichen Mauern eines Gefängnisses gefunden haben, und wurde zum erstenmal in deutlichen Worten ausgesprochen.

„Wie kommen Sie zu solcher Frage?“ rief ich erstaunt.“ —

„In dem Namen des Wesens, das wir beide verehren,“ fuhr er mit bebender Stimme fort, indem er mir einen Ring überlieferte, den er schnell aus seinem Busen gezogen, „und diesen getragen hat, beschwöre ich Sie, verhehlen Sie mir die Wahrheit nicht. — Zeigen Sie ihr den Ring, doch nein! der Anblick möchte ihr tödtlich seyn, zeigen Sie ihn ihrer Frau, Sie wird Ihnen bezeugen daß einem solchen Zeichen auch eine Antwort gebührt!“ Ich nahm den Ring, und erkannte ihn sogleich. — Einst in Bologna hatte er, an dem kleinen Bilde befestigt, welches Manuela, alles um sich vergessend, in der Sterbestunde des Vaters aus dem Busen zog, und mit freundlichen leisen Bitten anredete, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; ich hatte Gele-

genheit, ohne bemerkt zu werden, ihn lange verſtohlen betrachten zu können, und ſpäter wurde er mir durch die Mittheilungen meiner Gattin noch merkwürdiger, meinem Gedächtniſſe noch unauslöſchlicher eingeprägt.“

„Den Ring kenne ich“ erwiederte ich noch beſtürzter.“

„Nun denn, ſo geben ſie mir Antwort: was fürchten Sie? dieſe Mauern ſind ſtumm, und der, welcher ſie bewohnt nimmt das Geheimniß bald mit ſich ins Grab. Iſt ſie Mutter, bei der Sie dieſen Ring geſehen?“

„So eben,“ ſprach ich ſonderbar bewegt, „will ich mich zu ihr begeben, denn die Stunde der Niederkunft naht!“

„Da ſank er auf einmal überwältigt zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie und rief: „So habt denn auch Mitleid mit dem unglücklichen Vater!“

„Ich ſtarrte ihn entſetzt an, jetzt da ich einen Lebenden, und das Entſetzliche vernichtet, vor mir ſah. Dem Strom von Empfindungen konnte ich keine Worte geben, doch fühlte ich

klar, daß weder Zeit noch Ort, etwas, das Verwürfen ähnlich ſey, erlaubten.“

„Sie werden gehört haben,“ fuhr er fort, „daß der Banquier Orbitelli in Rom, den Proceß gegen Ladugne, den ich nothgedrungen erſchlagen habe, aufs neue anhängig gemacht hat; mir hat er die Dokumente zu verdanken, welche ihn dazu bewogen haben. Verſprechen Sie mir im Namen der unglücklichen Mutter, im Namen des ungebornen Kindes dieſen die Rechte ſeines Vaters aufrecht zu erhalten, und ſein Erbtheil zu beſchützen, vorausgeſetzt jedoch, daß die Beweiſe, die ich Ihnen zuſtellen werde, echt und unverwerflich ſind; verſprechen Sie mir,“ ſchloß er mit hervorbrechenden Thränen, „meine Stelle bei ihm zu vertreten!“

„Alles, was das Kind meiner Freundinn beglücken kann, verſpreche ich;“ gab ich gefaßt zur Antwort, „und verſpreche es gern und willig. Es iſt meine Pflicht!“

„Ich danke Ihnen,“ rief er raſch aufſpringend, „und nun, betrachten Sie mich recht genau,“ fuhr er gelaſſen fort, „damit Sie dieſe

Züge, um ſie einmal vor ſeine Seele zu ſtellen, in Ihrem würdigen Andenken aufbewahren können, die, obgleich durch Manuelas Liebe geheiligt, bald von dieſer Erde vertilgt werden müſſen. Sie ſehen mich zum letztenmale."

„Da fing der alte Nicolo auf einmal laut zu ſchluchzen an."

„Störe mich nicht," fuhr Murani gelaſſen fort. „Gieb mir keinen Anlaß den Namen Freund zu widerrufen." — „Sie, mein Herr!" wandte er ſich zu mir, „haben verſprochen meine letzte Bitte zu gewähren. — Dann bin ich mit der Welt fertig. — Ich habe die Mordthat noch nicht eingeſtanden; ich werde es morgen thun: — Warum, werden Ihnen die Papiere, welche Nicolo Ihnen, wenn Sie wieder in die Stadt zurückgekommen ſind, zuſtellen wird, ſagen; theilen Sie mir alsdann durch ihn den Erfolg Ihrer Reiſe mit. — Die zwei Minuten ſind vorüber. — Geben Sie mir nicht mehr als ich verlangt habe. — Ihre Sicherheit und Ihre Zeit ſind mir theuer. Leben Sie ewig wohl, und bewahren Sie den Ring ſorgfältig;

ich überlasse es Ihnen, welchen Gebrauch Sie von ihm machen wollen.“

„Er drückte meine Hand, schien sehr gerührt, und winkte mir zu gehen. Ich wollte noch eine Frage an ihn thun. — „Sie werden alles in den Papieren finden!“ unterbrach er mich!“ —

„Ich halte mein Wort! verlassen Sie sich darauf“ stammelte ich bewegt, und wollte mich entfernen; Nicolo aber zog mich plötzlich gewaltsam zurück, und warf sich in der heftigsten Bewegung zu meinen Füßen.“

„Nicht also! Nein!“ rief er. — „Er soll, er muß am Leben bleiben, ich will nicht sein Mörder seyn! Alles ist zu seiner Flucht bereit! Signor! Sie sind ja brav und klug, er verehrt Sie, und wird Ihnen gehorchen, da er mich nicht hören will. Bitten Sie, befehlen Sie ihm im Namen derjenigen, die ihm alles ist, daß er mir folge, daß er mich nicht zur Verzweiflung treibe. — Wir können alle beide ohne Gefahr entfliehn!“

„Ohne Gefahr? alle beide? Nicolo!“ sagte Murani ruhig: „Erzähle!“

„Nicolo erzählte; er war nicht müßig geweſen. — Der Plan war ſehr ſicher, klug und gut angelegt; ſeine Liſt, um den Thürſteher zu täuſchen, ſo verſtändig ausgedacht, daß ſie nicht fehlen konnte. Jeden Augenblick durfte zur Ausführung geſchritten werden.“

„Halten Sie auch,“ fragte mich Murani als er fertig war, „unſre Flucht für ſicher?“ —

„Allerdings!“ erwiederte ich, „nur von oben müßte das Hinderniß kommen, denn hier unten ſehe ich keins.“ —

„Und von oben,“ nahm Murani lächelnd das Wort, „iſt es ſchon da. — Gott Lob, Sie ſind nun mein Zeuge, daß die Wahl in meinen Händen iſt. — Ich kann frei ſeyn, ich bin es ja ſchon, denn ſein Plan iſt unfehlbar. Allein ich will nicht. Ich ſterbe um Manuelens würdig zu werden. Der Tod hat eine reinigende Kraft; ich wünſche zwar, daß ſie nie mein Geſchick erfahre; allein darum ſoll es doch nicht weniger ihrer würdig enden. Die Ueberzeugung diene auch Ihnen, mein Herr! zur Beruhigung über unſer höchſt ſonderbares Schickſal,

mögen Sie nicht ohne Achtung von mir ſcheiden; möge mein Lebewohl Ihnen werth ſeyn.“

„Uebereilen Sie ſich wenigſtens nicht! gab ich ihm zur Antwort.“ —

„Ja! ja!“ rief Nicolo heftig, „reden Sie ihm dieſe römiſchen Grillen aus! Ich will ſogleich.“ —

„Still Nicolo!“ fiel ihm Muraji in die Rede, „die zwei Minuten ſind längſt vorüber; es iſt noch immer Zeit, und ein ſo ſchlauer Kopf wie der deinige wird auch ſpäter die Gelegenheit wieder herbei zu führen wiſſen. Ich verſpreche Dir, wenn dieſer Herr erſt alle Umſtände kennt, und er dann zu mir ſagt: „fliehe!“ dann folg ich Dir, aber nun ſchweig!“

„Er trat noch einmal zu mir hin, ſah mir gerührt und freundlich in die von Thränen feuchten Augen, und ſagte leiſe: „Vergeſſen Sie Ihres Gelübdes, vergeſſen Sie meiner nicht!“ und ſchob mich ſanft gegen die Thüre. Ich trat ſchnell hinaus in den finſtern Gang, mit dem feſten Vorſatz ihn noch einmal zu ſehen. Nicolo begleitete mich wieder ſtillſchweigend zu ſeiner

kleinen Stube, und nachdem er mich dort noch einmal beſchworen hatte, meine ganze Beredſamkeit zu verwenden, um den Unglücklichen zur Flucht zu bereden, ließ er mir die äußere Pforte vom Thürſteher aufmachen.

„Mit herzzerreißenden Empfindungen langte ich bei meiner Frau und Manuela an. Es koſtete mir Mühe die innere Unruhe unter ſcheinbarem Gleichmuth zu verbergen, und mit tiefer Wehmuth, das Gelübde in meinem Innern erneuernd, ſchloß ich den neugebornen Deodat, den ein hartes Geſchick gleich in der Schwelle des Lebens verletzend umfaßte, in meine Arme.“

„Als ich wieder in Venedig angelangt war, fand ſich auch bald Nicolo bei mir ein. — Er brachte mir dieſe Schriften. „Nun,“ fragte er kurz und finſter, „kann ich den armen Jungen mit einer frohen Nachricht beglücken?“

„Ich ließ ihm ſagen, daß ihm ein Sohn geboren ſey; beſtellte Nicolo in zwei Tagen wieder, und fragte ihn nur: was der Gefangene machte.“

„Er hat" verſetzte er in ſeinem gewöhnlichen barſchen Ton, der doch nicht ganz den unterdrückten Schmerz verhüllte; „ſeinem Vorſatz getreu, die That eingeſtanden. — Leſen Sie, die Papiere, guter Signor! von Ihrem Munde erwarte ich ſeine Rettung." — Er entfernte ſich ſchnell." —

„Das übrige," endete Sandrini, „wenn Sie dieſe Schriften durchgeleſen haben." — „Die einzelnen Papiere enthalten Beweiſe und zum Theil rechtskräftige Zeugniſſe deſſen, was die beiden Hefte berichten. Das kleinere iſt von Manuelas Vater geſchrieben; meine Frau hat die Handſchrift für echt erkannt; allein ſelbſt dieſe geſetzliche Kraft; welche aus dieſen Documenten ſpricht, würde weniger wirkſam ſeyn, wenn nicht zu gleicher Zeit die moraliſche, die das größere Heft darbietet, welches der Verfaſſer ſelbſt: Leben eines Verbrechers, überſchrieben, und deſſen Inhalt mein Herz mit ſchmerzlicher Gewalt ergriffen hat, jene vor dem Richterſtuhl der inneren Ueberzeugung ergänzte." —

Ich nahm die Papiere mit hinüber in die ſtille ungeſtörte Einſamkeit meines Zimmers, und durchlas dort die beiden folgenden Hefte, von welchen das zweite, an der gehörigen Stelle, in das erſte eingeſchaltet iſt. —

IV.

Wahrsagung und Erfüllung.

Alle Tadel dieſes Lebens
Hat der Tod zu ſich genommen
Und an unſers kurzen Strebens
Schauerlich erfülltem Ziel
Schweigt der ſtrengſte Richter ſtill.

C. Weichſelbaumer.

Leben eines Verbrechers.

Erſte Abtheilung.

Meine zarte Kindheit ſchwebt mir undeutlich vor. Bis zu meinem fünften Jahre gehen meine Erinnerungen hell zurück. — Ein geräumiges, bürgerliches Haus umſchloß mich, die Eltern und drei kleinere Geſchwiſter; den Vater nannten die Leute Giuſeppo Murani: ich wurde von, in, und außer dem Hauſe, der wilde Sie-

mondo geheißen. Wenn der Vater: Marcia rief, kam die Mutter; die Nachbarn fügten dem Namen noch Signora hinzu. Von Großeltern habe ich nichts gehört, auch habe ich mich nie darum bekümmert. Das ist alles was ich von meinem Ursprunge wüßte. Die Mutter liebkoſete die drei kleinen Geſchwiſter, und theilte mitunter Waſſermelonen unter ſie aus; ich war nur froh, wenn ich mich mit Salat und Zwiebeln ſättigen konnte. Der Vater war nur des Nachts wenn er ſchlief, und des Mittags wenn er ſpeiſte, zu Hauſe. Er vernahm alsdann wie die Mutter mich ſchalt, und ſeiner Anſicht nach forderte das hausväterliche Anſehen daß er nicht hinter ihr zurück blieb. Ich war indeſſen ein ziemlich großer Junge geworden, und hatte nichts gelernt. Erſt als die Eltern endlich fanden daß die kleinen Geſchwiſter doch Unterricht haben müßten, wurde ich mit ihnen in die Schule geſchickt. Die Eltern, welche ſich ſchämten, daß der Junge noch ſo ganz unwiſſend war, wälzten die Schuld von ſich auf ihn zurück, indem ſie dieſen Mangel kurzweg auf ſeine Fähigkeiten ſchoben, und verwandelten dergeſtalt den Beinamen groß in

dumm. Allein die ſchlaueſten Streiche in der Nachbarſchaft, wurden darum nicht weniger von dem dummen Jungen ausgeführt. — Die Anhänglichkeit meiner Spießgeſellen, und noch mehr die Ehrfurcht, welche ich bei ihnen gewonnen hatte, hielt indeſſen meinen Muth aufrecht, und ſpornte meinen Ehrgeiz an. — Ich ſah daher bald ein, daß ich mit unverdienter Hintenanſetzung in der Schule behandelt wurde, und ich rächte mich dadurch, daß ich die Dummheit, deren ich beſchuldigt wurde, in mehreren meiner Lehrer lächerlich machte; nun hieß ich in der Schule ſogar der böſe Bube, und da die ehrwürdigen Väter unmöglich Unrecht haben konnten, ſo ergriffen meine Eltern mit Freude dieſe Gelegenheit, um dieſen ihr unterwürfiges Zutrauen zu bezeigen, und mir nicht allein jenen Namen auch beizulegen, ſondern zugleich gewichtige Schläge, als eine legitime Zugabe dieſes Beiwortes.

Endlich riß mir die Geduld, mit Unmuth und Groll im Herzen, ſann ich nur darauf, wie ich mich dieſer Lage entziehen könne. Glücklicherweiſe war eine Truppe von Kunſtreitern nach

Bologna gekommen. Zu freiem Anschauen ihrer Künste gelangte ich dadurch, daß ich mich erst mit den Pferden befreundete, dann mit den Stallbuben und endlich mit dem Herrn der Gesellschaft selbst, der mir mit wahrer Zärtlichkeit schmeichelte, als er entdeckte, daß ich den Jesuiten heimlich Hafer entwendete, um seine Thiere zu Fürsprechern für mich zu machen.

Von dem Augenblick an, war mein Entschluß gefaßt. — Die Eltern waren mir nicht sehr gut, folglich die Geschwister auch nicht. — Es war mir nie eingefallen zu fragen; warum? genug es war so. Ich befand mich auch weit besser zwischen den Pferden als unter ihnen. Ich sehnte mich nach dem Augenblicke wo die Truppe Bologna verlassen würde; und es war nicht sobald geschehen, als ich zwei Tage hernach mich auch des Abends auf den Weg begab; und glücklich die kleine Stadt, wo die Truppe ihre Bude aufs neue aufgeschlagen hatte, erreichte. Der Herr nahm mich liebreich auf, ohngeachtet ich keinen Hafer für seine Pferde mitbrachte. Er mag vielleicht von diesem Talent

auf größere in mir geſchloſſen haben. — Ich verſicherte ihm, daß ich völlig frei ſey, und er verſprach, mir in ſeiner Kunſt Unterricht zu geben, wenn ich für immer bei ihm bleiben wolle. Ich ging alles ein; aber zu meinem größten Verdruß traf zwei Tage nachher mein Vater perſönlich ein, um mich zurück zu holen. Seine bisherige Vernachläſſigung war mir nie ſo ſchmerzlich geweſen, wie jetzt ſeine plötzliche faſt ängſtliche Sorgfalt. Ich faßte mir jedoch ein Herz, ſtellte mich dreiſt vor ihn hin, und erklärte ihm geradezu: daß wenn er mich nicht fahren ließe, würde ich mich ſogleich von der Brücke herab, wo wir eben ſtanden, in's Waſſer ſtürzen.

Er mußte von meiner Entſchloſſenheit gehört haben, denn er gab nach, und bezahlte ſogar ein Lehrgeld für mich, unter der Bedingung, daß ich für's erſte ſeinen Namen nicht trüge, bereitwillig ſey in einigen Jahren zurückzukehren, und endlich daß der Herr verſprechen müſſe: ihm monatlich Nachricht von mir zu geben. Ich muß doch weich geboren ſeyn, ungeachtet mir bis dahin nur körperliche Schmerzen Thränen

ausgepreßt hatten, denn dieser erste Anflug von Zärtlichkeit, steckte auch mich an, so daß ich bei seiner Rückkehr ein lustiges Stückchen laut zu pfeiffen begann, um das aufsteigende Weinen zu ersticken.

So zog ich demnach fröhlich mit meiner Truppe nach Triest, und weiter in Deutschland hinein. Angeborner Ehrgeiz feuerte mich an; nicht allein im Reiten machte ich Fortschritte; auch viele kleine Künste, die in der Bande zu Hause waren, machte ich mir zu eigen. Ich war sehr lernbegierig, heiter, ja sogar drollig, und da unser Herr ein entschiedenes Talent zur Bauchrederei an mir bemerkt hatte, entwickelte sich dies immer mehr zu der größten Belustigung unsres Kreises; dabei wußte ich alle Stimmen nachzuahmen! welches mir bei der Erlernung fremder Sprachen sehr zu Statten kam. Der deutschen und französischen Sprache war ich in kurzer Zeit mächtig. Lob vermochte mich zu allem zu bringen; mit unermüdlicher Anstrengnng befleißigte ich mich eine recht deutliche Hand schreiben zu lernen, nicht in der Absicht Nutzen davon zu

ziehen, ſondern nur um den Vater durch meine eigenhändigen Briefe zu beſchämen, und mit der Zuverſicht, daß der dumme Junge doch einſt der Stolz ſeiner Familie werden würde.

So hatte ich endlich mein ſechzehntes Jahr erreicht; ich begann einzuſehen daß ich jenen Zweck doch ſchwerlich erreichen würde, ſo lange ich mich nur unter dem Reitervolke herumtrieb. Zufällig machte mein Herr Bekanntſchaft mit einem jungen gebildeten Franzoſen, der im Grunde doch nur ein Chevalier d'Induſtrie war. Er gewann ſeinen Unterhalt theils durch's Spiel, theils durch Taſchenſpielerkünſte; doch trennte er beide Geſchäfte ſcharf von einander, und in der Stadt wo er als Chevalier auftrat ſpielte er gern dieſe Rolle ſo lange fort, als ihm die Börſe nicht ausging, oder die Verhältniſſe ungünſtig wurden, und trug einen andern Namen, ſelbſt andre Kleider, als in den Gegenden wo er als Escameteur nicht ohne Perücke und Schminke ſich öffentlich zeigte. Unter beiden Geſtalten ein froher, lebensluſtiger, und ich glaube ein rechtlicher Menſch. Es war ihm um einen

Gefährten zu thun, welchem die deutsche Sprache geläufig war; und er trug mir an, ihm auf seinen Wanderungen Gesellschaft zu leisten. — Eine Anstellung als halb Freund, halb Bedienter, schlug ich sogleich mit Stolz aus, und erst da ein völlig gleiches Verhältniß unter uns festgesetzt wurde, nahm ich sein Anerbieten, eben nicht zur größten Zufriedenheit meines vorigen Herrn, an.

Nun begann ein neuer, glanzvollerer Zeitraum meines Lebens. Wenn wir die Zuflucht zu unsern Künsten nehmen mußten, brachten die meinen eben so viel als die meines Freundes ein; und in höhere Verhältnisse gestellt, ahmte ich ihm in allem nach.

So äußerlich mehr und mehr abgeschliffen, wurde auch ein Drang nach innerer Bildung in mir rege; jedoch fühlte ich mich ziemlich zufrieden und glücklich. Mein Freund und ich lebten im guten Verständnisse mit einander, und nach einem täglichen Umgange von vier Jahren waren wir uns werth geworden, ohne eigentlich ein herzliches Wort gewechselt zu haben. Gegen-

ſeitige Uebereilungen vergab der gegenſeitige Leichtſinn gern. — Warum hat dieſe ſorgenfreie Lage nicht länger dauern können! Zwar waren die ſchönen heiligen Empfindungen der Jugend meiner Seele noch fremd, doch war ich rein von Schuld. — Warum mußte ich die heiligſten Genien des Lebens, Freundſchaft und Liebe, kennen lernen, um an beiden Verbrecher zu werden! —

Ich hatte mich ſchon einige Zeit mit meinem heitern Gefährten in Mailand aufgehalten, als folgender Vorfall mich von ihm riß, und in eine neue Welt hineinwarf.

Ich war ein feuriger lebensluſtiger Jüngling, der keinem verliebten Abenteuer aus dem Wege ging. Eines Abends als ich mich, da es ſchon finſter geworden, irgendwo hin begeben wollte, und zwar langſamer und gedankenvoller als gewöhnlich vorwärts ſchritt, eilte, ſo wie ich eben aus der Helle eines Laternenſcheines heraustrat, eine Alte ſchnell auf mich zu, und indem ſie mir ein Billet in die Hand drückte, ſagte ſie noch im Weggehen: „Wie glücklich bin ich, Signor Sismende, Sie doch getroffen zu haben. Leſen Sie geſchwind, es iſt bald Zeit!“

Das Billet enthielt: „Lieber Sismondo! Ihre Beſuche beginnen Aufſehen zu erregen — — Kommen Sie lieber nicht ſo öffentlich zu mir; beſonders heute Abend nicht; dagegen werden Sie an der Hinterthüre meines Gartens, in der kleinen Gaſſe alle murelle, erwartet, und damit Sie die Ihnen unbekannte Thür nicht verfehlen, wird Vittoria aufpaſſen.“

Ich ſann und ſann; allein auf mich ſchienen doch dieſe Worte nicht recht zu paſſen; indeſſen fiel es mir gar nicht ein der Einladung nicht folgen zu wollen. Meine Wohnung war nicht weit; die kleine Gaſſe alle murelle, die ſich durch Gärten hinſchlängelte, in der Nähe; ich eilte nur zu Hauſe um meinen Degen zu holen, denn man konnte ja nicht wiſſen, wie das Abentheuer ausfallen würde, und ſchlenderte darauf voller Erwartung in die Gaſſe hinein. Wirklich hörte ich auch bald recht vernehmlich aus einer angelehnten Gartenthür, fliſtern: „St. St. Signor Sismondo!“

Ich gehorchte ſogleich dem Rufe. Eine kleine, geſchäftige Hand ergriff die meinige; zog mich

ſchnell mit ſich fort, und brachte mich in ein großes, ſchlechterleuchtetes Vorgemach; wo ſie mich mit den Worten verließ: „Ich werde Sie anmelden.“ — Wenige Augenblicke hernach trat eine jugendliche, reizende, üppige Dame herein, eilte mir frohlockend entgegen, und rief, indem ſie mir einen leichten Kuß gab: „Nun das iſt ſchön, daß Sie glücklich herein ſind; der Oheim hat nicht weniger als drei Späher um das Haus geſtellt, denen haben wir aber eine Naſe gedreht! kommen Sie, kommen Sie!“

Eben als wir beide in das nächſte Zimmer treten wollten, öffnete ſich an der entgegengeſetzten Seite des Saals eine andre Thür. Ein ſtattlicher Jüngling trat herein, von einer Alten geführt, die ihn im Hereintreten mit folgenden Worten zur Rede ſtellte: „Ei, ei, Signor Sismondo, das iſt nicht recht, das Sie uns ſo übermüthig beſuchen, da ich Ihnen doch ſelbſt den Zettel übergeben habe.“ Die Dame warf ſchnell die Augen auf ihn, dann auf mich, und ſank mit einem lauten Geſchrei ohnmächtig in meine Arme. Der Jüngling ſtürzte bei unſerm

Anblick herbei. „Ha! jetzt verstehe ich," rief er! „Bube! das soll dein Blut mir bezahlen!"

Ich zeigte ruhig auf die Dame, und sagte lächelnd: „Still! helfen Sie erst hier, dann wollen wir uns schlagen."

„Kommen Sie nur gleich!" wandte er sich glühend zu mir, „denn hier habe ich nichts mehr zu thun?"

„Aber ich!" fuhr ich fort; „ich muß ja erst das Uebel gut machen, das Sie angerichtet haben."

Die Dame fand für gut zu sich selbst zu kommen. Sie erhob sich an meiner Hand, stieß mich dann zurück, betrachtete uns beide, und rief höchst entsetzt: „Einer in zwei. Was will das sagen?"

Nun sahen wir uns recht an, und erstaunten beide gleich stark: unser Ebenbild wie in einem Spiegel vor uns zu sehen. Ich faßte mich zuerst, ergriff die Hand meines Gegners, und zog ihn schnell vor einen wirklichen Spiegel hin, stellte mich dicht an seine Seite, gab ihm zugleich das Billet in die Hand: und begann

heiter: „Hier in diesen beiden Büchern steht die Auflösung des Räthsels. Wie heißen Sie?“

„Sismondo!“ gab er zur Antwort.

„Und ich: Sismondo! In der That, lieber Freund, hüten wir uns vor einem Selbstmord; denn treibt nicht hier der Böse sein Spiel, so müssen Sie wenigstens mein zweites Ich seyn und bleiben, und gehört dieses Gesicht wirklich uns beiden sind wir zu Freunden geboren!“

Er hatte unterdessen das Billet gelesen, und es wurde uns allen bald klar daß die Alte, obgleich unschuldig, doch die ganze Schuld trug. Der Jüngling betrachtete mich mißtrauisch

„Und hätten Sie nicht auch an meiner Stelle das Abenteuer bestanden?“ fragte ich heiter; „Gott Lob! daß es sich noch zur rechten Zeit aufgeklärt hat, da mir noch von allen Seiten Verzeihung gewährt werden kann!“

„Ihr Zuname?“ fiel er mir in die Rede, während er das Billet von allen Seiten betrachtete. Es führte aber keine Aufschrift.

„Murani! zu dienen.“

„Und der meinige, Orbitelli! Wer sind Sie?“

War ihm gegenüber ein beſſerer Sinn in mir erſtanden? genug, zum erſtenmal ſetzte mich dieſe Frage in Verlegenheit. Ich gab ihm eine ausweichende Antwort.

„Ein Jüngling, der Ihr Geheimniß, und das Ihrige gnädige Frau, zu ehren weiß.“

Ich wollte mich zurückziehen; er bemerkte aber zu gleicher Zeit daß unter den Umſtänden, die ihm nun bekannt geworden wären, die Verhältniſſe der Dame erforderten daß er ſeinen Beſuch abkürze. Er lud mich zu ſich ein, und nachdem wir ein Kaffeehaus beſtimmt hatten, wo wir in einer halben Stunde zuſammentreffen wollten, verließen wir zu gleicher Zeit das Haus, jeder durch dieſelbe Thür, durch die er hereingekommen war.

Orbitelli und ich wurden bald Freunde. Er eröffnete mir zum erſtenmal den Blick in ein ernſtes und zugleich klares Gemüth. Sein Beiſpiel machte mir zum erſtenmal ein ehrenvolles bürgerliches Verhältniß in der Welt wünſchenswerth und theuer. Er war der Sohn eines reichen Banquiers in Rom, und bildete ſich nun

hier in einem angesehenen und soliden Handelshause zu demselben Zweck; auch erwartete er täglich die Bestimmung seines Vaters, der ihn wahrscheinlich bald zurückrufen würde, um einen ehrenvollen Antheil an seinen Geschäften zu übernehmen. Meine vorigen zwecklosen Verhältnisse, deren Unbestand und Zweideutigkeit mir bald einleuchteten, ekelten mich an. Ich zog mich von dem leichtsinnigen und leichten Franzosen zurück, und da Orbitelli kurz nachher, wie es schien mit einem obgleich nicht verwundeten, doch gekränktem Herzen, plötzlich mit seiner Dame brach, so lebten wir in der schönsten Bedeutung des Wortes mehrere Monate hindurch ganz für einander. —

Die in dem väterlichen Hause durch Zurücksetzung und Lieblosigkeit, so wie im reiferen Alter durch jugendlichen Leichtsinn und Mangel an einem würdigen Gegenstand, zurückgedrängten Gefühle, loderten nun auf einmal gewaltsam hervor. Ich liebte den Freund heiliger und zarter, als ich mich je einem Mädchen genaht hatte, und er erwiederte mein schnell gefaßtes Vertrauen mit herzlicher Zuneigung. Ich verhehlte ihm

meine vorigen Verhältnisse nicht; und es schien ihm ein erhabenes lobenswerthes Unternehmen, der Erretter und Führer eines verirrten Jünglings seyn zu können. Meine kleine Baarschaft ging bald auf die Neige, allein seine Börse stand mir offen. Unsre Seelen waren bald so sehr in einander verschmolzen, daß es keinem von uns einfiel daß es anders seyn könne.

Endlich kam der Brief, der ihn in die Heimath rief. Er wünschte zwar daß ich mit ihm nach Rom gehen möchte; dennoch aber bestärkte er mich in meinem schon früher gefaßten Entschluß, wenigstens vorher in das väterliche Haus zurückzukehren, und mich dort so lange aufzuhalten, bis ich die mir bisher ganz unbekannten Verhältnisse meiner Familie kennen gelernt, und mit dem Vater offen und klar über die Zukunft gesprochen hätte. Ich wollte dessen Ansichten berücksichtigen, insofern sie nicht im Widerspruche mit meiner Ueberzeugung standen, und zugleich erforschen, ob seine Lage meinem Zweck erleichtern, oder mir Mittel verleihen könne, jenem durch eignes Bestreben zu nahen.

Der Weg meines Freundes ging über Bologna; er nahm mich mit dahin, und setzte seine Reise fort, ohne sich aufzuhalten. Zwar trat ich mit sehr mäßigen Erwartungen in das Vaterhaus, doch selbst diese sollten nicht erreicht werden. Nicht wie der verlorne Sohn kehrte ich zurück, ich, der leer ausgewandert war, brachte zwar keine Schätze mit, allein doch mancherlei Kenntnisse, äußere und innere Bildung, Gemüth und Herz! — Die Mutter, welche ich allein zu Hause traf, kannte mich nicht, und trat mir mit freundlicher Höflichkeit und Demuth entgegen, die aber spurlos verschwand, sobald ich mich ihr kindlich und ehrerbietig genahet hatte.

In Erwartung eines bessern Empfangs von der Seite des Vaters bezwang ich den Anflug von Unmuth, der sich schon auf meiner Stirn gelagert hatte; allein ich stand ihm mit einer Verlegenheit gegenüber, die dennoch von der seinigen weit übertroffen wurde. Er hieß mich jedoch ziemlich freundlich willkommen; meine Rückerinnerung aber an die Theilnahme, womit er mich einst fast ungern entlassen, welche immer

wohlthuend auf mein Gemüth gewirkt hatte, mußte bald der bittern Ueberzeugung einer jugendlichen Täuschung weichen. Meine jüngern Brüder, die auch schon herangewachsen waren, hielten sich nicht in dem väterlichen Hause auf. Der eine hatte ein Handwerk ergriffen, der Jüngste, der Augapfel der Mutter, von dem ein Glanz sich einst über die ganze Familie verbreiten sollte, wurde in einem Kloster erzogen, aus welchem er erst als geweihter Weltpriester heraustreten sollte. Auf mich hatte man gar nicht gerechnet. Die Schwester, ein ziemlich einfältiges, naseweises Mädchen von sechzehn Jahren, war die einzige, die mich geliebt haben würde, wenn ich nur nicht ihr Bruder gewesen wäre. Die Mutter zitterte fast an allen Gliedern als der Vater ihr befahl: mir ein recht hübsches Zimmerchen anzuweisen, das schon zurecht gemacht war um den Bruder Priester, wenn er ein Jahrzehend später zum Besuch kommen würde, aufzunehmen. —

So lebten wir schweigend, und lauernd möchte ich sagen, eine Zeitlang neben einander fort. Wie oft faßte ich in meinen schlaflosen

Nächten den Entschluß, den folgenden Morgen mit dem Vater zu reden, ihm kindlich und offen zu nahen, ja selbst ihm in den Weg zu treten, wenn er mir, so wie immer, unter dem Vorwand von Geschäften zu entschlüpfen suchte; jedoch wenn der Morgen kam, wenn er unzufrieden und mürrisch in seiner müßigen Geschäftigkeit im Hause herumrumorte, war es mir als blieben mir die Worte in der Kehle stecken. Ich fühlte, die erste Anregung von mir würde der trügerischen Windstille ein Ende machen, und den Sturm herbeiziehn; und doch konnte es nicht so bleiben.

Aus seinen bürgerlichen Verhältnissen strebte ich vergebens klug zu werden. Er betrieb, wie es schien, keine Geschäfte, und fast alle Stunden des Tages brachte er ringe herum in den Kaffeehäusern zu. Auch mag er wohl im Unfrieden mit der Gattin gelebt haben, und ich konnte ihm nicht verdenken daß er das Haus mied. Indessen ging es eben nicht karg in der Haushaltung zu; und ich war versucht einigen von ihm hingeworfenen Aeußerungen den Sinn

beizulegen, als zöge er eine Penſion vom Auslande; allein von wem, und durch welche Veranlaſſung konnte ich nicht einſehen. Auch ſtand er mit keiner angeſehenen und vermögenden Familie in der Stadt ſelbſt in Verbindung.

Meine Baarſchaft war zu Ende; mein Kleiderverrath abgenutzt; der Vater that als bemerkte er es nicht; ſelbſt meine Wäſche wurde von der Mutter höchſt nachläſſig beſorgt; mir fehlte bald alles, ich mußte reden. Da vernahm ich eines Mittags, als man mich außer dem Hauſe glaubte, durch die dünne Bretterwand meines Zimmers einen heftigen Wortwechſel zwiſchen den Eheleuten. Ohne den Zuſammenhang des Zwiſtes faſſen zu können, bemerkte ich doch bald, daß ich der Gegenſtand deſſelben ſey, und auf einmal hörte ich deutlich, daß die Mutter mich das Hurenkind ihres Gatten nannte. —

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Mußte ich mich nicht genug in dieſer Umgebung beengt und erniedrigt fühlen, daß dieſer Herabwürdigung noch ein Anſchein von Recht

gegeben werden sollte. — Meine kühnen Entwürfe, meine stolzen Hoffnungen, alle Aussichten in die Zukunft, waren nun durch dies schmähliche Wort auf einmal zertrümmert, und ich fühlte mich in ihm vernichtet. Mein Muth war dahin, eine ohnmächtige Verzweiflung kochte in der stolzen zerrissenen Brust, und fast besinnungslos warf ich mich auf mein Bett.

Als ich wieder zum völligen Bewußtseyn kam war es Nacht rings um mich; eine Grabesstille herrschte in dem Hause und auf den Straßen; nur in der Nacht meines Busens war keine Ruhe; ich konnte die Schläge meines Herzens hören. Fort, fort, rief es in meinem Innern: „Fort, fort!“ rief ich laut aus. Ich stand auf, ging im Zimmer heftig auf und nieder, und öffnete das Fenster, um eine von meinem Wahnsinn nicht verpestete Luft einzuathmen. Ich starrte fast gedankenlos in die Finsterniß hinaus; die frische kühle Luft gab mir Fassung und Thränen wieder. — Gelang es auch der matten Hoffnung einige schwache Lichtpunkte zu erklimmen, so wie die ersten Strahlen

des Tages hervorbrachen wurde es noch dunkler in meiner Seele. Beten konnte ich nicht, ich knirrſchte nur mit den Zähnen. Flucht, Zernichtung waren meine einzigen Gedanken. Denn — wohin? nach Rom? Nein! mir ſelbſt mußte ich ja entfliehn, allem was an eine hoffnungsvolle Vergangenheit erinnerte, wie konnte ich denn den reichen, vornehmen, glücklichen Freund ſehen! Nein! fort, weit, weit, wo Niemand mich kennt, und den Namen, den ich zu tragen verdammt bin. Ich muß mich wieder auf das Lager geworfen haben, und eingeſchlafen ſeyn, denn es war Mittag als ich mein Bewußtſein wieder erhielt. Niemand hatte ſich um mich bekümmert.

Ich fühlte mich ſehr erſchöpft, allein doch ruhiger. Ich ſann noch eine Weile nach, dann ſprang ich entſchloſſen auf; brachte meine Kleider in Ordnung, trat raſch aus dem Zimmer, und eilte der Mutter, die mich erſtaunt betrachtete, ohne ſie anzuſehen vorbei, zu dem Kaffeehauſe hin, das der Vater zu dieſer Stunde zu beſuchen pflegte.

Er kam mir ſchnell und erſchrocken entgegen, denn er ſah mir die innere Zerrüttung an. „Was bringt Dich hieher?“ fragte er verlegen.

Ich zog ihn ſchweigend mit mir in's Freie. „Ich muß fort von hier“ begann ich mit bebender Stimme! „Ich habe mich ſchon lange gewundert daß ich, Ihr Aelteſter, ſo wenig in Ihrem Hauſe gelte. Ich wundre mich nun nicht länger; allein das Hurenkind kann nicht da bleiben.“

„Was fällt Dir ein?“ nahm er heftig und verlegen das Wort. „Das alberne Weib weiß ja nicht was ſie ſchwatzt; in ihrer Wuth beſchimpft ſie ohne Bedenken das eigne Blut. Du biſt eben ſo gut ihr Kind, wie das meinige, das ſchwör ich Dir bei allen Heiligen!“

„Ich muß doch fort!“ erwiederte ich; „Gott Lob! daß es zur Sprache gekommen iſt; ſoll ich hier vermodern? Ich muß an die Zukunft denken; ich habe auswärts meinen Unterhalt verdient, und in meiner Heimath muß ich jetzt darben. Ich verlaſſe das Vaterhaus ärmer, als ich dahin zurückgekehrt bin. Vater! ich will wiſſen

was ich von Ihnen zu erwarten habe, und dann fort!“

„Geduld! lieber Sohn!“ lächelte der Vater höchſt verlegen; „Geduld! Ich habe Deiner ſchon längſt gedacht. Ich wollte Dir nur nicht vorgreifen. Willſt Du den Handelsſtand wählen? Je nun! dann iſt ein alter Freund in Venedig bereit, Dich in ſeinen Dienſt zu nehmen. Er hat ein großes Haus, und ſeine Geſchäfte werden Dir eine lehrreiche und einträgliche Beſchäftigung geben?“

Ich ſah ihn verwundert an; ruhig nahm er ſeine Brieftaſche hervor, ſuchte einen Brief heraus, und zeigte mir einige Stellen davon, die das, was er mir ſo eben berichtet hatte, ſehr lakoniſch wirklich enthielten; doch mit der Bemerkung: daß man mir keinen Gehalt beſtimmen könne, bevor meine Fähigkeiten geprüft wären. Ich war wie aus den Wolken gefallen, und nach einigen Fragen, die mir der Vater doch nicht ganz befriedigend beantworten konnte, erklärte ich mich willig dahin zu gehen. Schlimmer als die Gegenwart konnte mir doch nichts begegnen; und mit merklich erleichtertem Herzen

verließ ich die Heimath. — Einen Anflug von Rührung, wenigſtens einen innern Kampf, glaubte ich bei der Trennung wieder in den Zügen meines Vaters zu leſen, der erſt in dem allerletzten Augenblick mir heimlich eine Börſe mit funfzig Zechinen in die Hand drückte. — Allein mein Herz war ihm verſchloſſen.

„Auf Leben und Tod? Vater!“ fragte ich ihn, während ich ſie zu mir ſteckte.

„Wie Du ſcherzen kannſt,“ erwiederte er mit widrigem Lächeln; „ich werde Dich in der Zukunft, ſo wie immer, nicht vergeſſen. — Schreibe mir nur recht fleißig!“

Jene ſchändliche Benennung fuhr mir nochmals durchs Herz, als ich mich ſtumm vor der Mutter verbeugte, dann ſchnell den Hut in die Augen drückte, mich auf das Pferd warf, und ohne mich umzuſehen, ohne jemand weiter zu begrüßen, dem väterlichen Hauſe und Bologna den Rücken kehrte.

Ich ſah vorwärts um mir das Herz zu erleichtern. Neue Hoffnungen ſchwellten meinen Buſen, als ich die ſeeumfluthete Stadt wieder

vor mir erblickte. Ich ſah zum erſtenmal einer ehrenvollen Thätigkeit entgegen, und Geld und Anſehen aus meinen Anſtrengungen hervorſprießen. Ich träumte mich ſchon unter den vornehmen angeſehenen Männern; ſchöne Frauen lächelten mir zu, und ich ſann ſchon auf alles, was ich meinem lieben Orbitelli ſchreiben würde.

Ich begab mich in ein Wirthshaus, verwandte einen Theil von meinen funfzig Zechinen, um mir ſobald als möglich wieder ein empfehlendes Aeußere zu verſchaffen, nahm meine Briefe hervor, und eilte nach Rialto, wo der Handelsherr wohnen ſollte.

Mein Blick maß die Häuſer; er konnte keines hoch und anſehnlich genug finden. Endlich mußte ich doch fragen, man zeigte mir ein kleines ſehr verfallenes Haus. Keine andre Hausthüre, als der Eingang zu einem niedrigen Specerei-Laden, war vorhanden. Ich erſtaunte, doch trat ich hinein. Der Herr war ſelbſt da; ein ſchmutziger ſehr hagrer Sechziger. — Es war keinesweges ein Irrthum. Ich überreichte ihm den Brief von meinem Vater. — „Von

Guiſeppo Murani?" wiederholte er! „Ei! Ei! vielleicht der Herr Sohn?"

„Zu dienen!"

„Na! endlich! Nun wenn der Herr Vater nicht mein alter guter Freund wäre, hätte ich mir ſchon einen andern Ladendiener bedungen."

Ich erblaßte, kehrte ihm den Rücken zu, und verließ die Bude ſchnell ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Hurenkind!" flüſterte ich mir ſelbſt zu, „das iſt dein Segen!" Den Verſicherungen des Vaters hatte ich nur, ſo lange mir die Hoffnung ſchmeichelte, Glauben beigemeſſen. Nichts von dem Unmuth, der in meiner Seele brütete. Der Körper unterlag der Gährung ſeines Blutes, allein das verderbliche Wogen in meinen Adern legte ſich wieder, und ich genas. Von den funfzig Zechinen war wenig zurück. — Lieber wollte ich den Tod, als einem Vater der mich ſo ſchändlich getäuſcht hatte ſchreiben; auch der geliebte Orbitelli war nun über mich, der immer mehr zu Boden gedrückt wurde, gar zu weit erhaben. Was ſollte ich anfangen? meine alten Künſte

hervorſuchen? betteln oder hungern? Ach! Was hielt mich noch an ein Leben gebunden, das mir zur Luſt war, das ich verachtete. — Ich lebte doch immer fort. Bald unter einer Larve, bald als alter Jude gekleidet, verſammelte ich mit meinen Gaukler-Künſten einen Haufen Volk um mich, deſſen hingeworfene Gaben mir das verzweiflungsvolle Leben friſteten; indeſſen während der Spiele, die ein brüllendes Gelächter begleitete, der Urheber oftmals mit den Zähnen knirrſchte, wenn ein Nobile dem bewundernden Haufen einen mitleidigen Blick zuwarf, oder ein Comptoir-Diener, deſſen Umgang ich verſchmähet haben würde, im Vorbeigehen mir Spottnamen beilegte. — Der Groll meines Innern begann endlich einem ſtumpfen Gleichmuth zu weichen; nur in einzelnen Augenblicken, zwar immer ſeltner, allein um ſo furchtbarer, zuckte eine Rückerinnerung aus meinen kurzen ſchönen Tagen, wie ein tödtender Blitz durch meine Seele; dann war es mir, als könnte ich die ganze Welt, die mich verwarf, ermorden; als könnte nur Blut, eignes oder fremdes meine Verzweiflung ſtillen.

So ging ich einſt eines Abends, ſpät; als die Lichter faſt überall ſchon verloſchen waren, in tiefen Gedanken verſunken zu meiner ärmlichen Wohnung. Ohnweit eines kleinen Platzes, worauf eine Kirche ſteht, hörte ich ein Geklirr von Waffen, und bald ein lautes, bald unterdrücktes Murmeln. Von einem unwillkührlichen Drange zu helfen geleitet, ſtürzte ich mit gezogenem Dolche hinzu. Sobald ich bemerkt wurde entfloh einer der Streitenden; kaum erlaubte mir die Dunkelheit die Gegenſtände zu unterſcheiden, doch glaubte ich einen ſchon bejahrten, obgleich rüſtigen Mann vor mir zu ſehen, dem von zwei jungen Leuten hart zugeſetzt wurde. Es ſchien mir keinen Augenblick zweifelhaft, welche Parthie ich zu nehmen hatte, und mit dem Ausruf: „zu mir Mörder!“ flog ich dem Alten zu Hülfe. Klug benutzte er den Moment, als jene ſich beſtürzt gegen mich wandten, und zu gleicher Zeit ſanken unſre beiden Gegner ſchwer verwundet zu Boden.

„Komm, mein muthiger Gefährte!“ flüſterte der Alte, während dem er mich mit ſich zog. „Fort von hier!“ Er führte mich ſchnell und

ſchweigend durch mehrere Winkel und Durchgänge, bis wir endlich eine noch brennende Laterne erreichten. „Laß uns einen Augenblick hier verſchnauffen," ſagte er leiſe, „und laß dich beſehen: dachte ich es doch, die Kleider ſind blutig; ich habe mich beſſer in Acht genommen; ſchnell in mein Haus! wir haben nicht weit!"

Ich hatte die unrechte Parthie ergriffen. Ich merkte es ſchon, noch ehe ich in die kleine Wohnung trat, die der Alte vorſichtig öffnete. — Mit Blitzesſchnelle war ein Licht angeſteckt, und wir befanden uns in einem geräumigen recht anſtändig ausmeublirten Zimmer; in deſſen Ecke ein reinliches Bett ſtand, die Laden waren dicht verſchloſſen. „Schlage ein! ehrlicher Junge!" rief der Mann, ſobald er das Licht hingeſtellt hatte. „Den Streich vergeſſe ich Dir in meinem Leben nicht. Ich habe keine Kinder, ſey daher gut und brav, dann will Dich ich wie meinen Sohn halten, und Du ſollſt mein Erbe ſeyn. Nicolo Pepi hat noch nie ſein Wort zurückgenommen."

Es war ein Bandit, den ich mitten in der Ausübung ſeines Gewerbes dem Tode und dem

Galgen entriſſen hatte. Mit einem Spießgeſellen hatte er dort einem jungen Mann aufgepaßt, deſſen Leben auf der Goldwage ſchon verkauft war. Allein er mochte gewarnt geweſen ſeyn; denn einer von den Mördern hatte kaum einen Fehlſtoß durch den vorſichtig gefalteten Mantel gethan, als dem Angegriffenen ein nacheilender Freund beiſprang, und beide griffen nun die Mörder ſo beſonnen und kühn an, daß der Jüngere eben bei meiner Annäherung, vielleicht durch den Anblick eines Dritten erſchrocken, entfloh, und ohne meinen ritterlichen Beiſtand der Alte ſich gewiß bald niedergeſtochen oder in Feſſeln würde befunden haben. Nicolo Pepi, der mit Recht in mir, nach meinem Ausſehen zu urtheilen, mehr einen Theilnehmer ſeines ehrenvollen Gewerbes, als einen zufälligen Erretter ſah, dem er zu vertrauen kein Bedenken nöthig hätte, ſetzte mir alle Umſtände auseinander, und ſchüttelte mir noch einmal derb die Hand, mit der Hinzufügung: daß ich ihm nun auch mein Vertrauen ſchenken möge, und auf ſeine thätigſte Hülfe, inſofern ich ſie nöthig hätte, rechnen könne.

Ich lachte wild in mich hinein über mein Schickſal; das mir die Freundſchaft eines Mörders aufdrang, und mich nur bei einem ſolchen Beiſtand und Mitgefühl finden ließ. „Hurenkind," hallte es in meinem Innern wieder; ich fiel dem alten Nicolo ſtürmiſch um den Hals, und unſer Freundſchaftsbund war geſchloſſen. Ja! ich fand eine ſchmerzliche Befriedigung darin, eben ihm meine unglückliche Lage zu entwickeln. Er hörte aufmerkſam, aber ſchweigend zu, wuſch mir die Blutflecken aus dem Kleide, und fragte nur: ob ich keinen andern Anzug habe. Es war mein einziger. „Hm! ſo bleibe lieber ein Paar Tage zu Hauſe," meinte er. „Es giebt Leute, die ſcharfe Naſen haben; ſie riechen Blut, ſo weit ihre Blicke reichen. Gehe nun zu deiner Wohnung." Er entließ mich mit bedenklicher Miene, ich kann nicht einmal ſagen freundlich.

Den folgenden Abend, kaum eine Stunde nach dem Ave Maria, trat Nicolo Pepi zu mir herein. — Er war bürgerlich und anſtändig gekleidet; und trug einen Bündel unter dem Mantel. „Gieb mir die unreinen Kleider," ſagte er,

„und nimm dieſe. Ich dringe mich Niemanden auf. — Wenn meine Freunde was von mir wollen, kommen ſie zu mir.“ Er ſchüttelte mir derb die Hand ohne ſich in weitere Unterredung einzulaſſen. „Noch eins,“ ſagte er geheimnißvoll im Weggehen; „der eine iſt todt, der andre liegt verwundet darnieder; erinnerſt Du Dich wen von beiden Du getroffen haſt“ —

Ich ſchauderte als ich den Mantel angab, woran ich dieſen zu unterſcheiden glaubte.

„Wie ich ſchon dachte“ gab er mir zur Antwort; „mein iſt der Todte! Ja! meine Hand iſt ſicher. Nun! ſchön daß ich es weiß!“

„Warum?“ fragte ich; „ich an Eurer Stelle würde die Ungewißheit vorziehn?“

„Es iſt nur wegen der Beichte und des Ablaſſes!“ murmelte er, und verließ mich. — Meine Lage war ſo erbärmlich daß ich ſeine Gabe nicht verſchmähen durfte. Das Blut war freilich von den alten Kleidern, die er nicht mitnahm, abgewaſchen, die Flecken aber ſtanden noch vor meiner Seele, und weit ſichtbarere Flecken, die in den Augen der Welt noch entehrender waren

vor meinen leiblichen Blicken. Ich fand in dem Bündel einen vollständigen, feinen, beinahe zierlichen Anzug, und in der Brusttasche eine Börse mit 100 Zechinen. Es war mir als gäbe ich meine Seele dafür hin; dennoch konnte ich sie nicht ausschlagen. Zwar war es in dem ersten Augenblick meine ernstliche Absicht, und wäre Nicolo nicht schon fort gewesen, ich hätte es auch gethan. Allein ich zögerte, ich zögerte bis die Noth allem Schwanken ein Ende machte. Das Geld wurde angebrochen, und einmal berührt entschloß ich mich es zu behalten.

Mit diesem Entschluß erheiterten sich meine Aussichten. Ich wollte ein stilles beschränktes Leben führen, mich um einen anständigen Dienst bewerben, durch ein unverbrüchliches Stillschweigen Nicolo meine Dankbarkeit beweisen, allein ihn nicht besuchen. Ich machte mich wieder auf in die Welt, doch lebte ich still und bloß für mich. — Den ersten Tag, als ich wieder ein Kaffeehaus an San Marco besuchte, trat ein Bologneser mir entgegen, in dem ich einen Freund meines Vaters erkannte. Er redete mich

an, wünſchte ſich Glück daß ich ihm begegnet ſey; denn mein Vater hatte ihm aufgetragen, mich aufzuſuchen. Er befand ſich über mein langes Schweigen in der größten Unruhe. „So ſagen Sie ihm," gab ich kurz zur Antwort; „daß Sie mich geſehen haben, und wie ich ausſehe!"

Unterdeſſen eilten Monate vorüber und mein Geld war ſchon wieder auf die Neige. Keine von meinen Bewerbungen wollte gelingen, keine von meinen Bemühungen mir etwas einbringen. — War ich zu ſtolz, oder zu beſcheiden? Als Sismonde Murani war ich nun eben ſo zurückhaltend und ſcheu, als ich früher unter der Larve eines Gauklers unternehmend und kühn geweſen.

Ueber eine wieder mißlungene Hoffnung, deren Erfüllung mir nahe lag, äußerſt verſtimmt, war ich einſt in tiefen Gedanken bis zu einem entfernten Spaziergang am Meere gelangt, hatte mich auf eine Bank niedergeworfen, und ſaß mit verſchränkten Armen, und halb verſchloſſenen Augen vor mich hinſtarrend, als ich zufällig

einen jungen Mann bemerkte, der mich aufmerksam betrachtend mehrmals vorüber ging. Er war reinlich aber ärmlich gekleidet, unter meinem Stande sogar, denn er trug eine kurze Jacke, und den Hut tief über die Augen gedrückt. Der Unglückliche steuert gern jedem Abenteuer entgegen, und knüpft in der Jugend einer zerrütteten Hoffnung schnell eine neue an; begierig sucht er sie überall, warum denn nicht in einem freundlichen Auge, wenn es auch nur das Auge eines Bettlers ist. Ich sah den Jüngling fragend an; da stürzte er auf einmal in meine Arme, mit den Worten: „So bist du es doch! Gott Lob!“

Orbitelli lag an meinem Herzen! Heilige Freundschaft rein und jugendlich hast du Balsam für alle Wunden; eine Minute lang gehörte uns die Welt; in der folgenden waren wir wieder arm und unglücklich; allein wir verzweifelten nicht, denn jeder war in dem andern stark.

„Du hier?“ rief ich, „und verkleidet?“

„Wie du willst,“ gab er zur Antwort, auch nicht verkleidet. Ich bin flüchtig, arm und

verfolgt! Ein hölliſches Bubenſtück hat unſer Haus und mein Glück zerſchmettert; und auch Du, Du biſt nicht glücklich! ich habe es ſchon in deinem Auge, in deinen Zügen geleſen: ich glaubte mich ſelbſt zu ſehen; und doch — tröſte Dich Freund! glücklicher als ich bin, mußt Du ſeyn!"

„Komm!" fiel ich ihm in die Rede, und faßte ihn unter den Arm; „innerhalb vier ſtummer Wände wollen wir unſre Schickſale austauſchen."

Er riß ſich heftig los: „Wir gehen nicht Arm in Arm!" ſagte er, ſich ſchnell umſehend, „es würde nur Aufſehen erregen; Du biſt weit beſſer gekleidet als ich. Du mußt noch auf die Meinung halten; ich bin dem Elende und der Schande geweiht."

Wie ergriffen mich dieſe Worte, die ſo oft in meiner eignen Bruſt geklungen hatten. Ich wollte mich aufs neue in ſeine Arme ſtürzen.

„Hinweg Unbändiger!" rief er mit gedämpfter Stimme; „folge mir in einer Entfer-

nung nach, bis zu meiner entlegenen Wohnung; und wenn es ganz dunkel wird so schlüpfe hinein. So muß es seyn!"

Er schritt mit schnellen Schritten vorwärts. Ich folgte ihm wie betäubt. Wir hatten einen langen Weg zu thun. Als wir an sein kleines Wirthshaus kamen, war es schon ganz finster. Ich ließ mich nicht mehr abweisen, sondern trat zu gleicher Zeit mit ihm hinein.

Ein ärmliches Zimmerchen nahm uns auf. Da saßen nun die beiden sonst so heitern Jünglinge, die wenige Monate zuvor in jugendlichem Uebermuthe, in der Fülle eines üppigen Lebens, die Welt zu eng für ihre Hoffnungen angesehen, sich einander traurig gegenüber, und fanden nun den kleinen nackten Raum fast zu unheimlich, zu groß für Geheimnisse, deren ihre unsterblichen Seelen sich doch nicht zu schämen brauchten.

„Ich habe es überlegt Sismondo!" begann Orbitelli. „Du sollst mein Schicksal nur oberflächlich kennen lernen. Du trägst wohl selbst schwer genug, und ich will Dir nicht obendrein

ein gefährliches Geheimniß aufbürden, das auch Dir Gefahr und Verfolgung bringen möchte. Ich halte mich an dem, für mich unsichersten, Orte auf, an dem Orte wo sich meine Todfeinde befinden. Einen Buben, der sich in Rom in den Dienst meines Vaters geschlichen, und ihm Documente entwendet hatte, deren Verlust den Bruch seines Hauses gewaltsam herbeiführte, habe ich hier, von einem richtigen Argwohn geleitet, wieder gefunden! — Beinahe wäre er mir entschlüpft. — Allein der Umstand daß er eben hier die flüchtigen Schritte gehemmt, und das Haus worin er noch immer verweilt, hat mir den fürchterlichen Zusammenhang entdeckt. Mein Vater ist im Kerker, mich den Entflohenen verfolgen Steckbriefe. Meine Gegner suchen mich um so eifriger, weil sie meine Nachforschungen fürchten. Sie können begreifen: daß ich nur darauf sinne ihre Absichten zu vernichten, die entwendeten Papiere zu entdecken, und sie wieder zu bekommen; und ein Mittel kann auch gelingen. — Der Bube, der sie gestohlen, ist für Geld feil. Warum sollte er, da er den Lohn hat, das einmal entwendete nicht

auch zum zweitenmal entwenden? Der zweite Diebſtahl von dieſen Papieren iſt ſogar mit weniger Mühe verbunden; und ein Dieb iſt keinem treu. Große Verſprechungen für die Zukunft, und eine mäßige Summe jetzt, würden vielleicht hinreichend ſeyn; — freilich auf Gefahr meines Lebens, denn ich müßte mich ihm zu erkennen geben, dann wäre ich entdeckt, und — ich kann Venedig nicht verlaſſen. Ein Zauber hält mich hier zurück; doch frage mich nicht — jetzt nicht. — Die nöthige Summe fehlt mir — hätte ich nur dieſe — ich wollte den Verſuch wagen; denn es gilt das Leben, es gilt: ein noch ſchöneres Leben wieder zu gewinnen; und dann ſoll man auch nicht fürchten um ſolchen Gewinn es zu verlieren. — Ich würde keinen Tag verſäumen, wenn — haſt Du Geld Sismondo?"

„Für den Augenblick nicht, aber" — —

Es galt ja dem Freunde. Ich beſuchte den folgenden Tag Nicolo Pepi. Zwar hatte ich ihm keinen Dank für ſeine reiche Gabe gebracht; ich hatte ihn ſeit jenem Abend nicht geſehen, und

wollte keine Gemeinschaft mit ihm haben. Nicht ohne innere Beschämung, — denn in der That mein Betragen entsprach dem seinigen nicht, — und auf wohlverdiente Vorwürfe gefaßt, trat ich vor ihn.

„Willkommen Bursche!“ sprach er freundlich; „ich dachte fast, es grauete Euch diese Schwelle zu betreten. Habt Dank daß Ihr mich nicht ganz vergessen habt! — Kommt Ihr um zu sehen ob Euer dem Tode abgerungenes Eigenthum Eure Gabe in voller Gesundheit genieße, — oder — braucht Ihr vielleicht Geld?“

„So ist es, Alter!“

„Dachte ich's doch! Warum ergreift Ihr auch nicht ein einträgliches Gewerbe! Ihr darbt Euch ab, um eine leere Grille. — Denkt nicht daß ich Euch aus den Augen verloren habe! Ihr seyd mir ein rechter Pflastertreter geworden. — Lieber ein bischen Böses gethan als gar nichts! — Braucht Ihr viel?“

„Viel! Viel!“

„Oho!“

„Ich bin kein Unverſchämter. — Ihr ſollt nichts von dem Eurigen verlieren. Ich habe Hoffnung es Euch einſt wieder erſetzen zu können!“

„Borgen? Borgen macht Feinde aus Freunden; und ich will mir Eure Freundſchaft erhalten. Ich gebe Euch was ich habe, allein das iſt eben nicht viel.“

„Sehr ſchlimm! denn es gilt einem theuern Freunde zu helfen!“

„So? Ich wollte daß Ihr mir das nicht geſagt hättet! Ich thue alles für Euch; aber nichts für einen andern. Er muß ſich gedulden!“

„Alter! Er iſt mein Leben, mehr als mein Leben! Wolltet Ihr denn, der für mich alles thun will, nicht einen Dritten anſprechen?“

„Hm!“ Nicolo warf mir einen freundlichen Blick zu, ſchwieg und ſann nach. „Ich erwarte freilich eine Kunde heute“ ſprach er endlich. „Kommt in ein Paar Tagen wieder zu mir. Nur raſch, offen und frey. Nicolo Pepi iſt geachtet von ſeinen Nachbarn: Grafen gehen bei mir aus und ein; kommt nur dreiſt!“

Ich eilte Orbitelli meine Hoffnung mitzutheilen; trotz meiner Bitten wollte er doch nicht meine Wohnung betreten; doch hatte er auf meine Vorstellungen einen Mantel angelegt. Ich hätte ihn gern alle Augenblicke um mich gesehen.

Er hörte mich ernst und tiefsinnig an. — „Wenn es nur nicht zu spät wird;" bemerkte er. — „Eben dieser Bube, der Spion meiner Feinde, möchte mir zuvorkommen. Vor wenigen Stunden hat er mich bestimmt gesehen — wenn er mich erkannt hat, dann!"....

— „Dann?" — fragte ich ängstlich....

„Es ist meine eigne Schuld," fuhr er fort; „Liebe macht verwegen, und Freundschaft zuversichtlich!" Er reichte mir die Hand. „Eigentlich wenn ich mich nun recht klug betragen wollte, müßte ich Dir die Ausführung meines Plans übertragen, und selbst entfliehn; doch ich kann Venedig nicht verlassen."

„Thue das!" rief ich. „Eine Gefahr für Dich, ist mir nur ein höherer Genuß des Lebens, und ich habe deren so wenige."

„Es würde sie allerdings irre führen, und unsicher machen: Ich will mich darauf bedenken.“

„Nein! ohne weiteres Bedenken. — Du bist vielleicht entdeckt! Wenn man Dich in die Hände der Obrigkeit spielte! Entfliehe! Ich bitte Dich! vertraue mir, und entflieh!“

„Ach! Sismonde! Ich kann Venedig nicht verlassen.“

„Und mir auch nicht sagen: Warum?“

„Ja! ja! Das kann ich, und will es.“ Er sprang schnell auf, und umarmte mich heftig; „und sollte ich aus dem Wege geräumt werden, so sey Du ihr Beschützer, wenn sie eines bedarf; wenigstens sey der meine bei ihr; ach! sie weiß es, sie ahnet es nicht, wie lieb ich sie habe!“

„Sie! Die Dame aus Mailand?“

„Nenne den unwürdigen Namen nicht! der vermochte nur meine Sinne zu entflammen: jetzt steht ein heiligerer in meiner Seele geschrieben. — Sismonde! ich habe eine Braut, eine süße, schöne, himmlische Braut. Sie ist hier, allein sie kennt mich nicht. Ich sehe sie täglich,

zerſchmelze vor dem Heiligenſchein ihrer Blicke, und darf nicht vor ſie hintreten! Und doch iſt ſie mein, mein durch beider Väter — durch den eignen Willen. Unſre Väter haben uns verlobt; ich habe ihr Bild, ſie hat das meinige empfangen. — Ich trage aber noch den Ring, den mir der Vater gegeben, um ihn mit dem ihrigen umzutauſchen. — Möge ſie ihn einſt tragen! — Ihr Vater wollte ſie ſelbſt in meine Heimath begleiten; da fiel auf einmal der Blitz, der unſer Haus zerſchmetterte. Ich mußte fliehen, und muß nun verborgen um meine Rechte kämpfen. Auf der Reiſe zu uns brachte unſer Unfall ihrem Vater den Tod. Er liegt hier in Venedig in St. Moiſe begraben. — Täglich faſt beſucht die Tochter ſein Grab, betet für ſeine Seele, und, o! daß ich es glauben dürfte für die Wiederkehr meines Glücks. Verſtohlen, hinter einem Pfeiler verſteckt, verſchlinge ich mit ſehnſüchtigen Blicken mein reizendes Eigenthum, worauf ich keine Anſprüche zu machen wage, bis ich dieſem erniedrigenden Zuſtande entriſſen bin. — Es ahnet ihr die Gegenwart des Bräutigams nicht, nicht daß ihre Zaubergeſtalt ihn faſt an den

Rand des Abgrunds gebannt hält. — Ich kann Venedig nicht verlassen."

„Du mußt Sismondo! um ihretwillen und bald!"

„Oder handeln, Sismondo! handeln. Ich will überlegen! Aus ihrem Blick Muth und Entschluß schöpfen — und dann — Sismondo! wir sehen uns ja alle Tage."

Mehrere Tage vergingen auch wirklich. Ich schwieg, denn erst durch Nicolos Beistand konnte ich thätig seyn. Mein Verlangen die Geliebte des Freundes zu sehen unterdrückte ich, weil er selber diesem nicht entgegen kam. — Auch mußte er freilich die höchste Vorsicht anwenden, um nicht, selbst allein bei seinen Besuchen in St. Moise, verrathen zu werden; — doch konnte ich beinahe sagen: Ich sah sie, denn seine oft wiederholten höchst lebendigen Schilderungen, stellten sie mir lebhaft vor die Augen.

Ich besuchte Nicolo zur bestimmten Zeit wieder. Er sah mich mürrisch und durchbohrend an.

„Warum seht Ihr mich so starr an Alter?" fragte ich.

„Ich möchte in Euren Augen lesen, ob Ihr Muth habt?“

„Muth — stellt mich auf die Probe!“

„Ihr braucht Geld! viel Geld! Ich habe es Euch versprochen, und möchte es daher nicht auf eine andre unnützlichere Weise verschwenden; und doch brauch' auch ich etwas, wozu Geld gehört.“

„Und das wäre?“

„Einen Gehülfen, um eine That zu vollbringen.“ Er machte ein Zeichen des Niederstoßens.

Ein empörendes Gefühl brachte mein Blut in Wallung, dennoch fehlte es mir in dem Augenblicke an Muth, meinen Empfindungen Sprache zu geben.

„Und einen solchen denkt Ihr in mir zu finden?“ fragte ich mit niedergeschlagenen Blicken.

„Warum nicht? Ihr seyd doch wohl nicht mit der vornehmen Klugheit begabt: Nutzen erndten zu wollen von der That, deren Ausführung Ihr scheut! Ich dachte besser von Euch.“

„Ihr ſollt noch beſſer von mir denken. — Ich will gar nichts erndten!“

„Wohin Brauſekopf? Es wäre ja wirklich Schade um euren Freund! Ihr fürchtet alſo Blut?“

„Nein! aber auf meine Seele laden möchte ich es doch nicht gern.“

„Nun ja! Es ſetzt einige Flecken! das iſt auch alles: Dagegen würdet Ihr Euch nicht ſcheuen Thränen, welche brennen und immer fortbrennen, auf Euer Haupt zu laden.“

„Ich verſtehe Euch nicht!“

„Wenn mein Urtheil an jenem Tage geſprochen wird, dann werden die Seelen derer, die ich hier ermordet habe, um Barmherzigkeit für mich flehen, aus Dankbarkeit daß ich ſie ſo frühzeitig mit einem raſchen Stoß in das Fegefeuer verſetzt habe, das eine Seligkeit iſt gegen dies Leben voll Thränen, Trug und Niederträchtigkeit; wo der Sohn mit lächelndem Blick, und ſtolz auf ſeine Tugend, die reiche Erbſchaft hinnimmt, die der Vater den Thränen der Waiſen, den wunden Herzen der Wittwen

und der Todesschweiß entströmenden Verzweiflung der Betrogenen abgerungen hat, während seine unbefleckte Hand und sein weiches Herz vor einer That zurückbebt, die Thränen, Herzenswunden und Verzweiflung zur Ruhe bringt. Gehe nur hin, thörichter Bursche! suche Hülfe unter den Menschen, die durch ihr Mitleid und ihre Tugend Dir ein so zartes Gewissen eingeflößt haben, und findest Du unter ihnen nur einen einzigen Freund, den ausgenommen, welchen Deine Tugend jetzt untergehen läßt, findest Du nur einen, der redlicher mit Dir theilt als ich, so komme nicht wieder. Bei San Pankratz!" fuhr er fort, eine Thräne aus dem Auge drückend, „glaube ich doch fast daß der Bursche bereuet, was er für mich gethan, da er mich verachtet! Sage es nur gerade aus!"

Seine Theilnahme für mich, und die Thränen auf dem braungefärbten, eisenharten Gesichte bewegten mich. Ich reichte ihm die Hand freundlich hin. Er zog mich heftig an seine Seite nieder: „Was hat dies selbstsüchtige, glattzüngige, geputzte, gefräßige Otterngezüchte, dessen

Blut Dir so heilig ist, für Dich gethan?“ fuhr er im väterlichen Tone fort; und in der That er hielt mir mein eignes Leben, dessen Begebenheiten er aus meinem Munde vernommen hatte, noch bitterer in dem seinigen, wie in einem Spiegel vor, aus dessen dunkler, unreiner Fläche mir die Welt noch gehässiger entgegen strahlte.

Mein Blut war in eine wilde Gährung gebracht. — Sein finstres, herzzerreißendes Gemälde, hatte den — seit Orbitellis freundlicher Erscheinung niedergekämpften Unmuth meiner Seele, jetzt doppelt entflammt, weil das ungerechte Schicksal des Freundes eine glühende Beleuchtung auf das mir vorgemalte Nachtstück warf. — Mein Busen bewegte sich krampfhaft, ich konnte ihm keine Antwort geben.

„Ich habe,“ fuhr er fort, „mich Deinetwegen diesmal schneller als sonst entschlossen; denn gewissenlos treibe ich mein Gewerbe nicht. Ein vornehmer sehr mächtiger Mann hat einen Feind; sein Urtheil ist gefallen, er muß sterben; muß, so gewiß als wäre er schon todt! Nun!

die Verantwortung mag den treffen, der meine Hand führt, ich mag den nicht einmal kennen, den sie niederstößt. Sie ist mit dem Dolche zusammengewachsen, sie sind eins, nur ein todtes Werkzeug, das seiner Sicherheit und Tüchtigkeit wegen mit Geld aufgewogen wird, und dem das Opfer es danken muß, daß es schnell und ohne Leiden endet; denn es pfuschen viel Ungeschickte in das Handwerk. — Es sind mir 100 Zechinen geboten, und 50 für den Gehülfen. Der hat diesmal blutwenig zu thun. — Er soll mir nur ein Zeichen geben, wenn der Rechte da ist. Wollt Ihr nun mit mir gehen, ist uns beiden geholfen. — Sagt Ihr nein! für den Verurtheilten gleich viel! Er muß doch daran. Es sollte mich aber ärgern, denn 50 Zechinen gehen dem Freunde verloren, und ich will Dir wohl."

Meine Seele war in einer ängstlichen Spannung, ich sann auf einen Ausweg, der mich mit mir selbst einig machen könnte; da fiel mir ein Gedanke ein. —

„Wann?" fragte ich düster, mit dem Blick fest auf dem Boden. „Morgen!" gab er eben

ſo kurz zur Antwort. „Ihr ſollt von mir hören!“ mit dieſen Worten verließ ich ihn.

„Nur entſchloſſen, Burſche!“ rief er mir nach, „und keinen Wankelmuth! Es kann noch etwas aus Dir werden!“

Orbitelli ſollte den Ausſchlag geben. Seine Worte ſollten mir ein Orakelſpruch ſeyn. — Ach! wenn wir eine ſolche Wahl anſtellen, hat die Seele ſchon ins Geheim gewählt. Wie betäubt erreichte ich den Ort, wo ich den Freund antreffen ſollte. Während der kurzen Zeit, worin ich auf ihn warten mußte, kämpften die widerſtreitendſten Gefühle in meinem Innern. Ich fuhr wie aus einem Traum empor, als er mich plötzlich an den Arm faßte, und mich mit ſich fort zog. „Nein!“ ſagte er mir in's Ohr, „nun wird's zu arg! meinen Schritten wird gefolgt, kaum vermochte ich den Spähern zu entſchlüpfen, und unbemerkt hieher zu kommen. Ich muß nun handeln, und auf alles gefaßt ſeyn. Haſt Du was ausgerichtet?“ Ich ſchwieg.

„Nichts alſo!“ fuhr er fort. — „Nun ſo mögen ſie mich aufgreifen, ermorden, denn — entfliehen kann ich nicht!“

„Du kannſt und mußt.“ Ich ſchalt auf ſeine blinde Liebe, die ſich einer Gegenwart, die doch ſo wenig ſchenkte, nicht entziehen konnte, um ſich eine genußreiche Zukunft zu ſichern. — Er hörte mich finſter an. — „Wer nicht entſagen kann, heſſe auch nie zu gewinnen!“ ſchloß ich meine Rede.

„Wäre nur ein Mittel verhanden,“ rief er raſch, „ſähe ich nur einen Ausweg. — Für ſie kann ich alles!“

„Für die Geliebten alles? alles? Auch einen Mord begehen?“ fragte ich lächelnd.

Er ſtutzte, ſah mich an, und gab leiſe und unbefangen zur Antwort: „Ich will nicht unwahr ſeyn. Ja! wenn es ſeyn müßte, auch einen Mord begehen!“ —

„Wenn Du ſo entſchloſſen biſt, verzage nicht! Die Mittel ſollſt Du haben!“ In der That; die wenigen Worte machten die blaſſen Wangen wieder blühend; Muth und Laune

kehrten zurück. — Wir wurden einig, sobald wir das nöthige in den Händen hätten, mit einander recht genau zu überlegen, wie seine Absicht am leichtesten auszuführen wäre; dann wolle er mir völlige Aufklärung über alles geben, und den Umständen nach, entweder sich in Sicherheit setzen, und nur auf meine Freundschaft bauen, oder auch gemeinsam mit mir handeln. — Wir trennten uns mit erleichterten Herzen. Ich schlief ruhig ein; denn seine Freude hatte mir wohlgethan, und ich war entschlossen. Den nächsten Tag sahen wir uns nach Abrede nicht. — Der Freund sollte sich ganz ruhig zu Hause verhalten.

Zur verabredeten Stunde ging ich zu Nicolo. Er ließ mich nicht einmal zu Worten kommen: meine Erscheinung war ihm ein Zeichen daß ich seinen Antrag angenommen hatte. Er führte mich in ein wenig besuchtes Kaffeehaus hin. Wir hatten kaum Platz genommen, als ein Mann von mittlerem Alter sich zu uns gesellte. Er war modern fast zierlich gekleidet; trug nur das Haar ein wenig altmodisch, jedoch sorgfältig

friſirt und gepudert; darunter ein braunes abgeſchliffenes Geſicht, mit einem frommen immer lächelnden Zug um den Mund, zu kleinen ſchielenden, allein durchbohrenden Augen. Wir brachten die Zeit bis vier Uhr in der Nacht *) in einer lauten gleichgültigen Unterredung hin. — Endlich ſah er auf die Uhr, und ſtand auf, Nicolo und ich ebenfalls. Während der Fremde Hut und Stock ſuchte, bezeichnete Nicolo mir mit wenigen Worten einen dunkeln mir wohlbekannten Platz bei einer Kirche in meiner Nachbarſchaft. „Dort bin ich!“ fügte er hinzu. — „Bei dem dritten Pfeiler! Verfehle die Stelle nicht. Auf Wiederſehen. Folge dem Fremden!“

In der That, die ſcheinbare Nachläſſigkeit, womit dieſe Vorkehrungen zu einer blutigen That getroffen wurden, verfehlte ihre wohl beabſichtigte Wirkung auf mich nicht; ich fing an mich meines lauten Herzpochens zu ſchämen, und die Angſt in meinem Innern, die Niemand von

*) Vier Uhr nach Ave Maria ungefähr gegen Mitternacht nach unſrer Rechnung. —

Der Herausgeber.

meinen Gefährten theilte noch bemerkte, lächerlich zu finden. — Nun befand ich mich vollends allein mit einem Wildfremden, ich bezwang mich also selbst, um nicht als Neuling zu erscheinen. —

Eben so wie vorher in unbefangner, erst lauten, dann nach und nach leiseren und einsylbigeren Unterredung, waren in der Nähe eines ansehnlichen Pallastes angelangt. Es war ein stürmischer Abend; der Wind jagte die Wolken, durch welche mitunter der Mond, wie aus einem zerrißnen Vorhang hervorblickte. Fliegende Schatten fuhren schnell über den öden Platz. — Wir stellten uns in den Schatten einer Mauer, dem Pallaste gegenüber, und bemerkten eine männliche Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, nach einem Fenster hinaufstarren. „Er ist schon da," sprach mein Begleiter in leisem dumpfen Tone; „bleibet nur ruhig bei mir, bis er sich wie gewöhnlich durch jene Straße zurückzieht; seine thörichte Liebe hat uns einen guten Dienst geleistet! Folget ihm alsdann nach, so nahe wie möglich ohne seinen Verdacht zu erregen;

und wenn er wenige Schritte von der Stelle ist, wo der Stille wartet, so singet auf einmal laut den Anfang des Liedes: dove vai tu poverella! Nicolo und ich haben das Zeichen abgeredet; auch kennt er Eure Stimme. Ich selber möchte wohl," fügte er höhnisch hinzu, „ihn auf dem letzten Gange begleiten, aber mir ist die äußerste Vorsicht geboten. Wenn er mich erkennte wäre alles verloren. Still!" er legte mir den Finger auf den Mund, und wir harrten leider nur eine kurze Zeit — hätte es länger gedauert, ich würde es nicht ausgehalten haben; das Verhängniß wollte mein Verderben.

Die Gestalt begann sich langsam zu entfernen. Mein Begleiter schob mich vorwärts, und folgte beobachtend noch eine Strecke in der Ferne nach. — Schnell und unbefangen nahm ich denselben Weg wie der Unbekannte; ein heftiges Herzklopfen bemächtigte sich meiner, mit Anstrengung mußte ich meine Gedanken auf den Freund heften, um nicht Muth und Kraft zu verlieren. Mitunter war ich gezwungen im Gange inne zu halten, denn der Verkaufte, in tiefe-

Gedanken verloren, schritt nur langsam vorwärts. Es war spät, Niemand begegnete uns. Auf einmal trat der Mond, als stände er mit dem Verrath im Bunde, hinter einen noch dichtern Vorhang. Nur noch wenige Schritte war er von dem bezeichneten Orte entfernt, da ermannte ich mich mit einem schweren Seufzer, und stimmte laut, im Ton eines rudernden Gondolierers, als wollte ich ihm eine Warnung zurufen, das Todtenlied an: „dove vai tu poverella!“

Es schien als hätte der Sinn dieser Worte, oder auch der unvermuthete Gesang ihn betroffen gemacht. Er wandte sich plötzlich um, leider einige Schritte zu spät; denn eben in demselben Augenblick fiel ihm der sichertreffende Nicolo in den Rücken, und nur einen leichten Seufzer aushauchend, sank er fast entseelt zu Boden.

„Vortrefflich“ flüsterte mir Nicolo zu, indem er mir, der wie zu einer Säule versteinert dastand, vorbeieilte. — „Nimm nun seine Brieftasche die müssen wir zum Zeichen mitbringen, und folge mir dann schnell!“

Der Alte wollte meinen Muth prüfen. Es war keine Zeit zu Einwendungen, obgleich es gegen die Abrede war. Ich schauderte, aber gehorchte. Indem ich nun aus dem Busen des noch Röchelnden das Verlangte mit abgewendetem Gesichte herausriß und Nicolo hinreichte, zog gegen meinen Willen ein Seufzer des Sterbenden, ach! der letzte, meinen Blick auf die erbleichenden Züge hin, die so eben der Schein des Mondes aus einem schmalen Wolkenriß überflog.

Welch Entsetzen ergriff mich. Es war Orbitelli. — Es war mein Freund! mein einziger! den ich erretten wollte, um deswillen ich mich den Mördern zugesellt, den ich nun selbst zum Tode gesungen hatte. Ein Geschrei des Abscheues, der Verzweiflung entfloh meinen Lippen. Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und warf mich lautschreiend über die Leiche. — Es naheten Leute. Nicolo zog sich bestürzt zurück, und lauerte in der Ferne. „Was ist's, was giebt's?“ fragten mehrere Stimmen. Meine Besonnenheit kehrte zurück; glück-

licherweise hatte mir die Geistesgegenwart noch nie gefehlt.

„Ich habe," gab ich mit dem Ausdruck des wahrhaftesten Schmerzes vor, „meinen besten Freund hier ermordet gefunden." Zum Glück kannte mich Einer der von der nächsten Wache herbeieilenden Soldaten, meine Wohnung war nicht weit; meine Hausleute sprachen für mich, und meine Verzweiflung bestätigte meine Aussage; diese Zeugen, die Gewöhnlichkeit des Vorfalls, die Unwichtigkeit des Ermordeten, halfen mir über alle gerichtliche Verdrießlichkeiten hinweg; die Leiche wurde in mein Zimmer getragen; durch die Heftigkeit meines Schmerzes zum tiefsten Mitleid bewegt, hielt der, mit der Aufnahme des Ermordeten freilich nicht ganz zufriedene Hauswirth, die zuströmenden Nachbarn ab, und so mit den bleichen erstarrenden Ueberresten meines nur durch mich getödteten Freundes allein, überließ ich mich einer Verzweiflung, die meinen Dolch gegen mich selbst gewendet haben würde, wenn der Anblick der tiefen Ruhe, des jetzt in Bezug auf mich so Glücklichen, nicht meine Wuth in Wehmuth

aufgelöst hätte. — Ich warf mich über den Todten, ich rief seinen Namen, hauchte heiße brennende Seufzer in die blutige Wunde, und, mit dem Haupt an seine Brust gelehnt, versank ich zuletzt in einen, beinahe könnte ich sagen, beglückenden halbwachen Traum. — Es kam mir vor als ruhete ich todt, vereint mit ihm in einem Sarge.

Ende des zweiten Theils.

In gleicher Verlagshandlung sind noch erschienen:

Calthorpe
oder
gesunkenes Glück.
Frei nach dem Englischen des Verfassers der Lollharden.
2 Bände.

Die Vermählung.
Ein Nachtstück
von
Gustav Jördens.
Mit 1 Musikblatte. 1822.

Die Jahreszeiten der Ehe.
Eine Erzählung
von
Gustav Jördens.
Schreibp. 182..

Gustav Jördens
Lanzelot vom See.
Rittergeschichte aus den Zeiten der Tafelrunde.
Mit Anhang. 8. 1822. Mit Kupfer.

Erzählung
von
F. L. Zil:
3 Bändchen [illegible]

Orodats Geburt.

Poesie und Prosa

aus

dem Leben.

Von

L. Kruse.

Dritter Theil.

Leipzig, 1823.

Bei Christian Ernst Kollmann.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

ms. 5794. 32

Beyer

Leben eines Verbrechers.

Zweite Abtheilung.

Wie lange ich mich in diesem todähnlichen Zustand befunden habe, weiß ich nicht. Ein heftiges Klopfen an die Thüre erreichte auf einmal mein Ohr. — Ich fuhr noch halb betäubt in die Höhe, und öffnete mechanisch.

Nicolo trat herein. Bei seinem Anblick kehrte das volle Gefühl meines Elends wieder. —

„Plagt Euch der Teufel" rief er mir entgegen.

Die Verzweiflung faßte mich mit doppelter Gewalt. Es war heller Tag geworden. Die Sonne bestrahlte die sanften bleichen Züge der Leiche. — Ich riß ihn vor sie hin. Der Anblick des Todten, der mir so ähnlich sah, daß wir

von jedem, der uns nicht genau kannte, leicht verwechselt werden konnten, oder auch das Gefühl ſeiner That ergriff den Alten ſo, daß er den Beutel mit dem mir beſtimmten Golde aus der Hand fallen ließ, und das erbleichende Geſicht ſchnell abwandte.

Laß mich über die ſchrecklichſten Stunden meines Lebens ſchnell hinwegeil n: Ohne die kräftige, mit ergreifender Rührung vermiſchte Zurede Nicolos, ohne ſeine unverkennbare Theilnahme, hätte ich ſie nicht überlebt. Ich hieß ihn mit Härte gehen. Mit unnachahmlicher Geduld ertrug er jeden Hohn, jeden Ausbruch meines unbändigen Schmerzes.

„Schelte mich nur," ſagte er, „das bewährt mir Dein gutes Herz, und Du biſt doch doppelt mein Sohn! verfluche mich, ich verlaſſe Dich nicht. — Gieb mich an! — Je nun! vermagſt Du dem Leben, daß Du mit Gefahr des eignen gerettet, den Galgen zum Ziel zu ſetzen, — meinetwegen! — Ich will Dir nicht widerſprechen, allein Dein Eigenthum wäre doch eines beſſern Endes werth. — Höre! kann es Dir Beruhigung geben: Ich will nie mehr morden! Zwar würde

es mir ſchwer fallen, einem Gewerbe zu entſagen, das mich in Ruf gebracht hat; aber, bei meiner armen Seele! ich will es, wenn Du es verlangſt; doch thue es nicht." —

„Ermorde die ganze Welt!" rief ich! „Gieb mir ihn nur wieder."

„Er ſoll ein köſtliches Begräbniß haben!" fiel der Alte wieder ein. „Das Geld gehört ihm mit Recht; ich will es nicht mehr anrühren. — Hundert Seelenmeſſen und mehr können ihm dafür geleſen werden. Sage Junge! wo wollen wir den armen Jüngling begraben. — Weißt Du keine Stelle, die er lieb hatte —"

Da füllte wieder ein unendlicher Wehmuth mein Herz: die Thränen ſtürzten aus meinen Augen. „In St. Meiſe!" ſagte ich leiſe.

Und ſo geſchah es. Die Thätigkeit des Alten, ſeine ihm eigenthümliche Ueberredungskraft, dies Gewebe von Gutmüthigkeit und Wildheit, brachten aufs neue Beſonnenheit in meine Seele! Ach! ich war ſchon ſehr tief gefallen, denn ich ſann auf Entſchuldigungen — Es war mir als theile Orbitelli ſelbſt mein Verbrechen, als habe

es ſein Tod, in dem ungeheuren Schmerze, den er über mich verhängte, verſöhnt. Die Leiche wurde mit allem nach Landesſitte gebräuchlichen Gepränge den Abend vor der Beerdigung in die Kirche beigeſetzt. — Nicolo folgte ſelbſt, zwar ohne Reue doch betrübt und eifrig betend. Auch ich folgte. Als die Brüderſchaften und die begleitenden Mönche und Prieſter St. Moiſe wieder verlaſſen, und die Todtenweihe eine wunderbare Linderung in meine Seele geſungen hatte, blieb ich allein bei der Leiche zurück. — Ich kniete an ihre Seite, und als träte mein Antheil an dem Morde, — der Meinung Nicolos zufolge, der ſich und mich nur als todte Werkzeuge eines unabwendbaren Schickſals anſah, völlig zurück, — ſchwur ich kühn dem bleichen ſtummen Jüngling, ſeine Rechte faſſend, Rache an ſeinen Feinden. — Dieſe Gedanken waren mir nicht früher eingefallen, und ſchienen nun auf einmal mir meine Selbſtſtändigkeit wieder zu geben, als kennte ich nun den Zweck, zu welchem ich noch lebte.

Da hörte ich plötzlich leiſe Tritte in der Ferne ſchallen. Zwei weibliche Geſtalten naheten langſam; ich trat unwillkührlich heiter einen Pfeiler.

Sie knieten nicht weit von mir, an dem vor einem gräflichen Grabgewölbe angebrachten Altar. Die Geliebte des Freundes an dem Grabe ihres Vaters fiel mir ein. Die zarte Gestalt, die edlen in schwacher Röthe blühenden Züge, selbst die oft beschriebene Trauerkleidung, die noch jugendliche mit Mutterwürde ausgestattete Begleiterinn — alles traf zu. — In meinen Gedanken verglich ich sie mit dem klei ein Bilde, das er mir nur einmal flüchtig fast wie eifersüchtig gezeigt, und das ihm noch an dem Busen im Tode ruhete, wo es während seines Lebens sorgfältig versteckt war. — Mit heiliger Scheu, als fürchtete ich den verrathenen Freund noch mehr zu beleidigen, hatte ich es an der Leiche nicht angerührt. Während meiner stillen Betrachtungen erhoben sie sich wieder; die Jüngere eilte mit schnellen Schritten zu meinem Todten hin; die Aeltere folgte langsam. Um mir jeden Zweifel zu benehmen, mußte diese auch noch den Namen Manuela aussprechen. Eine unendliche Rührung ergriff mich, als ich die ahnungslose Braut an der Seite des unbekannten Todten erblickte, der ihr bestimmt war, und der aus Liebe zu ihr sein Leben geopfert hatte, ohne

ſie wäre es ſchon längſt in Sicherheit geweſen; nur unter ihrem Fenſter konnte er den Mördern ſicher ausgeliefert werden. War es ſein Geiſt, der ſie in ſeine Nähe rief, der ſie durch geheime unſichtbare Kräfte an ſeine Ueberreſte hinzog, damit ſie doch einmal, obgleich ohne es zu wiſſen, die Züge betrachten ſollte, deſſen Seele und Herz ihr Leben beglückt haben würde. Sie ergriff ſeine Rechte — mein Herz ſchlug heftiger, als ſie den Ring anfaßte, doch ahnungslos ließ ſie ihn aufs neue fahren, und faltete nur fromm ſeine Hände, die ich auseinander geriſſen hatte. Ich drückte mich an den Pfeiler, und hielt den Athem zurück; da ſprach ſie, ich verſtand nicht alle die leiſen Worte, nur die letzten, die ſie mit erhöhter Stimme ausſprach: „Wenn es er wäre, ſo würde ich ihn erſt recht lieben!“ Da überwältigte mich mein Gefühl: ſie muß es wiſſen, ſie muß ihn lieben, rief es in mir. Es war mir, als verträte ich ſeine Stelle, als müßte ich in ſeiner Seele reden; und ſchnell die alte oft geübte Kunſt hervorrufend, ſprach ich leiſe, als käme es aus dem Munde des Todten: „Liebe mich nur, denn ich bin es.“ — Sie wurde

betroffen, rief die ältere Dame, die einige Schritte voraus gegangen war zurück, und behauptete: daß der Todte gesprochen habe. Eine hervorlodernde Begeisterung ergriff sie; sie erklärte laut, daß sie den Todten oder sein Andenken lieben wolle. — Ich war zu hingerissen, um genau auf die Worte merken zu können, und fast gegen meinen Willen rief ich, so wie vorher ein lautes Amen dazu. — Die Damen eilten schnell davon. Ich blieb wieder allein bei der Leiche, der Gedanke sie im Tode enger zusammen geführet zu haben goß Balsam in meine Wunde. Auch seinen liebsten Wunsch, den, daß sie seinen Ring tragen möchte, wollte ich, obgleich ich noch nicht wußte wie, in Erfüllung bringen. Ich zog dem Todten rasch den Ring ab, den sie flüchtig berührt hatte, und verwahrte ihn schnell als ein doppeltes Heiligthum, daß durch die Berührung der Braut seiner ersten Bestimmung entrissen war, an meinem Busen. —

Träumend verließ ich die Kirche; mein Wesen befand sich in einem neuen Zustande, den es sich doch nicht klar auseinander setzen konnte. Es war durch den Anblick des lieblichen, verdachtlosen und doch so tief verletzten Mädchens wunderbar

ergriffen werden. Der todte Freund hatte ja mich, wenn er hinweg geräumt werden sollte, zu ihrem Beschützer ernannt. Alle seine Empfindungen, ach! — ich war mich ihrer freilich noch nicht bewußt, — seine beseligende Liebe, vererbten sich ja auf mich, sein zweites Ich, sein Ebenbild, seinen unbewußten Mörder; doch war mir ein Gefühl recht lebendig und klar: seine Rache! nachdem ich sie, die ihn verloren, gesehen, war jene mir noch heiliger noch unerläßlicher geworden.

Ich begab mich sogleich zu Nicolo; er sah mich froh erstaunt an, als ich so ganz unerwartet, ernst doch freundlich, vor ihn hintrat. „Ich komme, Alter," redete ich ihn kurz an, „um Friede mit Euch zu machen."

„Nun, San Pankraz sei gelobt, daß Ihr zur Vernunft gekommen seyd."

„Doch nur unter einer Bedingung," fuhr ich fort; „ich habe jetzt auch Recht zu fordern, ein heiliges Recht; und ich will meine Rache nicht erkaufen; nennet mir seine Feinde."

Allein Nicolo war unbeweglich. „Was denkt Ihr von mir, Signor!" rief er entrüstet; „ich

bin kein Verräther. — Euer Wunsch vermag mehr über mich, als die Folterbank; allein das Vertrauen, das die Leute in mich setzen, täuscht Nicolo selbst um seine Seligkeit nicht. Sein Tod betrübt mich, weil er Euer Freund war, Euer Schmerz geht mir tief zum Herzen. — Allein soll das der Preis Eurer Freundschaft und Eurer Vergebung, wie Ihr es nennt seyn, nun so muß ich auch ohne diese das Leben ertragen. Eure Gewalt über mich solltet Ihr nicht mißbrauchen! Suchet seine Feinde immerhin zu entdecken; es soll mir lieb seyn, wenn es gelingt; von mir erfahrt ihr aber keine Silbe."

Auch wegen der empfangenen Brieftasche wollte er mir keine Auskunft geben: Bitten, Drehungen, Schmeichelworte, alles war vergebens. — Wir trennten uns unter harten Worten mit dem laut ausgesprochenen Entschluß, uns nie wieder zu sprechen. Ich besuchte heimlich St. Moise um die Braut meines Todten wieder zu sehen. Ihr Anblick versetzte mir jedesmal eine immer tiefere jedoch süßere Wunde; doch hüllte ich alle leisen mir noch nicht deutlich bewußten Wünsche in den

Mantel brüderlicher Anhänglichkeit an den Freund. Mir ſchien, es ſei eine Pflicht ihr näher zu treten. Bald war ihre Wohnung ausgeforſcht; ich erinnerte mich gar zu gut des Fenſters, zu dem Orbitelli hinaufgeblickt hatte. Sie wohnte, ſo erfuhr ich, mit ihrer Mutter und der Freundinn in dem Pallaſte Ladugno, bewohnt von dem letzten Sprößling dieſes alten Geſchiechts. — Eine ſchreckliche Ahnung durchflog mich, als ich eines Tages meinen Begleiter jener Nacht aus dem Pallaſte treten ſah. Er ſuchte ſich meinem Blick zu entziehen, und als ihm dieſes nicht gelingen wollte, grüßte er mich im ſchnellen Vorbeigehen — freundlich verlegen. Meine Lage erlaubte mir nicht etwas näheres zu erfahren. — Es ſchien als vergäße ich nach und nach die zu der Rache des Freundes erforderliche Sorgfalt über die Aufmerkſamkeit für ſeine Braut. — Meine untergeordnete Lage, das Gefühl meiner Unwürdigkeit, ließ keine verlangenden Wünſche in meiner Bruſt aufkeimen. Kleinere, allein darum nicht weniger drückende Sorgen entfernten mich immer mehr von ihrer Nähe. Meine Baarſchaft war längſt zu Ende, jede Gemeinſchaft mit Nicolo abgebrochen; ich

führte ein sehr elendes Leben. Meine kleinen Habseligkeiten mußte ich nach und nach fast um nichts veräußern, doch sorgte ich dafür, daß meine Armuth nicht an meinem reinlichen Anzuge sichtbar war. — Oft wollte die Noth mir die alten Taschenspielerapparate in die Hände zwingen, doch ein Gedanke an Manuela, und ich warf sie mit Verachtung von mir hinweg, und vernahm den gierigen Hunger nicht. Zwar mahnte er mich bald nachher wieder: allein betteln konnte ich auch nicht, und so sank ich oft ermattet auf mein Lager.

Da trat eines Tages, als ich — ich glaube es ist — dem Tode ziemlich nahe war, Nicolo unerwartet in mein Zimmer. Ich bemerkte ihn anfangs nicht. Er hatte sich schon überall umgesehen, und sah, als ich die matten Blicke auf ihn erhob, mit Entsetzen meine bleichen abgezehrten Wangen. Die hellen Thränen strömten ihm aus den Augen. „Nein! das ist zu arg!“ brach er endlich ängstlich aus. „Er will zu Tode hungern, um mich aus Verzweiflung in das Grab zu bringen. Glaubst Du denn Bursche, daß ich so einer von Euren Menschen bin? Nein! ich bin kein

Ungeheuer — um Dich zu warnen breche ich meinen Schwur, komme zu Dir, und finde Dich am Rande des Grabes, dem ich Dich entreißen wollte. — Warte nur einen Augenblick, warte nur!“

Er lief eilig fort und kehrte ſchnell mit Eſſen und Wein zurück. Mit väterlicher Vorſicht reichte er mir Ausgehungertem nur kleine Biſſen zu, und flößte mir tropfenweiſe guten Wein ein. Als er bemerkte, daß ich geſtärkt und erheitert genug war, um ihn ruhig anhören zu können, begann er:

„Saget mir Sismondo! Wie habt Ihr Euch mächtige [illegible] vornehme Perſonen in Venedig zu Feinden machen können?“

„Ich habe weder Feinde noch Freunde!“

„Doch, doch! alle beide! Mir iſt wiederum ganz kürzlich eine Hand voll Zechinen geboten, und diesmal um einen gewiſſen Sismondo Murani aus der Welt zu ſchaffen. Ich habe es zwar übernommen, allein wenn ich zu lange zögere. — Entflieh, mein Junge! entflieh? Ich

gebe Dir eine Börse mit, die Jahr und Tag aushalten kann.“ Er legte sie, ohne mir sie in die Hand zu geben in ein Schubfach, schloß es ab, und warf den Schlüssel spielend vor mich hin.

Ich erhob mich stolz: „Ich danke Euch, daß Ihr mich warnt Nicolo: ich fliehe nicht. Ich kann Venedig nicht verlassen und will es auch nicht. Allein auf meiner Hut werde ich seyn — Ihr habt mich gelehrt einen Dolch zu spitzen.“ —

„Hilft alles nichts! wackrer Bursch! Eure Feinde sind zu mächtig und zu entschlossen. Ich bitte Dich lieber Junge, folge doch einmal dem Rath deines Alten. — Wie kann ich in der Länge es verweigern?“

„Ihr könnt mich ja sogleich ermorden!“ sagte ich unmuthig.

„Du bist übler Laune!“ erwiederte er finster; sprang schnell auf und verließ mich.

Meine Börse war wieder im guten Stande. Ich nahm keine Maasregel zu meiner Sicherheit

und zeigte mich noch öffentlicher als vorher: — keinen Tag verſäumte ich St. Moiſe. Ich vertrauete kühn auf Nicolos Fürſorge. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien er wieder bei mir.

„Dachte ich es doch," ſagte er lächelnd, während er mir treuherzig die Hand ſchüttelte. „Er meint es nicht ſo bös, als er ſich ſtellt. In meiner Gegenwart verhöhnt er mich, und hinter meinem Rücken ſußt er auf meine Liebe. Allein," fuhr er ernſt fort, „ich komme um Euch zum letztenmale zu warnen: entfliehet! — Ich kann Euch nicht länger beſchützen."

„Ich fliehe nicht. — Ich kann Venedig nicht verlaſſen — allein nenne mir meine Feinde!"

„Oho! kommt Ihr mir wieder ſo! So muß ich Euch wohl ſterben laſſen."

„Auch das Freund! wenn Ihr Herz dazu habt. — Ich habe alles überlegt; meine Aehnlichkeit mit dem Ermordeten, meine Freundſchaft für ihn, die ich nur an ſeiner Leiche geltend machen konnte, ſind es, die ſeine Feinde gereizt haben. Ich habe geſchworen ihn zu rächen, und ich ſchwöre es Euch bei allen Heiligen, auch

mich ſelbſt will ich rächen. Ich entfliehe nicht, eben ſo wenig wie er damals: ſeid Ihr mein Freund, müßt Ihr wiſſen, was Ihr zu thun habt. Lebt wohl!“

„Lebt wohl!“ wiederholte er langſam und ſchüttelte den Kopf, dann ging er heftig im Zimmer auf und nieder. „Nun denn,“ ſagte er endlich, „mögt Ihr Euren Feind gut treffen, mich ſoll es freuen. — Gebt Acht! den erſten Abend, wo Ihr ſpät zu Hauſe geht, werdet Ihr an der kleinen Brücke, am Ende Eurer Straße, angefallen. Ihr könnt es ja morgen ſeyn laſſen. — Ich bin da, und habe einen Gefährten mit, Euren Feind ſein Geſchick hat ihm den Einfall mich zu begleiten zugeflüſtert. Ich werde an der rechten Seite ſeyn, und den Stoß verfehlen; könnt Ihr den andren treffen — gut! kennt Ihr ihn, um ſo beſſer — allein reden kann ich nicht.“

Ich fiel Nicolo um den Hals; wir redeten das nöthige ab; diesmal koſtete es mir keine Ueberwindung tödten zu wollen.

Als die nächſte Mitternachtsglocke ſchlug, war ich an der Brücke. Es rauſchte zur rechten Seite, ich ſchielte aber zur linken. Im Dunkeln bemerkte

ſch eine Geſtalt, die ſich lauſchend näherte. Ich fuhr auf ſie los, und gut muß ich getroffen haben, denn ſie lag in demſelben Augenblick leiſe-wimmernd zu meinen Füßen. — Nicole ſtand an meiner Seite. „Gut getroffen," murmelte er: „Noch muß er unkenntlich gemacht werden, um für Euch gelten zu können — werft ihm Euren Mantel um." „Still!" flüſterte ich ihm zu; „erſt muß ich in dieſen Zügen leſen." — Es war ſtockfinſter; allein ich wußte recht wohl daß Nicole, um unverdächtig zu ſcheinen, immer in der Nähe eine Blendlaterne verborgen hatte, womit er ſich nach vollbrachter Arbeit zu Hauſe leuchtete. Er mußte ſie holen. Ich leuchtete dem Todten ins Geſicht, und nicht ohne Erſtaunen erkannte ich in ihm meinen früher erwähnten, friſirten Begleiter; ein gezuckter Dolch lag neben ihm; ich bemächtigte mich ſeiner. —

Was noch zu thun war, verrichteten wir ſchweigend; eben ſo ſchweigend begleitete ich Nicole zu ſeinem Hauſe. Wir waren kaum hineingetreten, als er mich ſtürmiſch umarmte. „Nun ſind wir fürs erſte geborgen," rief er, „und Du biſt gerächt. Verſprich mir nun auch, mein Junge! Dich ein wenig zu verkleiden, obgleich dieſer allein

Dich nur von Person gekannt hat; sonst könnten wir wieder in die Patsche kommen."

Ich hatte unterdessen den mitgebrachten Dolch betrachtet. Wahrscheinlich war es der Eigenthümer nicht selbst, der auf Mord ausgegangen war, denn der Griff trug ein Wappen. Wie ein Blitz fuhr es mir durch die Seele daß dies dasselbe sey, das über dem Portal des Pallastes, welchen Manuela bewohnte, eingehauen war.

„Nicolo!" erwiederte ich; „meinen nächsten Mörder habe ich zwar bezahlt, allein habe ich auch in ihm meinen Todfeind getroffen? Seht Ihr mich für so leichtgläubig, oder so leicht befriediget an? Wollt Ihr mir alles beichten, wenn ich Euch den Namen meines Feindes nenne, zumal da mir auch das Geheimniß verrathen ist?"

„Nein den Namen nenne ich nicht."

„Ich also: der Graf Ladugno ist's!"

Er sah mich mit großen Augen an. „Ihr dürft es immer annehmen," sprach er ungewiß — „habt Ihr denn Russo gekannt?"

„Nein! aber dies Wappen!" Jetzt beginnt mir alles klar zu werden! — doch wer war Russo? und warum war er zu seinem Unglück

bei meiner Ermordung thätiger, als bei der meines Freundes?“

„Damals hatte sein Herr ihm die größte Vorsicht empfohlen; auch bemerkte ich bei ihm eine persönliche Scheu vor der Gegenwart Eures Freundes, deren Ursache mir unbekannt ist. Er hat mir nachher gestanden: daß Eure Aehnlichkeit ihn zuerst aufmerksam auf Euch gemacht, und er Euch oft mit jenem zusammen gesehen habe. — Er erschrak, als er Euch damals im Kaffeehause sah, allein es war zu spät um zurückzugehen. Er beruhigte sich mit der Ueberzeugung daß ich nicht einmal die Person kannte, der seine Absicht galt. — Eure Verzweiflung bei dem Tode des Freundes, die auffallende prächtige Weise, womit Ihr ihn zur Erde bestatten ließet, ist ihm gewiß nicht entgangen; mit einer Schlauheit, die ihm jetzt vergolten ist, erfuhr er es von mir daß Euer Name Sismondo Murani sey. Er wurde dabei sichtbar betroffen; ich bemerkte es sogleich, und war auf meiner Hut. Um ihn treuherzig zu machen gab ich ihm zu verstehen: daß mir gar nichts an Euch läge, und daß Ihr ein Tölpel wäret, den der köstliche Leichenzug schon

längſt über den Verluſt des Freundes getröſtet hätte. Er lächelte hämiſch, meinte daß Ihr darum nicht weniger aus dem Wege geräumt werden müßtet, und vertrauete mir, was ich Euch ſo eben erzählt habe; doch mag er, weil ich ſo lange zögerte, Mißtrauen in mich geſetzt haben, denn er beſtand darauf bei Eurer Ermordung mein Gefährte zu ſeyn. Er hat ſich ſelbſt die Grube gegraben. Ein wahrer Verluſt für den Grafen; denn Ruſſo's verſchmitzter Kopf war ihm unentbehrlich; ich weiß noch nicht wie ich ihm ſeinen Tod berichte! — Wo will er wieder einen ſolchen Kammerdiener finden!"

Ich wollte mich, noch immer im Nachdenken verſunken, zu Hauſe begeben.

„Um Gotteswillen nicht! Söhnchen!" rief Nicolo heftig, indem er ſich vor die Thüre ſtellte. „Der Name Murani muß todt ſeyn und bleiben; der hat nur noch in ſeinem vergeblichen Kampfe um das Leben den Ruſſo erlegt. Kommſt Du wieder zum Vorſchein, biſt Du bin ſelbſt ich verloren. Fürs erſte wohnſt Du bei mir, haſt Du Deine Börſe nicht bei Dir? Auch gut! ich gehe

morgen in Dein Haus; man kennt mich ja dort, — werde bestürzt weil ich Dich nicht vorfinde, bin unruhig, weil Du mich spät verlassen hast, suche Dein Zimmer durch, nehme mit mir was Du wünschest, das übrige mag verloren gehen. Du mußt Dich darein fügen. Nur gut verkleidet darfst Du Dich zeigen. Laß mich nur machen. „Es wäre aber das Beste, wenn Du wegreisen wolltest" —

„Ich kann Venedig nicht verlassen!"

Wir begaben uns zur Ruhe. Nicolo schlief so ruhig ein, als ob er eine gute That verrichtet hätte. Mir wollte der Schlaf nicht kommen. Ich dachte an die Zukunft; meine Rache war zwar begonnen, allein ich tappte doch noch im Dunkeln! Warum auch mich so feindlich verfolgen? Warum hatte jenem der Name Murani ein Schrecken eingeflößt? von der Stunde wo er ihn erfuhr hob ja meine Verfolgung an? Wie sollte ich ohne Mittel, ohne Freunde, in der dürftigsten Lage, in Geheimnisse dringen können, denen mein Freund unterliegen mußte, und denen ich kaum entschlüpft war? wie mich

ohne Gefahr in dem Anblick des immer mehr vergötterten Mädchens berauschen können? unter welcher Verkleidung durfte das tiefgesunkene Hurenkind sich einem Wesen nähern, dem es immer unbekannt bleiben mußte? Da fiel bei dem Gedanken: Verkleidung, mir ein neuer Lichtstrahl in die Seele. Brauchte nicht der Graf Ladugno, wie Nicolo erzählt hatte, immer einen verschmitzten Kopf. „Nun! wohlan denn," sagte ich zu mir selbst, „mag denn der meine den getödteten ersetzen; besitze ich doch das Geheimniß eine dunkle Tinktur zu bereiten, die der Gesichtsfarbe der Afrikaner nahe kommt, die getrocknet sehr fest hält, und sich wenn es nöthig, durch ein andres künstliches Mittel leicht abwaschen läßt. Sind die Afrikaner nicht durch ihre Verschmitztheit bekannt, und glaubt man sie nicht sogar geheimer Wissenschaften, der Wahrsagerei und der Astrologie kundig; sind Dir nicht mehrere solche Gauklerkünste fast wie angeboren, und kannst Du nicht, welche Rolle Du nur willst, ausführen. — Spielt nicht der Graf auch eine Rolle? und weiß unter der Larve eines Frommen, wie ihn ganz Venedig nennt,

Mörder zu dingen, — und — heilige Jungfrau!" — Ich rief die Erzählungen meines verstorbenen Freundes wieder vor meine Seele, und es wurde mir zum erstenmal klar, daß der Dieb seines Vaters wohl der ermordete Kammerdiener seyn möchte; und der Graf Ladugno noch im Besitz der Documente, die ihm so sehr am Herzen lagen, sey; und — wenn nun dieser Manuela liebte — auch dies wurde mir aus vielen Umständen, selbst aus dem Morde Orbitellis, deutlich. Sie brauchte jetzt einen Beschützer; ich hatte versprochen es zu seyn, hatte geschworen den Freund an seinem Mörder zu rächen — konnte ich besser und sicherer meinen Zweck erreichen?

Ich bildete meinen Plan sorgfältig aus, und als die aufgehende Sonne die alten Augenwimpern Nicolos öffnete, theilte ich ihm ihn sogleich mit. Zwar schüttelte er den Kopf, allein ich trieb ihn nach meiner Wohnung, um einige Kleinigkeiten, die mir jetzt wichtig waren, zu holen. Er brachte mir diese bald, freuete sich über die Unruhe, worin er meine guten Wirths-

leute verſetzt, und ging endlich, den Kopf noch einmal ſchüttelnd, zu dem Grafen, den er zugleich bei dieſer Gelegenheit, mit Rückſicht auf meinen Entſchluß, ein wenig ausholen wollte.

Kaum hatte er das Haus verlaſſen als ich ſogleich die Schminke bereitete — und als er wieder zurückkam, fuhr er erſtaunt zurück, als ein ganz Unbekannter ihm entgegen trat. — Ich begrüßte ihn wie mit verſtümmelter Zunge, im gebrochenen Italieniſch, und erſt als er über meine Neckereien ungeduldig und erzürnt wurde, redete ich ihn lachend mit der bekannten Stimme an. — Dieſer Erfolg vernichtete alle ſeine Bedenklichkeiten. Der Graf, der äußerſt beſtürzt über den Tod ſeines Kammerdieners war, wurde eben ſo ſchnell getröſtet, als er erfuhr daß er nur den Namen Ruffo in Tony zu verwandeln brauchte, um eine Perſon um ſich zu haben, die eben ſo klug, eben ſo verſchmitzt; ihm und ſeinem Golde eben ſo ergeben, und noch häßlicher als der Abgetretene ſey; und hauptſächlich freuete er ſich dieſes glücklichen Fundes, da der bewährte Nicolo ſich für alle angeführten Eigenſchaften verbürgte.

Ich wurde ihm vorgestellt und sogleich angenommen. Nicht ohne Verwunderung betrachtete ich den Grafen. In der That, wer sollte hinter diesem glatten, nichtssagenden, gaffenden Gesichte, mit den milchblauen lammfrommen Augen, eine Mörder-Seele vermuthen, wer in diesen leisen frömmelnden Tönen die Stimme erkennen, die geheime Bluturtheile aussprach, und unter dem Schleier der Nacht hohe Lieder an die heidnischen Gottheiten, die er öffentlich verläugnete, mit absang.

„Ich vertraue Dir viel, mein Tony!" sagte er geheimnißvoll zu mir, „allein ich empfange Dich aus einer bewährten Hand, und die Zeit ist mir zu kostbar für lange Proben. Verstehst Du Dich darauf Liebesgetränke zu bereiten, und afrikanische Künste zu üben, wodurch ein widerspenstiges Herz willfährig gemacht werden kann? denn dergleichen Dinge thun mir jetzt Noth."

„Ein wenig! Excellenz!" gab ich eben so geheimnißvoll zur Antwort.

„Immer getrost!" lächelte er mir zu. „Dießmal soll selbst das sprödeste Gewissen eines seelen-

kranken Sünders nicht belaſtet werden. Ich will meine Geliebte zur Gemahlinn erheben. — Signora Manuela.“ —

Ich ſchauderte: „Signora Manuela“ — wiederholte ich bebend.

„Nun ja! Du ſollſt ihr vorgeſtellt werden. — Suche nur ihr Mitleid zu erregen, dann haſt Du Dich ſogleich in ihr Herz eingeniſtet. Ich will Dich ihr zur Bedingung geben — freilich wo ein Todter herrſcht, könnte ein Lebender wie Du, der einem dem Grabe Entſtiegenen faſt ähnlich ſieht, auch Sorge machen — allein — nichtwahr“ — fügte er lächelnd hinzu, „Du liebſt nur das Gold? Nun das ſoll Dir auch im reichlichen Maaße werden — wenn Du mir nur ihr Herz zuwendeſt.“ —

Ohne es zu wiſſen, hatte er mit dieſen Worten meine geheimſten Wünſche, lauter, als ich nur es je ſelbſt gewagt hätte, ausgeſprochen. — Ich kämpfte die wogenden Empfindungen meines Buſens nieder, als ich auf ſeinen Befehl das erſtemal in ihr Zimmer trat. Da ſtand ſie vor mir mild und freundlich, wie ein Heiligenbild, und Thränen zitterten in ihren Augen, als ich ihr

das scheußliche Mährchen meines erdichteten Lebens erzählte. Ich war im Begriff vor ihr nieder zu fallen, ihre Hände zu ergreifen, mein ganzes Herz in heißen Küssen darauf zu ergießen; da rief es plötzlich schneidend in mir: „Hurenkind"! und ich trat scheu, erbleichend zurück; erst als sie das Zimmer verließ berührte ich nur leise den Saum ihres Kleides.

Der Graf war über meinen ersten Auftritt entzückt. „Recht, Tony!" sagte er lobend zu mir, als ich denselben Abend ihm in seinem geheimen Kabinet eine Verkleidung anlegte, die, trotz seiner feurigen Liebe, auf keine Enthaltsamkeit deutete — „Recht — nur sittlich, bescheiden und still. — Du kannst Dich nachher so wie ich schadlos halten. — Ich bin heute Abend unwohl, speise auf meinem Zimmer, und will keinen andern als Dich sehen. — Bestelle in meinem Namen bei dem Koch was Dir gefällt, verzehre es mit gutem Appetit — so wie ich's gemacht haben würde — und gehe dann zu Bette — wegen meiner sey unbesorgt."

Seine Gänge blieben mir nicht lange ein Räthsel; allein unter dem Verwande, meinen

wichtigen Dienſt in Signora Manuela's Zimmern nicht verſäumen zu wollen, bewog ich ihn bald ſich von einem andern vertrauten Diener begleiten zu laſſen, und dieſem, ſelbſt den von ihm ſo theuer gehaltenen Kirchendienſt, wie er es in Bezug auf eine gewiſſe Kapelle nannte, zu übertragen. In dieſer brachte er halbe Nächte in Andachtsübungen zu, deren eigentlicher Zweck der verläumderiſchen Welt noch jetzt ein Geheimniß iſt. —

Ich wurde der Mutter Manuelens, einer alten ſehr bigotten Frau, vorgeſtellt. Sie ſtand als Mittlerinn zwiſchen dem Grafen und der Tochter, und wollte ſich gern bei dem frommen, tugendhaften Bewerber, einen reichen Kuppelpelz verdienen; allein an Manuelens Seite befand ſich ſchon ein ernſter, umſichtiger Schutzgeiſt: Signora Eliſabetha, eine treue und kluge Seele, der ich bald eben ſo ſehr wegen ihrer eigenen Tugenden ergeben wurde, als ich anfangs aus Achtung für ihre uneigennützige Freundſchaft mich um ihre Gunſt beworben hatte. Auch über ihr helles, unbefangenes Weſen ſuchte der Graf, der ſie nicht verſtand, einen entſtellenden Schleier zu werfen; ich ſuchte

mit scharfen Augen alle Verhältnisse und alle Charaktere aufzufassen. Ladugno war unter den allen der Feinste; er betrug sich mit so vielem Anstand, mit so schlauer Zurückhaltung, daß die unbefangene Manuela kaum in ihm einen Bewerber ahnen konnte; um so thätiger war er hinter ihrem Rücken.

Nicht lange nach meiner Anstellung sollte die Verlobung der Signore Elisa mit dem wackern Arzte Sandrini gefeiert werden. Die Villa des Grafen, ein schönes Gebäude an der Brenta, das er aus Aberglauben nie besuchte, wurde zu dem Feste bestimmt. Der Großonkel, welcher es gebaut, und dessen Andenken in weniger gutem Ruf, als das der übrigen frommen Mitglieder dieses alten Geschlechtes, stand, weil er sich dem Studium der schwarzen Kunst ergeben haben sollte, sollte dort umgehen, und flößte dem Grafen, dem seine ungebundene Lebensweise den Muth und das Vertrauen des redlichen und schuldlosen Mannes benommen hatte, eine gewaltige Furcht ein; zwar kam ihm selbst in der Ferne diese Furcht kindisch vor, dennoch suchte er den Kreis um sich so groß wie möglich zu machen; das ganze Haus

ſollte mehrere Tage dort zubringen. Ich allein, der ſonſt immer die Aufſicht über die Dienerſchaft trug, mußte in dem Pallaſte zurückbleiben. Es wunderte mich freilich, und ich befürchtete ſchon halb eine Ungnade, denn der Neid meiner Umgebung machte mir viel zu ſchaffen; doch den Abend vor der Abreiſe rief der Graf mich in ſein Kabinet, und übertrug mir einen wahren Spitzbubenſtreich, der mich ſogleich über mein Zurückbleiben, und die Abſicht dieſer fernen Feier belehrte. „Signora Manuela" vertraute er mir, „beſitze ein kleines elfenbeinernes Käſtchen, das ihr ſterbender Vater ihr vermacht hätte, jedoch unter Bedingungen, die ihr bis jetzt den Muth benommen es zu öffnen. — Ein geheimes Verhältniß, das wir nicht enträthſeln können, ſcheint ſie noch feſt an das Andenken eines geſtorbenen und ihr völlig unbekannten Verlobten, den ihr der Vater aufgedrungen hatte, zu feſſeln. Die Mutter meint nun, daß dies Käſtchen Papiere enthalten müſſe, die uns über vieles belehren dürften, was die Tochter geheim hält, und in jedem Fall nützliche Winke gewähren könnten. Mit einem Wort, uns iſt daran gelegen zu erfahren, was

es eigentlich verschließt; doch da Manuela es genau kennen, und sein Aeußeres oft aufmerksam betrachten soll, muß es sehr behutsam geöffnet werden, damit es keinen Schaden leide. „Hier" fuhr der Graf fort, indem er ein Fach in seinem Sekretair öffnete. — „Hier sind Eisen und Dietriche aller Art. — Du sollst ja ein Tausendkünstler seyn, mache es gut. Berichte mir den Inhalt des Kästchens genau — übergib nur mir die Papiere, und stelle es wieder hin. — Sie selbst, meint die Mutter, wird es sobald nicht öffnen, und wir werden wohl immer Gelegenheit finden, das weggenommene wieder hineinzubringen."

„Gut" gab ich zur Antwort; obgleich über diesen schändlichen Auftrag heimlich entrüstet, — „wie bringe ich aber in die Zimmer der Signora? Ganz allein bleibe ich doch nicht im Hause zurück; und jeder öffentliche Versuch hineinzugehen, würde gleich verrathen werden."

Der Graf lächelte. Er vertraute mir nun, daß der Theil des Pallastes, welchen er bewohnte, durch eine lange Gallerie voll bestäubter und schlechter Bilder, welche in dem gerade gegenüber

liegenden Flügel befindlich wäre, in Verbindung mit Manuelens Zimmern stünde. Um dem Anstande zu schmeicheln, habe er zwar, noch vor der Ankunft der Fremden, die gewöhnliche Communikationsthür vermauern lassen, doch befände sich in ihrem innersten Kabinet, worin der Sekretair stehe, und welches an ihr Schlafzimmer stoße, eine geheime Tapetenthür, so künstlich in das Paneelwerk eingefügt, daß sie nicht entdeckt werden könne; durch diese, die durch einen leisen Druck an eine Feder aufspränge, könne man zu jeder Zeit in ihr Zimmer kommen, und nicht ohne kluge Umsicht habe er Manuela diese sicher scheinende Wohnung angewiesen. — Er fügte hinzu, daß er schon öfters gedacht, seine schöne Geliebte dort in dem geheimen Heiligthum ihrer stillen-Stunden zu belauschen; am Tage aber möchte er sich leicht einer Entdeckung blos stellen, und bei Nacht — selbst wenn er auch das Grauen, die lange, unheimliche Gallerie, wo jeder Tritt gespenstisch wiederhalle, zu durchschreiten überwinden könne, müsse er befürchten, daß der verführerische Anblick der Schlafenden ihn leicht zu einer unersetzlichen Vergessenheit seiner selbst hinreißen möchte, und

überhaupt wüßte er die Nächte beſſer zu verwenden, als ſie in einem leeren, tantaliſchen Anſchauen hinſchleichen zu laſſen.

Ich verſprach ohne Bedenken alles genau auszuführen. Meine Beklemmenheit war verſchwunden; denn durch dieſe Eröffnung fühlte ich mich mehr als je zu Manuelens geheimen Beſchützer geweiht. Ich wollte die Papiere ſehen, um zu erfahren was ich für ſie zu thun im Stande wäre; nur wenn jene zu ihrem Heil verwendet werden könnten, ſollten ſie in die Hände des Grafen kommen.

Sie reiſten ab. Sobald ich die nöthige Vorſicht gebraucht hatte, um nicht überraſcht zu werden, benutzte ich die Eröffnung des Grafen. Ach — jedem ſchändlichen Betrug nur zu ergeben, ſprang die geheime Thüre federleicht auf, und ich ſtand zitternd mitten in dem ſtillen, von den Wohlgerüchen der ſeltenſten Blumen erfülltem Heiligthum, das ich, wie hoch ich es auch verehrte, durch mein verſtohlenes Hierſeyn, durch unwürdige Abſichten, die ich mit meinen exaltirten ehrlich gemeinten Anſichten vergebens zu beſchönigen ſuchte, befleckte.

Allein ich gab ſolchen Betrachtungen keinen Raum. — Ohne Anſtrengung wurde der Schrank

geöffnet; das elfenbeinerne Käſtchen glänzte mir entgegen. Ach! es war als drängten ſich die Geheimniſſe der Argloſen ſelbſt hervor, um ans Licht zu kommen; nur eine kleine Mühe, und das Schloß ſprang auf. —

Vor mir lag ein Ring mit einem dunkelrothen Rubin, unter dieſem ein Portrait. Es war, das meines Freundes. Es konnte eben ſo gut das meinige bedeuten, wenn es nur bläſſer geweſen wäre; nun ſtand der verrathene Jüngling in der ſchönſten Fülle ſeines Lebens vor mir. Ich legte es ſchnell auf die Seite; unter der leichten Baumwolle, worinn es geruhet hatte, lag ein verſiegeltes Paquet und nichts mehr. — Ich ſteckte es zu mir, und eilte auf mein Zimmer. Dort zog ich es wieder hervor. — Es trug die Aufſchrift: „An meine Tochter, zu eröffnen, wenn ſie als Gattinn und Mutter ihr Glück erkannt.“

Ach! ſie hatte es, dem väterlichen Willen getreu, nicht geöffnet. In meiner Hand lag ein noch völlig unbekanntes vielleicht, höchſt folgenreiches Geheimniß. Ich machte, ohne auf alle

die Vorstellungen die mich bestürmten zu achten, alles bereit, um das Siegel unverletzt wieder aufdrücken zu können, und dann — es war der entscheidende Augenblick — aller Bedenklichkeiten mich rasch überhebend, doch unter heftigem Herzklopfen, löste ich es. — Und doch sagte mir nicht die leiseste Ahnung, daß ich die Würfel meines Geschicks in der Hand wog, nicht, daß mein Wurf, als das Siegel nun erbrochen war, entschieden vor mir lag.

Der Umschlag enthielt folgendes Heft: —

Zweites Heft.

Wahrsagungen.

Es (das Schicksal) nimmt das Leben
für Leben an, und abgeleitet iſt
auf das geliebte reine Haupt der Blitz.
Schiller.

An meine Tochter.

Indem ich, geliebtes Kind! die Feder ergreife, um mein heiligſtes Geheimniß niederzuſchreiben, erhebt ein freudiges Gefühl mein Herz; weil ich weiß, daß wenn die rechte Zeit gekommen ſein wird, und Du dieſe Zeilen dennoch nicht leſen ſollteſt, ich ſelbſt hoch beglückt an Deiner Seite ſitzen werde. Sollteſt Du aber das Siegel öffnen, und ich alſo ſchon ſtumm im Grabe ruhen, wird

doch ein Blick auf den Kreis deiner Lieben, den Du nur auf Augenblicke verlaſſen, um dies ungeſtört öffnen zu können, den dadurch erneuerten Schmerz um den hinübergegangenen Vater mildern, und Du wirſt, ſein Andenken und ſeine letzte Bitte ehrend, durch zarte Thätigkeit und durch den Segen Deiner eignen Tugenden, den unverſchuldeten Fluch löſen, den der Aberglaube auf ein ſchuldloſes Haupt geworfen hat.

Und ſo muß der ſchlafende Vater Dich ſchnell über die Kluft der Vergangenheit zu ſeiner erſten Jugend zurückführen.

Als dem jüngſten Sohne eines nicht reichen Hauſes, deſſen noch lebende Häupter den Enkel lieber den Prieſterſtand, als jedes andere nützliche Gewerbe, das ihrem Stolze nicht entſprach, ergreifen ſahen, wurde mir wenigſtens eine klöſterliche Bildung gegeben. Es wird Dir aus meinen frühern Erzählungen bekannt ſeyn, daß Familienverhältniſſe mich in dieſer Abſicht noch ſehr jung aus dem Vaterlande und nach Rom brachten.

In meinem Kloſter traf ich unter mehreren jungen Leuten beſonders einen, von dem ich mich

durch die Uebereinſtimmung unſrer Lage und unſrer Geſinnungen angezogen fühlte. Er kam mir freundlich entgegen, und bald waren unſre Seelen wie zuſammengeſchmolzen. Auch er war, ſo wie ich, für die Tonſur beſtimmt, und ergab ſich mit jugendlichem Leichtſinn und kindlicher Schwärmerei ſeinem noch lächelndem Schickſal. Nicht alſo ich. Bis in mein vierzehntes Jahr in der Kaiſerſtadt erzogen, konnte ich dem Kloſterleben keinen Geſchmack abgewinnen. Nur zu ſehr gewohnt mich frei in der freien Welt zu bewegen, füllten Unmuth und Groll meine Seele, und nur von den Bitten und Thränen meines Freundes bewegt, um deſſentwillen ich gern duldete, ließ ich ſie nicht in tollen Streichen und jugendlichem Ungeſtüm hervortreten. Allein meine Empfindungen, meine lebendigen Schilderungen der herrlichen Welt, der wir entſagen ſollten, ſteckten bald ſein reizbares Gemüth an; und bald ſehnte er ſich noch heftiger als ich aus den düſtern Mauern, hinter welchen die Fluren, die ſeine Phantaſie ihm faſt noch ſchöner, als die Sonne ſie beleuchtete, malte, ihm beinahe wünſchenswerther als mir entgegen lächelten. — Die

Wünſche unſrer Verwandten, der Wille ſeines frömmlenden [illegible]aters, deſſen eigner Beichtvater in unſerm Kl[illegible]er zu Hauſe war, und den Jüngling faſt nie aus den Augen ließ, ja ſelbſt die auflauernden Blicke unſrer Obern lehrten uns die höchſte Vorſicht; allein in geheim wurden Entwürfe über Entwürfe zu unſrer Flucht gelegt, die gewiß endlich ausgeführt worden wären, wenn nicht ich, der welterfahrner war, ſelbſt den Einwurf gemacht hätte, daß wir erſt darauf bedacht ſein müßten, auf welche Art wir unſer Fortkommen in der Welt ſuchen wollten. Auch in dieſer Rückſicht ſchien das Glück uns günſtig zu ſeyn. — Ein junger Mann, mir fern verwandt, beſuchte mich im Kloſter. Die Offenheit ſeiner Geſinnungen, die ſich keine Mühe gaben, weder ihren Abſcheu vor dem Kloſterleben, noch ihr Mitleid mit den dafür Eingenommenen, zu verhehlen, machte ihn ſchnell zu meinem Freund und Vertrauten. Ich entdeckte ihm unumwunden unſern Plan und unſre Hinderniſſe. Er war entzückt in ein ihm ſo zuſagendes Geheimniß eingeweiht zu ſeyn, rieht uns ſeinen eignen, den Kaufmannsſtand, zu wählen,

verſorgte uns heimlich mit Büchern und Entwürfen, und ſo bereiteten wir uns wohl ein ganzes Jahr hindurch mit einem Eifer vor, der um ſo größer war, weil er mit der äußerſten Vorſicht getrieben werden mußte, und uns zugleich den ſchönſten Lohn unſrer erfüllten Hoffnungen in der Ferne zeigte.

Auf einmal langte der Antrag von meinen Verwandten an, daß ich, da ich doch nun gewiß hinlänglich von meinem Beruf zum geiſtlichem Stande überzeugt und erfüllt wäre, doch nicht zögern möchte das Noviziat anzutreten. Jetzt ſchien es mir die rechte Zeit, offen meine Meinung zu ſagen, und ich that es mit ſolcher Kühnheit, daß unſre Obern aus Schrecken über den weltlichen Sinn, den ſie längſt ausgerottet zu haben vermeinten, und aus Furcht, daß ich die übrigen Jünglinge mit meiner Gottloſigkeit anſtecken möchte, mich ſogleich von ihnen entfernten, und vor allen von meinem lieben Orbitelli, und ſo plötzlich, daß wir uns nicht einmal ein Lebewohl ſagen, noch weniger eine Abrede für die Zukunft nehmen konnten.

Ich ſollte nun in ein anderes Kloſter verſetzt werden, meine Verwandten aber, die Verdruß und noch mehr erhöhete Geldausgaben ſcheueten, ließen mich, empört über meine Undankbarkeit, wie ſie es nannten, laufen und gaben ſo endlich meiner Neigung, den Handelsſtand zu wählen, nach; mein kleines Erbtheil wurde mir ausbezahlt, und um aus aller Verbindung mit mir zu kommen, ſorgten ſie ſogar dafür, daß ich eine Anſtellung in einer kleinen Provincialſtadt erhielt.

Mit leichtem Herzen würde ich abgereiſt ſeyn, wenn nicht der Gedanke an meinen verlaſſenen Freund mich beinahe zur Verzweiflung gebracht hätte, doch es war für mich nichts anders zu thun, als meinem Schickſale zu folgen, und ihn dem ſeinigen zu überlaſſen. — Stolz, und der Wunſch, den Ehrgeiz meiner Verwandten zu demüthigen, vermehrten meine Anſtrengungen; nach wenigen Jahren war ich ſchon ein tüchtiger Kaufmann geworden, und mir fehlte nichts, als das nöthige Kapital um meinen Namen in der Handelswelt geltend zu machen. Indeſſen machte ich verſchiedene Handelsreiſen, und betrat endlich nach Verlauf von beinahe zehn Jahren den römiſchen Boden

wieder. Schon längere Zeit vorher, hatte mir der Name Orbitelli, ein wehmüthiges Gefühl erweckend, in den Ohren geklungen. Nun da ich endlich ſelbſt an Ort und Stelle war, machte ich es mir zu einer d. einer erſten Angelegenheiten den Innhaber dieſes Namens aufzuſuchen, in dem ich einen Verwandten meines heißgeliebten Jugendgefährten zu finden vermuthete, und hoffte demnach von ihm etwas näheres über das traurige Schickſal des Freundes zu erfahren.

Ich trat in einen geräumigen Pallaſt, deſſen Ausſehen Reichthum und Geſchmack verrieth, und ließ mich bei dem Hausherrn anmelden. Wie wurde mir aber zu Muthe, als dieſer noch junge Mann mir ernſt, und mit ſchwermüthiger, gebückter Haltung entgegen trat, dann auf einmal ein Freudengeſchrei erhob, ſeine Arme um mich ſchlang, und mich feſt an ſeinen Buſen drückte. — Es war mein Orbitelli.

Während ſeiner ungeſtümen Liebkoſungen entging mir doch ein Zug finſterer Schwermuth nicht, der ſeine blühende Jugend entſtellte; dennoch konnte ich, von dem ſeligen Augenblick durchdrungen, mich nicht enthalten laut auszurufen:

„Alſo ſind unſre kindlichen Wünſche doch in Erfüllung gegangen; jetzt bin ich mit dem Geſchick ausgeſöhnt, da es auch Dir zugelächelt hat. Zwar bin ich nicht reich wie Du, beſitze noch kein geliebtes Weib, keine zarten Kinder, allein einen treuen Freund, Muth und ein leichtes Herz, und ſo nehme ich es mit Dir freudig auf!“

„Glücklicher!“ erwiederte er ſchwermüthig, „leichtes Herz, Muth — und keine Reue?“

„Reue! worüber?“

„Biſt doch auch ein Abtrünniger!“

„Undankbarer Menſch! welcher Wahn macht Dich blind für den ſichtbaren Segen, womit Gott ſelbſt Deinen Entſchluß belohnt hat.“

„In drei Kindergräbern“ gab er düſter zur Antwort, „ſchläft Gottes ſichtbarer Segen, und unſichtbar ruht ein Fluch auf meiner Bruſt. Nichts mehr davon! Ich will in deiner Freundſchaft ſchwelgen, obgleich Du mein Teufel biſt. — Komm zu meiner Familie.“ —

Er ließ mich nicht zur Antwort kommen, und zog mich mit ſich. — Er beſaß eine liebliche Frau, der freilich der Gram um drei entriſſene Kinder die Wangen ſchon gebleicht, und der die vereilige Angſt

vor einem möglichen Verluſt des jüngſten, allein übrig gebliebenen, jedoch blühenden Sohnes, den Muth ganz niedergeſchlagen hatte, doch ſah ſie noch der ſchönen Schmerzensmutter ähnlich, beſonders wenn ſie den kleinen Siemendo auf dem Schooße hatte, deſſen klare Augen, meinem Gefühle nach, den Vater mit dem Himmel und der Erde verſöhnt haben müßten. Munter und gewandt im Umgange galt dieſer noch immer in den Augen der Welt für einen glücklichen Mann; und ſelbſt mir, wenn ich die Aufwallung jenes Augenblicks, in welchem die Freundſchaft ihm die Bewachung über ſich ſelbſt vergeſſen gemacht hatte, ausnehme, ſchien er auch ſeinen Kummer verhehlen zu wollen; jedoch unſre Herzen, die ſich auch mit unſern Perſonen wieder gefunden hatten, ergoſſen ſich bald wie in frühern Zeiten in einander. Und ſo kam ich auch bald in den Beſitz eines Geheimniſſes, daß ich Niemanden, ſelbſt Dir meine geliebte Tochter nicht anvertrauen würde, wenn daſſelbe nicht auch mich in ein Unrecht verwickelt hätte, das noch jetzt meine Seele ſchwer drückt, und mir die letzte Stunde erſchweren wird, weſern es nicht Deinem engelreinen Sinn, Du

mir gebohrner Engel! und Deiner zarten Hand, — das hoffe ich zu Gott — gelingt, dem Aberglauben den Sieg über ein menſchliches Herz, und ein ſchuldloſes Weſen verſöhnend ihm zu entreißen!

Der kleine Sismondo wurde von einer Kinderkrankheit befallen; und obgleich ſie nur leicht und vorübergehend war, verſetzte ſie doch die ängſtliche Mutter in den tödlichſten Schmerz. „Soll ich,“ rief ſie weinend aus, „auch das vierte Kind verlieren! Iſt es denn wahr, daß der Kirche Fluch auf unſrer Ehe ruht?“ Der Gatte ſchwieg. Er ſchien in ſein Schickſal ſchon ergeben. Ich verwies ſie auf die ſtarke geſunde Natur des Knaben. Sie ſchüttelte den Kopf: „Sie ſollten nur meinen Erſtgebohrnen geſehen haben!“ ſeufzte ſie; „das war ein noch kräftigerer Junge, und doch mußte er dahin; ſeitdem haben ſeine ſpätern Geſchwiſter den Keim des Todes mit der Muttermilch, die von meinem mich aufreibenden Aengſten vergiftet iſt, eingeſogen.“ Orbitelli verließ in heftiger Unruhe das Zimmer. Als ich der Frau ſo gut ich konnte Muth eingeredet hatte, ſuchte ich ihn auf. Ich traf ihn laut weinend in ſeinem Kabinet an;

und mit kühner Freundſchaft drang ich in ſein wundes Herz.

„Alles will ich Dir vertrauen!“ rief er endlich, nachdem er mich lange feſt und durchbohrend betrachtet hatte, „alles, doch nur unter einer Bedingung; Du ſollſt mir nicht verſprechen, daß Du mein Geheimniß ehren willſt; denn das bin ich von meinem Freunde überzeugt; ſchwören ſollſt Du mir aber, wenn Du auch nicht meinen unwiederruflichen Entſchluß billigeſt, doch nie einen Verſuch zu machen mich davon abzubringen; nie durch Bitten oder Gründe mich von meiner innern Ueberzeugung abwendig machen zu wollen, ob ſie Dir auch nicht zuſagt; ich habe Deinen Eingebungen einmal gefolgt, und dadurch meine zeitliche, vielleicht meine ewige Ruhe vernichtet; ja Du mußt mir noch obendrein verſprechen, alles, was in deinen Kräften ſteht, dazu beizutragen, daß mein Geheimniß niemanden enthüllt, und jede Erinnerung an dieſe Stunde, ſelbſt meinem irdiſchen Daſeyn entzogen werde, das alles mußt Du mir ſchwören, ſo unverbrüchlich als Du mein Freund biſt.“

Thränen füllten ſeine Augen, die Lippen bebten, und flehend drückte er in ſeinen gefalteten Händen die meinige. Tief bewegt ſchwor ich Unbeſonnener den Eid, den ich lebend nicht brechen darf, und doch kann ich nicht ruhig in das Grab ſteigen, wenn ich ihn nicht auf dieſer Erde abgeworfen habe. So mögen denn dieſe gewichtloſen Blätter umfaſſen, was mir das Leben ſeit jener Stunde ſo ſchwer gemacht hat.

Als meine Zunge nun gebunden war, erzählte er, wie die plötzliche Trennung von mir ſeine Seele zerriſſen, und ihm zugleich allen Muth, dem väterlichen Willen zu widerſtehn beraubt hätte. Ja! in der Angſt vor ſeinem, nur in dieſem Punkte unerbittlichem Aufſeher, war es ihm gelungen, alle verdächtigen Bücher aus meiner Zelle wegzuſchaffen, und ſie mit den ſeinigen, damit er nicht auch als Abtrünniger angeſehen werden möchte, zu vernichten. Den Unmuth in ſeinem Innern, und ſeinen Widerwillen gegen das Kloſterleben, vermochte er deſſen ungeachtet nicht mit jenen zu vertilgen, und bald waren ſie ſeine Meiſter geworden, als ihm nun mit ſeinen Büchern auch jedes Mittel zu vernünftiger Selbſtbeſchäfti-

gung fehlte. Vielleicht wäre er einer keimenden Seelenkrankheit unterlegen, wenn nicht die Liebe ihren wohlthätigen Sonnenstrahl in seine Brust geworfen hätte.

Der Anblick eines Mädchens, das mit ihrer Mutter fast täglich die Klosterkirche besuchte, bewirkte seine Rettung. Ein geheimer Liebeshandel entspann sich, und wurde nicht entdeckt. Sie waren schon alle beide, ohne sich in Worten angesprochen zu haben, ihrer gegenseitigen Liebe gewiß, als der Vater selbst das Kloster besuchte, und den Sohn ermunterte das Noviziat anzutreten. Der Jüngling, der, ohne selbst zu wissen warum, seit der frühesten Kindheit eine fast sklavische Furcht vor dem Vater, einem harten, eigensinnigen Manne, gehabt hatte, wagte nicht seinen bestimmten Aeußerungen zu widersprechen; jedoch glaubte er aus diesen schließen zu können, daß der Vater ihn und seinen vermuthlich geringen Nachlaß dem Kloster als ein Sühnopfer jugendlicher Vergehungen bestimmt habe. Ja! ein alter räthselhafter Diener des Vaters, der mit diesem in das Kloster gekommen war, habe ihm sogar anvertraut, daß der Herr einst seine weltliche Frei-

heit bedrohet gesehen hätte, und nur das heilige Versprechen: den Sohn und seine Güter dem Kloster zu weihen, konnte dessen Obern, der zugleich sein weitläuftiger Verwandter war, bewegen, ihm gewisse Dokumente auszuliefern, die ihn der Gefahr entrissen. Vielleicht hätte der alte Diener ihm mehr eröffnet, aber ihre Vertraulichkeit wurde von seinem geistlichen Aufseher entdeckt, und Jener ward plötzlich weggeschickt.

Seit der Zeit hatte Orbikelli weder von ihm gehört, noch jemals eine Spur von dem, was er ihm einst anvertrauen wollte, entdecken können. Nur später hatte er erfahren, daß der Diener kurz nach seinem Aufenthalte im Kloster gestorben sey. — Jene Nachrichten vermehrten nur den Groll in der Seele des Jünglings, ohne jedoch seinen Muth gegen den Urheber seines Verhängnisses zu beleben; jedoch trat er sein Noviziat mit dem festen Vorsatz an, noch bevor es zu Ende gelaufen, in die weite Welt zu entfliehen; musste er auch dadurch selbst der Geliebten entsagen, die, so wie einst ich, in alle seine Träume verwebt war.

Wirklich hatte er auch alles in der Stille zu seiner Flucht vorbereitet, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß sein Vater plötzlich gestorben wäre. Ihr beiderseitiger Beichtvater, der Orbitellis demüthige, verstellte Unterwürfigkeit für einen Beweis der Frömmigkeit und Zufriedenheit genommen, zögerte auch nicht, um einen heiligen Enthusiasmus in ihm zu entflammen, ihn dreifach glücklich zu preisen, daß sein Vater gegen Vermuthung aller ein bedeutendes Vermögen, das nun sein Sohn gebühre, hinterlassen habe. — Er zweifelt auch nicht, daß sein geliebtes Beichtkind, das nun so eben im Begriff stehe dem Kloster einverleibt zu werden, diese weltlichen Schätze, wovon es in seiner jetzigen Lage doch keinen Gebrauch machen könne, der Kirche zufließen lassen würde, um sich dadurch einen ansehnlichen Platz in ihrer Gunst zu erwerben.

Orbitelli aber war nicht der Meinung. Er fühlte sich auf einmal unabhängig und frei, und konnte sich kaum in seiner Freude, sich so plötzlich dem Ziele seiner Wünsche nahe zu sehen, mäßigen. Er war wie umgewandelt. Alles was dem armen

Jüngling früher gänzlich gefehlt, ſtand ihm nun zu Gebote. Die Obern wurden gegen den reichen Novizen, deſſen ſie ſich ſchon gewiß glaubten, nachſichtiger, und ließen ihm weit mehr Freiheit als ſonſt; daher wurde es ihm leicht, ſich von außen Rathgeber und Hülfe zu verſchaffen, und ſo entſprang er ohne Mühe, begab ſich in das Haus eines Cardinals, dem er ſehr warm empfohlen war; und aus dieſem Zufluchtsort erklärte er laut ſeine Abneigung für das Kloſterleben, und daß nur Furcht vor dem Vater und den Obern, ihm bisher Stillſchweigen und Duldung geboten hätten. — Natürlich ſuchten die Letzteren alle ſeine Gründe zu widerlegen, mußten aber doch geſtehen, daß ſein Gelübde noch nicht abgelegt ſey; indeſſen konnten ſie bezeugen, daß er mehr als einmal ſeinem Beichtiger verſprochen, jenem, das er ſchon im Herzen gethan, nie untreu werden zu wollen. — Dieſer Einwurf war aber vergebens; er wurde freigeſprochen.

Während dieſer Verhandlungen war mein Freund, der, wie es ſich meinen Betrachtungen ergab, mehr aus aufgeregtem Jugendtriebe und Weltſinn, als aus feſter und reiner Ueberzeugung

ſeiner wahren Beſtimmung, handelte, mit raſchen Schritten ſeinem Ziel entgegen geeilt. Er vernahm ſchon eine ſtörende Empfindung in ſeinem Buſen. Trotz des lebendigen Abſcheu's vor dem Mönchsſtande, regte ſich doch eine leiſe Furcht in ſeinem Innern, daß eben dieſer Abſcheu ſündhaft ſein möchte. Dieſe Mahnung mußte beſchwichtigt, wenigſtens übertäubt werden; und wodurch konnte dieſes beſſer geſchehen, als durch den Zauber der der Liebe. Er eilte zu dem Mädchen ſeines Herzens, ſeiner nachherigen Frau, und nach dem Geſtändniß gleicher Gefühle in Worten und Umarmungen, hielt er ſogleich um ihre Hand an. Sie wurde ihm zugeſagt; und nun war er, wie er auch ſelbſt meinte, ſchußfeſt gegen alle Verſuchungen, ſelbſt gegen die, in dem Munde ſeines Beichtvaters, deſſen Beſuche er bisher immer abgelehnt hatte, da er wohl voraus ſah, daß dieſe nur darauf abgeſehen waren, ihn zur Rückkehr in's Kloſter zu bewegen.

Ja noch ein andrer Umſtand hatte ſein Vertrauen auf ſich ſelbſt vermehrt: Einer ſeiner vormaligen Lehrer, ein adelicher Prieſter, der ihm wegen ſeiner Sanftmuth und Billigkeit immer

ſehr theuer geweſen, beſuchte ihn, und er fand ihn in ſeinem Benehmen gegen ſich nicht allein ganz unverändert, ſondern es athmete eine ſo zärte väterliche Milde aus allen ſeinen freundlichen Reden, daß Orbitelli, der von ihm nicht zum Trotz gereizt wurde, ſich in wirklicher Verlegenheit befand, und hingeriſſen von ſeiner Güte, ihm offenherzig ſeine Liebe geſtand. Dieſes Geſtändniß ſchien auch in der That ſeine Gegengründe zu beſchwichtigen; er tadelte ſeinen Entſchluß nicht länger, und trennte ſich ſogar von ihm mit einem kleinen freundſchaftlichen Geſchenk, womit er ſo zu ſagen ihn zum Eheſtande und zu dem irdiſchen Glück einſegnete. Dies Ereigniß verlieh Orbitelli zum erſtenmale eine feſte, noch innigere Ueberzeugung.

In der Hoffnung, den alten Beichtvater, für den er doch im Grunde ſeines Herzens kindliche Ehrfurcht hegte, zu verſöhnen, vielleicht auch um ihn in jugendlichem Uebermuthe zu zeigen, daß ihn nichts in ſeiner jetzt erworbenen Ueberzeugung wankend machen könne, eilte er, als er erfuhr, daß ſeine beharrliche Weigerung den Greis zu ſehen, ſo wie auch ſeine unerſchütter-

liche Festigkeit gegen alle Versuche des Klosters, den für seine Seele besorgten Mönch auf das Krankenbett geworfen hatte, zu ihm.

Der ziemlich hart Angegriffene empfing ihn zwar freundlich, doch nicht ohne bittre Vorwürfe. „Du hast mir den mürben Lebensfaden zerrissen," sagte er, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, „allein ich will die Hand die mich tödtet segnen. Ich will zu Gott flehen, daß er den Worten des Sterbenden Kraft verleihe, und ich darf es hoffen, da er schon das Wunder bewirkt hat, Dein verstecktes Herz hieher zu leiten."

Orbitelli fühlte sich bei seinem Anblick mehr als bei seinen Worten tief bewegt; doch das Bild der Geliebten, und das freundliche Geschenk des aufgeklärten Lehrers, reichte seiner Seele Schild und Waffe, und das Gefühl der neuen Versuchung flößte ihm Härte ein. „Mein Entschluß," erwiederte er, „ist unwiederruflich! ich werde ihn einst vertreten! Ich komme nur zu Euch, von meiner kindlichen Zuneigung getrieben, um Euch zu bitten, mir die letzte Wohlthat zu erzeigen. Nicht die Weihe Eures Ordens, sondern das

Sakrament der Ehe wünſche ich von Eurer Hand zu empfangen.“

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, als ſchon Todesbläſſe die Wangen des Greiſes bedeckte, welcher faſt ohne Beſinnung in die Kiſſen zurückſank. Als er endlich wieder zu ſich gebracht war, äußerte er den Wunſch, mit Orbitelli ohne Zeugen zu reden. Nun ſuchte er ihn mit den rührendſten Bitten zur Rückkehr zu bewegen. Er beſchwor ihn bei der Seligkeit ſeines Vaters, der nur in der Zuverſicht, daß der Sohn ſeinen Willen erfüllen, und ſein Gelübde treu einlöſen würde, ruhig geſtorben ſey; er beſchwor ihn in ſeinem eignen Namen, dem der Vater ſterbend ſeine Rechte übertragen hätte, ihm durch dieſen Schritt die Todesſtunde zu verſüßen; er bat ihn zu bedenken, daß der Vater, wenn er noch am Leben wäre, ihn enterbt und ſeine Güter dem Kloſter, als dem rechtmäßigen Erben, übergeben haben würde; er betheuerte ihm, daß noch ſein Fluch unſichtbar über ihm ſchwebe; er ließ ihn, ſo wie früher der Diener, alte Vergehungen ahnen, deſſen rächende Folgen der Vater durch ein frommes Leben verſucht hätte von ſich abzuwehren:

daß seine väterliche Absicht gewesen, den Sohn auch denselben zu entziehen; und — als habe er voraus gesehen, daß jeder Sprößling seines Stammes doch unfehlbar der alten Rache anheimfallen müsse, — wäre es sein Wunsch und sein Wille gewesen, daß sein Geschlecht mit dem Sohn aufhören, und die gesammten Güter für Seelemessen und zu guten Werken verwendet werden sollten, damit sie ungestört im Grabe verwesen, und die alte Schuld durch so fromme Opfer vertilgt werden möchte. Wollte nun er, der Sohn, dieser gottgefälligen Absicht zuwider handeln, würde er die so lange abgewendete Rache auf sein, oder wenigstens auf das Haupt seiner Kinder herunterziehn." Der durch seine eignen Ansichten tief erschütterte Greis, sparte keine Bewegungsgründe; doch Bitten, Vorstellungen, Drohungen, alles war vergebens. Da bemächtigte sich ein frommer Zorn seiner Seele, ein wildes Feuer sprühete aus seinen vor Alter matten Augen, und mit erhobener, begeisterter Stimme sprach er zu Orbitelli folgende Worte: „Kehre um, da es noch Zeit ist, damit nicht der Fluch in Erfüllung gehe, den der Zorn des Vaters in den unwilligen Mund des Ster-

benden legt. Hüte Dich vor der Ehe — Du biſt ſchon lange in Deiner beſſern Seele der Kirche verlobt; die weltlichen Geſetze, welche Dich frei geſprochen haben, gelten nicht vor dem Gerichte, das nicht nach dem Buchſtaben richtet, ſondern in das Herz ſieht. Deine Ehe iſt ungültig, Deine Ehefrau eine Metze, Deine Nachkommen Hurenkinder. In der Sünde erzeugt, werden ſie nur zu Verbrechen geboren! Bete zu Gott, daß er ſie früh zu ſich ruft, denn bleiben ſie auf der Erde, wird Dein Erſtgeborner das Leben ſeiner Geſchwiſter gefährden, und er ſelbſt auf dem Blutgerüſt enden! gegen Deinen Willen ſollen Deine Güter doch dem anheimfallen, dem Du ſie jetzt entzogen haſt! kurzen Freuden wird ein langes Elend folgen! der Segen der Kirche ſoll Dir erſt werden in dem Haß der Welt!" —

Er wollte noch länger fortfahren; — allein er hatte dies mit faſt übernatürlicher Kraft ausgeſprochen, und ſich ſo ſehr angeſtrengt, daß ſein Körper zuſammenbrach, — alle Glieder ſanken auf einmal kraftlos nieder, das Wort 'ſchnitt ſich mit einem gellenden Laut von der Zunge ab, die Augen brachen, alles Leben war in dem

letzten Worte ausgehaucht, und er lag mit offnem Munde und gebrochnen Augen todt vor dem bestürzten Jüngling, der sich eines solchen Auftrittes nicht vermuthet hatte.

Er schrie nach Beistand; doch jede Hülfe kam zu spät. Orbitelli stürzte besinnungslos nach Hause. Zu seinem Glück, oder zu seinem Unglück, denn in der That, ich weiß nicht welches Wort das rechte ist, kam ein Arzt und kein Geistlicher seinen betäubten Sinnen, seinem durch den heftigsten Schreck erhitztem Blute zu Hülfe. — Hätten die Mönche seine Lage geahnt, und den Worten des Abgeschiedenen nachgeholfen, er wäre ihnen auf immer gewonnen gewesen, und wenn auch keine glückliche, wäre ihm doch gewiß eine harmlosere Zukunft geworden als die, welche ihm jetzt zu Theil wurde.

Der Arzt war sein Freund und Jüngling wie er; liebevoll und scharfblickend, gelang es ihm bald seinen Seelenzustand inne zu werden; der Kranke schenkte ihm volles Vertrauen. Der freisinnige Denker würdigte den fanatischen Ausspruch des Sterbenden, wie es der Vernunft und

der ruhigen Kälte geziemte. — Es gelang ihm, den Knauel von widerſtrebenden Empfindungen, mit allen Gründen der Beredſamkeit, unter ärztlicher Pflege nach und nach aufzulöſen: Er ließ die Geliebte holen, und ſo mußte auch die Liebe ihren heilenden Balſam in die Seelenwunden gießen.

Er genas. Die Welt lächelte ihn heiter an. Das üppige Glück des Lebens winkte ihm von allen Seiten. Um ſich nicht einem entehrenden Müßiggang hinzugeben, beſchloß er ſich dem Handel zu widmen, wozu er ſich in der Stille gebildet hatte, und auch eine beſtimmte Neigung fühlte. Mit keiner glühenden Phantaſie begabt, ſchloß er ſich bald dem altäglichen Verkehr der Welt an; zu gleicher Zeit weihete die Kirche ſeine Ehe, und in einem abgeſchloſſenen bürgerlichen Leben, ſchien die Glücksgöttinn ihn eben ſo reichlich mit goldnen Aehren, als mit Blumen der Freude zu beſchenken, bis an den erſehnten Tag, an welchem die Wehmutter den unter herben Schmerzen zur Welt gebrachten Erſtgebornen in ſeine Arme legte. Mit ängſtlicher Unruhe ging er in ſeinem Kabinet erwartend auf

und nieder; dieſe bange Stunde war nur allzu ſehr dazu geeignet, ihm die dunkelſten Erſcheinungen ſeines Lebens in die Seele zurückzurufen. Es war ihm, als hallten die fürchterlichen Worte des ſterbenden Mönchs noch einmal in ſein Ohr; rings um ihn regten ſich leiſe und ſchauerlich geſpenſtiſche Töne, unheimliches Knarren. — In der ängſtlichſten Minute kam es ihm vor, als klopfte es leiſe an ſeine Thüre. — Er öffnete ſie und fuhr entſetzt zurück, indem er ſie wieder zuſchlug, denn es kam ihm vor, als trete ihm eine vermummte Geſtalt mit einer Büchſe in der Hand entgegen, ſo nie von der, den Verbrechern geweihten Brüderſchaft, die an dem Vorabend des Hinrichtungstages herumgehen, um Almoſen zu zu Seelenmeſſen für die Seele des armen Sünders einzuſammeln. —

Er ſank erſchöpft in einen Stuhl; es dunkelte vor ſeinen Augen, und er fand ſein Bewußtſeyn erſt durch den Klang einer bekannten freundlichen Stimme wieder. — „Um Gotteswillen! was fehlt Euch, edler Herr?“ ſagte ſie. „Ich bringe Euch ja Freude;“ da ſtand die lächelnde Wärterin

vor ihm, ein neugebornes Kind auf einem Kissen tragend.

Er starrte sie ungewiß und finster an; er wagte nicht sie zu fragen. Seine Geistesabwesenheit hatte ihm jedes Zeitmaaß geraubt; er wußte nicht ob er wirklich einen barmherzigen Bruder gesehen, oder ob die Phantasie, die ihm vor kurzem vieles vorgekaukelt, ihn getäuscht, und der bekannten Frau die furchtbare Gestalt angedichtet habe. Es war ihm als klängen die Schellen der Büchse ihm noch in den Ohren, während er sein Kind betrachtete. „Auf dem Blutgerüste enden!“ rief es in seiner Seele.

„Segnet es, Vater!“ fuhr die Frau andächtig fort; mit zitternden Händen zeichnete Obitelli ein Kreuz darüber. Er konnte kein Wort hervorbringen.

„Von der Stunde an“ betheuerte dieser, „füllte eine peinliche Unruhe meine Seele; Reue kann ich die Empfindung, welche an meinem Herzen nagte, zwar nicht nennen, denn vor Gottes Richterstuhl fühlte ich mich frei und rein; ich hatte kein Gelübde abgelegt, keinen Eid gebrochen, nicht gegen Gottes Wort verstoßen, war nur dem Räth

triebe der menſchlichen Natur gefolgt, welchen die Kirche ſelbſt lobte und billigte; jedoch entſtand öfters die Frage in mir: iſt es nicht die Pflicht des Sohnes dem eignen Glück, ſelbſt dem Gebot der irdiſchen Natur zu entſagen, um dem tief eingewurzelten Verlangen eines frommen Vaters nachzukommen, den ich, den Reden des ſterbenden Beichtvaters nach, ſonſt auf die Erde zurückzukehren zwänge, ſeine Ruhe im Grabe zerſtörte, die Seele im Fegefeuer feſtbannte! — Die entſetzlichen Drohungen des Sterbenden traten mit jeder traumartigen Erſcheinung vereint, Tag und Nacht vor meine Seele. Entſetzen ergriff mich, wenn ich das unſchuldige Kind betrachtete; Thränen füllten meine Augen, wenn es die kleinen Hände mir lächelnd entgegenſtreckte. Als mir nun nachher zwei liebliche Töchter geboren wurden, war es mir, als ſähe ich ſie durch ihn bleich auf der Bahre liegen. Es rief in mir: Bete für die kleinen Seelen, und ehe ich es ſelbſt wußte, hatte ich, ſo wie der Mönch mir es einmal an die Seele gelegt, um ihren Tod gebetet, damit ſie zu keiner Blutſchuld Anlaß geben möchten; und als ſie nun kurz nach einander wirklich ſtarben,

mußte ich gegen meinen Willen in ihrem Tode eine Beſtätigung der Wahrheit, deſſen ſehen, was mir der Sterbende voraus verkündet hatte.“

„Armer Freund!“ fiel ich ihm in die Rede: „So danke Gott in deinem Unglück, der Dich der lieblichen Kinder beraubte, daß er durch den Tod auf deines Aelteſten die Unzuverläſſigkeit jener gottloſen Weiſſagung ſelbſt bewieſen hat; durch ſeinen Tod mußte ja Deiner gefolterten Seele die Ruhe wiederkehren!“

„Die kehrt mir nimmer wieder,“ verſetzte er leiſe, während er meine Hand krampfhaft drückte, „denn er lebt noch!“

„Wie?“ rief ich höchſt beſtürzt.

„Still!“ liſpelte er mir erſchrocken und zugleich erbleichend zu, „das iſt ja eben mein Fluch und die Qual meiner Seele, daß ich nur darin Beruhigung, die ich doch nicht gefunden habe, ſuchen kann, nicht mehr Vater zu ſeyn. — Er lebt — ja — allein mir ſey er todt. So wie ich in jugendlichem Uebermuth und ſträflicher Selbſtſucht den liebſten Wunſch meines Vaters mit Füßen getreten, ſo wie ich der leibliche Sohn,

was ihm heilig war, muthwillig verhöhnt, ſo habe ich nun zu ſtrenger Buße den Liebling meines Herzens davon weggeriſſen. Ihn zu tödten habe ich nicht vermocht; allein unter meinen Augen darf er nicht zum Verbrecher aufwachſen; er ſoll nie den Namen ſeines Vaters tragen, damit er ihn nicht einmal mit Schande bedecke, die Augen der Welt auf ihn hinziehe, und ihn zwingen möge ſeine Schuld, die doch nicht ſo groß als die fürchterliche Strafe ſeyn kann, der ganzen Welt zu offenbaren, wenn er, der Sohn, auf dem Blutgerüſte ſterben muß. — Das ſteht freilich in Gottes Hand; ich aber will ihn nicht dazu erziehn; ich will nicht mehr von ihm wiſſen; was aus ihm werden wird, wie er auch einmal ende — ich darf es nicht erfahren; allein ich will für den bitten, deſſen Namen ich nicht mehr nennen darf; ungewiß über ſein Schickſal will ich die Welt einſt verlaſſen, damit nicht eine noch fürchterlichere Gewißheit mich vor der Zeit mörderiſcher Weiſe der Welt entziehe. — Nun weißt Du alles. Armer Freund! Du haſt keinen Balſam für meine Seele, und Du theilſt meine Schuld; meine Schuld zwar nicht, doch Du erregteſt in mir die

ſündliche Begierde nach einer Welt, aus welcher ich ſchon in der Geburt verbannt war, die ich um glücklich zu werden nie kennen lernen durfte. — Es ſey Dir vergeben!"

„An der ſträflichen Beſtimmung liegt die Schuld," gab ich ihm zu Antwort. — Ich fühle keine Reue, und war bis auf dieſen Augenblick glücklich! — „Höre!" —

„Still!" fiel er mir in die Rede — „vergiß deinen Eid nicht. Du kannſt mir keine Gründe anführen, die nicht ſchon in meiner Seele erwogen ſind, und Du darfſt mir ſie nicht ſagen. Die Hälfte unſers Geſchäfes in dieſer Stunde iſt vollbracht; Du biſt in den Beſitz meines Geheimniſſes gekommen; die andre Hälfte, Dein Antheil daran, iſt noch übrig. — Und alſo kraft Deines Wortes und unſrer innigen Freundſchaft bitte ich Dich: Sorge Du für die Zukunft des verlaſſenen Knaben, jedoch nicht unmittelbar; denn theils könnte, da unſre Freundſchaft kein Geheimniß iſt, in der Folge Argwohn und Unruhe daraus entſtehen, theils könnte ich dadurch ſelber, ohne es zu wollen, ſelbſt gegen meinen Willen, die Augen auf den Gegenſtand richten, der mir auf dieſer

Welt fremd bleiben muß. — Niemand, auch die Mutter nicht, ahnet sein irdisches Daseyn. — Die Fabel von seinem Tode ist so gut zusammengesetzt, und ihr Inhalt so gut ausgeführt, daß ihre Unzuverlässigkeit keinem Menschen einfallen kann: in diesem Papier ist sein geheimer Aufenthalt angegeben; ich übergebe Dir dieses und alle dazu gehörigen Dokumente; auch werde ich eine so große Summe für ihn aussetzen, als ich ungefähr vermuthen darf, daß einst sein väterliches Erbe betragen werde; — allein in Deinem Namen. Und von diesem Augenblick an, wo ich Dir alles nöthige übergebe, sage ich mich, so wie früher von ihm, nun auch von allem los, was mich an ihn erinnern könnte. Laß diesen Entschluß Dir immer gegenwärtig seyn, so wahr Du mein Freund bist. Sey Du ihm ein besserer Vater, doch nur in der Ferne, als ich es ihm seyn kann, wofern Du nicht selbst vor seinem Geschick zitterst. Und hiermit sey unsre Unterredung über diese Sache geschlossen, mein letztes Wort darüber sey, daß mir durch Dich ein schwerer Stein vom Herzen gewälzt ist, gebe nur Gott, daß es sich auch in der Zukunft erleichtert fühlen möge!"

Er drückte mir die bereitliegenden Papiere in die Hand, und zog mich mit ſich aus dem Zimmer. Den folgenden Morgen wurde mir eine Quittung über jene bedeutende Summe, als ein von mir empfangenes, und in die Kaſſe niedergelegtes, Kapital übergeben. —

Seit der Zeit, in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, iſt nie ein Wort über unſre Lippen, nie eine Sylbe aus unſrer Feder über dies wichtige Ereigniß gegangen; allein, als er mir vor mehreren Jahren, in Deiner Kindheit, das Bild ſeines jüngeren Sohnes, Deines Verlobten, als zwölfjähriger Knabe, ſelbſt überbrachte, und ich ihm das Deinige übergab: haben wir uns öfters ſtumm angeſehen; unſere Blicke, kühner als die Lippen, haben ſich mit Thränen gefüllt, feſt auf einander geheftet, und ſich dann von einem ſchweren Seufzer begleitet, zur Erde geſenkt.

Ich öffnete die Papiere; — ich habe oben zu bemerken vergeſſen, daß auch ich bei der Annahme derſelben eine Bedingung machte, von deren Unerläßlichkeit ich nicht abging: ich verſprach dem Freunde das tiefſte Stillſchweigen, ſo lange er am

Leben, ſo lange noch eine bloße Möglichkeit vorhanden wäre, die es befürchten ließe, daß jene Vorherſagung, welche meine Vernunft nur dem Aberglauben zuſchrieb, in Erfüllung gehen könne; allein um nicht dem Verſtoßenen die angebornen Rechte freventlich zu vernichten, verlangte ich zu meiner Beruhigung, um, wenn das Geſchick und mein Verſprechen es einſt erlauben würden, ſolchen Gebrauch von dem mir Anvertrauten machen zu dürfen, den die Umſtände erheiſchten. Ich begehrte ein ſchriftliches Zeugniß, daß der mir anvertraute Knabe ſein älteſter, geſetzmäßiger Sohn ſey, indem ich ihn zugleich darauf aufmerkſam machte, daß ja dieſer arme Verſtoßene in der Zukunft Kinder hinterlaſſen könne, die darum nicht weniger ſeine Enkel wären, und Rechte, die er nicht ſchmälern dürfe, beſäßen. Durch dieſe Einwendung betroffen, und im Vertrauen auf meine Freundſchaft gab er mir das Verlangte, — und als ich erfahren hatte, wo ſich der vierjährige Knabe befand, eilte ich um den Unglücklichen an mein Herz zu ſchließen. — Es war ein lieblicher Knabe, dem jüngern Bruder auf ein Haar ähnlich. — Ich nahm ihn auf meiner Rückreiſe

nach Deutſchland mit mir bis Bologna. Dort ward mir ein durch Unglücksfälle herabgekommener Kaufmann, noch in den beſten Mannesjahren empfohlen, über deſſen Bildung und rechtliche Geſinnungen mir zuverläſſige Zeugniſſe vorgelegt wurden. Er war verheirathet, und Vater zweier ganz kleiner Kinder. Ich übergab ihm den Knaben, der, wie ſein jüngerer Bruder, auch Sismondo genannt war, unter der Bedingung, daß er ihn für ſeinen ältern Sohn ausgeben, und als ſolchen erziehen ſollte; dafür erhielt er die Zinſen der bedeutenden Summe, die als dem Sismondo Murani angehörig ſich in meiner Handlung befand, und dieſem, als ein von ſeinem Pathen Harrau geſchenktes Kapital, wenn er volljährig ſeyn würde, übergeben werden ſollte; von der Zeit an aber hätte der Pflegevater, bis an ſeinen Tod, ein jährliches Legat zu genießen.

So über die Zukunft des Knaben beruhigt, umarmte ich ihn zum letztenmale, und begab mich nach Deutſchland zurück. Das Glück ſchien mir günſtig zu ſeyn. Ich bedurfte indeſſen einer reichen Frau, um ſelbſt einen Handel errichten zu können. Da gefiel ich Deiner Mutter; doch

erſt bei Deiner Geburt empfand ich, daß das Glück mich nicht mit einem leeren Schein getäuſcht hatte. — Ich theilte dem italieniſchen Freunde, durch deſſen Beihülfe, und das mir von ihm anvertraute Kapital, in Vereinigung mit dem Vermögen meiner Frau, meine Firma bald Anſehen gewann, meine Empfindungen mit. Er verlangte noch ein Opfer von mir, wie er es nannte, um unſre Verhältniſſe noch feſter zu binden, und das Lebensglück ſeines Sohnes zu begründen; nämlich Deine Hand für ſeinen einzigen erklärten Erben Siſmondo Orbitelli. Ich gewährte ihm dieſe Bitte gern; und ſo wie er durch dieſe Verlobung mein Gelübde, vermittelſt der Reichthümer, die ſie meinem Hauſe zuwendete, noch heiliger und unverbrüchlicher zu machen dachte, ſo wurde es auch mir klar, daß Du meine geliebte Manuela, indem ich mich ſeinem Wunſche bequemte, einſt, als eine himmliſche Erſcheinung, mit Deiner reinen Engelsſeele als Vermittlerin zwiſchen Sohn und Vater, zwiſchen Bruder und Bruder treten könnteſt, daß es vielleicht Deinem reinen Weſen gelingen würde, mit zarter Hand den verwirrenen Knauel zu löſen, den Aber-

glaube und ſchwächliche Reue in ein krankes Herz geworfen hatten.

Achtzehn Jahre ſind nun ſeit Deiner Geburt verfloſſen. Sismondo Murani iſt nach den Zeugniſſen ſeines, ſo wie ich hoffe, rechtlichen Pflegevaters, der zu beſtimmten Zeiten, in an mich adreſſirten Briefen Nachricht von ſeinen Fortſchritten gab, ein braver Jüngling geworden. Ueber den Charakter Deines Bräutigams bin ich auch beruhiget. Du haſt aus freiem kindlichen Herzen die vornehme Hand des Grafen Ladugno ausgeſchlagen, um Deinem liebenden Vater zu gehorchen; damit nun ſeine klugen Vertrauten, die ich ſchon früher durchſchaut habe, und die Eitelkeit Deiner Mutter mir nicht neue Schlingen ſtellen ſollen, ſtehe ich im Begriff Dich Deinem Bräutigam zu übergeben; von allen Seiten lächelt uns das Glück, und in unſern Herzen ſprießt die Ueberzeugung, daß wir deſſen nicht unwerth ſind. Der Himmel iſt wolkenlos, und meiner ſpähenden Seele ſcheint nirgends Gefahr zu begegnen. So ſchreibe ich dieſe Blätter mit leichtem Gott vertrauendem Herzen nieder. — Wenn Du ſie öffneſt, haſt Du — ſo hoffe ich wenigſtens — ſchon lange Sismondo

Murani als einen Bruder, als einen ſchätzbaren Verwandten kennnen gelernt. Um Euch bald zuſammen zu führen, werde ich Dich in Deine neue Heimath begleiten. — Du herrſcheſt in dem Herzen Deines Gatten, denn wer muß Dich nicht lieben! Gewiß übſt Du über das Gemüth Deines zärtlichen Schwiegervaters denſelben Zauber, wie, bis an den Tod, über das meinige aus; Deiner Klugheit und Deinem zarten Sinne darf ich vertrauen. So lege ich das Geheimniß, welches auch das Herz Deines Vaters ſchwer drückt, ruhig in Deine Hände; verſöhne das Schickſal! Du kennſt nun das Gemüth Deines Gatten hinlänglich; in Deinen Kindern wird er Dich doppelt lieben! Alle ehelichen, kindlichen, brüderlichen Gefühle verſchmelzen und ſtählen ſich in denen des Vaters. Vereine die Herzen der Gebrüder; und wenn dann beide als geprüfte, liebende Freunde dem ehrwürdigen Vater gleich theuer geworden ſind, ſo ſorge dafür, daß ſein Segen jenen unglücklichen Fluch löſe, damit er einſt in der Mitte liebender Söhne ſanft hinüberſchlummern kann.

Das Leben eines Verbrechers.

Dritte Abtheilung.

Er glaubte an ſich ſelbſt, verſchwunden war jener geſpenſtiſche Doppelgänger, der emporkeimt aus den Blutstropfen der zerriſſenen Bruſt.

E. T. A. Hoffmann.

Erfüllung.

Kein Pinſel, keine Feder vermögen meinen Zuſtand zu malen. Erſtaunen, Bitterkeit, Entſetzen füllten mein ganzes Weſen. Brudermörder! rief es in meiner Seele. Mein unwiſſender und doch bewußter Antheil an jener That, den ich mit klugen Sophiſtereien in meinem Innern von mir abzuwälzen geſucht hatte, warf ſich wieder peinigend auf mein Herz. Der halb er-

füllte Fluch bezeugte die Wahrheit ſeines fürchterlichen Schluſſes. Die Erſcheinung, welche dem entſetzten Vater die Beſinnung geraubt hatte, glaubte auch ich dunkel ſchwebend vor mir zu ſehen: „Auf dem Blutgerüſte enden!“ ſagte ich unwillkührlich vor mich hin, und fuhr bei dem Laut meiner Worte zuſammen. Und was anders, rief es in mir, hat mich in dieſe entſetzliche Lage gebracht, als der ſchändliche Betrüger, den ich Vater geheißen; nur er hat mich um Selbſtſtändigkeit, Ehre, Vermögen, Selbſtgefühl, um meine Seligkeit gebracht! Jetzt da ich ihn haſſen durfte, wurde mein Verhältniß zu ihm mir erſt recht klar; es war mir, als müſſe ſein Tod mich auf die Richtſtätte führen. — Mein eigenes Entſetzen, das Blut des geliebten Bruders, das nun mir die befleckten Hände wieder röthete, die ſchon halbeingetroffene Vorherſagung, ſprachen in meiner Seele meinen unglücklichen Vater frei.

Es erleichterte mir das Herz, meine früher nie ſo tief erkannte Verworfenheit auf jenen Betrüger zurückwälzen zu können, allein in dem erſtem ruhigen Augenblick empfand ich auch,

daß nur ein Thor verzweifle. Es kam mir als eine glückliche, errettende Ahnung, als ein Strahl neugeborner Hoffnung vor, daß ich ſchon unwiſſend dem verruchten Namen Murani entſagt, daß der eigentliche Mörder, des nun doppelt geliebten Bruders, und der meine, jene Benennung mit ſich ins Grab getragen hätte, ſo jede Spur meines frühern Lebens vertilgt wäre.

Als ich mich nun ſo nach und nach ermannte, flüſterte mir die ſchmeichelnde Eigenliebe immer muthiger zu: Es iſt ja offenbar der Finger der gnädigen Vorſicht, welcher Dir ein Geheimniß in die Seele geſpielt hat, das eben Dir am allerletzten kund werden ſollte, dieſelbe Vorſicht hat Dich in die Nähe des reinen Weſens gebracht, welches Dein einziger Wohlthäter zur Vermittlerinn Deines unverſchuldeten harten Geſchicks beſtimmt hatte, und Dir daſſelbe alſo in die eignen Hände gegeben. — Von dieſer Stunde biſt Du deſſen Herr, und die Augen ſind Dir geöffnet, damit Du es mit klarer Beſonnenheit ſeyn kannſt. So löſet die gütige Vorſicht ſelbſt einen Fluch, deſſen Gewalt nur in den verworrenen Begriffen der erſchreckenen Gemüther

liegt; — und ſo iſt dem Unwiſſenden ein Mittel gereicht, um nun, da er mit hellem Blick ſeine Verhältniſſe umfaſſen kann, die heilige Liebe, die er nach göttlichen und menſchlichen Rechten ſich aneignen darf, zu erwarten und zu verdienen. Die Natur ſelbſt hat jene in der täuſchenden Aehnlichkeit mit dem Bruder auf Dich vererbt, und ohne daran zu denken, haſt Du unwillkührlich in dem Herzen der Geliebten ein Gefühl erregt, das Dein ſchönſtes Glück begründen kann. — Durch die Reinheit ihres Weſens geheiligt, darf die Hölle mit ihren ſchleichenden Verſuchungen Dir nicht nahen, und das Traumbild eines ſinnverworrenen Prieſters ſich nicht verwirklichen. Ich bin ein Orbitelli, und kühn darf ich in meine angebornen Rechte treten. Mein gehörſt Du, ſüßes Weſen, zu dem ich nun frei hinaufblicken darf, der Himmel ſelbſt hat durch den Tod den Betrug gerächt, wodurch Du mir entriſſen werden ſollteſt, und mir eben gegeben iſt. — Auf den Lebenden muß Deine reine Neigung heruntergeführt werden, denn erſt als Dein Bräutigam ſoll Orbitelli neugeboren aufſtehen. Aber wie? habe ich doch ſelbſt zuerſt ihr die Gewißheit von ſeinem Tode eingeflößt. —

Ich ſann! — da fiel mir der Fall unſers Hauſes, der Kerker des bethörten Vaters, die Mittheilungen des Bruders, ſeine geheimen Feinde, ſein gedungener Mord, alles fiel mir ein. Ich ſtutzte. Seine Sache war nun die meinige geworden. Seine Rache gehörte mir nun doppelt, — die Rettung meines armen Vaters! — O! könnte es mir gelingen, ſein Wohlthäter zu ſeyn. — Bin ich doch in dem Hauſe ſeines und meines Feindes! in der Nähe der entwendeten Papiere! Der Bube, der dem Bruder nachſtellte, mit dem er unterhandeln wollte, wer war er wohl anders, als der Ruſſo, der Vertraute des Grafen, den ich niedergeſtochen hatte.

Ich richtete mich kühn empor. — „Mit Ladugno nehm' ich es auf!" ſagte ich ſtolz zu mir ſelbſt; auch er mußte mir ſelbſt Mittel zu ſeiner Entlarvung in die Hände geben, indem er mir Veranlaſſung gab, in ihm auch meinen angebornen Feind zu entdecken." Dieſe Vorſtellungen verwiſchten jede Furcht, alle Gedanken an ſeine, wie in den erſten Augenblicken ſo furchtbare Weiſſagung.

Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, von meinen religiösen Gesinnungen zu reden. Soll ich es läugnen, ich hatte keine; denn mein Köhlerglauben, er verdiente den Namen Religion nicht. Ich hatte oft, wie ich selbst glaubte, heiß und innbrünstig gebetet, allein meine Gebete waren nur nach den Formeln der Kirche hergesagt; nie hatte ich mich dem Höchsten mit Vertrauen und Zuversicht genähert. — Mein heller Geist und meine jugendliche Kühnheit verwarfen in glücklichen Stunden den blinden Aberglauben, welchen frömmelnde Priester, deren Gottesfurcht näher zu beleuchten ich öfters Gelegenheit gehabt hatte, mit gehaltleeren Worten verbreiteten; dennoch, war ich in Noth gerathen, oder kehrte mir die Welt den Rücken, dann ergriff meine befangene Seele den einzigen Trost, der ihr gespendet war: ich rief die Heiligen an, weil ich ihrer bedurfte, und glaubte an Wunder, weil ich sie gern selbst zu meinem Nutzen herbeigeführt hätte.

So schwankte ich zwischen Vertrauen auf mich selbst, dem höheren Lichte, das in bessern Stunden aus meinem Innern dem Gemüth verleuchtete, und den Lehren, die mir als Kind und

Jüngling in der Beichte mitgetheilt waren. Ja ſelbſt damals, und noch ſpäterhin unter meinen muthigſten Beſtrebungen gab es Augenblicke, in welchen die Benennung „Hurenkind" die ich auf ewig von mir herabgewälzt meinte, doch durch die Rückerinnerung an jenen ſterbenden Mönch, der meine ehrliche Mutter mit einer Metze verglich, wieder in meinen Ohren klang, und, wofern eine dunkle Wolke meinen innern Himmel überzog, der Anblick einer Gerichtsſtätte mir einen leiſen Schauder einflößte, obgleich die Nähe des himmliſchen Weſens, das ich anbetete, und das meinen Geiſt immer mehr mit ſeelenreinigenden unſichtbaren Fäden umſchlang, das Andenken an Gräuel, die meine ſtets wachſende Ausbildung verwarf, faſt gänzlich verſcheuchte.

Ich komme zurück auf den erſten beſonnenen Augenblick nach jener Entdeckung; die mich auf einmal ganz umgeſchaffen hatte, und eine gereifte zuverſichtliche Selbſtſtändigkeit in meiner Seele begründete. Neben den durchgeleſenen Hefte lagen noch mehrere Papiere; ich las ſie alle aufmerkſam durch; ſie enthielten die unzweideutigſten Beweiſe

meiner wahren Geburt. Ich wagte dies alles als mein, mir auf eine wunderbare Weiſe zurückgegebenes, Eigenthum zu betrachten, ſteckte die Papiere zu mir, und kehrte in Manuelens Zimmer zurück, um jede Spur meiner Anweſenheit zu beſeitigen. Kühner als vorher warf ich den Blick in dem Heiligthum herum, worinn ich auf einmal heimiſch geworden war, worinn ich mich als ein geweiheter Prieſter befand, und das ich nun mit trunkenen Augen, als einen Verhof meiner Seligkeit betrachtete, von deſſen Wänden ſtumme Verheiſſagungen eines unverdienten Lebensglückes mir entgegenſtrahlten. — Ich wagte ihr Schlafzimmer zu öffnen, das keuſche, ambraduftende Lager leiſe zu küſſen, worauf die ſchöne Geſtalt, die ich einſt zu umfaſſen hoffte, weil mir die Berufung dazu jetzt deutlich erklungen war, — ſo arglos geruht hatte, arglos mitten im Rachen ihrer Feinde. Ich kniete an dem Betſtuhl nieder, und ſchwur es noch einmal, mit kühnerer Hoffnung, mit ſtolzem Selbſtgefühl, als ihr von göttlichen und menſchlichen Beſchlüſſen erkohrner Beſchützer, alles für ihre Rettung, alles für die Wiederherſtellung meines Hauſes und meines Namens zu wagen.

Ein kleines Bild war unter der Madonna befeſtigt. — Welcher beſeligende Zauber ergriff mein ganzes Weſen; zwar hatte der Bruder dem Maler geſeſſen, allein ich war es, ich, ſo wie ich als zwölfjähriger Knabe in Paſtel gemalt in Muranis Zimmer mich befand. Der Knabe hielt einen Kranz von Cypreſſen! ein neues Wunder; denn bei einem Grabe hatte ich ihre Bekanntſchaft gemacht — meine Züge dachte ſie ſich nur als eines Todten; an einer Leiche hatte ſie ſie lieb gewonnen. — Ich eilte mit klopfendem Herzen das elfenbeinerne Käſtchen wieder zu zuſchließen. — Der Deckel, ſo wie die Thür des Schranks, war nur leicht angelehnt. — Kühner als das erſtemal nahm ich das Käſtchen wieder in die Hand — noch einmal ergriff ich das Bild, welches es verbarg. Ich drückte es an meine Lippen; mit muthigerer Seele durfte ich jetzt den Eid, den geliebten Bruder zu rächen, wiederholen; mein Herz ſprach mich zwar nicht von dem Antheil eines Mordes, allein doch von dem ſeinigen, frei. Ich ergriff auch den Ring; warum mußte dieſer bei dem Bilde liegen? — Er hatte ihr ja noch keinen gereicht, trug ich doch den am Halſe, der ihr beſtimmt ge-

weſen. Ich betrachtete ihn genau, auf der innern Seite ſtand der Name Manuela leicht gravirt; mein Herz ſagte mir ſchon, was ſie ſelbſt nachher in einzelnen Worten beſtätigte: daß ſie ſich mit dieſem dem Bräutigam, dem Lebenden ſo wie dem Todten, verlobt habe; ich fühlte es, daß dieſer Ring nun mir, als dem einzigen Sohne Orbitellis, als dem, welcher den Todten im Leben vertrat, gehöre. So konnte ich noch ſeinen letzten Wunſch erfüllen, ſo mich der vererbten Geliebten verloben, und ihr alſo ein Zeichen geben, deſſen Bedeutung, wenn alles vollbracht wäre, ich ihr wahrhaft erklären würde. Mit Muth und froher Zuverſicht vertauſchte ich die Ringe; und mit einem befriedigten Gefühl im Herzen, mit klarem Geiſt, mit brennender, zum erſtenmal in vollem Bewußtſeyn verlangender, Liebe; mit ſtolzen, faſt zu kühn wiederhallenden Schritten verließ ich ihre Zimmer, und ſchloß mich in dem meinigen ein.

Mit dem feſten Entſchluß, die unwürdige, unter ganz andern Verhältniſſen gewählte Verkleidung dazu zu benutzen, ihre Liebe zu gewinnen, und die Bosheit zu entlarven, ſchritt ich ſogleich zu meiner erſten Unternehmung.

Dieſelben künſtlichen Inſtrumente, die der Graf mir anvertraut hatte um ſeine Abſichten zu befördern, benutzte ich nun gegen ihn; jedoch bebte die Hand, in dem Gefühl meiner neuerworbenen beſſern Perſönlichkeit, indem ich, obgleich meines Rechtes bewußt, Liſt gegen Liſt zu gebrauchen, die Schlöſſer öffnete, welche muthmaaßlich die Beweiſe ſeiner Vergehungen gegen mein Haus verſchloſſen. Zwar fühlte ich, daß die Geſetze mich verdammen würden, weil ich, was mir und den meinigen auf eine diebiſche Weiſe entwendet war, auf eine nicht viel beſſere zurück zu bekommen ſuchte; allein ich wußte auch, daß keine Geſetze vorhanden waren, die nicht der Mächtige, ſelbſt zum Nachtheil der gerechteſten Anſprüche, wenn ſie ſeinem Vortheil widerſtreiten, zu verwenden weiß; und ich fühlte, das wer nicht den Muth beſitzt, das Leben an ſein Recht zu ſetzen, ein Opfer ſeines Kleinmuths zu werden verdient. Unter dieſen Betrachtungen ſtanden mir ſchon die Fächer offen.

So unvorſichtig und arglos iſt mitunter ſelbſt die ärgſte Bosheit, daß ſie ſich gegen die Mittel nicht ſichert, deren ſie ſich gegen ihre Gegner be-

dient. Ich fand Briefschaften und Papiere in Menge vor, die mir den innern Zusammenhang seiner verwickelten Absichten, und ihre Verruchtheit deutlich genug eröffneten, und mich eine weit größere Tiefe der Bosheit und des Verderbens erblicken ließ, als ich mir vorgestellt hatte. — Seine Liebe zu Manuela, Rache und Zorn sich verschmähet zu sehen, die Gewißheit, ihren Vater mit in den Fall unsers Hauses zu ziehen, und die Hoffnung: durch die Demüthigung beider Familien sein Ziel zu erreichen, Habsucht endlich, die Rathschläge seines vertrauten Russo und seines Hausgeistlichen, sind die traurigen Beweggründe so unersetzlichen Unheils gewesen. — Zwar wurde ich inne, daß die Hauptbeweise in den Händen jenes Abbate, der sich damals in Deutschland aufhielt, niedergelegt waren, und sich noch unter seiner Obhut befanden, allein flüchtige Entwürfe, und noch mehr vollständige Briefe dieses Mannes, waren genug, um mir die nöthigen Maaßregeln anzudeuten und die Documente zu bezeichnen, die mir dienlich sein könnten. —

Der Zufall scheint auf eine fast wunderbare Weise unsern Feinden beigestanden zu haben.

Viele venetianiſche Häuſer, ſelbſt das des Grafen, ſtanden mit dem unſrigen in bedeutenden Geldverhältniſſen. Große Summen waren ſo eben dem Grafen gegen Quittung ausbezahlt, deren Deckung mehrere hieſige Häuſer übernommen hatten. — Nun machte der Abbate einen hölliſchen Plan. Der Kammerdiener mußte mit falſchen Empfehlungen verſehen nach Rom eilen, um eine ledige und ſehr wichtige Stelle in den Geſchäften meines Vater zu erhalten. Es gelang. — So wie er dort, ſo war der Abbate in Venedig nicht müßig. Alle Forderungen auf unſer Haus wurden in Geheim aufgekauft. — Ruffo entfloh, nachdem er ſich aller Quittungen über die von dem Hauſe ausbezahlten Summen, und mehrerer Beweiſe von früher remittirten Capitalien bemächtigt hatte. — Auf einmal ſtrömten unerwartet die aufgekauften Verpflichtungen von allen Seiten herbei; die Häuſer die uns Zahlungen leiſten ſollten verweigerten dieſe, weil die Empfangſcheine des Grafen, worauf unſre Forderungen gegründet waren, fehlten; das Haus mußte brechen, die Cheffs als Betrüger erſcheinen; jedes Document, das zu ihrer Rechtfertigung dienen konnte, war entwendet.

Trotz der Maaßregeln des Gerichts entkam der Bruder. Er hatte unsre Widersacher durchschaut. Noch eher als er Gelegenheit fand den hierher zurückgekehrten Schurken für sich zu gewinnen, fiel er. Ach, Manuelas schöne Augen, die ihn in ihrer Nähe festgebannt, lieferten ihn in die Hände seiner Mörder. Meine Freundschaft, meine Aehnlichkeit mit ihm, und vor allem mein Name, der ja auch in Manuelas Geschick verwebt schien, die Summe, die ich nach Harraus vorgefundenen Papieren zu fordern hatte, die Furcht, daß Orbitellis Brieftasche, die ich nun wieder vorfand, und aus welcher ich viel Licht erhalten habe, mir schon früher bekannt gewesen, und endlich der Umstand, daß ich ihn unter seinem wahren Namen hatte begraben lassen, das alles war ihnen genug, um auch über mein Leben zu entscheiden. Noch über viele andre Verhältnisse des Grafen wurden mir die erstaunten Augen geöffnet. — Auch ein andrer Plan lag deutlich vor mir, wie man die verwittwete Frau von Harrau durch eine falsche Vorspiegelung gänzlich zerrütteter Vermögens-Umstände dazu bereden wollen, ihre mütterliche Gewalt über Manuelas

Herz auszuüben, und ſie in Ladugnos Arme zu [illegible]ren; allein ich wurde auch feſt überzeugt, daß weder der Graf noch der Abbate an dem Todt der beiden Sismondi zweifelten, und der Erſte bedauerte in einem angefangenen Brief, daß ſein gewandter und geprüfter Diener, als ein Opfer der Unerſchrockenheit des Murani, mit dieſem gefallen wäre, doch im Tony ſchien ihm ein reicher Erſatz zu erſtehen.

Ich lächelte, merkte mir alles, was ich wenn die Zeit da wäre benutzen wollte, legte alle Dokumente wieder an ihren Platz und ſann darauf, wie ich dem Abbate, der täglich zurück erwartet wurde, die Papiere, die zu meinem Zwecke nöthig waren, entwenden wollte, noch bevor er, zufolge einer Aeußerung in einem ſeiner Briefe, alles, was den Verbündeten einſt ſchädlich werden könnte, nach einer genauen Durchſicht, dem Feuer und der Vernichtung zu übergeben Gelegenheit fände.

Allein die Augen feſt auf meinen Zweck geheftet, vergaß ich auch nicht, woran mir eben viel gelegen war, auf ein Mittel zu ſinnen, wodurch ich mich der Geliebten näher bringen könnte: Ich ſann lange vergebens nach, da kam der Zu-

fall mir noch einmal günſtig entgegen, und gab mir zugleich Anlaß, mich noch tiefer in der Gunſt des Grafen zu befeſtigen; die ich durch die Nachricht, daß alle ſeine Inſtrumente gegen das Schloß am Manuelens Schrank nichts vermocht hätten, ſchon zu verlieren befürchten mußte.

Sie kehrten alle zur beſtimmten Zeit vom Lande zurück. — Kaum waren ſie aus der Gondel geſtiegen, als der Graf mich in ſichtbarer Verlegenheit zur Seite zog. Ohne nach dem Erfolg ſeines Auftrages zu fragen, erſuchte er mich meine ganze Schlauheit zuſammen zu faſſen: Manuela, ſo erzählte er mir, hatte auf ſeiner Villa einen Talisman erbeutet, von dem eine alte Sage ging, daß der Beſitzer durch ſeinen Gebrauch Todte aus den Gräbern hervorrufen könne. Der Beſitz ſchiene ihr ſehr wichtig zu ſeyn; denn er wäre ſchon durch dies Geſchenk bedeutend in ihrer Gunſt geſtiegen, allein ſo ſehr er ſich darüber freue, wäre er zugleich dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit geſetzt. — Der Talisman trüge verſchiedene myſtiſche Charaktere, deren Bedeutung ihr ſehr am Herzen läge; ihre Freundinn, die in mir einen ſternkundigen Afri-

kaner, dem die arabiſche Sprache ohne Zweifel geläufig ſey, zu ſehen wähnte, hätte ſie an mich verwieſen, und er bäte mich nun, mich zuſammen zu nehmen, um wo möglich dieſen Vorfall zu ſeinem Vortheile zu benutzen.

Da entſtand blitzſchnell ein glücklicher Gedanke in meiner Seele; mit mißbilligender Miene warf ich ihm vor, dem Fräulein ein Mittel gelaſſen zu haben, das mit Klugheit verwendet, ihr Kraft geben könne ſeinen Bewerbungen zu widerſtehen, und tiefer als er es wünſche in ſeine Seele zu blicken. — „Allerdings, fügte ich ernſt und geheimnißvoll hinzu, „vermag ich die geheimnißvollen Charaktere zu deuten, und bin ſelbſt durch meine Kenntniſſe, und die Weihen, welche ich empfangen habe, demjenigen unterthan, der ein ſolches Kleinod beſitzt.“

Er ſah mich erſt ungläubig lächend an, als er aber mein verſtelltes Erſchrecken und mein tiefes Sinnen bemerkte, verlor ſein Lächeln ſich in einen faſt lächerlichen Kleinmuth. Er faßte flehend meine Hände, und machte mir die lockendſten Anerbietungen, wofern ich ihm aus dieſer,

durch ſeine Unvorſichtigkeit veranlaßten Verlegenheit helfen, und wieder in den Beſitz des früher nicht beachteten, vielleicht ſogar gefürchteten Talismans ſetzen könne.

Ich beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß ich in ſo fern es in meiner Gewalt ſtünde, verhindern würde, daß Manuela den rechten Gebrauch dieſes Kleinods kennen lerne, wenigſtens würde ich aber durch meine Wiſſenſchaft zu verhüten wiſſen, daß es nicht zu ſeinem Schaden gebraucht werden könne, wenn er ſich nur gänzlich meiner Leitung überlaſſen wollte; obgleich ich Kraft dieſes Talismans verbunden wäre, alle ihre Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten. Ich bat ihn daher: nur den Frauen anzukündigen, daß ich der rechte Mann ſey.

Demüthig, ehrerbietig wie immer, allein mit einer Empfindung, die ich kaum mit der ganzen Gewalt meiner Seele verbergen konnte, ſank ich bei dem Anblick des Talismans, wie erſtaunt dem herrlichen Weſen zu Füßen, und zog ſie dann geheimnißvoll in ihr Kabinet. — Ich pries ſie glücklich, ein ſolches Kleinod zu beſitzen, warnte ſie einen freventlichen Gebrauch davon zu

machen, bestärkte sie in der Meinung, daß sie sich durch dessen Kraft das Geisterreich willfähig machen könne, und vertrauete ihr, daß das Geheimniß seines Gebrauchs in seinen mystischen Charakteren läge, denen ich eine meiner Absicht günstige Bedeutung beilegte. „Doch" — fügte ich nicht ohne Absicht hinzu: mußt Du Deine Wünsche und Dein Gebet in deutlichen lauten Worten aussprechen."

Sie schwieg lange und betrachtete das Kreuz mit entzückten Blicken: „Wie soll ich Dir danken," sagte sie endlich, indem sie meine Hand leise drückte; — „hast Du einen Wunsch, den ich erfüllen kann, so sage es mir."

„Daß Du mir vertraueſt, Gebieterinn! und die Warnung Deines Sklaven gnädig anhören mögest. — Nicht alle Todte kehren gern in die Form des irdischen Lebens zurück; darum erstaune nicht, wenn Dein Flehen etwa nicht erhört werden sollte. Denke Dich in die Vergangenheit zurück, und besinne Dich, ob keiner, der Dir lebend nahe war, Dir nach dem Tode ein Zeichen vergönnt hat — den rufe am liebsten."

Sie erröthete; ich verbeugte mich und ging. Der Graf nahm die Nachricht von meiner mißlungenen Eröffnung des Käſtchens mit weniger Ungeduld auf, als ich vermuthet hatte, beſonders als ich ihn ahnen ließ, daß der Talisman, durch meine Bemühungen, in Manuelas Händen ſelbſt ſeiner Liebe vortheilhaft ſeyn könne; und ſo erreichte ich durch dieſen Vorfall einen doppelten Zweck, indem ich dadurch früher, als ich erwartet hatte, mit Erfolg auf ihn zu wirken vermochte.

Kaum konnte ich den Abend erwarten. Glücklicherweiſe war der Graf in den letzten Tagen gezwungen geweſen ein ſo exemplariſches Leben zu führen, daß er, ſobald er wieder in der Stadt angekommen war, ſich ſchadlos hielt. Sobald alle ſich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, verließ er heimlich den Pallaſt, und ich, nachdem die dunkle Tinktur von meinem Geſichte ſchnell abgewaſchen war, begab mich freudetrunken, das mir jüngſt mitgetheilte Geheimniß noch einmal benutzend, durch die Gallerie zu der verborgnen Thür.

Ich öffnete ſie leiſe. Manuela lag im inbrünſtigen Gebete kniend vor dem Betſtuhl. —

Was mußte ich hören: Sie ſprach mit dem Todten, ſie liebte ihn ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſie machte ihn zu ihrem Vertrauten. Von dem Lebenden in ihrer Nähe, der für ſie brannte, der aus jedem ihrer Worte Gift und Wonne ſog, hatte ſie keinen Gedanken. — Es war als müſſe ſie den dunkeln Schleier des Grabes über die ſüße Gluth ihres Herzens werfen; als löſe ſich nur hinter ihm ihr kindliches, vertrauendes Weſen in Empfindungen der Liebe auf, und als hauche ohne dieſe Hülle die Luft der Erde die wogende Gluth ihres Buſens mit Eiſeskälte an, ſo wie ſie ſchon eine erſtarrende Ruhe über ihre ſchönen Glieder verbreitete. — Wie liebenswürdig war ſie, wie zart ſehnte ſich ihre liebende Seele, obgleich ſie nicht zweifelte, dennoch deutlich zu erkennen, ob jener Tode auch wirklich der Bräutigam ſey. —

Ihr Blick fiel in einen großen Spiegel, welcher der offnen Kabinetsthür ſchräg gegenüber vor der Tapetenthür hing; meine Seele vor ganz Ohr, meine Stellung die eines Betenden, dem der Himmel in leiſen Tönen einen verheißenden Troſt einflößt. So erſchien ich ihr das erſtemal, faſt ohne es ſelbſt zu wiſſen. — Auch ich ſah ſie im

Spiegel — das freudige Erſtaunen, das mit einer leichten Röthe ihre Wangen überflog, machte mich mit meinem Glücke bekannt. — Der Lebende und der Todte waren nun in eins verſchmolzen. Ich war geliebt. —

Laß mich kurz über den ſeligſten Zeitraum meines Lebens hinweg eilen. Es iſt ja nun alles vorbei; und die Erinnerungen erregen nur Empfindungen in mir, die nicht mehr zur Sprache kommen dürfen. —

Ich erſchien ihr zu wiederholten Malen; zuletzt ſehr oft. Welche Seligkeit war mir beſchieden, aber zugleich welche Hölle! — Zwar ferne ſtehend, denn ein Raum mußte ja zwiſchen dem Tode und dem Leben bleiben, wurden unſre Augen doch bald glühende Brücken, durch welche die Seelen ſich begegneten und umfaßten. Der bleiche Todte gewann eine immer blühendere, friſchere Geſtalt, allein für ſie war es nur die Geſtalt eines überirdiſchen Lebens. Ich fühlte, ihre Liebe war von dem Todten im Grabe, auf ſeine Geſtalt außer dem Grabe übergegangen; aber doch noch immer auf einen Todten. Sie liebte mich heiß und innig, ſinnlich ſogar, ohne es ſelbſt zu

ahnen, und ich durfte ſie nicht in meine Arme drücken, ihr nicht zuflüſtern: Ich bin kein Traumbild! Ich lebe ja, um den ſchönſten Traum zu verwirklichen! — und doch — wie beredt war meine ſtumme Sprache; — allein wie ganz anders deutete ſie die Ausdrücke meiner Blicke, meine gegen die Bruſt gedrückten Hände, meine ſtillen Seufzer, die alle ein Verlangen enthielten, deſſen brennenden Sinn, ihre Fragen und Worte in eine himmliſche Liebe verwandelten.

Den ſo glücklichen Nächten folgten trübe und langweilige, mein Weſen herabwürdigende Tage; die Vereblung meines Lebens in der Nacht, erzeugte eine bittre Beſchämung über die Rolle, die ich ſpielen mußte. Ich wurde in meinem Benehmen unſicher; zwar war meine Seele ſich deſſen was ſie wollte, deutlich bewußt, aber über das wie konnte ſie nicht ganz einig mit ſich ſelbſt werden. — Noch waren die nöthigen Papiere nicht alle zuſammen, und wenn auch — ich hatte mich deren ja noch nicht bemächtigen dürfen, denn in dieſem Falle hätte ich mich ſogleich entfernen müſſen, und ich konnte nicht von meinem noch nicht entſchiedenem Glücke ſcheiden. Die freund-

liche Huld, welche Manuela dem Grafen aus Dankbarkeit für das ihr so theure Geſchenk bezeigte, entflammte ſeine Leidenſchaft mehr als je, ja ſie ſchien dieſe ſogar zu veredeln, und nicht ohne Schrecken gewahrte ich, daß er ſeine heimliche wüſte Lebensweiſe nach und nach einſtellte, daß ſeine Annäherung an ſie einen Anflug von Zartgefühl gewann, das nicht von ihr unbemerkt blieb; und ich geſtehe es, eine heimliche Eiferſucht bei mir erregte. — Doch die Schuld hatte wie gewöhnlich die Tugend verkannt; eines Abends als Manuela in tiefen Gedanken, — gewiß an ihren lebenden Todten, — verſunken die Liebkoſungen des Grafen mehr als ich billig fand geduldet hatte, rief ein halb unwillkührlicher, halb künſtlicher Seufzer, von meinen unbewegten Lippen, die nöthige Beſonnenheit in Manuelas Seele zurück, und Entſetzen in die aufgeſtörten Gemüther der Uebrigen. Der leichtſinnige Graf vergaß zwar dieſe Mahnung bald, oder ſchrieb ſie einem äußern Zufall zu; doch auf ſie, welche die Stimme des Geliebten zu erkennen glaubte, verfehlte ſie die erwünſchte Wirkung nicht. — Durch ihre Zurückhaltung erwachte die Ungeduld des Grafen mit er-

neuerter Gewalt, und nur mit Mühe gab er meinen Vorstellungen nach, sie zu bekämpfen. In der That, ich hätte dem armen Mädchen vielen Kummer, mir selbst vielen Verdruß, durch die Gewalt, die ich jetzt im Bunde mit dem Aberglauben über ihr Gemüth übte, ersparen können, wäre nicht der entsetzliche Abbate, den ich nur aus den kalten durchgreifenden Maaßregeln, die sich in seinen Briefen aussprachen, kannte, von Wien zurückgekehrt. —

Auf einmal war der Graf meiner Leitung entrissen. Mit spöttischem Lächeln hörte der Abbate die Erzählungen von dem Talisman, und dessen geheimen Kräften, so wie von dem Seufzer an. — Als der Graf sich auf meine Aussagen berief, warf er einen durchbohrenden, argwöhnischen Blick auf mich. Ich war aber auf meiner Hut, und so wurde mein Antheil an der vermeinten Wunderfähigkeit des Talismans von dem Abbate dem Aberglauben beigelegt, der sich recht gern mit Verschmitztheit und Gewissenlosigkeit vereinigen lasse. Die zarte Geduld, womit wirklich Manuela nur gewonnen werden konnte, ward sogleich von der Gefühllosigkeit und dem Uebermuth des Abbate

verworfen. Kraft ſeiner Behauptung, daß der Graf alles erreicht habe, wenn nur der Tod des Bräutigams gerichtlich bewieſen ſey, wurde ein falſches Protocoll darüber ausgefertigt, und mit verſtellter Betrübniß Manuela von dem Grafen übergeben. — Aus Furcht, daß dieſer Bericht, aus Rom datirt, ſie in der Ueberzeugung von ihrem Todten ſchwankend machen möchte, doch noch mehr um dem Grafen aufs neue Glauben an den Talisman einzuflößen, ließ ich, der zufällig ſelbſt, in Gegenwart des Grafen, die Dokumente in ihr Zimmer bringen mußte, das einzige Wort: falſch in ihrer Mitte erſchallen.

Es machte zwar den Grafen beſtürzt, — allein das Erſtaunen und Entſetzen wurde allgemein, als Manuela, auf deren Entſcheidung hinſichtlich der Bewerbung des Grafen ſehr unzart gedrungen wurde, ihm auf meinen nächtlichen Antrieb durch ihre Freundinn die falſchen Dokumente wieder zuſtellen ließ, und aus dieſen der Dolch heraus fiel, welchen Ruffo dem Grafen einſt zur Vollführung ſeiner geheimem Aufträge genommen, und deſſen ich mich, als er gegen mich gezückt geweſen, bemächtigt, und in

der Nacht unter dieſe Papiere, die ſich in Manuelas Kabinet befanden, verborgen hatte.

Dieſer unerwartete Vorfall verfehlte die beabſichtigte Wirkung nicht. Der Graf zog ſich höchſt erſchrocken zurück; ſelbſt der Abbate erſtaunte, blickte aber ruhig und forſchend auf ſeine Umgebung. Bei ihm entſtand ſogleich der Verdacht eines geheimen Spieles, das er doch nicht zu ergründen vermochte, allein, was ich nicht vorher geſehen hatte, war: es reizte ihn zu ſehr eiliger Betreibung ſeiner Abſichten. Sein Verdacht fiel nicht auf mich; dazu ſpielte ich meine Rolle zu gut; allein er ruhte ſchwer auf Manuelas Freundinn, deren ruhiges, würdiges Betragen ſchon längſt ſeinen Argwohn und Zorn erregt hatte; beſonders durch ihre Erklärung, daß ſie nicht eher, obgleich ein liebender Bräutigam in ſie drang, demſelben die Hand reichen würde, bis Manuelas Geſchick entſchieden ſey. Der Abbate ſchien auf den Gedanken gekommen zu ſeyn, daß die Signora Eliſa ſchon früher in einen Bund gegen ſie eingeweiht worden ſey, daß ſie vielleicht den ſpäter ermordeten Murani perſönlich gekannt, und von ihm den Dolch bekommen habe, durch

welchen, nach der Meinung des Grafen sowohl als des Abbate, Orbitelli einst gefallen, und doch handelte dies treffliche Wesen nur aus Liebe und Anhänglichkeit zu der Freundinn, arglos und unbefangen.

Manuelen allein war durch dies Ereigniß Argwohn gegen den Grafen ins Herz geflossen, allein sie verschloß ihn fest darin, nicht nur darum, weil er eine Mittheilung des geliebten Todten war, sondern weil sie nie ein Wort aussprach, das Verdacht auf den Charakter irgend eines Menschen werfen könnte; und so wurde die sichtbare Abneigung, die Manuelas Weigerungen begleitete, auch der Freundinn zugeschrieben.

In so fern nicht ganz ohne Grund, denn ich hatte wenigstens heimlich ihren Bräutigam, den wackren Arzt Sandrini, zu meinem Mithelfer bei den für mein Haus, und folglich auch für Manuelas Schicksal so wichtigen Entdeckungen auserkohren. Seit der Rückkehr des Abbate war mir die Gelegenheit, mich der nöthigen Dokumente zu bemächtigen, mehr als ich vorausgesehen, erschwert worden; denn nicht ich, er

hatte des Grafen Ohr. Doch ich verzweifelte nicht; obgleich ich, durch Manuelas reinigende Nähe zahmer und milder gemacht, mir es heilig versprochen hatte, daß kein Blut mehr mein neu erstandnes Daseyn beflecken solle, hatte ich doch einen kühnen Plan gemacht, der mit Muth und Besonnenheit ausgeführt mir gestattete, den Betrügern die Dokumente ihres Betrugs zu entreißen; und wenn es mir gelingen würde sie in die Hände eines bewährten und muthigen Mannes zu legen, wollte ich in stiller Abgeschiedenheit den günstigen Augenblick des Wiederauftretens meines eigentlichen Selbst ruhig abwarten. Allein es sollte bald ganz anders und weit schrecklicher kommen.

Sobald der Abbate, zufolge geheim angestellter Untersuchungen, sich überzeugt glaubte, daß dem Arzte Sandrini von seiner Braut noch nichts, was ihn und den Grafen betraf, mitgetheilt worden war, wurde sogleich ohne mein Wissen ihr Tod beschlossen. Allein das Vertrauen der Verbündeten zu mir war nicht geschwächt; im Beiseyn des Abbate überreichte der Graf selber mir das Gift, das ich, in dem eignen Hause des Bräuti-

gams, der Braut in einer Limonade beibringen ſollte. Ohne Widerrede bequemte ich mich dazu. — Unter den lauernden Augen des Abbate ſchüttete ich es ſelbſt in das Glas; ruhig folgten mir ſeine Blicke, als ich es ihr hinreichte. — Da, meine geheime Kunſt benutzend, ließ ich von oben herab eine laute, warnende Stimme ertönen, und wie von Entſetzen betroffen, warf ich das Kryſtall ſo hart gegen den ſteinernen Boden, daß jede Spur irgend einer Unthat, durch meine Gewandheit und die Verwirrung des Augenblickes, vertilgt werden mußte.

Zum erſtenmal lobte der Abbate meine Geſchicklichkeit, und bezeigte mir von der Stunde an ein Vertrauen, daß mir ſehr zu Nutze kam. — Auch er wußte nicht, was er davon urtheilen ſollte, und es ſchien als begann er nun auch an Dinge, die ſeine Vernunft bisher verworfen hatte, zu glauben. Allein das ſcharfe Auge des Arztes hatte ſich, trotz der Geiſtesgegenwart ſeiner Braut, mißtrauiſch auf den beſtürzten Grafen und den klugen Abbate gerichtet; wodurch der letztere auf den Gedanken fiel, daß es vielleicht ein fader Scherz von Jenem geweſen ſein könnte, bei welchem der

Zufall ihm unerwartet zu gut gekommen ſey, ſich gewiß aber auf einen leiſen Verdacht gründe. — Liſtig, heimlich und ſchnell bauete er nun einen Plan, den ich nie ganz klar durchſchaut habe, der aber ohne Zweifel, wenn er nicht zerſtört worden wäre, nur mit dem baldigen Tode des angebeteten Weſens gelungen wäre. —

Natürlich mußte ein lebendiger Argwohn bei dem Bräutigam entſtehen, er drang daher in die Braut, das unheimliche Haus zu verlaſſen, und ihm ohne längere Zögerung die Hand zu geben. Sie gab auf Manuelens dringende Verwendung ihren Entſchluß auf. Der Graf, ſein Rathgeber und die Mutter Manuelens waren hoch erfreut. Schnell wurde eine glänzende Hochzeit veranſtaltet, der Bräutigam konnte ſich dieſer Zuvorkommenheit des Grafen nicht füglich entziehen, um ſo mehr, da nach jenem Auftritt ſo bald kein neuer zu befürchten war. Mit Befremdung, jedoch mit umſichtigem Blick, bemerkte ich mehrere geheime Unterredungen bei der Wittwe. Es wurden Notarien geholt, und vieles geſchrieben, und beſiegelt. Der Graf ſchien ſeelenfroh zu ſeyn. Manuelä unbefangen. Sollte ich ſie warnen oder nicht. Ich

wußte ſelbſt nicht eigentlich wofür. Allein ich beſchloß auf meiner Hut zu ſeyn.

Am Morgen des Hochzeittages, fragte mich der Graf, ob ich auch einen Liebestrank zu bereiten verſtände? — Ich ſtarrte ihn an.

„Ich ſtehe am Ziele," fuhr er freudig fort; „die Mutter ſelbſt liefert ſie in meine Arme; dennoch mag ich kein kaltes, widerſtrebendes Weſen umfaſſen. — Sieh her" — er öffnete ein Käſtchen voll allerlei Liquers — „in dieſen Kryſtallen ſchäumt jede Gluth des Lebens; es gehört aber Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft dazu, ſie in richtigem Maaße zu miſchen.

Ich ſchauderte, und geſtand nach kurzer Ueberlegung mein Unvermögen, ſolchen auf dieſe Art zu bereiten.

„Ehrliche Seele!" rief der Abbate, „er iſt doch aufrichtig; und in der That, hier frommt uns Vorſicht, damit nicht die Kräfte, unbedachtſam vereint, zu ſtark und verderblich wirken, und auch nicht ſo ſchwach, daß die Seele ihre Gewalt über die Sinne zu behaupten vermag. Ich will

den Trank ſelbſt bereiten; es iſt nicht das erſte-mal.“ —

Ich wollte raſend werden; die Frauen hatten zu viel an dem heutigen Tage in Acht zu nehmen, um auf den armen Tony zu merken; auch fürchtete ich, einer entſcheidenden Stunde ſo nahe, nun da die Gefahr ſich alle Augenblicke vermehrte, mich durch eine Unbeſonnenheit zu verrathen; da fiel mir ein Mittel ein, das zugleich den Grafen von ähnlichen Verſuchen abſchrecken ſollte.

Die Tafel war ſchon aufgehoben; die Brautleute mit den übrigen Gäſten hatten ſich entfernt; die hochglühende Manuela war, nachdem ſie die Freundinn tief bewegt zum Abſchied umarmt hatte, in ihr Kabinet entflohn. Mit faſt verdächtiger Eile entfernte der Graf die Dienerſchaft und auch mich. Ich flog mit erleichtertem Herzen in mein Zimmer, und ſchloß hinter mir ab. — Schnell war ich der verhaßten Verkleidung entledigt. Mit faltenreichem duftenden Gewande, eine zierlichere Erſcheinung als je, ſchlich ich durch einen hintern Ausgang über die Gallerie, an die geſegnete Thür. — Eine milde roſenfarbige Dämmerung verbreitete ſich von der Alabaſterlampe, die von

der Decke herunter hing, und erhellte ſchwach doch deutlich das ganze Zimmer. — Ich trat kühn jedoch leiſe hinein.

Wie ſchön lag ſie auf dem verrätheriſchen Lager, wie leicht hingegeſſen! Sie ſtützte die glühenden Wangen, den ſchweren Kopf, auf die Hand, indem ſie mit der andern die leichte Verhüllung ihres Buſens lüftete, um Kühlung zu ſuchen. — Die Augenwimper bedeckten ſchon das Feuer der lichten Sterne, in ſüßer Unruhe bewegte ſie nur die Lippen. Ich war hinter dem Bette ihr näher getreten, um aus dem ſeligen Anblick erhöheten Muth und Feuer zu ſchöpfen, den Unmuth zu bekämpfen, der in meiner Seele wogte, und die unwürdigen Bilder zu verdrängen, welche die Abſichten des Grafen ihr vermalten. Wie ſchön war ſie, wie ſüß ſchwellten die Purpurlippen. — Sie bemerkte mich nicht. Es zog und zog mich ſtärker, den erſten ſüßen Kuß der Liebe, der auf den warmen duftenden Athemzügen ſchwebte, leiſe zu rauben; tiefer und tiefer bückte ich mich, auf den untern Rand des Bettes kniend, mit zurückgehaltenem Athem eben über ſie hin, als

die Thür auf einmal mit gefliſſentlichem Lärm aufſprang, und der Graf in ziemlich leichter Nachtkleidung eilig, heftig, und wie es ſchien alz habe er ſich Muth getrunken, hereintrat. Sie erwachte, fuhr zwiſchen Schrecken und Betäubung empor; und die Hände wie zur Gegenwehr vor ſich haltend, ſtarrte ſie ihn lautlos an. Er eilte, die trunkenen Blicke auf die himmliſche Geſtalt geheftet, ſchnell gegen ihr Lager hin, als auf einmal ſein Auge auf mich fiel, der ich mich gerade hinter ihr, ſo wie aus dem Bett, emporhob, und drohend den einen Arm gegen ihn ausſtreckte, indem ich den andern unbeſonnen um ihren Nacken ſchlug, weil ſie in dem erſten Entſetzen eine Bewegung machte, als wolle ſie aus dem Bette ſpringen. — Er fuhr todtbleich zurück, und ſtarrte mich mit offnem Munde, worinn jeder Laut verſtummte, zitternd an. Manuela, ſein Entſetzen, und die ſtarr über ſie hinweg gerichteten Blicke gewahrend, wendete die Augen, und als ſie ſich ſo gut wie in meinen Armen erblickte, ergoß ſich ein verklärtes Lächeln über ihr Antlitz. Ich drohete dem Grafen noch einmal, und zeigte auf die geöffnete Thür. Er raffte die letzten Kräfte

zuſammen und ſtürzte hinaus, die Thür heftig hinter ſich zuſchlagend.

In demſelben Augenblick war er vergeſſen. Ich dachte nur an Manuela. Ein elektriſches Feuer durchzuckte in allen Richtungen mein ganzes Weſen, als ich ſie ſo zum erſtenmale in meinen Armen hielt. Gelähmt von Schrecken, doch das Herz durch meine Gegenwart ermuthigt, mit dem ſinnenbetäubenden Gifte in dem wogenden Blute, in einem halbbewußtloſem, traumähnlichen Zuſtande, ruhete ſie an meinem Buſen. Der Todte war verſchwunden; das entflammte Leben umfaßte ſie, und ich war zu ſehr Menſch um mitten in der kurzen Seligkeit ihre Folgen berechnen zu können. Erſt als ſie ihrer ſelbſt ſich bewußt zu werden begann, als ſie unter ihrer mehr beſonnenen Beſtürzung, einem umſichtigeren Schrecken faſt ohnmächtig unterlag, benutzte ich den günſtigen Augenblick um zu verſchwinden.

Ich eilte in mein Zimmer zurück. Es war geklingelt und gepoltert worden. Glücklicherweiſe war die Hälfte der Dienerſchaft nicht aus ihrer Schlaftrunkenheit zu bringen geweſen; und ich wurde unter dieſe gezählt; kaum hatte ich Zeit

genug meine Arabermaske wieder in Ordnung bringen zu können, als ich zu dem Grafen gerufen wurde, den ich krank vor Schrecken, in seinem Bette, vor dem der Abbate saß, antraf.

Auch in meinem Innern war eine entschiedene Verwandlung vorgegangen. Ich stand auf einmal kraftvoller, selbstständiger, entschlossener, fast übermüthig da, in dem Gefühl und in der Fülle der Stärke, die das unverhofft erreichte Glück einer gesunden Seele immer mittheilt. Sie war nun mein! die, der ich mich früher, nur wie einem höhern Wesen, wie einem beseligenden Traumbilde genahet, war in der Wirklichkeit des Lebens mein geworden; allein — ich empfand auch tief meine Schuld gegen sie. Sie schmerzte mich, ohne mir Reue einzuflößen. Nur das fühlte ich, daß die Gestalt des ohnmächtigen Todes auf immer von dem glühenden Leben verdrängt war; was dem Todten Genuß gewesen, hatte aufgehört es dem Lebenden zu seyn; der Todte mußte nun verschwinden, und der Lebende entsagen, bis das Leben in seine vollen Rechte wieder eintreten durfte.

Darum trat ich schon die folgende Nacht, und in der That mit betrübter Seele, vor sie; und dies-

nial redete ich sie an. Glücklicherweise waren mir die umgetauschten Ringe eingefallen, als Beruhigung über die nothwendige Trennung, als Verheißung einer glücklichen Vereinigung, die ich ihr zum erstenmal auf der Erde selbst ahnen ließ. — Ihr Ring, der ihr von meinem Finger entgegenstrahlte, gab meinen Worten Kraft, ihrem Herzen Ruhe wieder; auch in meine Seele flößte er Muth, Hoffnung und Trost. Nachdem ich sie über ihre Verhältnisse zu dem Grafen, die mir erst diesen Vormittag aus seinem eignen Munde klar geworden waren, belehrt hatte, verließ ich sie mit schwerem Herzen.

Ich durfte und wollte sie als Gespenst nicht mehr sehen; mein Aufenthalt in dem Pallaste war mir nun verhaßt, und mein ganzes Streben ging nur darauf hin, die ersehnte Gelegenheit meinen Zweck zu erreichen herbei zu führen, und dann zu entfliehen.

Auch schien wirklich alles mein Vorhaben zu begünstigen. Meine Erscheinung vor dem Grafen hatte entscheidende Wirkung gehabt. Er war noch immer krank, die Wittwe zerknirscht, der Abbate selbst

in ſeinen Anſichten irre geworden. Ich mußte mein gewöhnliches Zimmer verlaſſen, und hinter einer ſpaniſchen Wand in dem Vorzimmer des Grafen ſchlafen; weil er ſich fürchtete allein zu ſeyn, und trotz des Kopfſchütteln des Geiſtlichen, von jetzt an großes Vertrauen in meine geheimen Kenntniſſe ſetzte, denn der Talisman hatte ja jetzt gegen ihn, der meine Warnungen verſchmähete, ſeine Kräfte bewährt. Er ſchien jeden Gedanken an eine Verbindung mit Manuela aufgegeben zu haben. — Selbſt der Abbate, ſey es aus Ueberzeugung oder Vorſicht, erwähnte jener nicht mehr. Da erfuhr ich plötzlich, daß er den Grafen zu überreden ſuchte, bald eine Stunde zu beſtimmen, worin ſie gemeinſchaftlich alle ihre gefährlichen Papiere durchſehen, alsdann die ihnen noch nothwendigen, aufbewahren, und die übrigen ohne Zögern verbrennen wollten. Ich hatte alſo keinen Augenblick mehr zu verlieren; wie zitterte ich, daß ich den rechten, den letzten günſtigen verfehlen möchte.

Mit Freuden bemerkte ich, daß Sandrini und ſeine Frau ſich bemüheten Manuela in ihr Haus zu ziehn; geſchähe es, brauchte ich ja nicht mehr für

ihr Wohl, mein einziger Kummer, beſorgt zu ſeyn. — Manuela hatte ihrer Freundinn etwas, ich weiß nicht wie viel, anvertrauet, wahrſcheinlich wenigſtens den Verſuch des Grafen; um ſo mehr wollten die treuen Freunde über ihre Zukunft wachen. — Mein Entſchluß war daher gefaßt; ich wollte meinen Vater ſehen, ihm ſelbſt die geretteten Papiere übergeben, mich ihm entdecken, ſeinen Segen erflehen, und, wenn ſein Prozeß gewonnen, ſeine Ehre und ſein Vermögen hergeſtellt wäre, als ſein wieder erſtandener Sohn, als Manuelas Bräutigam plötzlich auftreten. Ich wußte ſchon, daß unſere Gegner den alten Orbitelli, der ihnen in ſeiner ohnmächtigen Schwäche ganz unſchädlich geworden war, mit verſtelltem Mitleid aus dem Kerker befreit hatten, daß die öffentliche Verfolgung des heimlich erſchlagenen Sohns aufgehoben war, und daß jener, unter dem Joche ſeiner unverſchuldeten Leiden tief gebeugt und hinwelkend, ſich in eben das Kloſter zurückgezogen hatte, dem er als Jüngling entflohen war. — Nur war ich nicht einig mit mir ſelbſt, ob ich nicht als der Erſchlagene vor dem Vater auftreten, und ſobald ich das venetianiſche Ge-

biet verlaſſen hätte, mich Sismondo Ochitelli nennen wollte. —

Es ſollte aber anders werden. Mein einziger Freund, der mich zärtlicher als der Vater, den ich nie gekannt, liebte, mußte mich gegen ſeinen Willen verderben.

Nur ſehr ſelten hatte ich während meines Aufenthaltes im Pallaſte Ladugne Nicolo Pepi beſucht. Von dem Augenblick da ich mich ſelbſt erkannte, ſcheuete ich jede Rückerinnerung an eine herabwürdigende Vergangenheit. Es war mir als würde ich, bei jeder Annäherung der mir jetzt entrückten Gegenſtände, der vorige wieder. Deſſen ungeachtet nahm Nicolo mich immer freundlich auf, freuete ſich, mich zu ſehen, und hütete ſich wohl ein Andenken zu erneuern, welches, wie er mit Freuden bemerkte, ich hinter mich geworfen hatte. Als ich diesmal zu ihm kam, war er noch freundlicher als gewöhnlich, denn er ward bald inne, daß ich ſeiner bedürfe. Ich vertrauete ihm, daß ich bald meine Verkleidung auf immer ablegen würde, bat ihn, mir einen gültigen Paß in Bereitſchaft zu halten, mir Reiſekleider in ſeinem

Hause zu besorgen, und mir einen Schlüssel zu der Hausthür zu geben, damit ich zu jeder Zeit hineinkommen könne.

Er sah mich starr an. — „Was hast Du vor," fragte er endlich, „ein ehrlicher Kerl darf es wohl wissen, damit er Dir beistehen kann, wenn es Noth thut."

„Mein Unternehmen ist gefahrlos!" gab ich ihm zur Antwort; „nur eine schnelle heimliche Reise ist nothwendig; Ihr werdet vielleicht Tony einen Dieb schelten hören. —"

Er trat betreten zurück und sah mich groß an: „Ihr scherzet wohl?" stammelte er ängstlich.

„Nein! aber glaubt mir, Sismondo ist darum kein Dieb, — ich will nur das Eigenthum meines Freundes, mein Erbtheil, den Diebeshänden, in welchen es Jinsen von Elend, Verderben und Tod getragen hat, entreißen, Blut versöhnen und Thränen abtrocknen. — Glaubt Ihr mir Alter!" —

„Du wirst alles in Bereitschaft finden," versetzte er mit Thränen in den Augen, und drückte mir die Hand. —

Der Graf hatte sich nach einigen Wochen erholt. Er nannte den Namen Manuela nie mehr, und suchte sogar Anlaß sich mit der Wittwe zu entzweien; dem Abbate war dieses gar nicht recht; er hatte während der ganzen Zeit die Geldangelegenheiten der Familie Harrau unter den Händen gehabt, und schien gar nicht geneigt, sie wieder abzugeben, oder Rechenschaft abzulegen. Der wiederholten Berichte des Grafen von der Erscheinung des Ermordeten ungeachtet, und sogar ohne Rücksicht auf den Zustand, in welchen diese ihn versetzt hatte, konnte der gewandte, verschlagene Weltmann diesem Ereigniß keinen rechten Glauben abgewinnen; er meinte immer doch zuletzt: die Zeit würde es wohl aufklären, und kam immer darauf zurück, daß man doch alle solche Sachen, die der Welt nicht bekannt werden dürften, und bei ihnen gefunden werden könnten, so bald als möglich vernichten möchte.

Endlich wurde eine Abendstunde dazu bestimmt. In dem innersten Kabinette des Grafen sollte die Durchsicht der Papiere vor sich gehen, und der Abbate sein Portefeuille dort mit hinbringen. Ein Kohlenfeuer sollte bei der Hand seyn. — Der

letzte Augenblick war alſo da, und ein glücklicher Erfolg ſchien faſt unmöglich; denn wenn ich mich auch der wichtigen Dokumente, die der Graf aufbewahrte, bemächtigen konnte, fehlten doch noch die eben ſo wichtigen, welche ſich in den Händen des Abbate befanden, und ich ſchauderte bei dem Gedanken, noch einen Mord begehen zu müſſen! Noch einen? ich fühlte mich keines ſchuldig. — Muranis Verirrungen waren mit ihm begraben; als Orbitelli ſtand ich vom Blute rein, und der über den Vater ausgeſprochene Fluch, warnte mich, mich von Leidenſchaften nicht hinreißen zu laſſen.

Dennoch verzweifelte ich nicht. Nachdem der Graf ſich feſt entſchloſſen hatte, Manuela aufzugeben, ſtürzte er ſich aufs neue, mit weniger Zurückhaltung als jemals, in den Strudel ſeiner geheimen Vergnügungen. Marco, den früher erwähnten Diener, dem das mir zugedachte Unterhändler Amt der gräflichen Liebeshändel auf mein Anſtiften übertragen war, hatte ich, der ich einen klaren Ueberblick aller Verhältniſſe zu erhalten ſuchte, mir ſchon längſt zugethan gemacht, indem ich die Freigebigkeit des Grafen, der ich nicht ausweichen konnte, und doch meinem In-

nern höchst zuwider war, ihm zu gute kommen ließ. Durch ihn war ich schon davon unterrichtet, daß eine berühmte Opernsängerinn, in diesem Augenblick die Sinne unsers Herrn beherrschte, und mit um so größerer Gewalt, als ihr Sprödigkeit, oder vielmehr Eitelkeit, noch nicht überwunden war. Unmöglich konnte sie sich entschließen mit einem reichen angesehenen Nobili zu brechen, selbst wegen eines noch reicheren und angesehenern, wenn sie die Huldigung des letztern nicht öffentlich genießen durfte; und der schon verjährte Ruf der Frömmigkeit, worin sein Geschlecht und er stand, war dem Grafen so theuer, daß er ihn, seine eigentliche Coquetterie mit der Welt, selbst seinen Begierden nicht opfern konnte. — Doch Marco war ein zu guter Unterhändler, und die Gründe, wodurch er wirkte, sehr gewichtige. Es würde auch ohne meinen geheimen Einfluß noch früher zu Kapitulationen gekommen seyn, wenn ich mich nicht eben dieser Liebe bedient hätte, um meinen Endzweck zu vollführen. Mit Gewandtheit und List, wobei ich den gutmüthigen Marco nur als blindes Werkzeug brauchte, wußte ich es dahin zu bringen, daß

die Signora erst in den Tagen, wo die Ausführung der Vernichtung der gefährlichen Dokumente bestimmt war, in einem Billet dem Grafen eine geheime Unterredung, die einer Erhörung ähnlich sah, verstattete. Glücklicherweise fehlte diesem Briefchen, wie gewöhnlich immer den Schreiben der Damen, das Datum. — Es wurde mir von Marco übergeben, und ich trug es, wie aus Versehen, das der Freund Bedienter gewiß nicht verrathen wurde, länger als geziemend in der Tasche. — Nun fügte es sich zu meiner Freude so glücklich, daß an dem bestimmten Abend die Signora zugleich in einer ihrer glänzendsten Rollen auftrat. Des Erfolgs sicher, ließ ich den vertrauten Diener eine kleine vergitterte Loge besorgen, — denn der Graf besuchte nie öffentlich die Oper, — in der Voraussetzung, daß die Zwischenakte Gelegenheit zu einer meinem Zweck günstigen Abrede geben würden; — und nachdem es mir gelungen war vorzubeugen, daß Ladugno nicht vorher erfuhr, welche Oper aufgeführt werde, trat ich in dem genau erspähten Augenblick, wo der Graf sein geheimes Kästchen geöffnet, und der Abbate seine Papiere

ausgebreitet hatte, trotz des ausdrücklichen Verbotes in das Zimmer, und überlieferte dem Grafen das Billet. Von den zornigen Blicken, die mir entgegen blitzten, wurde die eine Hälfte bald entwaffnet, als sie kaum die glückverheißenden Zeilen überflogen hatte. — Der Graf sprang schnell auf, blieb aber ungewiß und nachsinnend stehen. — Ich sagte ihm leise ins Ohr, welche Oper gegeben würde, und daß Marco auf mein Geheiß eine Theaterloge besorgt hätte. Der Graf sah schnell nach der Uhr; die Oper war schon angegangen. — Ohne Gründe anzugeben, erklärte er, wie ich vorhergesehen, dem Abbate kurz und gut, daß sie die so eben begonnene Arbeit ein andermal fortsetzen, oder auch daß er sie allein beendigen müsse. — Mir schlug das Herz. Es war mir als ergriffe meine Hand schon einen Dolch. — Glücklicherweise wollte der über die Störung erzürnte Abbate dies nicht. Er begann mit seiner gewohnten Ordnungsliebe seine Papiere bedächtig wieder zusammen zu legen. Die Zeichen von Ungeduld, die ich fortwährend gab, steckten endlich auch den Grafen an. — Er trieb den Freund alles durcheinander in die Kassette zu werfen, schloß die Ka-

binetsthür ab, und begann ſich anzukleiden. — Bei ſeiner Eile und Verwirrung wurde es mir nicht ſchwer, mich der Schlüſſel, die mir die Gefahr erſparten durch eine äußere Gewaltthat zu früh entdeckt zu werden, zu bemächtigen. — Es war meine Abſicht geweſen, erſt in der Stille der der Nacht den Raub zu begehen, und zugleich zu entfliehen; — doch jetzt hatte der Zufall mich durch den Schlüſſel ganz unverhofft begünſtigt, und die Rückkehr des Grafen war doch immer ungewiß. Kaum alſo war der Abbate in ſein Zimmer gegangen, und der Graf fort, als ich mich der übrigen Dienerſchaft leicht entledigte, und mich der Dokumente ohne Schwierigkeit bemächtigte, welches um ſo raſcher von Statten ging, da ich längſt die, welche der Graf aufbewahrte, kannte, und die große Ordnung des Abbate mir die Wahl unter den ſeinigen erleichterte. — Noch waren die Bedienten auf. Es wäre leicht geweſen zu entfliehen. — Tony durfte ja ausgehen, wann er wollte.

Allein in dieſem wichtigen Augenblicke, worauf alles ankam, wo ich den ernſten Kampf mit meinem Geſchick zu beginnen im Begriff ſtand, konnte

ich den Tempel meiner Rache und meiner Liebe nicht verlaſſen, ohne Manuela Lebewohl geſagt, ohne erſt durch einen Blick von ihr neuen Muth und neue Lebenskraft geſchöpft zu haben. — Nur ein Gedanke machte mich ſchwanken — ich mußte nothwendig die Mitternacht abwarten, und der Graf konnte zurückkommen; doch auch darüber ſollte ich zu meinem Unglück beruhigt werden. — Marco, der den Grafen begleitet hatte, kam eilig und plötzlich zurück. Seine Geſchäftigkeit, ſein Treiben verriethen mir noch früher als ſeine Worte, was vorgehen ſolle. Die Schöne hatte ſich bereden laſſen, der Gaſt des Grafen zu ſeyn. — Körbe mit den ausgeſuchteſten Gerichten wurden heimlich gebracht; ich mußte die ſeltenſten Weine beſorgen, und in der Kapelle war Marco beſchäftigt wohlriechende Kerzen für die neue Gottheit anzuzünden. — Es war eben Mitternacht, als die kleine Gondel geräuſchlos anlangte, und der Graf im ſüßen, ſtillen Triumph den Gegenſtand ſeiner Flammen, beide vermummt, die kleine Treppe leiſe heraufführte. — Zum erſten und letztenmale ergriff ich mit Freuden die leuchtende Fackel; der Graf lächelte mir

gnädig zu, und eilte mit ſeiner theuren Beute weiter.

Jetzt dachte ich mich ſichrer als je. Das ganze Haus lag im tiefſten Schlafe, nur der Graf wachte in ſüßer Vergeſſenheit der ganzen Außenwelt, Marco hatte den Dienſt; — nie konnte die Gelegenheit günſtiger ſeyn. Sobald der Morgen dämmerte wollte ich den Pallaſt verlaſſen.

Ich wuſch ſchnell die leicht zu verwiſchende Schminke ab; ſtellte die Tinktur auf meinem Tiſch zurecht, warf das weiße Gewand über mein knappes Unterkleid, und ſuchte nun, über die bekannte Gallerie ſchleichend, die ſchon ſeit Wochen nicht geöffnete Thür. —

Manuela ſchlief nicht. Ich betrachtete ſie lange ſchweigend und mit ſchwerem Herzen, denn ich ſollte nun ſcheiden, um zu ſiegen, oder ſie nie mehr wieder zu ſehen. — Auf einmal wurde ſie mich gewahr. Mit einem freudigen Ausruf begrüßte ſie mich. — Da ergriff mich plötzlich, ich wußte nicht warum, eine unnennbare Angſt. — Ich beſchwor ſie mich in ihre

Gebete einzuschließen, — ich weiß selbst nicht mehr welche Worte mir über die Lippen flossen. — Es dunkelte vor meinen Augen — es war als wenn sie in demselben Augenblick mir entrissen wurde, als wenn ich muthlos, ohne Kraft sie zu halten, in der tiefsten Finsterniß zurückblieb. — Ich raffte mich zusammen und entfloh. —

Es war geschehen, ich war verrathen. — Wie es zugegangen, muß nach dem Berichte, welchen Niccolo später von seinem alten Bekannten, Marco, erhielt, der ihm schon zu Ruffos Zeiten mehrere Botschaften überbracht hatte, und ihn hinlänglich genug kannte um ihm zu vertrauen, und nach dem, was ich schließen konnte, — ungefähr so gewesen seyn: Der Graf, der die Opern-Sängerinn auch mit einer Opern-Verwandlung überraschen wollte, hatte Marco befohlen die Lichter in der Kapelle anzuzünden, und alles übrige unverändert zu lassen. Das Geheimniß, welches in dieser Kapelle verborgen war: mit einem Zuge nämlich die Versuchung der heiligen Antonio verschwinden zu lassen, und den schwarzsammtnen Altar in das frivole Heilig-

thum eines Venustempels, die christlichen Attribute der Buße und des Todes, in heidnische Siegeszeichen zu verwandeln, sollte diesmal vor den staunenden Blicken der Sängerinn seine Kräfte ausüben, und ihr Erschrecken, sich so unmuthet in eine Bußkapelle eingeführt zu sehen, unter dem Gelächter des Urhebers, in die ausgelassenste Freude, über die sinnreiche Theatertäuschung übergehen. — Der Graf hatte sich verrechnet. — Der Leichtsinn eines ungeregelten Lebens, und die üppigen Bilder einer unreinen Phantasie, welche die Umgebungen der Signora ihrer Seele unaufhörlich vergaukelten, hatten zwar die Sinne des schönen Weltkindes hingerissen, doch das Gefühl für das Höhere und Bessere nicht in ihrem Herzen erstickt, und eine tiefe Ehrfurcht für die Kirche, deren Nachsicht und Vergebung ihr in ernsten Stunden nothwendig war, und Trost verleihen mußte, ruhete in ihrem Gemüth. Voll Schrecken und Erstaunen gewahrte sie die schwarze Thür mit den silbernen Todeszeichen, wodurch der Graf sie schmunzelnd führte. — Und als sie nun in die echt kirchliche Kapelle trat, als das treffliche Gemälde mit seinen vielgestalteten sinn-

reichen Teufeln, — die ihr bald mit geſchminkten Engels-Geſichtern, bald als Schlangen mit diamantnen Augen, entgegen lächelten — gewichtige Worte zu ihrer Seele ſprach, da wendete ſie ſich erbleichend, mit ungewiſſen frägenden Blicken, an den Grafen. Wollte er ihrer ſpotten, oder ſie beſchämen? war der Ruf ſeiner Frömmigkeit, der auch zu ihr gedrungen, keine Larve? und was hatte er dann mit ihr vor? Wie dem auch ſey, ſie fühlte ſich im Innerſten verletzt und erbittert. — Der Graf, welcher die erblaßten Wangen nur dem Schrecken zuſchrieb, weidete ſich lange ſchweigend an ihrer Verlegenheit. Erſt als ihre Verwirrung und Erbitterung aufs höchſte geſtiegen war, winkte er, ein zweiter Zauberer, und die Schrecken des Grabes verwandelten ſich in die einladendſten Zubereitungen der üppigſten Lebensfreude. Noch entſetzlicher überraſcht, als vorher, fuhr die Schöne bebend zurück; ſie wankte. Der Graf ſprang lachend hinzu, und wollte ſeine Arme um ſie ſchlingen; ſie ermannte ſich aber mit Gewalt, und wehrte ſeine Hülfe ſtolz ab. — Der freche gottloſe Spott hatte ihr innerſtes Gemüth wohlthuend getroffen: „Laſſen

Sie mich, Herr Graf!“ brachte ſie mit Mühe hervor; „Ihr Bedienter mag mich zu der Gondel begleiten. — Ich bin keine Verworfne. — Ich habe nichts mit Ihnen gemein; laſſen Sie mich aus dieſem Hauſe. Es iſt als brenne der Boden unter mir. — So ſchlecht konnten Sie von mir denken; doch ich will dem verzeihen, dem ich vielleicht mein ewiges Heil zu danken haben werde.“

Der Graf ſah ſie mit großen Augen an; ſie meinte es aber ernſt; und troß ſeiner Betheurungen, ſeiner Bitten, ſeiner Verzweiflung, blieb ſie ihrem Entſchluß treu. — Sie ſchlug noch einmal die Hand des Grafen aus, die er ihr zur Begleitung, da alle Verſuche ſie zurückzuhalten vergeblich waren, darreichte, ergriff Marcos Arm, und ließ ſich von ihm hinunter führen. — Der Graf folgte mit erzwungner Höflichkeit, innerlich aber kochend vor Wuth, noch bis an die Gondel; und befahl Marco mit hineinzuſteigen, und die Signora bis nach ihrem Hauſe zu begleiten. — Marco gehorchte, und will noch, indem die Gondel abſtieß, ein lautes, erbittertes Gelächter, von dem Zurückgebliebenen, ſo unangenehm Getäuſchten

gehört haben. Mehr wußte er nicht. — Als er ungefähr nach einer Stunde zurück kam, hatte er alles in wilder Unordnung um die Leiche des Grafen angetroffen; dieser Anblick traf Marco mit erschütternder Gewalt; es war ihm, als hätte der erzürnte Himmel eben diesen Augenblick gewählt, um den gefühllosen Spötter durch seinen Blitz mitten in der Sünde zu zerschmettern. Die Zubereitungen in der Kapelle wären von keinem andern, als von dem eingeweiheten Abbate bemerkt; auf seinen Befehl hatte Marco alles wieder in den gewöhnlichen Stand gebracht, und die ungenossenen Leckerbissen wären dessen einziges Erbtheil geworden. —

Nur durch Vermuthungen kann ich das Fehlende seines Berichts ergänzen. Die Thür des Vorzimmers, die auf die große Treppe führt, hatte ich der Bedienten wegen zwar verschlossen, die kleine Thür dagegen, die nach der geheimen Treppe ging, und deren ich mich bedienen mußte, um in die Gallerie zu kommen, hatte ich nur angelehnt, in der Ueberzeugung, daß der Graf und sein Vertrauter, welche so eben die Signora dieser Thüre vorbei heraufgeführt hatten, anderswo zu be-

ſchäftigt waren, um hier Unterſuchungen anzuſtellen, denen kein Argwohn vorangegangen war. Ich konnte alſo mit Grund ruhig ſeyn. — Nachdem der Graf ſelbſt die kleine Pforte unten geſchloſſen, hatte er wahrſcheinlich dieſen Weg gewählt, um in ſeine Zimmer zu gehen, in der Vorausſetzung, daß ich wie gewöhnlich im Vorzimmer ſchlafe, und leicht durch ſein Anklopfen erwachen würde. Nun fand er die Thür offen, ein Licht brennend, und das Bett hinter der ſpaniſchen Wand leer; vielleicht hatte er ſogar die Pinſel und die braune Tinktur entdeckt, welche ſein zorn- und wutherfülltes Gemüth ſogleich Verrath ahnen ließen, und ihm Muth einflößten den Erfolg abzuwarten. Entweder hat er Beſonnenheit genug gehabt, ſich hinter der ſpaniſchen Wand zu verbergen, als er Schritte hörte, oder auch einige Unterſuchungen dort anſtellen wollen, denn ich ſah niemand, als ich, wahrſcheinlich nur wenige Minuten nach ihm, noch weiß verhüllt in das Zimmer trat. Zwar innerlich beklemmen doch argloß warf ich das Tuch ab; riß geſchwind die Falten aus einander, welche verrathen haben könnten wozu es beſtimmt geweſen war, und

war ſchon ſchon im Begriff mit dem Pinſel in der Hand mich wieder als Tony zu verlarven, als ich das Geräuſch eines Schleichenden hinter mir bemerkte. Ich drehte mich erſchrocken um, und gewahrte den Grafen, der ſich, bebend vor Wuth, mit einem Dolche in der ausgeſtreckten Hand, nahete. Ihn ſchnell an den Arm faſſen, und ihm mit der andern Hand die Waffe entreißen, war das Werk eines Augenblicks. Zitternd an allen Gliedern ſtotterte er knirſchend nur das Wort: „Verräther!“

Da gerieth mein Blut in eine Wallung, die mir kaum Beſonnenheit übrig ließ. „Verräther?“ wiederholte ich. „Nein! der kluge Arzt aber ſieht ſich oft gezwungen, Gift als Gegengift anzuwenden. — Die Larve, die Du mich anzulegen zwangſt, hat keine Treue gegen Dich, nur Haß und Rache bedeckt. — Sieh mich an! erkennſt Du dieſe Züge? — die Züge der beiden Sismondi in einer Perſon! — welcher von ihnen bin ich? Es kann Dir freilich gleich ſeyn, denn Du haſt Mörder für beide gedungen, und der Getroffne ſteht mir unſichtbar zur Seite.“

Der Graf war erbleicht. Ich betrachtete ihn durchbohrend, um in seiner Armseligkeit zu erspähen, welchen Ausschlag ich unserm Zusammentreffen geben müsse. Er stand wie zusammengebrochen, mit zu Boden geschlagenen Blicken vor mir, doch innerlich lauernd, denn auf einmal flog er mit einem wahren Tigersprung zur Thür hin, und zog die Klingel mit solcher Gewalt, daß er die Schnur in der Hand behielt. Ich hatte keine Wahl mehr. Sein eigner Dolch, den er gegen mich gezogen hatte, durchfuhr sein Herz. Er stürzte röchelnd nieder. Ein Blick belehrte mich, daß ich entscheidend getroffen hatte. Ich kehrte meine Augen von ihm weg, denn ich mußte auf meine eigne Sicherheit bedacht seyn. Ich band mir die Brieftasche mit den geretteten Dokumenten fest um den Leib, hüllte mich schnell in einen alten Mantel, und stürzte die kleine Treppe hinunter, denn ich hörte schon Tritte sich dem Zimmer nahen. — Ich erreichte die kleine Pforte; der Schlüssel steckte wie immer noch von innen darauf, allein war es Eile, oder Zittern der Glieder — ich konnte die Thür nicht öffnen; entschlossen wandte ich mich zu der klei-

nen Terrasse, die sich über den großen Kanal hinüber neigt, und eben im Begriff in die festgemachte Gondel hinunter zu klettern, wurde ich auch hier überrascht. — Ich warf mich schnell in das Wasser, ohne auf den Mantel zu achten, den ich in der Eile nicht abwerfen konnte. Ich erreichte einen in der Nähe angebundenen kleinen Kahn, schnitt das Seil mit dem Dolche des Grafen, den ich in der Hand behalten hatte, entzwei, und gelangte glücklich auf die andre Seite; auch hier waren die verfolgenden Bedienten mir schon auf den Ferse; doch ich belohnte dem nächsten seine Dreistigkeit so derb, daß die übrigen den Muth verloren mich zu ergreifen. Ihre Schritte blieben immer etwas weiter hinter den meinigen. So glaubte ich daß ich ihnen schon ganz aus dem Gesichte wäre, als ich endlich fast athemlos Nicolo Pepis Haus erreichte, und erschöpft vor das Bett des erschrockenen Alten hinsank. —

Er sprang sogleich entschlossen auf; eilte zu der Hausthür, und schob den Riegel vor. — „Hat man Euch hier hereingehen sehen?" fragte er; „fasset Euch und erzählt!"

Ich berichtete ihm alles was nöthig war, um den Zuſammenhang zu faſſen. „Nun!“ gab er ruhig zur Antwort; „wir müſſen fürs erſte auf unſrer Hut ſeyn, und uns ganz ſtill verhalten, bis wir wiſſen, ob und was wir zu fürchten haben. Nur nicht übereilt, daß wir keine unrechten Maaßregeln ergreifen! Ihr ſeyd erſchöpft; legt Euch hier ruhig ſchlafen.“ Er öffnete mir ein kleines Zimmer neben dem ſeinigen, worinn eine Ruhebank ſtand.— Ich warf mich darauf, doch der Schlaf wollte mir nicht kommen; ich vermochte nur mich etwas zu ſammeln. Sobald der Tag ganz angebrochen war berichtete mir Nicolo, daß eine Perſon, die ihm verdächtig vorgekommen, ſich unſern des Hauſes aufhalte. Ich ſah vorſichtig hinaus. Es war ein Diener im Dienſte des Grafen. — Ich war vollkommen überzeugt, daß wenn man mich auch in das Haus hineinſchlüpfen geſehen, welches mir ſehr glaublich ſchien, die Entfernung doch zu weit, und die Umwege, welche ich genommen hatte, zu groß und zu winkelig geweſen, ſo daß der Späher unmöglich mit gutem Gewiſſen beſchwören könnte, daß ich dieſelbe Perſon ſey, die er verfolgt habe. Auch war ich ganz ſicher, daß Niemand von den

Verfolgern mich hatte erkennen können, denn ſie hatten nicht einmal das ihnen ganz fremde Geſicht geſehen. — Nicolos Entſchluß war ſogleich gefaßt. — Ich mußte mich wieder zur Ruhe begeben.

Wirklich trat noch früh am Tage der Abbate, von dem Arzte Sandrini gefolgt, in die Wohnſtube des Alten. Ich konnte hinter meinem Verſchlage jedes Wort hören. Sehr klug wußte Nicolo ihren Fragen zu begegnen; und als es ihm deutlich war, daß ſie ſelbſt ungewiß waren, ob auch die Perſon, die ſich in das Haus begeben haben ſollte, dieſelbe ſey, welche ſie ſuchten, gelang es ihm, durch die mit Ruhe ertheilte Nachricht: daß ein bei ihm wohnender Reiſender, Namens Murani, ſpät zu Hauſe gekommen und früh Morgens abgereiſt ſey, alle weitern Fragen des beſtürzten Abbate abzuſchneiden. — Auch erfuhren wir, was mir ſogleich ein Gefühl der Sicherheit einflößte, daß man den Grafen ohne Beſinnung, ſchon im Sterben gefunden hatte.

Der Abbate ſchien wohl zu einer genaueren Unterſuchung geneigt zu ſeyn, allein ein Wort von Nicole, das ihn an alte Verhältniſſe erinnerte,

machte daß er sich sogleich schweigend und freundlich zurückzog. — Der Alte frohlockte als sie das Haus verlassen hatten, doch fügte er hinzu: „Noch müßt Ihr ruhig hier bleiben; denn wenn der Abbate mich ferner nicht besucht, beweist er dadurch daß er mir nicht mehr traut. Doch warum seht Ihr so finster aus?"

Der laut ausgesprochene Name Murani hatte tausend bittre Empfindungen in mir erregt. Ich wollte ihn ja nicht mehr tragen, das hatte ich schon längst bei mir selbst beschlossen; und nun, obgleich mein Gefühl bei dem Tode des Grafen mehr einer Befriedigung der Rache als Reue ähnlich war, kam es mir doch vor, als habe mich Nicolo in dem Namen Murani laut Mörder genannt. — Ich verbarg dem Alten meinen Unwillen darüber nicht. — Wir stritten lange, denn er behauptete: Ich könnte keinen sicherern tragen; er habe auch schon auf denselben den Paß für mich genommen. Er verbürgte sich dafür, daß er alles Mißtrauen bei dem Abbate verbannen würde, und wenn auch nicht — was könnten sie mir wohl anhängen? Ueber diesen Namen allein könne ich Beweise führen, unter demselben sogar Verwandte und Be-

kannte aufſtellen; unter einen ganz erdichteten würde ich nur weit größern Verdacht erregen. Alle Nachfragen warum, und wo Murani ſich ſo lange verborgen gehalten hätte, müſſe ja der Abbate lieber hintertreiben als befördern; und noch kräftiger zu verhindern ſuchen, daß Nicolo nicht über dieſe Sache gerichtlich vernommen würde, welchem er doch als Hauswirth nicht entgehen könne, wenn genauere Unterſuchungen wegen des genannten Murani angeſtellt werden ſollten. —

Ich mußte die Richtigkeit ſeiner Gründe anerkennen, jedoch konnten ſie nicht das Gefühl in mir beſchwichtigen, das mir Abſcheu vor dieſem Namen einflößte, und Nicolo mußte ſich dazu bequemen, während der Zeit, da ich mich noch heimlich bei ihm aufhalten mußte, mir einen andern Paß nach Rom, unter dem erſten dem beſten Namen, zu verſchaffen. — Zwei volle Tage verbarg er mich mit der äußerſten Vorſicht; er wollte uns vor aller möglichen Nachſtellung in Sicherheit ſetzen. Ich verwendete die Zeit dazu, die Dokumente genau durchzuſehen, und zu ordnen; ich konnte den vollſtändigſten Sieg nicht mehr bezweifeln; aber mir wurden auch die Verfolgungen

begreiflich, denen der Beſitzer dieſer wichtigen Papiere ausgeſetzt ſeyn müſſe, und wie nothwendig die größte Behutſamkeit mit denſelben wäre.

Den dritten Morgen beſuchte der Abbate wirklich Nicolo wieder, ganz ſo wie dieſer es erwartet hatte.

„Ihr müßt mich, ehrlicher Nicolo, über dieſen Murani beruhigen, „begann er;“ eine Perſon deſſelben Namens ſoll ein Freund jenes Orbitelli geweſen ſeyn; in deſſen Angelegenheiten der Graf mehrere Papiere beſeſſen hat. Beide Freunde ſtarben, wie es hieß; ich war damals in Deutſchland.— Jene Papiere ſind nun plötzlich verſchwunden; und in derſelben Nacht, worinn der Graf ermordet wurde, muß ein Murani, der bei Euch gewohnt hat, Euer Haus verlaſſen! — Nach Euren eignen Ausdrücken ſcheint er derſelbe zu ſeyn, von deſſen Tode Ihr uns einſt Nachricht gebracht habt. Muß ich nun nicht einen tiefen Zuſammenhang hierin ahnen!“ fuhr er mit durchbohrenden Blicken auf Nicolo fort; „und einen ſolchen Zuſammenhang, den ihr mir entdecken werdet!“ Er hielt ihm einen ſchweren Beutel mit Zechinen hin.

„Den Zusammenhang? allerdings! Auch ohne dieses Gold!“ erwiederte Nicolo unbefangen, indem er den Beutel zu sich steckte. — „Warum habt ihr mir diesen nicht einige Tage früher gebracht, dann hätte Murani von selbst mein Haus nicht mehr verlassen. In der That! er ist dem Grafen ein theurer Bursche gewesen. — Wir — ich und Ruffo packten ihn, unglücklich genug für diesen, bei einer kleinen Brücke an. Mein sonst so sicherer Dolch mußte sich in den Falten seines Mantels verwickeln; er bemerkte nicht einmal den Stoß; Ruffo aber griff er wüthend an, und ehe ich ihm beispringen konnte, stürzten sie beide im Herumbalgen in den Kanal hinunter; ich gab ihnen ein Ave mit auf den Weg, und ging ruhig zu Hause, in der Meinung daß beide ertrunken und zerschlagen wären. Wirklich wurde auch bald nachher ein unkenntlicher Leichnam gefunden, und nur an den Kleidern als Murani erkannt und begraben. Ruffo dagegen war ohne Spur verschwunden; natürlich wurden beide für todt gehalten. Wie der schlaue Junge es gemacht hat, weiß ich nicht; aber vor wenigen Wochen erschien Murani zu meiner größten Verwunderung bei mir,

als ſeinem alten Bekannten, und ſuchte mein Haus um darin verborgen leben zu können. Warum verborgen, fragte ich ihn, und wo ſeyd Ihr ſo lange geweſen? Man hat mir hier nach dem Leben geſtellt, gab er mir zur Antwort, und obgleich es mir gelang, mich zu retten und den Mörder zu tödten, ſo hielt ich es doch am ſicherſten Venedig eine Zeitlang zu verlaſſen. Weder in der Fremde noch hier kann ich meinen Verfolger auch nur ahnen; nun hat mich die Sehnſucht nach meiner Geliebten zurückgetrieben. Ich habe auswärts ein Geſchäft gefunden. Ich will mich nur kurze Zeit in dem Arm der Liebe erquicken, dann wieder fort, und über ein Jahr die Braut abholen; öffentlich zeigen will ich mich aber nicht; ich könnte ja die alte Verfolgung wieder erwecken, um ſo mehr, da ſie wahrſcheinlich von einem geheimen, unbegünſtigten Anbeter meiner Geliebten herrührt." „Ich hütete mich wohl," fuhr Nicolo fort, „ihn wittern zu laſſen, daß ich die Urſache kenne, die ihn aus Venedig getrieben; auch glaube ich in der That, daß der Graf einen unverdienten Verdacht auf ihn geworfen haben muß, wenn er nicht der geheime Anbeter geweſen; denn er iſt

diesmal, und zwar nur des Abends, ausgegangen um sein Mädchen zu sehen, und bei unsrer ersten Bekanntschaft hat er mir selbst geholfen den aus dem Wege zu räumen, den Ihr für seinen Freund gehalten habt. Ihr seht also, daß ich meine Leute kenne."

„Gut!" versetzte der Abbate langsam und sinnend; „es mag wohl also seyn; doch da Ihr einmal, eigentlich um nichts, bezahlt wart, warum ließt Ihr denn nicht den Grafen von Muranis Wiederkehr unterrichten?"

„Ein andrer," erwiederte Nicolo finster, „würde vielleicht antworten und es auch meinen: eigentlich weil ich damals um nichts bezahlt wurde. Ich dagegen, ehrwürdiger Herr, gebe Euch zur Antwort, weil ich kein Angeber bin, und die Gastfreundschaft ehre. Bezahlt Ihr mich, gut! dann lasse ich Euch meine sichre Hand gegen Euer Ziel richten; allein ich liefere Euch kein Opfer aus."

Der Abbate war völlig beruhigt. Er fragte ihn nur noch, ob er den Arzt Sandrini seitdem gesehen habe? Als Nicolo Pepi es verneinte,

fügte er dem ſchon geſchenkten Beutel einen andern bei, unter der Bedingung, daß Nicolo ſich unverzüglich auf einige Zeit von Venedig entfernen, und auf dem feſteu Lande vergnügen ſolle. — Dann verließ er zutraulich, und, wie es uns ſchien, ohne weitern Verdacht das Haus.

Nicolo frohlockte; alle Gefahr wäre nun völlig vorbei, meinte er. Daß der Abbate ſelbſt keine nähere Unterſuchung wünſchte, wurde uns deutlich aus ſeinem Beſtreben Nicolo Sandrinis, nur als möglich gedachten, Nachfragen zu entziehen. — Er entſchloß ſich auch ſogleich, ſich gütlich zu thun, und in ſeiner Geſellſchaft, unter einem erdichteten Namen, der nicht an den mir verhaßten erinnerte, verließ ich noch denſelben Abend Venedig. — Um alles, was meiner Perſon Gefahr bringen könnte, zu entfernen, und es einer treuen Obhut anzuvertrauen, ließ ich das kleine Paquet, welches die Beweiſe meiner Geburt enthielt, und den theuren Rubin, der mich leicht verrathen konnte, bei dem Alten zurück. Ein geiſtiger Schmerz durchzuckte faſt wie ein Dolchſtich mein Herz,

als ich jenen den blutigen, obgleich treuen Händen übergab; allein ich mußte der Nothwendigkeit, die mir dieſe Vorſicht gebot, weichen — und meine eigenen Hände — waren ſie denn von Blut rein? —

Mein Unternehmen war allerdings nicht ohne Gefahr, denn wahrſcheinlich wurde, um die vermißten Papiere unwirkſam zu machen, das Kloſter, worinn der alte Orbitelli ſich befand, nicht aus den Augen gelaſſen, und gewiß war der Weg, welcher zu ihm führte, von vielen unſichtbaren Dolchſpitzen bewacht. — Doch was war alle Gefahr mir gegen die ſchöne Hoffnung, die mein Ziel erhellte. — Ich ging furchtlos meinem Schickſal entgegen.

Rom wurde glücklich erreicht. Aus den von mir oft durchleſenen Papieren hatte ich erſehen, daß ein gewiſſer Advokat Baldi ſich mit großen Eifer der Sache des verfolgten Orbitellis angenommen hatte, ſelbſt aus einzelnen Worten des Bruders wußte ich, daß dieſer ein vertrauter und geprüfter Freund unſrer Familie war. Ich beſchloß ihn aufzuſuchen, ſeinen Eifer zu prüfen, und ihm alle Papiere zu übergeben; durch ihn

meinte ich am ſicherſten Gelegenheit finden zu können, den unbekannten, bethörten Vater zu ſehen; doch wollte ich mich dieſem nicht früher zu erkennen geben, bis er als Sieger, um ſein erneuertes Glück zu genießen, meiner eben ſo ſehr bedürfen würde, als ich ſeines Segens, von frei, ſelbſtändig und gereinigt in der Welt auftreten zu können. — Ich hatte erfahren, daß er den Tod ſeines Sohnes ſchon wußte, ich verwarf den Gedanken ihn zu täuſchen, kühn wollte ich die Wahrſagung, die ſein Leben verbittert hatte, vernichten.

Zwar begriff ich wohl, daß ſelbſt dem argloſen Advokaten von allen Seiten aufgelauert werden würde; doch beſchränkte ſich ſein Aufenthalt ja nicht auf ein Kloſter, und in der Stadt würde es mir, da mein Aeußeres daſelbſt unbekannt und unverdächtig ſey, doch wohl gelingen, zufällig ſeine Bekanntſchaft zu machen. —

Es gelang mir auch wirklich bald. Da ich mich bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihm als einen Venetianer angekündigt hatte, erweckte ich ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit; und gerade die Ermordung des Grafen Ladugno, die auch hier

viel Aufſehen erregt hatte, und eben den Stoff zu allen Unterredungen abgab, ließ mich ſchnelle und tiefe Blicke in ſein Inneres thun. Meinen erſten Entſchluß, öffentlich zu ihm zu gehen, nahm ich jedoch bald zurück.

Als ich eines Abends ein berühmtes Kaffeehaus beſuchte; bemerkte ich einen Mann, deſſen Blicke lauernd umher ſpäheten; noch früher, als ich, ihm in die Augen fiel, erkannte ich, nicht ohne ein bitteres Gefühl, in ihm Giuſeppe Murani, den ich einſt Vater genannt hatte. Nicht aus Furcht, nur aus Unbehagen und Abſcheu, zog ich mich ſchnell zurück. — Zwar meinte ich es durch Bitten bewirken zu können, daß er den Sohn, den er doch lieber nicht ſähe, verleugnete, allein ſeine Rechnung ſtand ſchon bei mir ſo hoch, daß ich befürchten mußte, daß mein Betragen leicht meine wahren Geſinnungen verrathen möchte. Ich beſchloß daher, mich gar nicht öffentlich zu zeigen, und nur Abends die Straßen zu beſuchen, um ein Zuſammentreffen, das allemal mein Blut in Wallung bringen würde, zu beſeitigen. Was konnte er wohl in Rom zu thun haben? —

An einem dunkeln Abend betrat ich zum erstenmal das Haus Baldis. — Drei Dinge: meinen Antheil an dem Morde des Freundes, meine Liebe zu Manuela, und meine wahre Geburt, ausgenommen, gab ich dem Advokaten eine treue Uebersicht aller Verhältnisse, und theilte ihm alle Dokumente mit. — Sein Erstaunen, seine Freude läßt sich nicht beschreiben. Er weinte, lächelte, umarmte mich, wünschte sich Glück, und zürnte in einem fort; doch ehe wir uns trennten, hatte er sich schon wieder gefaßt. Auch er sah ein, wie nothwendig es wäre selbst von seiner Seite die größte Vorsicht zu gebrauchen; ersuchte mich dann, unsrer beiderseitigen Sicherheit wegen, ihn nur ins Geheim zu sehen, und nannte mir einen Ort, wo ich nach drei Tagen mit ihm zusammentreffen sollte.

Ich fand mich zu der bestimmten Zeit ein, auch Baldi ließ mich nicht lange warten. Ich sah ihn ängstlich an; mit wenigen Worten beschwichtigte er meine Unruhe. Er hatte gleich alle Dokumente durchgesehen, und zweifelte nicht mehr an dem glücklichen Erfolg eines erneuerten Prozesses. Orbitelli hatte mit dem größten Er-

ſtaunen ſeinen Bericht angehört. — Es wäre geweſen als habe der Troſt den er brachte ein neues Licht in dem geſchwächten Geiſt des niedergebeugten Mannes angezündet. — Der Graf, wahrſcheinlich um ihn gegen alle weltlichen Anſprüche gleichgültig zu machen, hatte ihm ſelbſt die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes beibringen laſſen. Der Advokat, dem meine faſt täuſchende Aehnlichkeit mit dem Verſtorbenen ſogleich aufgefallen war, der aber, nach meinem Bericht, daß eben dieſe unſre Verhältniſſe heibeigeführt hätte, nichts Befremdendes weiter darin erblickte, hatte dieſe Uebereinſtimmung unſrer Züge in der Unterredung mit dem Freunde nicht näher berührt; doch hatte ich dem Advokaten, und dieſer dem Vater nicht verhehlt, daß der Tod des Grafen Ladugno, die nothwendige Bedingung ſeiner bevorſtehenden Rechtfertigung geweſen wäre. — Natürlich ſehnte ſich der unglückliche Vater darnach ſeinen Wohlthäter, den Rächer und Freund ſeines geliebten Sohnes, zu ſehen; denn nicht allein ſeinen guten Namen ſah er jetzt hergeſtellt, ſondern es ſtand auch in ſeiner Gewalt — das hatte er dem Advokaten mit erleichtertem Herzen frei ge-

ſtanden, — den von ihm in ſeiner Jugend begangnen Kirchenraub, jetzt da kein Leibeserbe dadurch bevortheilt werde, zu erſetzen; ſo nannte ſein beängſtetes Gemüth den freien Gebrauch ſeines geſetzlichen Vermögens. Er hatte den Advokaten beſchworen mich bald zu ihm zu führen. Niemand, das hatte er ſeinem Freunde verſprechen müſſen, dürfe bis dahin die erfreulichen Ausſichten ſeines hinwelkenden Lebens erfahren. Er hatte ſchon die Stunde beſtimmt, worin er mich zu ſehen wünſchte.

Ich wurde einig mit Baldi, daß ich, um mir den Eingang in das Kloſter, ohne durch beſchwerliche Fragen beläſtigt zu werden, zu erleichtern, mich ohne weiteres mit ihm dahin begeben ſollte; denn er vermuthete, ſo wie ich, daß alle, welche Orbitelli zu ſehen wünſchten, ſelbſt in den Kloſtermauern genau beobachtet würden, obgleich dieſer als Penſionär ohne Nachfrage in ſeiner kleinen Wohnung Beſuche annehmen dürfe. — Sobald wir aber eingelaſſen wären, wollte er ſich ſogleich entfernen. Von der Stunde an ſollte ich ihn, weil er ohne Verzug den Prozeß zu erneuern gedächte, um keinen Argwohn zu erregen, eine Zeit-

lang gar nicht, und auch in der Zukunft, bis die Sache beendet wäre, nur ſelten und ſehr heimlich ſehen.

So war endlich die erſehnte Stunde gekommen, wo ich ungekannt zum erſtenmal den ſehen ſollte, dem ich das Daſeyn zu verdanken hatte, und der mich dennoch, halb aus Zärtlichkeit, halb aus ſchwacher Selbſtſucht, faſt von der Stunde meiner Geburt an, verſtoßen hatte. Mit klopfendem Herzen begab ich mich mit Baldi zu dem ziemlich entlegenen Kloſter, in einer mir wenig bekannten Gegend, obgleich ich von der Sehnſucht oft verſtohlen in immer engerem Kreiſe in deſſen Nähe gezogen worden war.

Zwar glaubte ich Blicke zu bemerken, die mich lauernd betrachteten, als wir den nannten, welchen wir beſuchen wollten, doch wurden wir ohne Schwierigkeit eingelaſſen; und mit ſonderbar beängſtigenden Gefühlen betrat ich das angewieſene Zimmer.

Während Baldi den ſichtbar hinfälligen Mann begrüßte, hatte ich Zeit mich zu faſſen, und ihn genau zu betrachten. Er mochte wohl noch in

den kräftigen Jahren des männlichen Alters seyn, doch Kummer und körperliche Leiden hatten schon einen Greis aus ihm gemacht. — Er stützte sich auf einen Stab, und graue dünne Haare bedeckten kaum mehr seinen Scheitel. Seine Lebens- und Leidensgeschichte stand in den bleichen edeln Zügen geprägt. Baldi stellte mich ihm vor, dann verließ er uns nach Abrede.

Er sah mich lange starr und erstaunt an; die wechselnden Vorstellungen in seiner Seele belebten seine Züge; endlich sah er sich wie scheu um, und warf sich dann mit dem leisen Ausruf: „mein Sohn!" in meine Arme.

Seiner Schwäche zu Hülfe kommend, sank ich überrascht vor ihm nieder und umfaßte den theuren Leib; und so ruhete er lange auf meiner Schulter. — Ich fühlte heiße Tropfen an meine Stirne rinnen. „Mein Sohn!" stammelte er leise, kaum hörbar. „Du lebst und mußt Dich als einen Fremden anmelden lassen."

„Ich bin der nicht, den Sie meinen!" flüsterte ich, indem ich unwillkührlich seine Hände mit kindlichen Küssen bedeckte. „Er war nur mein Freund, diese Aehnlichkeit, die wir für ein

nicht bedeutungsloſes Spiel der Natur hielten, führte uns einander in die Arme; wir waren unzertrennlich bis an ſeinen Tod.“

Er fuhr mit dem Kopf in die Höhe und ſah mich lange ſtarr und heftend an. „Sie nicht — und er wirklich todt! — ach! als ich Sie ſah, hielt ich dieſen Bericht für eine wohlthätige Erdichtung.“ Er machte ſich aus meinen Armen los und trat einen Schritt zurück, um mich recht genau zu betrachten.

„Ich bringe Ihnen leider die Beweiſe.“

„Sagen Sie mir nur alles ohne Scheu,“ fuhr er fort, durchbohrende Blicke auf mich heftend; „auf welche Art? — nicht wahr — erſchlagen!“

„Ja! durch die Bosheit des Todfeindes Ihres Hauſes, des Grafen Ladugno!“

„So! wirklich! alſo doch?“ ſagte er langſam und gewichtig, ohne die Blicke von mir zu wenden.

„Doch einen ſchwachen Troſt bringe ich Ihrem gerechten Groll,“ fuhr ich fort, der ich die flammenden Blicke nicht aushalten konnte und ihnen doch nicht ausweichen mochte: „Sie ſind gerächt

und durch mich. Ich habe den Grafen getödtet, und bringe Ihnen in Ihrer Rechtfertigung auch die Ihres Sohnes!“

Er ſchlug die Hände entſetzt über dem Kopf zuſammen. „Unglücklicher!“ rief er, indem er ſich betäubt mit dem Rücken an einen Pfeiler lehnte: „Du wirſt dem Blutgerüſte nicht entgehen!“

Ich merkte nur zu deutlich, daß ſeine Seele den erkannt hatte, der vor ihm ſtand; allein er ſchwieg; auch fühlte ich, daß der Augenblick noch nicht gekommen ſey, wo ich muthig bekennen durfte, daß ich ſein entſetzliches Geheimniß theile.

„Er ruht auf ſeinen Thaten!“ erwiederte ich, mich ermannend; „ich bin fern von dem venetianiſchen Gebiet, oder es müßten die Wände ſprechen lernen, und die Hölle ſiegen!“

„Oder der Himmel!“ gab er leiſe zur Antwort, und faltete die Hände.

„Geben Sie mir Ihren Segen!“ rief ich, indem ich mich vor ihm niederwarf. „Mit dem Segen des gerächten Vaters habe ich nichts zu fürchten!“

„Verlange ihn nicht, jetzt nicht; bezwinge ihn hören, welcher ihn in Fluch verwandeln könnte; wir wollen beide Gott vertrauen und beten!“

Er ſchwieg, auch ich konnte keine Worte finden. Er brach das lange Stillſchweigen endlich zuerſt. — „Ich ſehe Sie doch wohl wieder?“ fragte er.

„Das hoffe ich zu Gott! — Beglückt durch Ihren Sieg, und —“

Es war als befürchtete er, daß ich ein Wort ausſprechen würde, vor dem er bebte: „Nur nicht hier! nicht ſo bald!“ fiel er mir ängſtlich in die Rede; „noch lauern unſre Feinde! lebt nicht der Abbate noch, der würdige Rathgeber und Gehülfe des Grafen. Entſage Unbeſonnener! ach ich habe nicht entſagen können. — Sieh mich lieber nicht, ſieh mich lange nicht. — Und nun verlaß mich. Es iſt mir als hätten die Wände Ohren bekommen, als hätte dies Gewölbe reden gelernt!“ Er trat raſch zu mir hin, drückte einen Kuß auf meine Stirne, bedeckte dann mit der Hand die Augen und winkte mir zu gehen. —

Ich ergriff ſeine Hand, drückte ſie an meine Lippen und ſprach mit einem Muth, den mein Inneres verläugnete: „Wir ſehen uns wieder!

„Gott gebe es!“ ſtammelte er leiſe. — Ich verließ das Zimmer und ſah noch in der Thür, daß er mit gefalteten Händen niederkniete.

Ich ſah ihn nicht wieder; ich werde ihn nie wiederſehen. — In tiefen Gedanken verließ ich eilig das Kloſter; mir war der Muth verſchwunden. In dieſem Augenblick, da mein gefährliches Geſchäft wie es ſchien glücklich vollendet war, da ich mich ſchon in dem Hafen träumte, da das Glück einen liebreichen, würdigen Vater zu beſitzen, und die ſchönſte Zukunft von Liebe und kindlichen Gefühlen gekrönt, mir entgegen lächelte, mußte das Wort Blutgerüſt mich an eine Weiſſagung erinnern, deren erſte Hälfte ich ſchon, obgleich unfreiwillig erfüllt hatte.

Es war ſchon dunkel geworden. Im Heraustreten aus dem Kloſter hatte ich, nur mit meinem Innern beſchäftigt, nicht daran gedacht ob mir auch aufgelauert würde. Ich irrte ſchnell durch mehrere kleine Seitengäßchen, mich nach und

nach ermannend. Ich war überzeugt, daß mir nicht von dem Kloſter aus gefolgt wurde; in dieſem Augenblicke alſo nichts zu befürchten war, doch beſchloß ich bei mir ſelbſt, den folgenden Morgen ganz früh Rom zu verlaſſen, mich in die Gebirge von Subjaco, wo ich keiner Entdeckung und keiner Gefahr ausgeſetzt ſeyn würde, zu begeben; und dort, da nun mein Geſchäft beendigt war, den Erfolg der Thätigkeit des muthigen Baldi ruhig abzuwarten. Von der Zukunft träumend, ſchritt ich arglos, doch noch etwas beklommen, fort. Mir begegneten wenig Leute. Ich bemerkte niemand hinter mir; da tönte auf einmal laut in meiner Nähe, von einer hellen durchdringenden Römerſtimme geſungen: „dove vai tu poverella.“ — Wer beſchreibt den Schauder, den mir die Töne dieſer verhaßten Worte einflößten. Sie durchzitterten mein Inneres. — Ich fühlte mich verrathen, ich glaubte mich von Mördern verfolgt; unwillkührlich verdeppelte ich meine Schritte; es war als ob jene Töne allen Muth, alle Beſonnenheit in mir übertäubt hatten, und da nicht fern von mir, von einem freien Platze, den ich ſo eben erreichte, die Lichter eines nahen

Kaffeehauſes mir errettend entgegen blinkten, eilte ich ſchnell darauf los.

Ich warf mich erhitzt auf eine Bank, und verlangte ein Getränk. Schüchtern ſah' ich mich um, es waren viele Leute da. — Ich ſah mich in Sicherheit, und ſogleich kehrte auch meine Beſonnenheit zurück. — Ich mußte ſchon bei mir ſelbſt über meine Furcht lächeln, da hörte ich auf einmal neben mir, eine wohlbekannte Stimme, die halb laut zu ſeinem Gefährten ſagte: „Ja! er iſt es — es iſt mein Sohn.“

Ich drehte unwillkührlich den Kopf dahin, und Murani ſtand vor mir. — Ich ſtutzte, er aber eilte mir mit offnen Armen entgegen; der Fremde war verſchwunden!

„Finde ich Dich endlich wieder, Du lieber Landſtreicher!“ nahm er halb leiſe das Wort, mir die Hand drückend; „komm ſetzen wir uns bei einander! wir müſſen uns viel zu erzählen haben.“

Meine Abſicht war, mich ſobald wie möglich einem Zuſammentreffen wieder zu entziehen, das mir zwar unangenehm, doch eben nicht gefährlich ſchien.

„Sie irren ſich,“ gab ich gefaßt zur Antwort; „ich bin Ihr Sohn nicht!“

„Wie?“ fiel er mir erſtaunt in die Rede.

„Weil,“ fuhr ich lächelnd fort, „Sie nicht mein Vater [redacted]dt. So heiße ich:“ — ich nannte ihm den Namen, worauf mein Paß lautete, [redacted] zog ihn mit mir fort aus dem Hauſe. Er folgte mir zögernd, und die Fragen löſeten ſich einander ab. So viel machte ich ihm in der Eile begreiflich, daß ich nicht für ſeinen Sohn gelten wollte; doch kaum waren wir in die Mitte des Platzes gekommen, als wir uns plötzlich von Sbirren umringt ſahen. Der Fremde, welcher mit Murani im Kaffeehauſe geweſen, — ich erkannte ihn an dem Mantel, war unter ihnen, und rief laut: „der iſt es, der meinen Freund begleitet!“ Die mir nur zu bekannte Stimme verrieth mir den Abbate. — Umgeben von mehr als zwölf Männern, alle wohl bewaffnet, war dem Argloſen kein Entrinnen möglich. — Ich wurde ſogleich nach einem Kerker geführt. Nichts von meinen Gefühlen dieſer Nacht. Ich benutzte die ſchlaf-

losen Stunden um einen festen Entschluß zu fassen.

Den folgenden Morgen wurde ich flüchtig verhört. Auf die Frage, wer ich sey? Gab ich zur Antwort: „Sismondo Murani.“

So nannte ich mich wieder freiwillig mit einem Namen den ich haßte und verwünschte, den ich mir gelobt hatte nicht mehr zu tragen. — Es war mir, als er über meine Lippen ging, als spräche ich in ihm mein eignes Todesurtheil aus; und doch freuete es mich zugleich, daß nur dieser dem Schimpfe, den er, und die, welche ihn trugen, verdienten, anheim fallen sollte. Ein dunkles Vorgefühl verkündigte mir zwar, daß ich, mit diesem Namen bekleidet, in die entstiegne Herabwürdigung zurücksinken würde, und doch rieth die Klugheit, mit allen Gründen Nicolos, mir keinen andern zu wählen.

„Er hat sich gestern anders genannt, mit dem Namen der in seinem Paß steht.“ Ich war durchsucht worden; keine andern Papiere waren bei mir gefunden.

„Ja! ich habe den Namen Murani, mit diesem vertauscht.“

„Warum?“

„Weil ich mich so am besten den Augen eines lieblosen Vaters, und dem Andenken an ihn, entziehen konnte!“

„Es ist genug!“ Ich war auf mehrere Fragen gefaßt, man legte mir aber weiter keine vor; nur ließ man mir wissen, daß ich auf Ansuchen der venetianischen Regierung, als der Mörder des Grafen Ladugno, verhaftet war. Ich sollte eiligst nach Venedig gebracht werden.

Es geschah, es auch, und nach einer höchst ermüdenden, unaufhaltsamen Reise, von stummen Wächtern, in einem dichtverschlossenen Wagen, begleitet, wußte ich nicht eher, daß ich das venetianische Gebiet betreten hatte, als bis die schwarze Gondel den hart Gefesselten umschloß.

Während der einförmigen Reise, und noch mehr in dem finstern, einsamen Kerker, der mich bei meiner Ankunft in Venedig aufnahm, hatte ich Muße genug meine Lage zu überdenken; die nöthige Besonnenheit war mir längst zurückgekehrt. Eben so unbegreiflich mir die Art mei-

ner Entdeckung, und die ihr folgende Verhaftung — zusammen das Werk weniger Minuten — noch immer war, eben so klar stand mein [illegible] schick, streng und unwiderruflich vor meiner Seele. Ich war wieder Murani, und mußte nun den Fluch, den dieser Name, und die Familie welche ihn führte, über mich, von der zarteſten Jugend an, gebracht, auch muthig tragen. — Nicht der Tod des Grafen, ſondern der herabwürdigende Schlamm, womit die jugendliche Umgebung meines Daſeyns daſſelbe befleckte, machte mich Manuelens unwürdig. Orbitelli, der muthig die Feſſeln geſprengt hatte, worin Wahn, niedrige Geſinnungen und Elend ſein beſſeres nicht erkanntes Weſen geſchmiedet, Orbitelli durfte wohl, geläutert durch den Anhauch der frömmſten Liebe, die Anſprüche ſeines veredelten Herzens geltend machen! Murani, der in die Hefen des Volkes tiefverſunkene, wider einen Willen neuerweckte Jüngling, in dem der beſſere Orbitelli nun wieder unterging, und ſchon aufs neue in das Grab hinabgeſtiegen war; — dem Murani, der, wenn auch gerettet, ſich doch nicht mehr von dem Hohn der Welt, und von

der Schande rein waſchen konnte, war Manuela für immer entriſſen. Nur jenſeit des Grabes, das Muranis Hülle auf ewig verbergen ſollte, durfte nun erſt Orbitelli, durch den wirklichen Tod wieder gereinigt, ſich einſt dem geliebten Weſen nahen.

Sobald dieſe Anſicht Klarheit und Beſtimmtheit in meiner Seele gewonnen hatte, wurde ich ruhig. Ich fürchtete nicht mehr, daß die Weiſſagung an mir erfüllt werden ſollte, da ich ſelbſt beſchloſſen hatte ſie wahr zu machen. Ich erkannte ſelbſt in engen Banden, in undurchdringlichen Mauern eingeſchloſſen, die Freiheit meines Willens, denn ich verzweifelte nicht an der Freiheit meines Körpers, wenn ich nur auf dieſe hätte ſinnen mögen, obgleich ich niemand kannte, der abgeſchloſſener, und mehr ohne Freunde in der Welt ſtände, als ich. In den Augen des Weſens, das ich noch immer mit unwandelbarer Treue anbetete, galt ich für einen Todten, einen Vater hatte ich zwar, der durfte jedoch meinen Namen nicht ausſprechen, aus Furcht ſeinen Segen in Fluch zu verwandeln,

und einen Freund.... Nein! Orbitelli beſaß keinen, dem Murani war nur ein alter, ehrlicher, ja ehrlicher Bandit feſt verbunden, auf deſſen Anhänglichkeit und Treue er Felſen bauen konnte, und der auch wohl gern ſeinen Liebling gerettet hätte, wenn nicht ſein niedriger Standpunkt ihm, zwar weniger die Hülfsmittel benahm, als ihn von dem Kreiſe entfernt hielt, der ihn allein mit deſſen Gefahr bekannt machen konnte. — Doch ich war ſtolz auf meine Verlaſſenheit, ſtolz darauf, daß niemand mich, wenige meine Gauklerlarve kannten. — Murani wollte ich nicht retten, weil Orbitelli nicht mehr gerettet werden konnte. — Des Vaters Schwäche und Wahn, ſagte ich zu mir ſelbſt, und nicht der Himmel, bringt das Traumbild des eifernden Mönchs in Erfüllung, und Murani mag auf dem Blutgerüſte, nicht ſeine unfreiwilligen Vergehungen, büßen, ſondern die Schuld, welche Orbitelli ſich gegen das reinſte Weſen unter der Sonne bewußt iſt. Nur ein Geſchäft außer den Kerkermauern war mir angelegen: Nicolo zu erſuchen, das ihm anvertrauete Heft zu vernichten, damit deſſen Inhalt, um Orbitellis Namen zu retten, mit Murani untergehen möge.

Von den Verhören, denen ich von Zeit zu Zeit unterworfen wurde, nur wenig! Ich merkte gleich, daß es nur auf mein Verderben, und in diesem auf die Ehrenrettung des Grafen abgesehen war; nur nach langen Zwischenräumen wurde ich vernommen. Es schien als wenn die Nachrichten von Rom, wegen der Orbitellischen Sache, das jedesmalige Verfahren gegen mich bestimmten. Ich hatte Mitleid mit den schwachköpfigen Richtern. — Sie wollten mich gern verdammen, aber es fehlte ihnen um so mehr an Beweisen, da sie fürchteten den Verhafteten reden zu lassen.

Es war schon beschlossen: ich selbst wollte durch ein aufrichtiges Bekenntniß von allem, in sofern es, ohne Orbitellis Liebe und seine Absichten zu verrathen, geschehen konnte, ihrer Unschlüssigkeit und Verwortrenheit zu Hülfe kommen; — und doch zauderte ich, denn ich wollte, ich mußte erst, ehe mein Ohr hienieden taub wurde, von Manuela hören; eine lebendige Ahnung in mir, flüsterte mir zu, daß es geschehen würde, und die Willkühr und Beschränktheit meiner Richter empörten mich. — Es war mir als hätte ich sie in meinen Händen. Auf ihre Zumuthung, den

Mord und die Zauberey, deren beider ich beſchuldigt ward — zu geſtehen, hatte ich ihnen immer zur Antwort gegeben: „beweiſet mir erſt, daß ich je den Grafen gekannt habe.“ —

So wurde nie weiter fortgerückt; den Schein der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens, konnten die Anhänger des Abbate nicht beſeitigen, denn an ihrer Seite ſaßen noch rechtliche Männer, denen ſie ihre innere Ueberzeugung meiner That ohne das Andenken des Ermordeten zu beflecken, nicht deutlich machen konnten; demnach fehlte es ſogar an hinreichenden Gründen, um mich peinlichen Fragen zu unterwerfen, und da ihre gegründete Rache ihnen eben ſo wenig erlaubte mich frei zu geben, blieb nichts andres übrig, als die Zeit und meine hoffentliche Verzweiflung walten zu laſſen.

So waren mehrere Monate verfloſſen. Mein Muth war nicht erſchöpft, nur meine Sehnſucht war zwiſchen der Erde und dem Himmel getheilt. — Ich wußte noch immer nichts von Manuela, und nur eine Nachricht von ihr konnte mich ganz von der Erde löſen. — Mit dem Geſtändniß, das ich dem Gerichte, doch nur unter der Bedingung, daß ich nicht unterbrochen würde,

ablegen wollte, war ich längst im Reinen. Der Graf und der Abbate, ihre Verhältnisse zu Orbitelli waren nicht geschont. — Dagegen, was Manuelas und Nicolos Namen darinn verflechten konnte, weggelassen. Alles war so klar und deutlich dargestellt, daß ich hoffen durfte, es würde den Schluß des Drama herbeiführen.

Eines Tages, als der Gefangenwärter mir das kaum genießbare Essen brachte, machte er sich mehr als gewöhnlich in dem Gefängniß herum zu schaffen. Ich bemerkte es weiter nicht. Erst als ich das Essen ergriff, das zu meinem Erstaunen reinlicher und besser wie sonst zubereitet schien, wurde ich zu gleicher Zeit auf ein leises, wie mit Gewalt unterdrücktes, Schluchzen aufmerksam, das sich wenige Schritte von mir hören ließ. Ich warf meine Blicke nach der Thür, und gewahrte sogleich den Gefangenwärter, der noch am Eingange verweilte, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt. „Was fehlt Euch?" fragte ich verwundert.

Auf einmal eilte er, ohne Antwort zu geben zu mir hin, und faßte mich stumm in seine Arme. Trotz der fremden Kleidung und des

langen ſtruppichten Bartes erkannte ich ſogleich Nicolo.

Recht vom Herzen gab ich ihm ſeine Umarmung wieder. „Ehrliche, treue Seele!“ rief ich, „ich ahne es, meinetwegen biſt Du hier!“

„Ich muß Euch wohl heraus zu reißen ſuchen, wo ich Euch hinein gebracht habe!“

„Ihr?“

„Allerdings! Blut hätte ich weinen mögen, daß der Abbate, Gott verdamme ſeine Seele! mich übertölpelt hat. Ihr ſollt alles nach und nach erfahren. Ich darf mich nicht lange bei einem Gefangnen aufhalten, um keinen Verdacht zu erregen.“

„Wie kommt Ihr hieher? auf welche Art habt Ihr meine Verhaftung erfahren? — Ich verſtehe von Eurer Rede nichts.“

„Gebt mir nur Zeit! und daran fehlt es uns ja nicht. — Die ganze Stadt war ja voll davon, daß man den Mörder des Ladugno, einen gewiſſen Murani, in Rom eingefangen habe. Da fiel es mir wie Blei auf's Herz, obgleich nicht auf das Gewiſſen; denn ich liebe Euch wie einen Sohn, und ich wollte faſt verzweifeln. 400 Zechinen

hatte ich mir zuſammen geſpart. Du brauchſt ſie doch nicht, wenn er aus der Welt muß, dachte ich; zu ſeiner Rettung werden ſie am beſten verwendet. Es koſtete mir Mühe und Geld genug, um den Zuſammenhang Eurer Verhaftnehmung, und den Kerker, worin Ihr aufbewahrt wurdet, zu erforſchen, denn die ganze Sache wird ſehr geheim betrieben. Allein da war auch kein Haltens mehr. Faſt die letzte Zechine habe ich darauf verwendet meinem alten Gevatter Ambroſio ſeinen Dienſt abzukaufen, und ich bin doch nur Gefangenwärter, und muß dem Kerkermeiſter gehorchen. Jetzt darf ich nicht länger weilen. Kommt her, ſtärkt Euch mit dieſem Wein! heute Abend wollen wir traulicher mit einander ſprechen, dann werde ich Eure Wünſche und Entwürfe vernehmen; — verzweifelt nur nicht!" Er verließ mich eilig. —

Ein neues, freudiges Gefühl belebte mein Herz; doch brachte es keine Verwirrung in meine Seele, denn ich verſtand es zu würdigen. Keine thörichte Hoffnung, das verwirkte Leben zu erhalten, entſtand darin. Ich hatte es ſchon verloren gegeben. Es war nur der Roſenſchimmer, den die ſcheidende Lebensſonne in ihrem letzten,

wolkenfreien Hinunterſinken auf die ſchon verfinſterte Erdenhoffnung zurück warf. — Es war ja möglich, jetzt etwas von Manuela zu erfahren. Dieſer Gedanke erquickte mich mehr, als der lange nicht genoſſene Wein, und beſchäftigte mich ſo ſehr, daß der Abend früher als ich es bemerkte da war, und Nicolo weit ſchneller, als ich ihn erwartet hatte, zu mir hereintrat.

Ich ſtreckte ihm die Hand freundlich entgegen. — Er ſah mich finſter an, dann wiſchte er ſchnell die Augen.

„Ihr ſeyd nie ſo freundlich mit mir geweſen! habt Ihr mich lieber, ſeit ich Euch verrathen habe?“

„Ihr! Nicolo! Ihr? wie verſteh' ich das?“

„Meine verdammte Klugheit!“ rief er heftig! „Ach! erſt lange nachher, als die Rede von Eurer Verhaftung gemurmelt hatte, kam ſie mir zu Ohren. Ich wollte es anfangs nicht glauben; endlich aber wurde mir alles klar! — Fraget nicht, wie ich das alles erfahren habe, denn ich ſage es Euch doch nicht; aber hört:“ —

Nun erzählte er mir folgendes, das ich nur kurz, dem Inhalte nach, mittheile:

Obgleich der Abbate, als er mit Sandrini Nicolo besuchte, durch dessen unbefange Reden erst betroffen, dann befriedigt schien, wurde er doch nichts weniger als durch jene getäuscht; er übte nur die Kunst aus, die ihm so oft in seinem Leben zu Statten gekommen war: Verstellung! Er sah sogleich ein, daß entweder Nicolo getäuscht war, oder er zu täuschen suchte, in beiden Fällen konnte der Abbate nichts besseres thun, als sich so stellen, als billige er seine Ansichten. Sobald er zurückgekehrt war erklärte er laut, daß die verfolgenden Diener sich geirrt hätten, und begab sich allein in das Gemach, wo der Mord begangen war, und welches er selbst verschlossen hatte; da ließ er nun keinen Gegenstand unbeachtet; die noch vorhandene braune Tinktur, die Pinsel, das hingeworfene Tuch, welches zum Gewand gedient hatte, führten zu Vermuthungen, welche mit den vorangegangenen Ereignissen zusammengehalten, ihn auf die Spur brachten.

Aus den von dem Grafen einst empfangenen Briefen, den entdeckten Murani, seine Aehn-

lichkeit mit Orbitelli, der ſein Freund geweſen, ſeine Ermordung, der er doch, wie es ſich nun zeigte, entkommen war, betreffend, wurden ihm durch dieſen letzten Umſtand, der zugleich die übernatürlichen Erſcheinungen natürlich erklärte, und aus den entwendeten Dokumenten nur zu klar, daß Tony eine Perſon mit Murani, und dieſer der Thäter wäre. Er zweifelte nicht; wenn er ſich auch irren ſollte? Ey nun! ein Opfer mehr oder weniger, darnach wird nicht in der Politik gefragt! — Die Frage war nur, wie man dieſes Murani wieder habhaft werden könnte. — Er ging noch einmal zu Nicolo hin. Deſſen Ausſagen beſtärkten den Abbate nur in ſeinen Vermuthungen, gaben ihm aber zugleich die Ueberzeugung, daß er Nicolo nicht mehr trauen dürfe. Im Gegentheil, er ſchickte ihn fort, damit er nicht mit oder ohne Willen Sandrinis mißtrauiſchen Blicken oder ſchlauen Fragen unterliegen müſſe.

Nicolos ſchnelle Abreiſe, und auch ſein Begleiter entgingen dagegen ſeiner Aufmerkſamkeit. — Der Abbate mußte nun einen Andern ſuchen, dem die Züge des Jünglings bekannt waren, denn er

ſelbſt hatte weder ihn, noch ſeinen Freund geſehen, Da fiel ihm der ſogenannte Vater Muranis ein; daß er es nicht ſey hatte er ſchon früher, ich weiß nicht auf welche Art, entdeckt. — Zuerſt ſchickte er Eſtafetten nach Rom an ſeine dortigen Vertrauten, die alle mächtige und angeſehene Männer waren. Es war ihm leicht die Veranſtaltung zu treffen, daß der Reiſende, welcher jenen Namen führte, ſobald er durch die Porta del populo eingetreten war, verhaftet wurde; dennoch war es ihm mehr als wahrſcheinlich, daß jener ſich kaum unter dem Namen dahin begeben würde. Daher nahm er ſelbſt ohne Verzug den Weg nach Bologna; unter den Papieren der Wittwe Harrau mußten ſich diejenigen befinden, welche auf die Vermögensumſtände des Sohns Murani, und das Jahrgeld des Vaters, Bezug hatten: dieſer bemächtigte er ſich.

Murani, dem ſeit Herrn von Harraus Tode wahrſcheinlich nichts mehr ordentlich ausbezahlt worden war, befand ſich in einer ſehr herabgekommenen Lage. — Er hielt, ſo wie die ganze Welt mich für todt, und ſah in dieſem Ereigniß die Urſachen ſeiner jetzigen Noth. — Der Abbate,

ließ ihm mein Leben und erdichtete Vergehungen vermuthen. Ich sollte in Rom gesehen worden seyn. Er versprach Murani nicht allein die Ausbezahlung seines Jahrgeldes, sondern auch die meines Vermögens, sobald man meiner habhaft werden könne, und forderte ihn auf, ihm dazu behülflich zu seyn. Murani war sogleich dazu entschlossen, und folgte ohne Zögern dem Abbate nach Rom. Die Nachricht, welche dem Abbate bei seiner Ankunft sogleich mitgetheilt wurde, daß kein Murani dort angekommen wäre, verwandelte seinen Verdacht in Ueberzeugung. Das Kloster worin Orbitelli sich befand, wurde von Spähern umgeben, und selbst Baldi nicht aus den Augen gelassen; weil dieser jedoch immer von Zeit zu Zeit den alten Freund zu sehen pflegte, erregten seine Besuche dort keinen weitern Verdacht.

Wahrscheinlich würde mein unerwartetes Erscheinen dort, erst verrathen werden seyn, wenn ich schon in Sicherheit gewesen wäre, hätte ich nicht, zu früh für meine Rettung, und zu spät für die eigentliche Absicht meines Gegners: sich der Papiere wieder zu bemächtigen, jenes mir so unglückliche Kaffeehaus betreten. — Der Abbate

ungeduldig daß alle ſeine Bemühungen vergeblich waren, beſuchte zuletzt, heimlich von Sbirren begleitet, die ſeiner in der Nähe harrten, alle Abende mit Murani die Kaffeehäuſer der Stadt, in der Hoffnung mich einmal an einem Ort, wo junge Leute ſich gern verſammelten, aufzufinden. — Ich beſuchte aber keines, und die beiden Verbündeten begannen ſchon nachläſſiger in ihrem ſo ſchlecht belohnten Suchen zu werden, und waren ſchon im Begriff daſſelbe einzuſtellen, als ich ihnen in die Hände fiel. —

Eben ſo laut, wie der Abbate bei meiner Verhaftung gejauchzt, ſo wüthete er ſchon in der folgenden Stunde, als weder bei mir, noch in meiner Wohnung, die ich treu angab, irgend ein Papier vorgefunden wurde, das ihm dienlich ſeyn konnte. Meine Miethsleute gaben mir die beſten Zeugniſſe — ob ich Bekannte und Freunde hätte, wußten ſie nicht — Sie hätten niemand bei mir geſehen. Die einzigen Spuren der Vergangenheit waren ein Zeuge, der Vater, und der Name Murani. — Doch dieſe waren dem Abbate genug. Doppelt wüthend, die Papiere nicht gefunden zu haben, ſchwur er, mich ſeine

ganze Rache fühlen zu laſſen, und noch mehr, als er kurz nachher erfuhr, daß Baldi ſo eben um die Reviſion des Orbitelliſchen Prozeſſes angehalten hatte. Um mich jedem unpartheiiſchen Verfahren zu entziehen, mußte ich ohne Verzug der Venetianiſchen Regierung ausgeliefert werden; unter deren Mitgliedern ſich viele befanden, denen es aus mancherlei Gründen wichtig war, weniger das Vermögen des gräflichen Hauſes zu ſichern, als das Andenken des Grafen zu ſchonen. —

„Allein" ſo ſchloß Nicolo ſeinen langen Bericht: „Jetzt bin ich bei Euch, und ich nehme es mit Euren Teufeln auf."

„Davon hernach," unterbrach ich ihn. „Wo befindet ſich die deutſche Familie, die in dem Pallaſte des Grafen wohnte?"

Er wußte es nicht; faſt wollte ich zürnen; ohne Grund zwar, denn der Vertraute meines Innern war er nie geweſen, und konnte meine geheime Liebe nicht ahnen. —

„Kennt Ihr denn nicht den wackern Arzt Sandrini, der damals den Abbate in Euer Haus begleitete?" fragte ich ihn.

„O ja! vom Anſehen und dem Rufe nach.“

Ich vertraute ihm, was er nun nothwendig wiſſen mußte. Ich erſuchte ihn äußerſt behutſam zu ſeyn, daß niemand dort im Hauſe ſeine Verbindung mit mir, oder ſeine Theilnahme an dem Murani ahne!

„Laßt mich nur!“ entgegnete er, „ſprechen wir lieber von Eurer Sache.“

„Für mich iſt geſorgt!“ erwiederte ich ihm ruhig, und trieb ihn an die Nachforſchungen anzuſtellen, die zur Beruhigung meiner Seele ſo nothwendig waren.

Er ſah mich lange ſtumm an, dann reichte er mir die Hand. „Ich gehorche!“ ſagte er leiſe; „ich habe mein Recht Euch zu rathen verwirkt.“

Bald brachte er mir Nachricht. In Sandrinis Hauſe hielt ſich nur die Wittwe auf, die ſehr kränklich und niedergebeugt ſchien; das Fräulein, und die Gattin des Arztes waren auf das feſte Land gegangen, wo die Letzte ihre Wochen halten wollte; den Namen des Orts wußte niemand ihm zu ſagen.

Ich ſchlug mir verzweiflungsvoll vor die Stirn. Nicolo bemerkte meinen Unmuth. „Schenket mir reinen Wein ein, Sismondo! was habt Ihr mit dieſer Signora?“

In meinem innern Kampfe ſiegte die Nothwendigkeit, und ſeine treue Freundſchaft. „Ich liebe ſie,“ ſagte ich; „eine Nachricht von ihr iſt mir mehr, als tauſend Leben.“

„Wollt Ihr an ſie ſchreiben?“

„Nein! Wie ſollte ſie auch den Brief bekommen. Ihr wißt ja ihren Aufenthalt nicht.“

„Ich finde ſie!“ verſetzte er muthig; „müßte ich ſie auch im Himmel ſuchen, wo ich doch ſo bald nicht hingehöre. Zwar darf ich als Gefangenwärter mich nicht von dem Gefängniſſe entfernen, und will Euch auch nicht gern verlaſſen, doch morgen werde ich Euch mehr ſagen.“

Den folgenden Morgen brachte er mir verſtohlen einige Flaſchen Wein und Speiſen dazu. — „Wir wollen alles dieſes in das Streh verſtecken,“ redete er mich an; „denn Ihr werdet mich nicht wieder ſehen, bis ich ſie aufgefunden habe. — Glücklicherweiſe bin ich

durch meine gute Laune — Nun ja! Ihr ſeht mich an; — die Welt lehrt einem ſchon gute Laune zu heucheln, ob auch das Herz blutet, wenn man etwas in ihr zu erreichen denkt — ich bin alſo durch meine Laune dem Kerkermeiſter lieb geworden, und ſo hat er geſtattet, daß der abgedankte Gefängnißwärter mein Amt verſehe, bis ich meinem kranken Verwandten auf dem feſten Lande die Augen zugedrückt habe."

Mit größrer Unruhe, als ich je vorher einen Tag in dem Kerker verlebt hatte, brachte ich eine ganze Woche zu, bevor er wieder eines Morgens zu mir eintrat. „Gute Nachrichten!" rief er mir entgegen. — „Ich hoffe es zwar, obgleich ich nur wenig bringe. Ich durfte nicht länger wegbleiben. — Lies!" —

Höchſt erſtaunt, mit bebenden Händen, nahm ich den Brief, den er mir hinreichte; doch getäuſcht gab ich ihm ihn wieder, als ich die Aufſchrift: An Signor Sandrini, geleſen hatte: „Er iſt nicht an mich," ſagte ich finſter.

„Ihr ſeyd auch wohl in einer Lage Bedenklichkeiten zu haben!" Er erbrach den Brief raſch: „Sieh da! nun iſt er offen."

„Ich lese ihn nicht!“ versetzte ich.

„Gott Lob! daß auch ich Erziehung gehabt habe, und zu lesen weiß;“ fuhr er ruhig fort. „Es ist Eure Schuld, wenn ich jetzt Geheimnisse erfahre, die nicht für mich gemacht sind.“ Er hielt einen Augenblick inne: ich sah zu Boden ohne Antwort zu geben; da las er. — Als er nicht fertig werden wollte, erhob ich die Augen wieder, und sah ihn zitternd, mit bebenden Lippen vor mir stehen. „Was ists?“ rief ich erschrocken.

„Hm! Ihr habt recht!“ nahm er endlich das Wort. „Ich wollte daß ich ihn auch nicht gelesen hätte. Armer Sohn!“ fuhr er fort, indem er den Brief fallen ließ, und mich zärtlich umfaßte: „muß denn auch Eure schönste Hoffnung zu Grunde gehen; ich weiß wohl wie man fühlt, wenn man jung ist. Ich weiß es, vergeßt nur nicht, daß Ihr noch einen alten Freund habt, der so lange und bitter um Euch geweint hat, daß er wohl auch mit Euch weinen darf. — Die Signora! — denkt nicht mehr an sie — sie ist in gesegneten Umständen.

Ein Blitz zuckte durch meine Seele: die heftigste Angst um Manuelas Leben und ihre Lage wechselte mit Wehmuth, Freude, der wohlthuendsten Ueberraschung. Es war als riefe eine Stimme in meinem Innern: Du bist entsündigt! Gott hat Euern Bund gesegnet.

Stürmisch umarmte ich den Alten, der mich bestürzt betrachtete. Ich riß den Brief wieder vom Boden auf, und las, und las wieder, fast ohne Besinnung folgende Worte:

„Wir befinden uns wohl und gesund:
„unsre liebe Freundinn ist noch immer kör-
„perlich wohl; ihre Seele ist wie sonst bei
„dem geliebten Todten; ihr Mund ist stumm
„wie ihr Geschick. — Es ahnet mir daß
„wir bald ärztliche Fürsorge brauchen wer-
„den; möge die entscheidende Stunde, die
„mir den Mutternamen geben wird, ihr
„die Freuden gewähren, welche mich noch
„nicht beglücken sollen! und doch, doch —
„werden wir nicht beide Du und ich das
„Wunderkind lieben, das sie das Ihre nicht
„nennen darf. Muß es auch einem ab-
„scheulichen Vergehen sein Daseyn verdan-

„ken, wir wollen dafür sorgen, daß die „Tugenden der Mutter auf dessen Haupt „vererbt werden, und daß es nie ihre Verir„rung erfahre. — Deine getreue Gattin

Elise."

Meine Freude verrieth ihm mein tiefstes Geheimniß, doch gab der schmerzliche Gedanke: daß ich nie dies geliebte Kind sehen würde, meinen Empfindungen das Gleichgewicht wieder. Ja! es soll den Vater nie kennen lernen, der mit seinem Leben jenes abscheuliche Vergehen büßen muß.

Ich ließ Nicolo fast unwillkührlich in meine Seele blicken. Er erschrak heftig. „Nein!" rief er. „Ihr sollt gerettet werden, trotz Euch selbst, und müßte ich meinen Dolch in Blut schwarz färben. Ich will Euch nicht in's Verderben geführt haben!"

„Nicolo! mein Freund!" versetzte ich, „Ihr habt mich schon gerettet. In diesem Kerker habe ich das lange sonst verdorbene Leben kurz und reuig ausgelebt. — Ich bin zur ruhigen Beschauung der Zukunft, zu einer klaren Aner-

kennung meiner ſelbſt gekommen. Ich danke Euch, denn durch das, was Ihr für mich thun könntet, was ich fühle auch Eurer Liſt und Eurem Muth gelingen würde, eben durch das habt Ihr mir ſchon die Freiheit gegeben. Ich ſterbe nun nicht den gezwungenen Tod des Verbrechers, denn ich kann ihm entfliehn; ich ſterbe aus eigner freier Wahl, weil ich fühle, daß der Tod mich nur beglücken kann. — Indeſſen dies Ereigniß, das zwar nicht mein Geſchick abwenden kann, verändert doch meinen Entſchluß: das Geheimniß meiner Geburt darf nun nicht mit mir in das Grab gehen, denn ich habe ein Kind, einen Erben, dem alles, was mein iſt oder werden kann, angehört; um ſo mehr aber muß ich dafür ſorgen, daß er einen unbefleckten Namen trage. — Ich will mich dem braven Sandrini anvertrauen."

Nicolo mußte meiner beſeelten Beredſamkeit weichen. — Er theilte mir mit, wie er zu dem Briefe gekommen war. — Er hatte Bekanntſchaft mit Sandrinis Dienſtboten und ſeiner Nachbarſchaft gemacht. Alle ſahen in der Ent-

fernung der Frau ein sehr einfaches und gewöhnliches Ereigniß; nur daß der Ort ihres Aufenthaltes unbekannt war befremdete ein wenig. Nicolo entdeckte indessen bald, daß ein getreuer Bote regelmäßig an bestimmten Tagen die Stadt verließ, und wieder zu Sandrini zurückkehrte. — Er machte sich an ihn; erforschte genau wo er auf der Landseite immer zur Ueberfahrt einkehrte, und paßte ihm dort auf. — Gute Laune, guter Wein, und die Arglosigkeit des Boten, spielten ihm den Brief in die Hand, welchen jener nachher verloren zu haben glaubte. — Ich weiß nicht, ob Nicolo ihn später wieder an den rechten Mann gebracht habe, — mir war es angelegner, seinen Scharfsinn anz[illegible]rnen, um mich in Verbindung mit dem Manne, der für mich Vaterstelle vertreten sollte, zu setzen.

Sie würdiger Mann, dem ich meinem Versprechen getreu, damit Sie klar und sicher auftreten dürfen, mein ganzes Leben in diesen Blättern offen darlege, die ich nun durch Nicolos Fürsorge im Stande bin, gelassen und ohne Uebereilung niederzuschreiben, Sie wissen wie ich zu diesem, dem letzten schönen Stück meines

verwirkten Lebens gekommen bin. — Wir ſahen uns nur wenig Augenblicke, allein ich hoffe es zu Gott! lange genug! —

Ich bin trotz Nicolos lauter Verzweiflung, vielleicht ſogar trotz Ihrer Mißbilligung thätig geweſen; das Gericht iſt in dieſem Augenblicke in größerer Verlegenheit über mein Eingeſtändniß des Mordes, als es früher war um mir dies abzulocken. Ich habe jedes Wort ſorgfältig erwogen; ſie dürfen mein Leben nicht mehr ſchonen, und brauchen es nicht länger zu erhalten. — Sie werden ſich wohl hüten mich genauer zu befragen.

So habe ich in den ängſtlichen Stunden, während Sie fern ſind, um der ewig theuren Braut meiner beſſeren Seele, die, weil ich ein Menſch war, leidet, beizuſtehen; mein letztes irdiſches Geſchäft vollendet. Bei Ihrer Zurückkunft erhalten Sie das Heft, welches bei Nicolo niedergelegt war, zugleich mit dieſem. — Den Ring haben Sie ſchon. Anbei ſind alle die nöthigen Beweiſe und Erklärungen gefügt, damit Sie, würdiger Mann! ſich derſelben zum Vortheil meines

Kindes bedienen können. So auch mein letzter Wille, mit dem Namen Orbitelli unterzeichnet. — Möge sein Großvater ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sein schwankendes Gemüth, trotz seines Herzens, dem Sohne verweigerte. Und so habe ich alles aus meiner Nähe entfernt, was Orbitelli verrathen könnte. Muranis Hülle umfaßt nur noch kurze Zeit seine Seele. —

Leben Sie wohl. — Grüßen Sie — Nein! Grüßen Sie sie nicht. — Um zu büßen, verließ ich sie ja — und gehe nur hin um zu büßen. — Keine Rückerinnerungen, kein Andenken an meine unwürdige Lage, beflecke ihr makelloses Gemüth! Ich bin nach ihren Vorstellungen schon längst gestorben, darum kann ich auch um so ruhiger sterben. Würden auch diese Fesseln von meinen Händen fallen, die Mauern meines Gefängnisses einstürzen, und mit ihnen jedes fremde Mitwissen um meine Schmach verschwinden — stünde ich auch ganz frei — mein Leben wäre doch von dem ihrigen getrennt und alle nur ein langsamer Tod. — Die Hand, welche in die ihrige gelegt werden sollte, darf

nicht, ſelbſt unſchuldig nicht mit Blut befleckt ſeyn, und ſchuldlos iſt nicht einmal die meine. Ich konnte ihr ja die fürchterliche Wahrheit nicht eröffnen, ohne mit ihrer zarten Hochachtung und vielleicht ihrer Liebe auch ihr innerſtes Weſen zu zerſtören, und ihr ſie verbergen — das, fühle ich — darf ich nicht! Ja wir ſind in dieſem Leben getrennt, und es dennoch zu ertragen, dazu fehlt mir der Muth! — So wähle ich denn lieber den ſchnellen Tod. Gott ſey gelobt, der durch die Entdeckung meiner That mich von der größern Schuld, des frechen Beſitzes ihrer Hand, rettete. — Erſt in dem Kerker mußte ich zum klaren Bewußtſeyn kommen. Ich wiederhole es, jene Weiſſagung, die zwar mein irdiſches Leben vergiftet hat, geht doch nur darum an mir in Erfüllung — weil ich dieſe nach dem ruhigſten Nachdenken, nach der klarſten Ueberzeugung wähle; das Blutgerüſt, welches Murani beſchieden iſt, reinige Orbitelli. — Die treue Freundſchaft eines Herabgeſunkenen tödtete den Freund. — Der Mord des Grafen, und der ſeines Gehülfen, war Nothwehr; doch Blut, welches Leidenſchaft in keiner eſſnen par-

theileſen Fehde vergießt, befleckt immer. — Das trennt mich von Manuela im Leben, jenſeit wird die liebende, reine Seele das Vergehen verzeihen, welches irdiſche Liebe an ihrer irdiſchen Geſtalt verübte.

V.

Aus der Biographie.

Wonne Wehmuth durchschauert die volle Seele,
Der Vergangenheit Schattenbilder schweben
Im beduftenden Glanz empor, die Zukunft
Traulich umschlingend.

A. C. Lindenhan.

Versöhnung und Friede.

Sobald ich die beiden Hefte jedes zweimal durchgelesen, und sogar in dem von der Hand des Herr von Harrau eine geheime Andeutung auf mich selbst, die mich mit Grauen erfüllte, gefunden, prüfte ich mein Inneres genau, und nachdem ich, durch ein heißes Gebet zu dem höchsten Lenker unsrer Schicksale, die aufgeregten Bewegungen meiner Seele wieder in das gehörige, ruhige Gleichgewicht gebracht hatte, empfand ich zu mei-

ner eignen Befriedigung keine Reue über mein damaliges Betragen; denn es war aus meiner klaren, noch unveränderten Ueberzeugung hervorgegangen. Nur war es mir: als sey ich durch Gottes Fügung berufen, einen noch thätigeren Antheil an einem Ereigniß zu nehmen, bei dessen Anbeginn ich unwissend schon so eingreifend gewirkt hatte. Darauf prüfte ich noch einmal mit Ruhe und Kälte die beigefügten Dokumente, und da ich bald jeden Zweifel in meinem Gewissen widerlegt fand, ließ ich den ehrlichen Sandrini rufen. —

Als er erschien ergriff ich mit warmer Heftigkeit seine Hand; gegen meinen Willen überwältigte mich die Wehmuth aufs neue, so daß ich mit Thränen in den Augen nur fragen konnte: „Mußte er sterben?“

„Er starb!“ gab Sandrini, von meiner Stimmung angesteckt, leise zur Antwort.

Durch ein stummes Zeichen von mir eingeladen, ließ er sich, mir gegenüber, an der andern Seite des Tisches nieder, und beendigte seine Erzählung folgendermaßen:

„Als ich die Blätter, welche Sie jetzt auch kennen, durchgelesen hatte, war es mir als übten

ſit eine beruhigende Kraft an mir aus. — Das neugeborne Kind, bei dem meine Verhältniſſe zu der Mutter, und mein Verſprechen an den ſcheidenden Vater, Elternſtelle zu vertreten geboten, war mir nun, da das Räthſel ſeiner Geburt aufgelöſt vor mir lag, noch heiliger geworden. Ich fühlte einen innern Drang, ſeinem Vater noch einmal mein Gelübde zu wiederholen, ihn aller Gefahren zum Trotz noch einmal zu ſehen, und mehrere Fragen vorzulegen, welche ſich in meiner Seele regten, und mehr ſeine Geiſtesſtimmung als ſeinen Bericht, der klar und deutlich genug war, betrafen. Daher war mein erſtes Wort an Nicolo, als dieſer ſich der Abrede gemäß zur beſtimmten Stunde bei mir einfand: Könnt Ihr mich zu ihm führen?"

„Ich könnte wohl, — aber — er unterbrach ſich auf einmal ſelbſt mit der heftigen Frage: „Herr! was meint Ihr? ſoll er leben, oder — ich harre Eurer Ausſage mit mehr Unruhe, als er ſeines Urtheils! Sprecht!"

„Warum, verſetzte ich, nicht ohne Verlegenheit leiſe, wollt Ihr ihm das höhere Leben, worauf ſein Blick gerichtet iſt, nicht gönnen?"

„Ich verſtehe Euch, gab er eben ſo leiſe zur Antwort, wendete ſich von mir weg, und trocknete die Augen — dann kehrte er ſich wieder zu mir und ſagte mit ſtarker Stimme: Er wünſcht, daß Ihr wo möglich ihm ſeine letzte Furcht benehmen möget, die Furcht, daß die Euch überreichten Dokumente Euch nicht abgeneigt machen möchten Euer Verſprechen zu halten, und alsdann ob jene auch, die einzigen welche ihm zu Gebote ſtänden, zu Eurer Befriedigung, und zum Nutzen ſeiner Hinterlaſſenen dienen können! Zu meiner Befriedigung wenigſtens, gewiß! fiel ich ihm in die Rede; ſie haben mir den Gatten meiner Freundinn theuer gemacht.“

„Nun denn! fuhr er mit einem Seufzer fort; wenn Euch alles klar genug ſcheint, kann ich Euch nicht zu ihm führen; denn er hat nichts hinzuzufügen, und läßt Euch erſuchen ihn nicht mehr ſehen zu wollen. Er will mit Niemand, ſelbſt nicht mit Euch, auch nur ein Wort über die Vergangenheit wechſeln. Er fürchtet Geſinnungen in ſich rege zu machen, die ſeine nächſte Zukunft trüben möchten. Er hat noch eine kleine

Bitte an Euch, die ich Euch, wenn's Zeit iſt, mittheilen werde."

„Was in meiner Gewalt ſteht, erwiederte ich gerührt, ſey ihm vom Herzen gewährt!"

„Ihr werdet mich noch vor dem Ausgange der Sache wiederſehen! Der wird wohl nicht weit entfernt ſeyn. Er entfernte ſich ohne Antwort abzuwarten."

„Nicolo hatte ſich in ſeiner Vermuthung nicht geirrt. Es iſt begreiflich, daß ich; eben ſo ſehr, wie ich früher jede Nachfrage die Murani betraf unterließ, jetzt in geheim alles zu erforſchen ſuchte, was auf ihn Bezug hatte. Dem Arzte, der einen gewiſſen Ruf erlangt hat, und der in mehreren der angeſehenſten Familien einheimiſch geworden iſt, ſtehen viele Quellen, wodurch er was im Innern der Tribunäle vorgeht erfahren kann, leicht zu Gebote. So erfuhr ich auch bald, daß jenes Eingeſtändniß, das Murani ſo eben vor dem Gericht abgelegt, die nächſten Verwandten des Grafen, und die Freunde des Abbate, für beider Ruf beſorgt gemacht hatte. Murani wäre mit ſo kluger Beſonnenheit, ſo wohlberechneter Umſicht, ſo kühner Sicherheit aufge-

treten, daß die erſchrockenen Richter nicht heilſamer für ihre Begünſtigten verfahren konnten, als die einfache Anerkennung der Mordthat zu benutzen, und ohne auf tiefere Erörterungen, wegen der in Rom ausgelieferten Papiere, zu dringen, bloß mit dem Urtheil zu eilen, das ſolcher That unausbleiblich folgen mußte. Die Ergebenheit und ſichtliche Fügung in ſein Schickſal, womit der Verbrecher jenes anhörte, machten die Richter, welche auf ein umgekehrtes Benehmen gefaßt waren, geneigt, dem Verurtheilten alles zu bewilligen, wodurch das voreilige Urtheil, was auch in Zukunft ſich ereignen möchte, den Anſchein von Milde und Nachſicht gegen den Schuldigen erhalten könnte. — Eben dieſes hatte Murani beabſichtiget. Gewiß härter als ihn traf mich die Nachricht, daß jene Weiſſagung durch den Ausſpruch des Gerichtes genau in Erfüllung gehen würde; und die Hinzufügung: daß noch ſein Haupt dem verſammelten Volke zur Schau geſtellt werden ſollte, flößte mir ein erſchütterndes Entſetzen ein. Als nun die beſtimmte Zeit herannahete, und ich noch immer nichts von Nicolo erfuhr, ging dies Entſetzen in

eine ängstliche Unruhe über. Ich hätte gern alles hingegeben, um ihm die letzte Schmach ersparen zu können."

„Zwei Tage vor der Vollstreckung des Urtheils, ließ endlich spät Abends Nicolo sich bei mir anmelden. Nie hatte ich in so kurzer Zeit einen Mann sich so verändern gesehn."

„Wie unter einer großen Last niedergebeugt und wankend, stand er mit gesenktem Haupte vor mir, mit bleichen abgehärmten Zügen in dem hagern, ausgetrockneten Gesichte, ein lebendiger Schatten. — Kaum hörbar, als habe ihm der Gram selbst die Sprache geraubt, flüsterte er mit bebenden Lippen: „Wißt Ihr's!"

„Ich nickte ihm tief erschüttert ein Ja zu; denn auch ich konnte kein Wort hervorbringen."

„Mit dem Tode, fuhr er in demselben Tone fort, hört man auf ihn zu verfolgen! Wolltet Ihr seine irdischen Ueberreste begraben lassen? Er, wir beide wünschen es, daß Ihr es thun möchtet! Er theilte mir trifftige Gründe mit, aus welchen er es nicht so, wie es der Sterbende gern wollte, besorgen konnte,

und zugleich, auf welche Art ich mir durch den Arzt der Gefängniſſe die Leiche ausgeliefert verſchaffen könne. —"

„Gut — allein — ſein Haupt — wie findet es ſich in dieſe Schmach? wie können wir es der öffentlichen Rache entreißen?"

„Er lächelte bitter. „O!" ſagte er auf einmal muthig, „dafür iſt geſorgt. Die Züge, die Euch und mir lebendig vor Augen ſtehen, ſollen nicht dem Pöbel Preis gegeben werden. Das Gericht hat ihm erlaubt mit derſelben Larve, unter welcher er die That beging, auch deren Strafe zu leiden. Wir haben ſchon die entſtellende Tinktur bereitet. — Er bedeckt ſchon ſeine edlen Züge. — Ich ſoll ſie nur einmal todt wiedererblicken, wenn ich nämlich das theure Haupt von der Schmach reinige. Ich ſelbſt bringe es Euch in Euer Haus, den nemlichen Abend, wo es den Tag gefallen. — Wohl iſt ſolche That hoch verpönt, und ſchwer auszuführen, doch zweifelt nicht. — Ich, Nicole Pepi, bringe es Euch! — und dann hat er auf dieſer Welt nur noch ein Geſchäft" —

„Ein Geſchäft? fragte ich. —"

„Das iſt mein Geheimniß!"

„Ich verſprach was der Unglückliche von mir verlangte; und redete mit Nicolo die geheimnißvolle Weiſe ab, wie ich jenem den letzten Liebesdienſt erweiſen, und wie ich mein ſchreckliches Erbtheil empfangen ſollte. Kein Wort von meinen Gefühlen in dieſen zwei Tagen. — Ich ging faſt wie in einem Traum umher, und ſuchte an dem beſtimmten Morgen eine Gelegenheit die Stadt zu verlaſſen; dazu kam noch, daß der Zufall es ſo gefügt hatte, daß meine Frau und ihre bejammernswürdige Freundinn, mit dem ahnungsloſen Unglücks-Sohn, denſelben Abend in der Stadt eintreffen mußten. Die völlige Einſamkeit, worinn wir in unſerm Hauſe zu leben pflegten, und die von mir getroffenen Maasregeln waren von der Art, daß gewiß keine von meinen Lieben ahnen konnte, wie furchtbar nahe ihnen dieſer blutige Tag anging. — Ich ſelbſt hoffte noch vor ihrer Ankunft in Venedig zurück zu ſeyn; doch es war als verſpätete ein feindlicher Dämon meine Ruckkehr, und nicht eher

als bis die Nacht ſchon angebrochen war betrat ich mein Haus wieder. Aus den Briefen meiner Frau werden Sie ſich des ſchrecklichen Wunders erinnern, das ſowohl ſie als ihre Freundinn, kurz vor meinem Hereintreten, in Entſetzen und Verwirrung geſetzt hatte; bei der verworrenen Erzählung meiner Frau begann ich den wahren Zuſammenhang zu ahnen, und flog in mein Arbeits-Zimmer. Mein Gehülfe, eigentlich nur ein vieljähriger Bedienter, und bei dieſem Geheimniß mein einziger Vertrauter, kam mir erſchrocken und bebend entgegen. Er erzählte mir: daß er kurz vor meiner Ankunft, von dem geheimen Orte, der ihm zu der traurigen Ueberlieferung bezeichnet war, mit ſeiner blutigen Laſt zurückgekehrt ſey; Nicolo hatte ihm dort, verlarvt und höchſt erſchöpft, jene überreicht, und mit faſt erſtickter Stimme nur die Worte hinzugefügt: „In dieſem übergebe ich Eurem Herrn mein theuerſtes Vermächtniß: ich beſitze nun nichts mehr in dieſer Welt, und habe nichts mehr in Venedig zu thun. Bringt ihm zugleich mein letztes Lebewohl, denn er ſieht mich nie wieder.“ Hierauf hatte er ſich ſchnell entfernt,

und mein Vertrauter hatte ſich unvermerkt in mein Haus geſchlichen; weil er wohl vermuthen konnte, daß die beiden Damen während ſeiner Abweſenheit angekommen waren. Er war ungeſehen in mein Zimmer gekommen, und da er daſelbſt, meinem Befehle gemäß, weil ich keine ſicherere Stelle in dem ganzen Hauſe kannte, — denn obgleich meine Frau von ihrem Zimmer dahin gelangen konnte, pflegte ſie doch nie dieſen Saal in meiner Abweſenheit zu betreten, — das wieder von der Farbe und vom Blute reingewaſchene Haupt hingeſtellt hatte, nahm er, um den widrigen Anblick zu mildern, das blutbefleckte Tuch worinn es verhüllt geweſen war hinweg, und warf einen mußelinenen Schleier darüber. Er war kaum wieder in das Vorzimmer getreten als meine Gattin, die er dort verſand und willkommen hieß, ihm im Vorbeigehen leiſe und geheimnißvoll zuflüſterte: ob der Kopf beſorgt ſey? Höchſt beſtürzt gab er ihr ungewiß und verwirrt ein eben ſo leiſes Ja zurück, und bemühete ſich vergebens zu erſinnen, wie ihr ein Geheimniß bekannt geworden wäre, das ſie am allerletzten erfahren dürfe; als ihre Kammerfrau

ihm eine marmorne Büſte überbrachte, mit dem Befehl, ſie heimlich in das Arbeitszimmer des Herrn hinzuſtellen. Nun begriff er den Zuſammenhang, und eilte das Geſchäft auszuführen; allein eben wie er den Schlüſſel in die Thüre ſtecken wollte vernahm er ein dumpfes Geſchrei, und als er in den Saal trat ſchwankten beide Frauen, ſich gegenſeitig unterſtützend, aus der entgegengeſetzten Thür, die in das Zimmer meiner Gattin führte, hinaus.“

„Ich beſann mich einen Augenblick, und da ich es für wohlthätiger hielt, hier noch einmal ein angebliches Wunder obwalten zu laſſen, als Manuelas überſpannte Seele, und das reizbare Gemüth meiner Eliſe, der fürchterlichen Wahrheit hinzugeben, ließ ich ſogleich den mir zugedachten Apollokopf hinſtellen, und gab, als ich wieder in die Mitte der Frauen trat, vor, daß ich nur dieſen an der bezeichneten Stelle gefunden habe.“

„Nachdem ich noch einmal tief bewegt die edlen, jetzt wie verklärten Züge des freiwilligen

Büſters betrachtet hatte, ließ ich das bleiche Haupt zu den übrigen geretteten Gliedern, in den ſchon beſorgten Sarg legen, und ihn in aller Stille, an die Seite des vorangegangenen Bruders, in die Gewölbe von St. Moiſe ſenken. Die kühne Entwendung des hochaufgeſtellten Hauptes, und das plötzliche Verſchwinden des Gefangenwärters, deſſen Treue doch kein Verdacht treffen konnte, war ein Räthſel, das nur ſehr wenige löſen konnten; auch beſchäftigte es Venedig nur einige Tage, wo irgend ein neues Ereigniß es wieder in Vergeſſenheit brachte. Nie hat man meine Bekanntſchaft mit dem Hingerichteten geahnet.—"

„Kurz nachher machte ich eine Reiſe nach Rom, nahm die mir anvertrauten Dokumente mit, und ſuchte den würdigen Baldi kennen zu lernen, der keinen Augenblick in ſeinem Eifer für die Orbitelliſche Sache erkaltet war. Ich theilte ihm alle Papiere mit. Durch dieſe, verbunden mit den mündlichen Berichten, die ich ihm mittheilte, gewann die ganze Sache eine klarere und beſtimmtere Geſtaltung, die uns einen glücklichen obgleich langſamen Erfolg ahnen ließ. Aus

Schonung gegen den alten Orbitelli, der noch immer zwiſchen Furcht und geheimer Sehnſucht getheilt, der Rückkehr des verſchwundenen Fremdlings, der ihm ſo weſentliche Dienſte geleiſtet, zu harren ſchien, wurden wir einig, ihm die Hinrichtung von dem Mörder des Grafen Laduovo zu verſchweigen; wir fühlten beide daß dieſe Nachricht, — wovon ein tief eingewurzeltes Vorgefühl ſein ganzes Leben faſt vergiftet hatte, ihm das Herz brechen würde. — Auch ſollte ich, um unſer Geheimniß nicht unnütz der Welt Preis zu geben, mich ruhig und ſtill verhalten, bis er mich entweder zu öffentlicher Thätigkeit oder geheimer Theilnahme aufforderte. Wir merkten deutlich, daß es dem reichen und eben nicht ſchlechtgeſinnten Erben und der Familie des Grafen, nicht ſo ſehr um ſein nachgelaſſenes Vermögen, und die von Baldi zurückgefoderten, bedeutenden Kapitalien, als um den Ruf ihres Verwandten, und die Sicherheit ſeiner Mitſchuldigen zu thun war. — Beides konnte und mußte gefährdet werden, wenn die Ehre des Orbitelliſchen Hauſes hergeſtellt würde. So wurde die Sache lange hingehalten. — Bis vor kurzem der

leidende Vater plötzlich starb. Ein Zufall mußte ihn mit Muranis schon vor drei Jahren erfolgter Hinrichtung bekannt machen. Unsere Ahnung traf ein. Sein Entsetzen, das deutlich genug verrieth wen er in dem Thäter geahnet hatte, schnitt den mürben Faden seines Lebens ab. Er hatte kaum Zeit seinen letzten Willen abzufassen, als er in den Armen des Prios seines Klosters verschied. Die Wirkung, welche sein Tod bei seinen Widersachern hervorbrachte, ist Ihnen bekannt. — Allein Baldi wollte die schändliche Bedingung, die der schon dadurch unrechtmäßige Erbe sich gefallen ließ, nicht anerkennen, eben so wenig wie ich den Erben. Jetzt war der rechte Augenblick da, und Baldi forderte mich, der ungeduldig seines Rufs harrte, zum Handeln auf."

„Jetzt erst habe ich meiner Gattin den wahren Hergang des letzten Wunders entdeckt, als ich ihr alle die natürlichen Wunder zu erklären für nützlich hielt. Auf Manuelas Gemüth hatte der fürchterliche Anblick, eben weil sie ihn für eine geisterartige Erscheinung hielt, einen wohlthuenden

Eindruck gemacht. Aus den Briefen meiner Frau werden Sie gesehen haben, daß sie dadurch, kraft des Systems das sie sich selbst gebildet, auf die Hoffnung, den Geliebten in dieser Welt weder als eine lebendige noch todte Erscheinung wieder zu sehen, verzichtet hat; die wundervolle Vergangenheit ist ihr eine tröstende Ueberzeugung einer heimlichen Einwirkung des glänzenden Geisterreichs, dem sie sich seit ihrer frühen Jugend, mit so viel Unerschrockenheit und so auffallender Neigung genähert hat. Eben diese Stimmung ihrer Seele mußte sie, wie sie meint, in diese für blinde Menschenaugen unerklärbaren Verhältnisse bringen die ihr das Vorgefühl einer höhern Liebe eingehaucht haben."

„Wir hüten uns wohl der, schon halb verklärten, Betrogenen merken zu lassen, daß jene uns nur zu sehr in irdischer Wirklichkeit erklärbar vor Augen stehn. — Bald fürchte ich — wird ihr von einem höhern Lichte durchdrungener Geist unsrer Freundschaft die kurze Täuschung, worinn wir sie lassen, verzeihen! Denn nur ein Band scheint sie noch an die Erde zu binden —

ein bittrer Schmerz — die Zukunft des geliebten Kindes, das sie vor der Welt das ihrige zu nennen sich scheuet, weil ein Räthsel seine Geburt verhüllt, das die insipide Meinung nur ihr zur Schmach auflösen könnte. — Es ist als erwarte sie zu ihrer Ruhe nothwendig noch ein Zeichen von dem unsichtbar gewordenen Wesen, um sie zu belehren, ob dieser kleine Genius, so wie nach ihrer Voraussetzung der Vater, nur eine von Aether und Erdenstaub leicht verkörperte Gestalt besitze, und bestimmt sey sie mit den leichten Ketten seiner holden Kinderarme in dem Erdenkerker zu fesseln — oder ob er der Erde wirklich angehöre, und ob die Welt auf dessen Leben und Thätigkeit Ansprüche habe, der, die Frucht einer geheimnißvollen Stunde, sich dort keinen Namen anmaaßen dürfe, und seinen Ursprung in den Gräbern oder im Himmel suchen müsse. Es ist als halte der Schmerz sie ängstlich umfangen, den Sohn nicht mit sich zu dem Vater hinüber führen zu dürfen, den Sohn, welcher durch keine sichtbaren Zeichen bewähren könne, daß er hier in der Welt zu Hause sey, und Rechte habe.“ Sie zittert seine äußere Lage der Willkühr ihrer kranken Mutter und Ver-

wandten überlaſſen zu müſſen, welchen letztern dadurch Spielraum gegeben würde ihr Andenken mit Schmach zu bedecken, — und ſo kann ſelbſt der Gedanke, daß ſie ihn in unſern Armen gut aufgehoben weiß, ſie nicht tröſten. — Ich ſinne nur wie ich dieſen Zwieſpalt in ihrem Innern beſchwichtigen kann; und ſo habe ich Sie, ehrwürdiger Herr, auf den Punkt geführt, von wo aus ich Sie wohl bitten möchte, uns mit hülfreicher Hand und noch mehr mit herzlichen Worten beizuſtehen, um in das ſo mannichfach geängſtete Gemüth unſrer duldenden Freundinn, die ſanfte Ruhe, welche ſie ſo unſchuldig verwirkt hat, wieder zu bringen." —

Hier ſchwieg Sandrini. Dankbar für ſein Vertrauen, jedoch tiefſinnend ergriff ich die Hand des wackern Mannes. Der Zuſtand der ſtillleidenden Mutter, des mir immer lieber und wichtiger werdenden Kindes, hatte auch mich mit reinem Mitgefühl ergriffen; „möge denn," ſeufzte ich, „die wohlthätige Täuſchung ſie in dieſem

Leben beglücken, die ihre Begriffe von Tugend und Sittenreinheit so tief verletzende Wahrheit kann jenes nur mörderisch berühren!“ Ich sann darauf, wie ich beides, Wahrheit und Trug, zu einem der Mutter und dem Sohne gleich nützlichen Endzweck vereinigen könnte. — Ich bat Sandrini mich nur wenige Stunden ganz ungestört mir selbst zu überlassen. Ich brachte sie in Ueberlegung und Gebeten zu; da fiel mir wie durch Inspiration der Ring ein, den Sandrini von dem armen Sismondo empfangen hatte, und noch aufbewahrte.

Mit dem freudigen Gefühl, diesem kleinen Kreis von guten und vertrauenden Wesen eine völlig beruhigende Ueberraschung geben zu können, und auf die Gefahr meines vielleicht mehr, als billig vergessenen Systems, eilte ich, mir einen lebendigen Ersatz in der Ergebenheit glücklicher Menschen, und in dem Vorgenuß der Dankbarkeit eines kleinen Wesens, für dessen Seelenadel, die nur einer höheren Welt ergebene Mutter, und ein nach langen Kämpfen edel gestorbener Vater mir bürgte, zu gewinnen. Ich ließ ohne Verzug

Sandrini rufen, und da er zu meiner innigſten Freude noch einmal erklärte, daß er mir völlig vertraue, bat ich ihn mir jenen Ring zu übergeben, und die Stunde zu beſtimmen, in welcher der ſchwache körperliche Zuſtand Manuelens mir erlaubte, ſie zu beſuchen; auch wünſchte ich ihn und ſeine Frau bei ihr vorzufinden. — Er ſah mich verwundert an, doch mein heiteres Lächeln beruhigte ihn ſogleich. — Er verſprach es — und ſchickte mir den Ring.

Bis dahin ordnete ich mein Vorhaben in meinen Gedanken; rief meinen alten Ulrich, dem ich zu ſeiner größten Freude ankündigte, daß ich mein Incognito ablegen wollte. Er half mir meine Prälatenkleider anziehn, und meine Ordenskette anlegen. So geſchmückt erwartete ich von Sandrini gerufen zu werden. Er kam ſelber um mich abzuholen; ich ließ ihn aber bitten, mich bei Manuela anzumelden.

Von meinem alten Ulrich ließ ich mir kurz nachher die Thüre ihres Zimmers öffnen. Sandrini und ſeine Gattin ſaßen an der Seite des Sopſa's, worauf ſie ſich recht ſchwach in halb-

liegender Stellung befand, der kleine Deodat spielte mit den frischen Blumen, die ihm von ihrem Busen entgegendufteten.

Als nun der fremde, so feierlich geschmückte Prälat eintrat, standen sie alle überrascht auf; selbst Manuela erhob sich befremdet. Sandrini eilte mir verlegen entgegen; nur mein kleiner Pflegesohn erkannte mich sogleich. Trotz der ungewöhnlich schimmernden Hülle, stürzte er, während die Uebrigen bestürzt da standen, zu mir hin, schmiegte sich an meine Knie, und rief: „Ey Väterchen! wie bist Du geputzt?"

Das freuete mich nun unendlich; ich hob ihn auf meine Arme, und sagte lächelnd; „muß denn der süße Knabe mich immer bei Euch einführen? braucht's seine unbefangne Liebe, um Euch zu belehren, daß diese Euch an mir unbekannte Tracht, keine Scheidewand zwischen guten Herzen, die sich einmal verständiget haben, errichten könne.

Mit dem Ausruf „Wie!" schlug sogleich Sandrini freudig ein. Die Frauen aber betrachteten mich schüchtern. Ich nahete mich Manue-

len, die erröthend die Augen auf mich heftete, mit inniger Rührung. „Ich komme diesmal," redete ich sie freundlich an, „als ein Diener des Herrn, um das laut auszusprechen, was ich bei meinem vorigen Besuch nur anzudeuten wagte. Ich komme um Sie über das Geschick dieses holden Kindes zu beruhigen, denn wenn nicht schon dieser mir bekannte Ring an Ihrem Finger, der einst mir angehört hat, mir ein Recht zu Ihrem Vertrauen verleiht, so würde dieses Zeichen, das ich mich beauftragt fühle, Ihnen zu übergeben, es ohne Zweifel auf die befriedigendste Weise thun."

Ich legte den Ring in ihre Hand.

Sie ergriff ihn überrascht, drückte ihn innig an ihre Brust, und versetzte mit freudiger Entschlossenheit: „Ein Zeichen habe ich längst erwartet. — Und eben dies überhebt mich aller irdischen Verpflichtungen. — Er mahnt mich, daß er mich jenseits schon lange erwartet. Woher haben Sie ihn?"

„Von einem Todten!" gab ich zur Antwort. — Fragen sie mich über nichts mehr,

wir verstehen uns doch beide ohne Fragen. Er gehört dem Sohne eines entrückten Vaters. Es wird uns, die Freunde seiner Familie und der Ihrigen, gelingen ihm durch dies Zeichen, durch unsre Bemühungen und Zeugnisse, den Namen Orbitelli, und die Rechte seines Namens zu bewahren. Er ist nicht vaterlos, denn ich, wir alle wollen ihm Vater und Verwandte seyn, und es kommt auf Sie an, ob auch Sie einen Namen tragen wollen, den Ihnen die Kirche nicht verweigern wird. Meine Würde und mein Ansehen werden leicht ein Band, selbst nach dem Tode, knüpfen, dem Gott einen Segen verliehen hat, der auch den Segen seiner Diener hervorrufen muß."

„Ich darf ihn anerkennen?" rief sie entzückt, „laut und offenbar ihn, mich Orbitelli nennen?"

„Laut und offenbar!" sagte ich ruhig. Sandrini und seine Frau sahen mich bißbilligend an.

„Laßt denn," sagte Manuela, indem sie körperlich erschöpft, geistig aber wie verklärt, die Hände wie zu einem Dankgebet faltete, „laßt die

Thür öffnen, damit es alle hören, damit ich ihn vor allen Leuten so theuren, so würdigen Händen übergeben kann. — Ich habe keine Zeit zu versäumen." — Sie zog ihren Ring schnell ab und legte ihn vor sich hin bei den andern. — „Dem Sohn gehören die irdischen Zeichen," fuhr sie schwach fort; „ist es mir doch, als hätte meine Seele mit diesem Reif die Erde samrt ihren Fesseln abgestreift, denn sie vernimmt nun den Ruf der Geister — seinen Ruf — des Vaters. — Komm Deodat! mein, mein Sohn! daß ich Dich und diese Stunde segne!"

Sie umfaßte heftig den Knaben, drückte ihre Lippen an die seinigen, und sank so mit um ihn geschlungenen Armen halb über ihn, der aufrecht vor dem Lager stand, nieder.

Die Freunde betrachteten . so wie ich, hingerissen die innige Umarmung, die, daß sie Mutter sey, offenbar und ohne Vorbehalt darlegte. — Beide sahen mich unschlüssig an, als wollten sie mich fragen, ob sie auch, Manuelens Wünschen gemäß, die Thüren der Dienerschaft öffnen sollten. — Auf einmal stieß der Knabe ein ängst-

liches, weinerliches Geschrei aus. — Die Mutter blieb unbeweglich. —

Wir traten alle erschrocken hin, um sie aufzurichten. Ach! Ihre Seele war über die Rosenlippen des Kindes, wie über eine Brücke von Morgenroth und Himmelsthau, in die Ewigkeit hinüber gewandelt. Ihren letzten Hauch hatten seine Küsse eingesogen.

„Sie hat uns in einer seligen Stunde verlassen," nahm Sandrini endlich tief erschüttert das Wort. — „Möge Ihnen! Hochwürden Gnaden! die Erfüllung Ihrer schönen Verheißung nicht schwerer fallen, als die — vielleicht vorschnelle...."

„Nicht vorschnell," fiel ich ihm, über diesen plötzlichen und doch so natürlichen Hintritt eben so erschüttert wie er, in die Rede, „nicht vorschnell — denn in meinem Willen ist sie ja schon erfüllt. — So erkennt denn in mir den Prälaten Gotthard Gaudentius von M**, den man in Rom als Gegner dieses anmuthigen Kindes erwartet, und der nun selbst seine Sache vertheidigen wird. Euer

ſchönes Vertrauen hat meine völlige Ueberzeugung bewirkt, und was Ihr mir gabt, wird Euch in mir auch nicht täuſchen.“

So wurde die Todesſtunde der jetzt hellſchauenden Freundinn die Siegesſtunde ihrer irdiſchen Nachlaſſenſchaft, des Vertrauens, der Freundſchaft, der zärtlichſten Liebe, ja die Stunde des herzlichſten Bundes zweier Gegner, die ohne mein glückliches Zuſammentreffen mit dem vermeinten kleinen Teufel, vielleicht im ſündlichen und verzehrenden Feuer gegen einander entbrannt wären.

Unſer Schmerz bei dem Anblick der ſchönen Leiche war, ſelbſt bei mir, der doch vielleicht in gutgemeintem Eifer dieſe Stunde ſchneller als ſonſt herbeigeführt, mehr erhebend als herzzerreißend. Sie, die noch keinen Todten beweint hatte, ſollte von oben zwar ernſte doch zufriedene Geliebte um ihre Leiche erblicken.

So endigte die Geſchichte einer kurzen geheimnißvollen Liebe, deren ſüße Frucht ſchön und kraftvoll, unter meiner vor Freude oft überſtrömenden Augen, reift. — Nur noch wenige Blät-

ter um kürzlich den Ausgang der Verwirrungen, die noch nicht gehoben waren, zu berichten.

Bald waren wir alle in voller Thätigkeit. Manuelas Ueberreste wurden in St. Moise zwischen zwei von allen, nur nicht von den Freunden und mir, ungekannten schlichten Särgen, weit von dem gräflichen Grabgewölbe, wo noch die Leiche des Vaters sich dicht an der seines ärgsten Feindes befand, beigesetzt. Der alte Jacob, der seinen eignen Wünschen und meinem Versprechen zufolge, nach seiner geistesstumpfen Gebieterinn in Tyrol zurückging, brachte ihr die Nachricht von dem Tode ihrer Tochter, mit der tröstenden schriftlichen Betheuerung von mir, daß Deodat kein Sohn des Teufels wäre, sondern ein anerkannter Sprößling desselben Hauses und desselben Namens, mit dem sie einst die, vom Vater geheiligte, Verbindung aus allen Kräften zu hindern gestrebt habe.

Auf meine Bitten gab Sandrini, in dessen Augen, und noch mehr in denen seiner Gattinn, Venedig seine wenigen Reize verloren hatte, seine Verbindungen dort auf, um sich bei mir in Rom niederzulassen. Sie wollten mir, den mir so

theuer gewordenen Knaben nicht entreißen, und ihn auch nicht gern verlaſſen. Unſere Reiſe ging glücklich von Statten; doch flüſterte mitten in meiner Zufriedenheit ein leiſes Herzklopfen mir zu, daß, obgleich ich eigentlich nicht zu vorſchnell gehandelt hätte, ſo würde es mir doch vielleicht noch viel Zeit und Mühe koſten, den alten ſtumpfen Oheim meiner gewiß rechtlichen Anſichten theilhaftig zu machen, und es freuete mich daher, daß der eigentliche Zuſammenhang dieſer merkwürdigen Begebenheit, eben ſo ſehr wie vorher, ein Geheimniß war. — In Siena angelangt, fand ich einen Brief vor, der mir berichtete, daß mein vier und neunzigjähriger Oheim, ohne meine Ankunft abzuwarten, das Zeitliche geſegnet hatte; mich jedoch vorher zu ſeinem geſetzlichen Erben eingeſetzt habe, ohne irgend eine Verpflichtung rückſichtlich des Kloſters hinzu zu fügen. — Wahrſcheinlich hoffte er, mich feſt genug an dieſes gebunden zu haben, indem er dafür geſorgt hatte, daß ich die Ernennung zu ſeinem Nachfolger zugleich mit der Nachricht von ſeinem Tode empfing.

Meine Hände waren nun ganz leer, und der Sieg mein. Noch vor meiner Abreiſe von Ve-

nedig hatte ich durch mein Ansehen, und durch meine und Sandrinis gemeinsame Betriebsamkeit es dahin gebracht, daß der Abbate, der schon durch eine unerschrockene, geheime Ermahnung von meinen Freunde, zu einer ängstlichen Ruhe genöthigt war, es nun übernahm, gegen beruhigende Versicherungen von unsrer Seite, alle Hindernisse, die der Ehrenherstellung des Orbitelli bisher in dem Wege gestanden hatten, hinweg zu räumen.— Und so kam es nur ganz allein auf mich und Sandrini an, welche Mittel wir einschlagen wollten, um die Rechte unsers kleinen Schützlings ohne Aufsehen in Zukunft befriedigen zu können.

Ein besonderes Zusammentreffen, das nicht ohne Segen war, sollte uns noch werden. Eben in Siena, wo wir jene Nachricht aus Rom empfingen, und deshalb, da der Gegenstand unsrer Eile uns entrückt war, daselbst einige Tage auszuruhen beschlossen — hörten wir von einem Frommen, der sich seit ein Paar Jahren in dem nahen Felsenthal angesiedelt hatte; und von welchem, unter der Benennung: der Einsiedler im Sarge, viel gesprochen wurde. — Er hielt sich

den ganzen Tag in einem von ihm ſelbſt verfertigten, hölzernen Sarge auf; den er in einer dunklen, von der Natur gebildeten Höhle aufgeſtellt hatte, nachdem er zuvor die Höhle mit Thüren und Verſchlägen ſo verſehen, daß er von keinem Thier gefährdet und von keinem Menſchen, ohne ſeinen Willen beſucht werden konnte. Wirklich nahm er in ſeiner Behauſung ſelbſt niemand auf, und es war klar, daß ſeine ſonderbare Lebensweiſe, die er lange ſehr heimlich gehalten, und die, eben ſo wie er ſelbſt, nur durch einen Zufall entdeckt ward, nicht auf Prunk vor der Welt, ſondern nur auf ſtrenge Buße abgeſehen war. Dieſe Höhle umſchloß nun nichts als den erwähnten Sarg; über dieſen war der Deckel ſo befeſtigt, daß der Einſiedler, wenn er in jenem ausgeſtreckt lag, ihn ſo nahe über ſich herunter laſſen konnte, daß nur der zu dem Athmen nöthige Luftzug frei darunter durchſtrömen konnte. — Darinn ruhete er nun die Nacht, und den ganzen Tag auf feuchten, modrigen Hobelſpänen; doch zur bequemen Ruhe war dieſes Lager nicht gemacht, denn von innen war der Sarg auf beiden Seiten, ſo wie auch über ihm der Deckel, mit Dolchſpitzen

beſetzt, ſo daß er ſich faſt nicht bewegen, nicht einmal umdrehen konnte, ohne ſich an den ſcharfen Spitzen zu verwunden, nur des Morgens verließ er denſelben, um in einer Art Vorhalle vor der Höhle, wo er einen Altar mit einem Kreuz, und einen aus einem Kurbis gebildeten Todtenkopf errichtet hatte, ſeine Andacht zu verrichten, und des Abends, um die wenigen Lebensmittel zu verzehren, die ihm mitleidige Landleute in die Vorhalle hinlegten, welchen er, ſo wie allen andern, um dieſe Zeit ſichtbar war. — Doch war er ernſt und ſprach wenig, und ſchlug die Bitten derer, die ihn erſuchten ihrer in ſeinen Gebeten zu gedenken, faſt zornig mit den Worten ab: daß er genug für ſich abzubitten habe, und bloß um ein ſeliges Ende für ſich, und nur für das Heil einer Seele flehe.

Dieſes ſonderbare Gerücht machte unſre Neugier rege, und in der nächſten Abendſtunde begaben wir uns ſämmtlich, ich den kleinen Deodat an der Hand, in den Wald. — Wir trafen den Eremiten vor der Höhle; die wenigen Landleute die bei ihm waren wichen bei unſrer Ankunft ehrerbietig zurück. — Als wir uns naheten, be-

trachtete er Sandrini scharf, und nach ihm den Knaben, und sank plötzlich mit dem Ausruf: „Ist ers? Ja er ists" vor ihm nieder.

Da erst erkannte Sandrini Nicolo in ihm, und er stand uns willig Rede. Sismondos Tod hatte ihn in die Welt getrieben. — Das Geschäft, welches er sich vorgesetzt hatte zu beendigen, war: jenen zu rächen. — Den elenden Murani, der seiner Meinung nach in Sismondo den Sohn verrathen hatte, wollte er niederstoßen und dann sterben. — Daher zog er nach Bologna, in Muranis Nachbarschaft. Er wartete lange und vergebens auf eine Gelegenheit; allein jede Nacht war es ihm, als stelle sich Sismondos ernste Gestalt seufzend vor seine Augen, und wiese mit traurenden, doch zugleich verklärten, Blicken auf sich selbst, wie er, dessen Thaten doch reiner als die des Nicolo gewesen, sie durch einen freiwilligen Tod abgebüßt habe. — Es war als hielte die Erscheinung des Jünglings ihn ab, den Mann zu tödten, der jenem im Leben durch seinen Verrath Veranlassung gegeben, die Gedanken auf das Innere zu lenken, und das zeitliche Leben hinzugeben, um das höhere zu erretten. In Sis-

mondos Blicken ſchienen Mitleid und Zorn zu wechſeln; doch der Ausdruck des letztern verſchwand immer mehr und mehr, als Nicolo endlich einſah, daß, er der große Sünder, auch nach dem Tode des Freundes nach ſeinen Willen befolgen müſſe, und ihm bis an ſein Ende nur eine ſtrenge Buße übrig bliebe.

Kurz nachdem er die Rache aufgegeben, erfuhr er den Tod des Murani. Er hatte ſich in Verzweiflung über die zerrütteten Umſtände ſeines Hauſes, wie es hieß, und da mehrere ihm gemachte Verſprechungen noch immer nicht in Erfüllung gingen, aufgehängt. — Dies eben zu der Zeit eingetroffene Ereigniß gab Nicolo die Ueberzeugung, daß dieſer Selbſtmord ſo lange aufgeſchoben wäre, um ihn durch Verſuchungen zu prüfen, und da er dieſe glücklich überwunden hatte, erſt vollzogen ſey, um ihm anzudeuten, daß doch niemand der verdienten Strafe entgehe; und ſo war nun der Verräther durch die eigne Hand ſchwerer, und für ſein ewiges Heil härter, getroffen, als es durch die ſeinige hätte geſchehen können. —

Da wurde Nicolo von der Gnade des Himmels ergriffen, und hatte ſich dieſe ſchwere Buße

auch freiwillig aufgelegt. — Er ſahe es als das erſte Zeichen einer begonnenen Verzeihung des Himmels an, daß er noch in dieſem Leben durch den Anblick von dem Kinde ſeines Sismondo beglückt werden ſollte. — Doch wagte er Deodat wie eine ſinnliche Erſcheinung nicht zu umarmen, nicht einmal ihm zu nahen. Er betrachtete ihn nur in ehrerbietiger Ferne, unter heißen Thränen. —

„Von jetzt an wäre er überzeugt," betheuerte er, „daß Sismondes ernſte Geſtalt, die ihn noch immer vor der Hölle warnte, ihm nicht mehr erſcheinen würde, ſondern das Kind als Engel vor ihn treten werde, der ihm Gnade verkündete, und den Himmel öffnete. — Nun wußte er, daß er ſich bald nicht mehr aus dem Sarge erheben würde.

Es war indeſſen ſpät geworden, und er zog ſich plötzlich in ſeine dunkle Behauſung zurück. —

Dieſe Erſcheinung erhob mein Herz. So mußte Sismondes Leben, erſt im Tode edel und nachahmungswürdig, ein ſegenbringendes Andenken nachlaſſen. Es hat das Leben deſſen gerettet, der ihn verrieth, einem Morde vorgebeugt, und Reue in ein Gewiſſen gebracht, das eine lange Gewohn-

heit mit Blut befreundet hatte; und so darf der liebe Deodat sich keines seiner Eltern schämen. —

Ihm zu Liebe denke ich nicht mehr an meine 47 mühsam ausgearbeiteten Hefte. Mein System der Heilkunde mag sich nun in meinem Bestreben für das Heil seines Lebens und seiner gesunden Seele verlieren. — Beide in ihrer eignen angebornen Schönheit recht und heilsam zu entwickeln, füllt nun alle Stunden meines immer tiefer sinkenden Abends aus. — Einst will ich ihm das Resultat meiner vieljährigen Studien nachlassen. Er thue damit was er nur wolle: was zu meinem Ruhm beitragen kann, wird er nicht verabsäumen; allein in ihm soll mir doch der beste Ruhm blühen. — Schon erfreut er sich einer glänzenden Gesundheit an Leib und Seele. — Sein Fuß ist ganz geheilt; und weder am Körper noch an Gesinnungen wird ihm ein Pferdefuß je hervorbrechen. —

Berichtigungen einiger störenden Druckfehler.

1r Theil Seite 82 Z. 9 v. u. lies: es mit inniger Dankbarkeit.
— — 156 Z. 6 v. u. — noch nicht öffnen.
2r Theil — 43 Z. 4 v. u. — Einwirkungen der Geister.
— — 1[illegible] Z. [illegible] — ich nur Dich.